Mehr als zehn Worte

gegen

Ein Wort

des

Herrn Generallieutenants von Diericke

über

den preußiſchen Adel;

nebſt

einigen Bemerkungen

über

den Adel im Allgemeinen,

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

V.G.B

Als Adam wehte, und Eva ſpann,
Wo war da der Edelmann?

Leipzig und Merſeburg 1818,
in Ernſt Kleins
literariſchem, biographiſchem, Kunſt- und Commiſſions-
Comptoir.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorerinnerung.

Wenn man sich von Jugend auf an eine gewisse Ordnung im Denken, und im Vortrage des Gedachten gewöhnt hat; so ist es wirklich nicht leicht, gegen ein Werk zu schreiben, dessen Verfasser bald wieder Ceder, bald vom Ysop, bald vom Zaunkönige und bald vom Elephanten redet, so wie es [illegible] den Sinn und in die Feder kömmt.

Auf dem Titel seiner Schrift hatte der Herr Generallieutenant von Diericke freilich nur Ein Wort versprochen; allein er hat weit mehr geleistet, als er versprochen hat, denn seine Leser sind von ihm mit einem solchen Ueberfluß von Worten beschenkt, daß es fast unmöglich ist, dann und wann einen Gedanken heraus zu finden. Vielleicht mag es dereinst mit der Rechenschaft von unnützen Worten so genau nicht genommen werden; indessen möchte ich doch unnöthiger Weise mich nicht verantwortlich machen, und werde deshalb, statt den Ideensprüngen Sr. Excellenz Schritt vor Schritt zu folgen, nach Möglichkeit

die chaotisch durch einander geworfenen Gegenstände, so wie sie zusammen passen, zu ordnen und darzustellen suchen.

Diese neue Anordnung würde jedoch, wenn sie durchaus nach den Regeln der strengen Logik geschehen sollte, dem Leser, welcher die von Dierickesche Schrift mit der meinigen füllte vergleichen wollen, gleichfalls sehr belästigen, und daher werde ich der Gedankenfolge des Herrn von Diericke möglichst mich anzuschließen suchen. Nur die Zusammenstellung ganz fremdartiger, einander widerstreitender Gegenstände werde ich vermeiden, um meinem Geisteskinde kein gar zu buntes Jäckchen zu geben, worüber die „Hummeln, Wespen und Hornisse," ich meine die Recensenten, am Ende nur spotten und lachen. Demnach werde ich [illegible] den Feuerbränden und den vertrauten Briefen auf Addisons Sterbebette; von den Spartanern und der Sittlichkeit auf unsern heutigen Adel; von der Achtung, welche man diesem schuldig ist, auf die Ehrfurcht gegen Gott und unsern Erlöser; von der Schlacht bei Jena und Auerstädt auf die Vorzüge, welche der preußische Adel vor den übrigen Staatsbürgern verdient

hat, überspringen. Es giebt Dinge, die für sich allein betrachtet, höchst ernsthaft und ehrwürdig erscheinen, mit andern zusammen gestellt, aber ein lautes Lachen erregen.

Bloß hinsichtlich ihres Verfassers, jedoch nicht ihres innern Gehalts wegen ist die von Dierickesche Schrift bemerkenswerth. Der H. Gen. war ehemals Gouverneur Sr. Königlichen Hoheit, des Kronprinzen von Preußen; er erwarb sich in diesem Verhältnisse die Gnade des Königs, und so viel ich weiß, auch die Achtung des Publikums. Die Aussprüche eines solchen Mannes werden nur zu häufig als Orakel betrachtet, wenn sie gleich eben so wenig, wie diese durch Gründe unterstützt sind; ja selbst wenn Erfahrung und Vernunft ihnen offenbar widersprechen. H. v. Diericke's Aussprüche könnten sogar gefährlich für das Wohl ganzer Völker werden, wenn irgend ein jetziger oder künftiger Regent sie zur Norm seiner Handlungen wählen würde. Deshalb halte ich, als deutscher Vaterlandsfreund, es für meine Pflicht, hier einige von den Ergebnissen der Prüfung mitzutheilen, die ich in Hinsicht sowohl der Ansprüche des preußischen, als jedes andern Erbadels anstellte. Was

ich hier unerörtert lasse, werde ich in einem andern Werke umständlicher abhandeln.

H. Gen. v. Dier. ist freilich nicht so ganz damit zufrieden, daß Jeder in Deutschland „das Recht hat, seine Ansichten, Gedanken und Meinungen frei, laut, und öffentlich von Dächern,*) und Tribunen, wie nicht weniger auch (sin!) durch gedruckte Schriften verlautbaren, (!) letztere sogar (warum denn: sogar?) zu Handelsartikeln machen, und als solche weit umher in der Welt verbreiten zu dürfen.“ Aber für dies schöne Recht haben wir ja gekämpft, geblutet und gelitten; es war ein Hauptgegenstand unsers Ringens in den verhängnißvollen Jahren von 1813, 1814 und 1815, und ohne dasselbe wären jene Kriege wenig mehr, als bloße Kaffee- und Zuckerkriege gewesen, durch die nur der Gewürzkrämer gewonnen hätte. Darum soll auch kein Teufel es wagen, uns jenes herrliche Recht rauben zu wollen! Möge indessen jeder Schriftsteller, wie H. v. Dier. es fordert, als ein „Organ der Wahrheit, als

*) Das möchte doch wohl etwas halsbrechende Arbeit seyn!

ein der Weisheit und Tugend geweiheter Priester," nicht aber als ein selbstsüchtiger Baalspfaffe oder als ein eigennütziger Vertheidiger der fuglosesten Ansprüche erscheinen, welche dem Geiste der Zeit, den Rechten der Menschen und der Völker, und dem wahren Interesse der Fürsten so sehr widerstreiten!

H. Gen. v. Dier. sagt am Schlusse seiner Schrift, um sich sowohl gegen Widerspruch, als Spott sicher zu stellen: „Ich lebe in dem festen Vertrauen, daß in den preußischen Staaten viele rechtschaffene Männer leben, die es nicht ungerügt ansehen werden, wenn ich alter, meinen König und mein Vaterland liebender, und beiden treu und redlich dienender Mann von Buben (!) und Narren (!) in Flugschriften und ephemerischen Zeitschriften sollte gemißhandelt werden." Ich meines Orts, habe keine Satelliten, die ich zu meiner Vertheidigung auffordern könnte; ich muß ganz allein dem Schutze der Obrigkeit vertrauen; besitze aber im Nothfall Muth und Kraft genug, mich gegen jede Art von widerrechtlichen Angriffen, sie mögen geschehen, auf welche Weise und von wem sie wollen, zu vertheidigen. Ferne sey es demnach von mir, noch ehe mich Je

mand beleidigt hat, durch Ausübung des Schutzes meiner Freunde der mich schützenden Obrigkeit vorgreifen, und dadurch das Beispiel einer gesetz- und ordnungswidrigen, mit dem Faustrechte oder gar mit dem Banditendolche drohenden Selbstrache geben zu wollen.

Berlin, den 10ten März 1818.

Der Verfasser.

I.

Bemerkungen

über

den geistreichen Gedanken des Herrn Generallieutenants von Diericke über den Beruf und die Pflicht, das Verdienst und den Werth eines Schriftstellers.

Jeder Leser der Diericke'schen Schrift wird, gleich mir, erstaunt gewesen seyn, wie eine Abhandlung über die genannten Gegenstände sich dahin verirren konnte! Schon hieraus dürfte man vielleicht nachtheilige Folgerungen in Hinsicht des schriftstellerischen Berufs, Verdienstes und Werths Sr. Excellenz ziehen, die Manchen ganz von dem Lesen des Werks selbst abhalten möchten. *) Wenig-

*) Herr Generallieutenant von Diericke fordert, um seinen Schriftstellerberuf zu beglaubigen, am Schlusse seines Werks seine Bekannten auf, ihm zu bezeugen, daß er ein ehrlicher Mann und ein treuer Diener der hohenzollerisch-preußischen

stens mir wäre es beinahe so gegangen. Was soll, dachte ich, in einem Werke über den Adel, eine Abhandlung über Schriftstellerberuf, da doch so wenig Edelleute Beruf zur Schriftstellerei haben, und Manche von ihnen gar abgesagte Feinde aller gedruckten Sachen sind? Indessen ich las, und fand gleich in der ersten Anmerkung die alte Beschuldigung aufgewärmt: daß Schriftstellerunfug und Mißbrauch der Preßfreiheit die französische Revolution bewirkt haben. „Wer sich von dem großen Unheil, den vielen Uebeln, und den traurigen Folgen dessen zu belehren wünscht, was eine von unmoralischen oder fanatischen Schriftstellern gemißbrauchte Preßfreiheit zu bewirken im Stande ist, sagt H. v. Dier., dem empfehle ich mit Nachdenken die Geschichte der französischen Revolution zu studieren.“ Und hiezu schlägt er denn höchst einseitig Burke's leidenschaftliches und partheiisches Werk vor, welches selbst durch seine Uebertreibungen den Unwillen der royalistisch gesinntesten, französischen Auswanderer und der schmarotzendsten Fürstenknechte Deutschlands erregte, weil es — zu arg war.

Dynastie sey. Man kann bekanntlich aber beides seyn, ohne deshalb großen Beruf zur Schriftstellerei zu haben.

Ich empfehle jedoch Ihnen das Studium der ganzen französischen Geschichte, um sich zu überzeugen, daß weder die Schriftsteller, noch der Mißbrauch der Preßfreiheit die französische Revolution bewirkt haben; sondern daß der Keim zu diesem großen Ereignisse in der Staatsverfassung selbst lag, und daß derselbe besonders in der Ausschließung des Bauern- und Bürgerstandes von aller Theilnahme an den Staatsgeschäften und den höhern Staatsämtern bestand. Dieser Todeskeim ward durch den schändlichen Druck, welchen Adel und Pfaffen von jeher sich gegen den Bürger- und Bauernstand in Frankreich erlaubten, durch die gänzliche Zertretung aller Menschen- und Volksrechte, durch die allgemeine Entsittlichung, welche der Adel über die ganze Nation verbreitete, durch die Unthaten, die Verschwendungen und Laster, zu denen er die Könige verführte, immer mehr und mehr entwickelt. Der französische Adel hatte sich gleich einer Mittelmacht, gleich einer Scheidewand, zwischen die Fürsten und Völker gestellt, um die letztern mit Füßen stoßen und zertreten, und bei ihrem Jammergeschrei den Königen desto besser die Ohren verstopfen zu können. Bloß Mecher wollten die Edelleute haben, keine

[illegible]; bloß Vorzüge [illegible], aber keine Lasten tragen. Sie [illegible] das ausschließliche Recht auf alle höhern und niedere Offizierstellen [illegible]. Daher zettelten sie, und die zu ihrem Anhange gehörigen Minister die ungerechtesten Kriege an, und das waren fast alle Kriege, welche Ludwig XIV. führte. Hiezu mußte die Grundmasse des Volks, der Bürger- und Bauernstand, Vermögen, Blut und Leben hergeben, wodurch dann die Edelleute zu den [illegible]. Deshalb war auch dem französischen Adel jeder Krieg wünschenswerth, weil er seinen Kindern das leichteste Mittel darbot, sich zu bereichern und sich empor zu schwingen. Wie gefährlich ist es also, einer Kaste von Staatseinwohnern ein ausschließliches Recht auf alle, [illegible] auf die höhern Militärstellen zuzugestehen, besonders dann, wenn in den Händen derselben Kaste zugleich sich die Leitung des Staatsruders befindet! Wie leicht werden unter diesen Umständen nicht die Herren Oheime und Neffen sich verstehen, einen kleinen Krieg anzuspinnen, in welchem sie, ohne einen Tropfen eigenen Bluts zu vergießen, so herrliche Lorbeeren, und beim Friedensschluß so

kostbare Dosen erlangen können? Den Fürsten ziehen sie schon in ihr Interesse, denn selbst die besten unter den letztern wünschen, was jedem Menschen so natürlich ist, ihre Macht und ihr Ansehen zu vergrößern. Ein Stand, dessen einziges Streben die Erlangung kriegerischen Ruhms ist, und der dabei noch gar die Macht in Händen hat, sich nach Belieben die Gelegenheiten zur Erreichung seines Zwecks auf Kosten Anderer zu verschaffen, ist folglich das schrecklichste, das höllenmäßigste Ungeheuer von einer Menschenkaste, was sich [illegible] läßt.

Jene [illegible] Zertretung aller menschlichen Rechte, jene himmelschreiende Bedrückung des Bürger- und Bauernstandes, jenes allgemeine Sittenverderbniß, welches von dem französischen Adel über die Könige und das Volk, wie eine Pest, verbreitet wurde, die ungeheuern Schulden, in welche der Staat durch adlige Minister, adlige Mätressen, adlige Günstlinge und durch die, bloß dem Adel zum Nutzen, den andern Volksklassen zum Jammer und Verderben gereichenden Kriege gestürzt ward, führten den traurigen Zustand allgemeiner Noth und Sittenlosigkeit herbei, der die Grundlage der französi-

sche Revolution war. Diese Grundlage war schon bei Ludwigs XIV. Tode vollendet. Das Reich war auf das Aeußerste erschöpft durch die gränzenlosen Verschwendungen, die kostbaren blutigen Kriege, und fast durch die Religionsverfolgungen, wodurch der Staat einer Menge der thätigsten, aufgeklärtesten Bürger beraubt wurde. Nicht aber erst unter Ludwigs XIV. Regierung, schon früher hatte man die Minen angelegt, und gefüllt, durch welche zuletzt das ganze Staatsgebäude zerstört werden sollte.

Der brennbare Stoff lag in der Verfassung und besonders in der Ausschließung derjenigen

*) Schon Heinrich IV., bis jetzt der beste der französischen Könige und der einzige Stolz der Bourbons, hatte lange vor Ludwig XIV. das Blut und den Schweiß seiner Unterthanen in den Armen seiner hochadligen Mätressen vergeudet, und wird leider, immer noch als das Muster eines guten Königes in der Weltgeschichte aufgestellt, weil er — seinen geplagten Unterthanen Sonntags ein Hühnchen im Topfe gönnte, welches er längst mit seinen adligen H — n verschwelgt hatte. Seine Verfahren waren noch schlechter, und das war auch die einzige Ursache des Glanzes, mit welchem er als Regent in der Geschichte strahlt. Zu diesem Glanze verhalf ihm bloß Sully.

Stände, welche die meiſten und ſchwerſten Staatslaſten zu tragen haben, von dem Rechte, für ihre Schultern zu ſprechen. Law's, nur zu oft und zu ungerecht getadeltes, Finanzſyſtem hätte, unter dem Herzog Regenten, Frankreich retten, oder doch ſeinen Sturz ſpäter hinaus ſchieben können; allein den adligen Mätreſſen und Günſtlingen des Regenten und ihrem ſchmeichleriſchen Anhange war es nicht um die Rettung des Throns und des Volks, ſondern bloß um ihre Bereicherung zu thun. Law mußte deshalb immer auf neue Operationen ſinnen, um die Forderungen des ungenügſamen Adels zu befriedigen, und das Verderben des Volks zu vollenden. Das letztere mußte ſeine, im Schweiße des Angeſichts erworbenen Nothpfennige hergeben, damit nur die Hummeln und Drohnen des Staats neue Mittel zur Verſchwendung erhielten. Ob die fleißigen Arbeitsbienen, Bürger und Bauern, untergingen, ob die Krone dereinſt ſelbſt vom Haupte des Weiſels fallen würde, war dem Geſchmeiß der Hummeln, der Horniſſe und Drohnen ganz gleichgültig. Statt der ſtillen häuslichen Tugend trat bei dem Bürgerſtande üppiges Wohlleben, ſtatt des ſtillen Erwerbfleißes der Handel mit

Aktien, statt weiser Sparsamkeit eine verschwenderische, auf Schimären sich stützende Projektensucht ein. Millionen Menschen geriethen darüber in Kummer und Elend; Tausende setzten ihrem jämmerlichen Leben selbst ein Ziel, weil sie es nicht länger fristen konnten, und der Adel lachte, tanzte, jubelte, pfiff und sang, und freute sich, daß er das Gold und Silber der albernen Bürger in der Tasche hatte. So mußte Law's tief durchdachtes Finanzsystem, wodurch Frankreich hätte gerettet werden können, den Sturz dieser Monarchie beschleunigen, weil der Adel seiner Hab- und Ehrsucht, seinen Verschwendungen und seinem Streben, sich auf den Trümmern des Volkes Paläste zu bauen, kein Ziel setzen wollte. Nun trat Ludwig XV. die Regierung an. Das erste Bestreben seiner adligen Umgebungen war, ihn durch hochadlige Mätressen recht regierungsunfähig zu machen, und recht tief in ihre Netze zu ziehen. Man bediente sich dazu der Mailly, der Chateau-Roux, Fontanges, Vintimille und Anderer. Als auch die Pompadour und du Barry, (geborne Bürgerliche,) die Ehre hatten, nach Erhebung in den Adelstand, königliche Mätressen zu werden, war man vor Unwillen außer sich, daß

Geschöpfe, „die nicht einmal von Familie waren,“ zu solchen Ehrenstellen gelangten! Indessen hatten die altadligen Mätressen Ludwig XV. treulich geholfen und die neugeadelten vollendeten, daß mit den altadligen Günstlingen, Ministern und Marschällen vollendet, das Werk. Das Reich ward bis aufs Aeußerste verschuldet, und selbst das Salz ward den armen Bürger und Bauersmann versetzen. Die Luft und das Wasser, das waren die einzigen Artikel, die nicht namentlich mit einer Auflage belastet waren. Der Adel empfand wenig oder nichts von diesem Druck; denn die [illegible] von Bürgern und Bauern entrichtet werden, und die Edelleute blieben, vermöge des Lehnsverhältnisses, welches ihnen in vielen ihrer Besitzungen zustand, und welches sie auf die für sie vortheilhafteste Weise ausübten, mit fast allen dinglichen und persönlichen Abgaben verschont. Ob ihre Unterthanen reich oder arm waren; das kümmerte sie nicht. Der Adel verstärkte noch den Druck der öffentlichen Auflagen, die auf dem Bürger- und Bauernstande lasteten, indem er die Abgaben, welche ihm von den, ihm unterworfenen Mitgliedern dieser beyden Volksklassen geleistet werden mußten, auf

alle Weiſe erhöhete und vermehrte. Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, war die Schuldenlaſt, die Bedrückung und die allgemeine Entſittlichung in Frankreich auf das Höchſte geſtiegen. Von Amerika aus wurde, durch den daſigen Freiheitskrieg, an welchem die Franzoſen ſo lebhaften Antheil nahmen, bis nach den Ufern der Seine, Rhone und Garonne hin eine Maſſe von Ideen verbreitet, die mit den wirklichen Verhältniſſen im klarſten Widerſpruche ſtand. Wo man kurz vorher nur von den Rechten des Königs, des Adels und der Geiſtlichkeit hatte reden gehört, da fieng man jetzt an, von Menſchen- und Volksrechten zu ſprechen; wo man noch vor wenigen Monaten bloß an Rechte der Fürſten und Regierungen glaubte, ſchwatzte man nun ſchon ſogar laut von Verbindlichkeiten und Pflichten derſelben; in einem Lande, wo mehr als zwanzig Millionen Menſchen von der bevorzügten Raſſe des Adels zum Theil noch ärger, zum Theil nicht viel beſſer, als Zug- und Schlachtvieh behandelt wurden, ſprach man offen und frei von angeborner Gleichheit der Menſchen, und ſtellte kühnlich den tollen wahnſinnigen Grundſatz auf: daß, wer Rechte haben wolle, auch Pflichten erfüllen müſſe; wer Vorzüge

vor Andern zu genießen verlange, dafür verhältnißmäßig größere Laſten tragen ſolle. Man behauptete, daß Verdienſte nur das Recht auf Vorzüge geben könnten; daß aber Verdienſte nicht angeboren, ſondern erworben werden müßten. Man wollte den franzöſiſchen Adel ſogar aller Vorzüge vor den andern Volksklaſſen unwerth, und ihn ſelbſt der äußerſten Verachtung höchſt würdig finden, da man ſeiner Feigheit, Dummheit und Sittenloſigkeit den Verluſt der großen Schlacht bei Roßbach, wodurch der franzöſiſche Name in der europäiſchen Kriegsgeſchichte geſchändet worden, ſchuld gab. Deshalb fand man auch die ausſchließlichen Anſprüche des Adels auf die Offizier- und Feldherrnſtellen in Frankreich eben ſo thöricht und ungerecht. Eben ſo empörend ſchien es der Nation, das Staatsruder ausſchließlich in den Händen einer Kaſte von Menſchen zu wiſſen, die durch die Bedrückung ihrer Mitbürger, und durch ihre zügelloſen Ausſchweifungen und Verſchwendungen den Staat an den Abgrund des Verderbens gebracht hatte. Alle dieſe höchſt verderblichen Grundſätze und Anſichten waren aus der neuen Welt nach Frankreich herüber gekommen, und an dieſem Unglücke war niemand an-

ders schuld, als der französische Adel selbst, der, um sich mit Bürger- und Bauernblut am Ohio und Missisippi Lorbeeren zu erkämpfen, die böse Krankheit nach Europa verschleppte. Wäre dies nicht geschehen, so wüßte man vielleicht in Frankreich, und sogar in manchen Theilen von Deutschland noch nicht, daß Menschen und Völker auch Rechte haben können. Die französischen Schriftsteller haben also die Revolution nicht bewirkt, und sie konnten auf die Grundmasse des Volks überhaupt wenig wirken, da die meisten französischen Bauern und selbst viele von den Bürgern dazumal wohl schwatzen, aber nicht lesen konnten. Erst, als durch den heftigen Druck und durch die, aus Amerika herüber gebrachten Aussichten das Volk auf die Idee gebracht war, daß es auch Rechte haben könne; erst als man in allen Kaffeehäusern und selbst in jeder Dorfschenke hiervon zu sprechen begann; erst da fingen die Schriftsteller an, die Grundsätze von den Rechten der Menschen auf eine für das Volk verständliche Weise zu entwickeln; und das war sehr gut, denn indem der gemeine Mann hörte, daß er Rechte haben könne, meinte er schon, er habe keine Pflichten mehr. Rechte und Pflichten so unzer-

trennlich sie sind, schienen ihm durchaus nicht bei Einer Person Statt finden zu können, weil die bisherige Erfahrung ihm ganz das Gegentheil gelehrt hatte. Ohne die Dazwischenkunft mancher Schriftsteller würde das Unheil noch weit schrecklicher geworden seyn.

Das scharfe Zusammenstoßen dieser Masse ganz neuer Ideen mit der vorhandenen Wirklichkeit mußte auf die so leicht beweglichen, durch den äußersten Druck noch empfänglicher gewordenen Gemüther der Franzosen Eindrücke hervorbringen, welche bei einer kaltblütigern Nation vielleicht nicht Statt gehabt hätten. Dem Adel allein, in dessen Händen von jeher der Wille der Könige und die Leitung des Staatsruders sich befunden hatten, schrieb man es zu, daß das Reich in eine unerschwingliche Schuldenlast und die Nation in Armuth, Elend und Sittenlosigkeit gestürzt worden war. Ob man Recht zu dieser Beschuldigung hatte, oder nicht, entnehme man aus dem Vorhergehenden. Diese nichtswürdige Kaste von Menschen, sagte das Volk, hat unsre Könige irre geleitet und von jeher zu Thorheiten und Lastern verführt; sie hat durch ihre Verschwendungen, durch ihre Sucht zu glänzen und krie-

gerische Ehrenstellen zu erwerben, den Staat in Schulden gebracht; sie hat sich wie eine Mauer zwischen uns und unsere Fürsten gestellt, damit diese unser Jammergeschrei nicht vernehmen durften, und diese Mauer muß durchbrochen werden, damit nicht länger an ihr die Stimme der Bürger verhallen, sondern die Stufen des Thrones erreichen möge. Kein Wunder, daß man unter diesen Umständen nachmals zuerst über die Scheidewand herfiel, die so lange Nation und König von einander getrennt, und dadurch die Herzen der erstern gegen den letztern empört und erbittert hatte.

Nicht die Schriftsteller also, sondern der Adel hatte durch seine Unthaten das französische Volk in jene Stimmung versetzt, und jenen Zustand der öffentlichen Angelegenheiten herbeigeführt, welcher eine gewaltsame Staatsumwälzung nothwendig zur Folge haben mußte.

Ludwig XVI. war, bei allen häuslichen und bürgerlichen Tugenden, nicht der Mann, der diesem Ereignisse hätte zuvor kommen, und auf einem so unsichern Throne sich hätte halten können. Seine schöne, junge Gemahlin, die Tochter des vornehmsten europäischen Fürstenhauses, liebte die

Pracht und einen ziemlichen Grad von Verschwendung. Hätten die hochadligen Umgebungen sich hier als echte Stützen des Thrones zeigen wollen, so würden sie die unerfahrene Königin mit der wirklichen Lage des Staats bekannt gemacht haben, und Marie Antoinette wäre sodann nicht der Gegenstand des Volkshaſſes geworden, und hätte gewiß nie das Blutgerüst bestiegen. Statt dessen suchten aber jene Edeln die arglose Königin durch Lustbarkeiten zu betäuben, und sich durch ihre Freigebigkeit auf Kosten des Bürger- und des Bauernstandes zu bereichern. Man spiegelte zu diesem Zwecke dem königlichen Paare vor, daß der Schatz ungeheure Hülfsmittel habe, und die adligen Herren und Damen vom Hofe waren so artig, Ludwig XVI. und seine Gemahlin glauben zu machen, daß die Jammerthränen des Volks Wonnethränen, daß seine Seufzer und Flüche Segnungen wären. So mußte der unglückliche König, der erst zu spät einsah, wie sehr man ihn getäuscht hatte, endlich durch Henkers Hand sterben, weil er vor der hochadligen Scheidewand, die ihn von seinem Volke trennte, die Stimme des letztern nicht vernehmen konnte. Es giebt kein größeres Unglück für Könige und Völ-

ker, als wenn sie durch eine solche Scheidewand von einander entfernt werden. Nur der Adel, welcher dazu sich aufwirft, kann dadurch gewinnen, indem er dem Throne näher steht als das Volk. Der Fürst, welcher nicht einer einzelnen Kaste, sondern dem ganzen Volke, seine Würde, seinen Glanz und seine Macht verdankt und folglich der ganzen Nation gehört, muß nie eine einzelne, aus wenigen Individuen bestehende Klasse von Staatseinwohnern vor allen Uebrigen vorziehen wollen. Er ist verpflichtet die Stimme des ganzen Volkes zu hören, und nicht die Wünsche des letztern sich durch eine höchst unzuverläßige, bloß auf ihren Vortheil bedachte Mittelkaste vortragen, oder gar verheimlichen zu lassen.

Frankreich stellt ein denkwürdiges Beispiel auf, welch' eine herrliche Stütze der Adel den Thronen ist. Die französischen Edelleute hatten, wie ich gezeigt habe, den Grund zum Umsturze des Staatsgebäudes selbst gelegt, und alle Minen, wodurch es gesprengt werden sollte, selbst ausgefüllt. Ob dies vorsätzlich oder unvorsätzlich geschahe, ist gleichgültig. Als kaum sich die nahende Gefahr zeigte, rafften die meisten dieser Edelleute, statt sich als eine Schutzwehr um ihren

König zu ſtellen, und ihm Krone und Leben vertheidigen zu helfen, eiligſt ihre Schätze zuſammen, und gingen, wie Scheime davon, denn leider gehörten ſie zu

Den Rittern, die in Wagen fahren,
Und bei den nahen Landsgefahren
In fremde Länder fliehen.

Alle Empörungen, welche vor der Revolution in Frankreich Statt hatten, und auf den Umſturz des Thrones gerichtet waren, wurden von Edelleuten geleitet. Man erinnere ſich nur an Mayenne, Guiſe und Andere. Der Bürger- und Bauernſtand, ſo ſehr er auch gedrückt und gequält wurde, zettelte nie dergleichen Empörungen gegen den Thron des Monarchen an, und eben ſo wenig Veranlaſſung gaben die damaligen Schriftſteller dazu. Der Adel allein war es, welcher ſie bewirkte und leitete, und durch die innerlichen Kriege, die er, bald gegen die Könige, bald unter ſich führte, den Staat erſchütterte und entkräftete.

Nicht beſſer machten es die Edelleute in andern Staaten. Man ſtudiere die Geſchichte von Schweden, von Polen, von Rußland und die frühere Geſchichte der brittiſchen Reiche; ſo wird

wen finden, daß nicht die Bürger und Bauern, sondern die Adligen es waren, durch welche die Könige von ihren Thronen gestürzt wurden; und daß dies selten nur zum wahren Besten der Völker, immer aber zum Vortheil der bevorzügten Kaste, oder der obsiegenden Parthei derselben geschahe. Thöricht handelt also der Fürst, welcher den Erbadel, diesen verderblichen Rohrstab Aegyptens, für eine Stütze seines Thrones hält, und darauf sich lehnen will. Nur das Vertrauen und die Liebe der Völker gewährt [illegible] Sicherheit. Alles, was diese Liebe und dieses Vertrauen stört, und die Herzen der Hauptmasse des Volks, nemlich des Bürger- und Bauernstandes, von dem Regenten entfernt und abwendet, hat über kurz oder lang den Umsturz des Thrones zur Folge.

2.

Über Preßfreiheit.

Es sey mir erlaubt, auf Veranlassung der v. Dierickischen Schrift, hier noch einige Worte über Preßfreiheit und Mißbrauch der Presse zu sagen. Ich weiß gar wohl, daß dies zum Hauptgegenstande meiner Schrift nicht gehört; aber ich habe mir vorausbestimmt, dem Herrn Generallieutenant, so viel es nur thunlich sey, auf seinen geistigen Kreuz- und Querspringen folgen zu dürfen, und daher darf ich mit Recht die Nachsicht meiner Leser erwarten.

Die Preßfreiheit ist, wie man zu sagen pflegt, ein wahrer Dorn im Auge des Hn. v. Dier. Er bedenkt nicht, daß Denk- und Preßfreiheit zwei der edelsten und vorzüglichsten Gegenstände waren, um deren Wiedererlangung wir Deutschen gegen den korsischen Zwingherrn gekämpft, geblutet und gesiegt haben. Gerade das, daß Napoleon Bonaparte uns beide entreißen wollte, war es,

was unſere Herzen auf das Aeußerſte wider ihn empörte. Wir fochten alſo nicht um Zucker, Kaffee und Muskatennüſſe, nicht um den engliſchen Krämern Abſatz für ihre Waaren und die Freiheit zu erkämpfen, unſere deutſchen Fabrikanten und mit ihnen viele Tauſende unſerer Landleute, zu Grunde zu richten. Wir ſtritten, um dem ſchmählichen Druck ein Ende zu machen, durch welchen eine allgemeine Entſittlichung über ganz Deutſchland verbreitet wurde, weil Niemand das Böſe mehr böſe, das Gute mehr gut nennen durfte; wir ſtritten um den freien Geiſtes- und Gedankenverkehr, welcher zur Veredlung ganzer Völker und einzelner Menſchen durchaus unentbehrlich iſt, und durch Tyrannenmacht unterdrückt und gehemmt war, wieder herzuſtellen; wir kämpfen endlich, weil wir es überdrüſſig waren, uns als willenloſe Sachen behandeln, und unſere Brüder und Söhne bald gen Norden, bald gen Süden auf die Schlachtbank ſchleppen zu laſſen.

Denk- und Preſſfreiheit waren die herrlichen Güter, die als der Preis des großen Kampfes von den Thronen herab uns angekündiget wurden, und für deren Wiedererkämpfung Tauſende der

gebildetsten und vortrefflichsten Männer und Jünglinge ihre Gattinnen und Bräute, ihre Kinder und Eltern verließen, die Waffen ergriffen, und den schönsten, den glorreichsten Heldentod starben. Darum, ihr deutsche Fürsten, haltet es, was Ihr Euern Völkern versprochen habt. Sie haben Euch in jenem schrecklichen Kampfe bewiesen, mit wie herzlicher, inniger Anhänglichkeit sie Euch zugethan sind; und keinem Vernünftigen unter Euern Unterthanen wird jemals es einfallen, Eure Thronen umstürzen, und zur Erlangung dieses Zwecks sich der Oeffentlichkeit bedienen zu wollen. Und Ihr, deutsche Völker,

Nimmer, nimmer opfert auf Altären
Wieder feiger Höllensklaverei!
Nimmer, nimmer laßt Euch bethören,
Bleibt dem Guten, bleibt dem Edlen treu!
Wollen feile Schergen Euch belügen,
Will des Satans wilde Tigerbrut
Um des Lebens Schönstes Euch betrügen,
O, dann kämpfet froh mit Löwenmuth! *)

*) Man verzeihe, daß ich hier eine Stelle aus meinen eigenen Gedichten: Harfe und Speer von Hartwig von Hundt, Berlin und Leipzig bei Rauck 1815, anführe. Sie schien mir

Kein deutscher Schriftsteller wird es sich einfallen lassen, eine gewaltsame Staatsumwälzung bewirken zu wollen. Nur Mängel in der Verfassungen und Verordnungen der Behörden wünscht man rügen, nur von Fehlgriffen in der Verwaltung wünscht man warnen, das Nützliche und Gute wünscht man empfehlen zu dürfen. Und dies Alles sollte nicht bloß jedem Staatsbürger freistehen, es sollte auch billig Jeder dazu verpflichtet gehalten werden. „Aber warum," wird man fragen, soll dergleichen in öffentlichen Schriften geschehen dürfen?" Damit Tadel und Lob, Vorschläge und Beschwerden von mehreren Seiten geprüft und berichtigt werden können, und damit die Stimmen der Unterthanen desto leichter und schneller ihren Leitern bekannt werden mögen.

Ein Staat, der durch die Gedanken und Worte seiner Schriftsteller umgestoßen werden kann, muß, wahrlich! sehr schwach auf den Beinen stehen. Eine Regierung, welche sich vor jedem Zeitungsblatt und vor jeder Flugschrift fürch-

gerade am rechten Orte zu stehen. H. u. Dier. schreibt ja ganze Fabeln aus Gellert ab, um dadurch seine Aussprüche zu beweisen, und zu bekräftigen. Der. v. H. T.

tet, muß sich wenig Gutes, aber viel Böses bewußt seyn. Nur durch Schwäche nach außen hin, oder durch innere selbstgefühlte Schlechtigkeit der Verfassung oder Verwaltung kann eine Regierung sich veranlaßt sehen, der Preßfreiheit in politischen Sachen ungewöhnliche Schranken zu setzen. Man gestehe also immerhin den Staatsbürgern das Recht zu, auch in Schriften auf eine anständige Weise die ihnen vorkommenden Mängel aufzudecken, die Mißgriffe zu rügen, das, was ihnen nützlich scheint, vorzuschlagen, und überhaupt ihre Ansichten und Erfahrungen mitzutheilen. Nur hüte man sich ja, wegen eines Irrthums irgend Jemanden zurücksetzen oder gar bestrafen zu wollen, denn dadurch würden auch Nicht-Irrende abgeschreckt werden, ihre Meinungen zur öffentlichen Kunde zu bringen. Nicht die Fürsten, nicht die rechtlichen, ihre Pflichten treu erfüllenden Staatsdiener, aber alle schlechte und ungetreue Beamte haben die Preßfreiheit zu fürchten; denn diese müssen besorgen, daß ihre Unthaten dadurch desto schneller ans Licht und vor die Augen der Regenten und Völker gebracht werden. Daher wird die politische Preßfreiheit eine Schutzwehr der Staatsbürger gegen Ungerechtigkeiten und Be-

drückungen seyn. Die Fürsten werden in den Stand gesetzt werden, sicher und leicht die Beschwerden ihrer Unterthanen zu vernehmen, ihnen abzuhelfen und sich die Herzen der Völker zu bewahren.

In Deutschland kann auch eine unbeschränkte politische Preßfreiheit den Regierungen und Staaten um so weniger gefährlich werden, da dieses Land aus zu vielen, zum Theil kleinen Gebieten besteht, deren Einwohner ein so widerstreitendes Interesse haben, daß eine allgemeine Verbindung zum Umsturze der bestehenden Verfassungen gar nicht denkbar ist. Wollten wirklich, welches gewiß niemals der Fall seyn wird, die Unterthanen eines einzelnen deutschen Landes eine gewaltsame Staatsumwälzung unternehmen, so würden sie daran schon von den benachbarten Staaten gehindert werden. Eben so verschieden und widerstreitend ist das Interesse der Einwohner in den Provinzen der größern Staaten. Z. B. in Oesterreich, Preußen, Baiern u. s. w. Nie würden die Bewohner dieser Reiche, selbst wenn sie nicht von so herrlichen Fürsten regiert würden, sich von den Schriftstellern verreitzen lassen, die Thronen umzustürzen; nur da können gewaltsame Er-

ſchütterungen und Umwälzungen der Art Statt finden, wo der Keim dazu ſchon in der Verfaſſung liegt, oder durch die Verwaltung ſelbſt erzeugt und entwickelt wird. Wir haben in der Geſchichte kein einziges Beiſpiel, daß durch Freiheit der Gedankenmittheilung oder durch Mißbrauch der Preſſe je eine gewaltſame Staatsumwälzung bewirkt worden iſt; aber tauſend Beiſpiele ſtellt die Geſchichte uns auf, daß durch die gänzliche Hemmung alles geiſtigen Verkehrs im Sprechen und Schreiben die Völker gegen ihre Zwingherren empört worden ſind, und ihre Thronen umgeſtürzt haben; tauſend Beiſpiele finden wir gleichfalls in der Geſchichte faſt aller Völker, daß die Kaſte von Staatseinwohnern, welche wir Adel nennen, theils durch den Druck und die Zurückſetzung welche ſie gegen die andern Volksklaſſen ſich erlaubte, theils durch thätige und vorſätzliche Aufreitzung die meiſten Empörungen der Unterthanen gegen die Staatsoberhäupter und Fürſten bewirkt hat.

Für die Sicherheit der deutſchen Staaten iſt folglich von einer unbegränzten Preßfreiheit gar nichts zu befürchten. Wird der Deutſche auch noch ſo ſehr gedrückt und gemartert, und läßt

man ihm nur die Freiheit, recht derbe auf seine Peiniger und Bedrücker zu schimpfen, und laut über sein Elend jammern zu dürfen; so wird ihm dies völlig genügen, er wird noch wohl gar gegen den Ausländer mit seiner unbegränzten Preßfreiheit prahlen, seine Regierung deshalb bis in den Himmel erheben, und nie auf den Gedanken kommen, sich gewaltsamer Weise dem Druck zu entziehen. Darum ihr, deutschen Fürsten, laßt immerhin Euren Unterthanen die Preßfreiheit; sie werden Euch dafür auch nicht gegen die Druckfreiheit lassen.

Aber wird man sagen, eine unbegränzte politische Preßfreiheit kann, wenn sie von irgend einem Schriftsteller gemißbraucht wird, den Staat selbst mit andern Regierungen in Verwicklungen bringen. Bei einem so mächtigen Staate wie z. B. Preußen kann dergleichen nicht Statt finden, und daher erfreuen sich auch die dort lebenden Schriftsteller einer Freiheit in Hinsicht ihrer Gedankenmittheilung, die der preußischen Regierung zum höchsten Ruhme gereicht. Obgleich wir Censuranstalten haben, so werden sie doch in der Regel von kenntnißreichen und einsichtsvollen Männern geleitet, und Jeder darf, wie

auch der König es will, öffentlich und ungescheuet seine Meynungen und Ansichten über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats sagen, schreiben und drucken lassen. Schreibt Einer dummes Zeug, wovon man Beispiele hat, so wird darüber gelacht oder gelächelt, und man bringt den Irrenden wieder auf den rechten Weg. Nicht so in kleinern Staaten. Diese sind auswärtigen Regierungen oft Rücksichten schuldig, welche in einer großen Monarchie nicht in Erwägung kommen dürfen. Daher wäre es für den freien Geistesverkehr in den deutschen Bundesstaaten höchst vortheilhaft, durchgehends die Censur- und Preßfreiheit grundgesetzlich einzuführen, und zu ordnen, daß bei Beschwerden auswärtiger Mächte gegen deutsche Schriftsteller nur die Rechtsnormen, welche in Hinsicht der Injurien gegen Privatpersonen gelten, befolgt werden sollten und dürften. Dann wäre allem Unheil mit einem Male gesteuert. Keine auswärtige Macht, die von einem deutschen Schriftsteller beleidigt zu seyn wähnte, dürfte dann von dessen Landesherrn fordern, ihn, auf eine den Landesgrundgesetzen zuwider laufende Weise, zu bestrafen. Geschieht aber Jenes nicht, so bedaure ich jeden Schrift-

ſteller, der in einem Lande wohnt, wo keine Cenſur iſt, und dort ein Buch drucken läßt. Ihm werden Worte und Aeußerungen als Verbrechen ausgelegt werden können, die in keinem Strafgeſetzbuche als ſolche bezeichnet ſind. Exempla sunt odiosa. Alſo nur unter jener Bedingung möcht' ich die gänzliche Aufhebung der Cenſur und eine unbeſchränkte Preßfreiheit wünſchen. Dieſe findet jedoch keineswegs dort Statt, wo zwar keine Cenſur iſt, wo aber Schriftſteller und Verleger in unaufhörlicher Furcht ſchweben müſſen, wegen eines Werks, das vielleicht ſchon vor zwanzig Jahren gedruckt worden iſt, noch zur Verantwortung gezogen zu werden.

Auch in Religionsſachen halte ich eine unbegränzte Preßfreiheit höchſt vortheilhaft. Nur durch Zweifeln und Prüfen gelangt man zur Wahrheit. Wäre es nicht verſtattet geweſen, theologiſche Lehrſätze öffentlich in Schriften anzugreifen, ſo hätten wir keine einzige Vertheidigung der Bibel und unſerer heiligen Religion bekommen. Millionen von Menſchen hätten dann troſtlos mit ihren Zweifeln dahin ſterben müſſen, weil ihnen die Mittel gefehlt haben würden, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Der Mann

aber, welcher seine Zweifel gegen noch nicht erwiesene Wahrheiten verträgt, und dadurch die Vertheidigung und den Beweis derselben veranlaßt, ist mir ein ehrwürdigerer „Priester der Wahrheit“, als der andächtelnde Köhler, der entweder keine Vernunft hat, oder sie gefangen nimmt unter dem blinden Glauben.

Daß endlich Schriften gegen die guten Sitten, besonders für junge Leute, die nachtheiligsten Folgen haben können, geb' ich gerne zu. Möge die Polizei die Verfasser, Verleger und Drucker solcher Schriften zur Rechenschaft ziehen, und sie, nach Befinden, zurechtweisen und bestrafen. Nur muß man auch hier nicht allzu strenge verfahren. Manchem scheint etwas anstößig, und unsittlich, was doch wirklich höchst unschuldig ist. Ich habe einen alten Prediger gekannt, der Gleims scherzhafte Lieder und Gellerts längst vergessene Lustspiele für sehr schlüpfrig und sittenlos hielt, und diese beiden Dichter bis in die unterste Hölle verwünschte; er selbst aber sagte in Gegenwart seiner heranwachsenden Kinder, ja sogar auf der Kanzel, die ärgsten Zweideutigkeiten, so daß am Ende keine rechtliche Frau und kein gesittetes Mädchen mehr seine Predigten besuchte.

Personen, die in Druckschriften beleidigt sind, haben den Weg der gerichtlichen Klage gegen den Verfasser oder Herausgeber, gegen den Verleger und den Drucker. Ist Niemand von diesen auszumitteln, so muß der Besitzer der Schrift anzeigen, woher er dieselbe hat, und auf diese Weise kann man leicht den Verfasser, den Buchhändler oder den Drucker ausmitteln. Ist der Beleidigende ein Auswärtiger, oder sonst schwer zu belangen, so ist es freilich schlimm; indessen können ja unerwiesene Schmähungen und Beschuldigungen Niemanden schaden, am Wenigsten dann, wenn sie von Pseudo- oder Anonymen vorgetragen sind. Man befolge hier das alte Sprüchwort: Hüte Dich vor der That, vor Lügen kömmt schon Rath! Man handle, rede, schreibe nur so, wie man als rechtlicher und vernünftiger Mann thun muß, dann werden Einem unerwiesene Lästerungen in den Augen Vernünftiger nicht schaden, denn jeder wird für gut gehalten, bis das Gegentheil bewiesen ist.

Uebrigens muß jedoch Niemand, der öffentlich als Schriftsteller auftritt, es als Beleidigung seiner werthen Person ansehen, wenn andere Menschen seine Geisteswerke tadeln, widerlegen, und

den Umſtänden nach auch wohl darüber lächeln. Das thut dem ehrlichen Mann, der deſſen ungeachtet ein ſehr achtungswerther und nützlicher Staatsbürger, und ein „ſehr treuer Diener ſeines Landesherrn“ ſeyn und bleiben kann, keinen Schaden. Niemand hat das Recht von andern Leuten zu begehren, daß ſie alles das, was aus ſeinem Gänſekiel gefloſſen iſt, für Götterſprüche nehmen ſollen. Indem ich meine Schrift dem Publikum übergebe, ertheile ich auch Jedem die Befugniß, ſie zu tadeln, zu verſpotten, zu widerlegen, zu verbrennen, kurz damit zu machen, was ihm beliebt; dafür hat er ſein Geld bezahlt. Dies läßt ſelbſt der liebe Gott ſich ja gefallen, denn die Bibel, die er — unſern Theologen zufolge — den heiligen Schriftſtellern eingegeben hat, wird noch faſt täglich in Reden und Schriften getadelt, gelaſtert und verſpottet, warum ſollten wir Menſchen denn gleich zürnen, drohen und ſtampfen, wenn man unſere apokryphiſchen Salbadereien nicht alle für baare Münze annehmen will?

3.

Welche Befugniſſe hat der preuſſiſche Adel, Bevorrechtigungen vor den übrigen dieſer Monarchie zu begehren?

Selbſt bei dem, der nur mit tiefem Schmerze an die jammervollen Ereigniſſe des Jahres 1806 zurückdenken kann, muß der Umſtand ein Lächeln erregen, daß gerade in der erſten Zeile desjenigen Abſchnitts, welchen H. Gen. v. Dier. der Erörterung dieſes Gegenſtandes gewidmet hat, die böſe Zahl jenes ſo verhängnißreichen Jahres enthalten iſt.

Zuerſt (S. 12.) werden die weſentlichen Verdienſte angeführt, wodurch der preußiſche Adel ſich in ſeinem Vaterlande und auswärts ſeit dem Regierungsantritt des großen Churfürſten bis zum Jahre 1806 einen hohem Grad von Achtung ſoll erworben haben; nämlich ſein, ebenfalls hohes, Ehrgefühl, ſeine Vaterlandsliebe, ſeine der herr-

ſchenden Dynaſtie bewieſene treue Ergebenheit, ſein in vielen blutigen Kriegen bewieſener perſönlicher Muth und die vielen tapfern und rühmlichen Handlungen, welche er vollbracht haben ſoll. Auch ſey er „ſo glücklich“, eine ſo große Anzahl von Männern ohne Furcht und Tadel (sans peur et sans reproche) *) aufweiſen zu können, als irgend eine Nation in Europa deren zu beſitzen „ſo glücklich“ geweſen ſey. Das Ausland habe deshalb aufmerkſam und bewundernd ſeine Blicke auf den preußiſchen Staat gelenkt, der aus einem unbedeutenden Markgrafenthum ſich zu einer der mächtigſten Monarchien in Europa aufgeſchwungen habe. Die Weisheit, mit welcher in dem preußiſchen Staat die nur geringen Erwerbs- und Hülfsquellen zum allgemeinen Wohl des Landes, zu deſſen Aufnahme und Flor benutzt worden, die großen ruhmvollen Kriege Friedrichs des Einzigen, und der, ungeachtet dieſer koſtbaren und langen Kriege, geſammelte bedeutende Schatz, ferner die Geſetzgebung, die preußiſchen Kriegs- und Landesverfaſſungen hät-

*) Das große Frankreich hatte nur einen Bayard, dem man vorzugsweiſe dies Epitheton beilegte.

ten selbst mehrere Regenten auswärtiger Staaten zur Nacheiferung dieses Vorbildes bewogen. Gerechte Männer hätten aus diesen Gründen sich verpflichtet gehalten, die Verdienstlichkeit derer nicht zu übersehen und unbeachtet zu lassen, deren sich die preußischen Fürsten als Minister und Räthe, als höhere und niedere Anführer und Befehlshaber ihrer Heere, und als treue Vollzieher ihrer weisen Anordnungen bedient hätten. Allgemein bekannt sey die, bisher von den preußischen Regenten des Hohenzollernschen Hauses angenommene, und nur mit wenigen Ausnahmen befolgte Maxime, die Verwaltung der ersten und wichtigsten Staatsämter Männern von Adel zu übertragen. Nicht weniger wäre es bekannt, daß größtentheils in den Heeren, nicht allein die höhern, sondern auch die niedern Befehlshaberstellen mit Söhnen aus adligen Geschlechtern besetzt worden wären. Der glückliche Erfolg dieser Einrichtung hätte für ihre Zweckmäßigkeit gesprochen, die vortheilhafte Meynung, welche man von der Verdienstlichkeit des preußischen Adels gehabt habe, erhöhet, und der Maxime Beifall verschafft, zu Anführern von Kriegsheeren Männer aus solchen Geschlechtern zu wählen, die seit einer Reihe

von Jahren sich beinahe ausschließend dem Kriegsdienste gewidmet und es sich zur heiligen Pflicht gemacht hätten, Stützen des Thrones zu seyn.

Ohne dem preußischen Adel der frühern Zeiten von seinen Verdiensten etwas abstreiten zu wollen, kömmt es hier doch auf Erörterung mehrerer Fragen an.

1) Kann die adlige Kaste die Verdienste einzelner, längst verstorbener oder noch lebender Mitglieder rechtlich als ein Gemeingut betrachten, in dessen Hinsicht ihr Vorzüge vor andern Volksklassen gebühren?

Nur eigenes, nicht fremdes Verdienst giebt dem Menschen einen Werth. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes, welche gewiß von keinem Verständigen bezweifelt werden kann, scheint manchen Edelleuten nicht einleuchten zu wollen. Gleich den rechtgläubigen Christen, die bloß durch das Verdienst des Heilandes gerecht und selig werden wollen, und alle eigene Werke als unnütz verwerfen, wünschen die meisten Adligen, nur der Verdienste und Tugenden ihrer Ahnherren halber, geachtet, ausgezeichnet und bevorzugt zu werden. Dieses hochmüthige, wahnsinnige Pochen auf fremdes Verdienst hat in der Regel den Adel so sehr ent-

sittlicht, daß er zwar darauf ausgeht, sich vor andern Ständen Vorzüge anzumaßen, aber selten daran denkt, sie zu verdienen. „Das haben ja unsere lieben Urgroßväter gethan!“ glaubt man, obgleich auch diese selten viel Ruhmwürdiges vollbracht haben. Wäre nur die Rede davon, daß einer dieser Ahnherren irgendwo ein bischen geraubt, oder heimlicher Weise das siebente Gebot übertreten hätte; so würden unsere Adligen sich weislich hüten, die Prämie dafür einzufordern; ja sie würden, wenn man sie ihnen ohne ihren Willen zuerkennen wollte, über Gewalt und Unrecht schreien. Wo jedoch Auszeichnungen, Belohnungen und Vorrechte zu erlangen sind, da sucht man bei jeder Gelegenheit fremde Verdienste für sich geltend zu machen. Gerade diese Denk- und Handlungsweise des Adels, die angeblichen Helden- und Großthaten seiner Kastenmitglieder als ein Gemeingut des ganzen Standes anzusehen und geltend machen zu wollen, hat die Folge, daß man ihnen häufig die Verbrechen ihrer lieben Vorfahren und Angehörigen gleichfalls zur Last legt, nach dem Grundsatze: daß ein Erbe nicht allein die ausstehenden Forderungen, sondern auch die Schulden des Erblassers übernehmen

müſſe. Wozu ſoll aber, unter ſolchen Umſtänden, der Erbadel uns nützen? frägt man. Er ſoll dem, auf welchen er vererbt iſt, ein Sporn ſeyn, eben ſo edel, ſo weiſe, ſo tapfer zu werden, wie ſeine Voreltern wirklich waren, oder wie ſie doch hätten ſeyn können; und wenn der Edelmann nicht darnach ſtrebt, ſo ſoll ſein Adel ihm ein Brandmark ſeyn.

Das Berufen auf die Verdienſte der Ahnherren und Standesmitglieder, iſt alſo Thorheit, und ſollte am Wenigſten zu dem Zwecke benutzt werden, ſich ein Vorzugsrecht vor Andern zu erwerben. Wenn der Aeltervater ein großer Dichter, Tonkünſtler und dergleichen war, ſo folgt daraus keineswegs, daß auch ſein Enkel und alle Nachkommen daſſelbe ſeyn werden. Eben ſo wenig darf man ſchließen, daß die Nachkommen eines großen Feldherrn oder Staatsmannes gleichfalls zur Bekleidung ſolcher Stellen und Aemter fähig ſeyn müſſen. Tugenden und Talente ſind nicht das ausſchließliche Erbtheil einzelner Kaſten und Familien, daher muß ein weiſer Regent ſie auch nicht bei beſondern Ständen und Geſchlechtern, ſondern unter der Geſammtheit ſeiner Unterthanen ſuchen, und wo er ſie findet, ſie zum

Besten des Ganzen hervorziehen und belohnen. Der Kohlenbrenner, welcher die beiden sächsischen Prinzen aus den Händen des Kunz von Kaufungen, eines Edelmanns, rettete, und dadurch den sächsischen Staaten einen vortrefflichen Fürstenstamm erhielt, hatte unstreitig ein weit größeres Verdienst um jene Länder, als alle preußischen Edelleute von jeher um ihr Vaterland und ihr Regentenhaus sich erworben haben. Und doch würde es jeder Vernünftige lächerlich finden, wenn alle sächsischen Kohlenbrenner, wegen der Verdienste ihres längst vermoderten Ahnherrn, Seitenverwandten und Kollegen, ausschließliche Vorrechtigungen vor den andern Einwohnern der sächsischen Staaten begehren wollten. Die Ansprüche, welche der preußische Adel in ähnlicher Hinsicht macht, sind nichts vernünftiger.

2) War es der preußische Adel, der diese Monarchie aus der Kleinheit eines unbedeutenden Markgrafenthums zu einer der mächtigsten Monarchieen in Europa machte?

Diese Frage muß wohl verneint werden. Weder der preußische Adel, noch irgend ein anderer Stand, kann sich zuschreiben, den Grundstein zu dieser Größe gelegt zu haben. Durch mehrere

Succeſſions- und Erbſchaftsfälle gelangte das brandenburgiſche churfürſtliche und markgräfliche Haus zu den meiſten Staaten, welche noch jetzt den Kern der preußiſchen Monarchie bilden. So kamen das ehemalige Herzogthum und jetzige Königreich Preußen, Schleſien und Glatz, mehrere weſtphäliſche Länder, Magdeburg, Halberſtadt, Neufchatel, Anſpach und Baireuth u. a., theils durch Succeſſion und Erbfolge, theils durch Verweltlichung (Säculariſation) der geiſtlichen Fürſtenthümer an das hohenzollern-brandenburgiſche Haus, ohne daß der Adel hierzu auch nur das geringſte Schärflein beigetragen hätte, er möchte denn die Todesfälle bewirkt haben, wodurch die Landesherrlichen Familien jener Staaten ausſtarben; welches wir indeſſen nicht glauben wollen. Außerdem war die deutſche reichsgrundgeſetzliche Untheilbarkeit aller Churlande ein Hülfsmittel, daß die zur jetzigem preußiſchen Monarchie gehörigen Staaten zuſammengehalten wurden.

Ferner muß bemerkt werden, daß nicht alle preußiſche Feldherren und Miniſter preußiſche Edelleute waren, daß alſo ein großer Theil des Verdienſtes, welches die Adelskaſte durch ihr geprieſenes Feldherrn- und Miniſtertalent ſich an-

maßen will, gleichfalls abgezogen werden muß. Die heldenmüthigen Herzoge und Prinzen von Braunschweig, von Würtemberg, von Meklenburg, von Anhalt, von Hessen; die großen Feldherren und militärischen Befehlshaber Dörflinger, Keith, Schwerin, Fürst Blücher, de l'Homme de Courbieres, Scharnhorst; ferner die Minister und Staatsmänner Fürst Hardenberg, Stein, Struensee, Goldbeck, Beyme, Kircheisen, Stägemann, Sack, Gruner, Lombard und viele Andere waren und sind keine preußische Adlige, zum Theil gar nicht einmal Edelleute, und welche große unsterbliche Verdienste würde man ihnen und so manchen Andern abstreiten wollen, wenn man Alles, was im Felde und im Kabinett durch Heerführer und Minister für das Wohl und den Glanz des preußischen Staats geschehen ist, ausschließlich dem preußischen Adel beimessen wollte? Diese Kaste sollte sich doch nicht zu sehr mit fremden Federn schmücken wollen!

Außerdem haben die preußischen Regenten und ihre Prinzen von Churfürst Friedrich Wilhelm des Großen Zeiten an, sowohl auf den Schlachtfeldern, als in Friedenszeiten selbst sehr viel, und vielleicht das Meiste, für den Wohl-

ſtand der Monarchie gethan, was von oben herab, d. h. durch adlige Feldherren und Miniſter, dafür geſchehen ſeyn ſoll. Friedrich der Einzige z. B. bediente ſich ſeiner Miniſter bloß als Werkzeuge, und ſehr ſelten als Rathgeber und Leiter ſeines Willens.

Bei dieſen Betrachtungen ſchrumpft natürlich das hohe Verdienſt des preußiſchen Adels, welches derſelbe durch die aus ſeiner Mitte entſproſſenen Heerführer, Miniſter und Räthe um den Staat erworben haben will, außerordentlich zuſammen.

3) Haben die Nichtadligen nicht eben ſo große, und vielleicht noch größere Verdienſte um den Thron und Staat, als der Adel?

In der Regel waren, nach Hn. v. Dierickes eigener Behauptung, die Nichtadligen von den ſämmtlichen Befehlshaberſtellen bei den Kriegsheeren, ſo wie von der Verwaltung der wichtigern Staatsämter ausgeſchloſſen, und nur ausnahmsweiſe wurden ſolche Stellen und Aemter ihnen übertragen. Kein Wunder alſo, wenn ſie ſich in dieſer Rückſicht ſeltner auszeichnen konnten, als die Edelleute. An ihrem Willen und ihren Fähigkeiten lag die Schuld nicht; bloß Anmaßung

und Vorurtheil hatten ihnen die Gelegenheit entzogen.

Uebrigens haben die Nichtadligen jedoch in ältern und neuern Zeiten hinreichend beurkundet, was sie in den wichtigern Staatsämtern zu leisten im Stande sind. Viele der oben angeführten Minister und Staatsräthe waren und sind geborne Bürgerliche; die Zufriedenheit der preußischen Regenten, die hohe Achtung der Einwohner und das Urtheil des ganzen Publikums haben über den Werth jener Männer entschieden. Wir fragen nur den Hn. v. Dier.: ob vielleicht nach seiner Meynung die vorerwähnten Bürgerlichen sich durch die Verwaltung der ihnen übertragenen Staatsämter derselben so unwürdig gezeigt haben, daß man deshalb die Ausschließung der Nichtadligen von dergleichen Aemtern wünschen müsse?

Daß die Nichtadligen gleichfalls zu den höhern Befehlshaberstellen bei den Kriegsheeren nicht ganz untauglich sind, haben, außer einem Dörflinger, Scharnhorst, Thielemann u. A., die meisten französischen Marschälle bewiesen, von denen unsere altadligen Feldherren, leider nur zu oft, geschlagen worden sind. In den Jahren 1813, 1814 und 1815, wo man bei den preußischen,

und den mit ihnen verbündeten Heeren besonders anfing, bei Besetzung der Offizierstellen nicht, wie vormals, auf Geburt und Taufschein, sondern auf Tapferkeit, Kenntnisse, Talente und gutes Betragen zu sehen, zeigte es sich, daß man diese Maßregel nicht zu bereuen brauchte. Die Abneigung der Bürgerlichen gegen den Militärstand hörte dadurch auf; viele der gebildetsten Männer und Jünglinge eilten freiwillig zu den Waffen, und zeichneten sich eben so sehr durch ihren Heldenmuth, als durch ihre Treue gegen König und Vaterland aus. Dieses Hinzudrängen zu der allgemeinen Vertheidigung würde nicht Statt gefunden haben, wenn nicht den Nichtadligen in Hinsicht der Offizierstellen gleiche Rechte mit den Edelleuten zugesichert worden wären, und wenn der gebildete Bürgerliche ferner, wie sonst, die Fuchtel des rohen verwilderten Edelmanns hätte fürchten müssen. Noch eine höchst wichtige und nützliche Folge hatte diese Maßregel für das preußische Kriegsheer! Durch das Eintreten so vieler geist- und kenntnißreicher Bürgerlichen ward ein hoher Grad von Bildung bei der Armee verbreitet, den man nie dort gekannt hatte. Vorher, und besonders vor den Jahren 1806 und 1807 fürchtete

jeder Nichtsoldat, und selbst jeder ausländische Offizier in eine Gesellschaft preußischer adliger Offiziere zu treten, weil man die größte Gefahr lief, sich mit der verachtendsten und verächtlichsten Grobheit und Rohheit begegnet zu sehen; denn wer kein preußischer Offizier und kein Edelmann, sondern ein Bürgerlicher war, schien der Mehrzahl der damaligen jüngern preußischen Offiziere nicht die mindeste Rücksicht und Achtung zu verdienen; sie glaubten Herren der Welt zu seyn, und jeden rechtlichen Mann, der nicht ihres Standes war, necken und höhnen zu können. *) Dieser Ton, welcher dem preußischen subalternen Offiziercorps den Widerwillen und den Spott der nichtadligen Stände und des ganzen gesitteten Auslandes zugezogen hatte, hat sich jetzt mächtig verändert. Unrichtiger Weise hat man geglaubt, diese Veränderung sey eine Frucht der Schlachten von Auerstädt und Jena; allein sie ist eine Folge des Eintretens so vieler gebildeter Nichtadligen. Hätte dies nicht Statt gefunden, so würde der

*) Ich spreche hier nicht von allen, aber doch von den meisten der damaligen jüngern preußisch-adligen Offiziere, denn ich habe auch viele sehr gebildete und artige Männer unter ihnen gekannt.

Hochmuth und die Plumpheit mancher jener Herren, jetzt, nach dem zweimaligen Besuche von Paris, den Gipfel des Unerträglichsten erreicht haben.

Wer vermag es zu leugnen, daß zu allen jenen Siegen, welche seit dem Regierungsantritt des großen Churfürsten zum Besten der preußischen Monarchie erkämpft wurden, die nichtadligen Stände das meiste Geld und das meiste Blut hergaben? Die Leichen der nichtadligen Krieger waren die Stufen, auf denen der preußische Adel in frühern Zeiten zu den hohen Staatsämtern und den militärischen Ehrenstellen empor stieg, von denen, nach Herrn von Diericke's Grundsätzen, alle Nichtedelleute sollen ausgeschlossen werden. Bürgerliche und Bauern waren es ferner, die ungeachtet der geringen Hülfsmittel, welche Clima, Boden und Lage darboten, durch Arbeitsamkeit, Klugheit, Erfindungsgeist und wohl berechnete Sparsamkeit, den innern Flor und Wohlstand und dadurch die Stärke des Staats gegen äußere Feinde gründeten. Von den nichtadligen Gelehrten und Künstlern wurde über ganz Deutschland und einen großen Theil von Europa jener hohe Grad geistiger und sittlicher Bildung verbreitet, wodurch die Regierungen der drei letzten

Könige eben so sehr, wie durch den Ruhm ihrer Waffen verherrlichet, und die Preußen fast berechtiget sind, sich kühnlich neben ihre Nachbaren, die Sachsen, zu stellen. Hätten nicht die preußischen nichtadligen Einwohner 1813 und 1814 mit der hingebendsten Aufopferung, mit der unerschütterlichsten Liebe und Treue gegen König und Vaterland, und mit dem glänzendsten Heldenmuthe gekämpft und gerungen; so schmachteten wir, so schmachtete ein großer Theil von Europa wahrscheinlich noch unter der Skorpionengeißel des unerbittlichen Zwingherrn, an welchen wir durch preußische adlige Befehlshaber so schmählich verkauft, verrathen und überliefert wurden. Vielleicht wäre dann gar der preußische Name schon aus dem Verzeichnisse unabhängiger Staaten und das so verehrte Königshaus aus der Liste der Regenten gestrichen. Die Russen bedurften keiner preußischen Edelleute zu Feldherren, sie hatten der Männer „ohne Furcht und Tadel“ genug, und ihr Kaiser würde also, wenn er nicht hauptsächlich auf die treue Hülfsleistung des preußischen nichtadligen Volks und auf dessen König gerechnet hätte, schwerlich den Krieg weiter fortgesetzt haben, als es die Sicherheit seines eigenen

Reiches erforderte. Daß aber ein ſo großer blut- und leichenvoller Kampf von faſt allen Völkern Europa's zur Wiedererlangung und Sicherung der heiligſten Rechte der Menſchheit gekämpft werden mußte; wer war daran anders ſchuld, als jene hochadligen preußiſchen Feiglinge und Verräther, die 1806 und 1807 das Geld lieber hatten, als ihre Ehre, ihren König und ihr Vaterland? Der Verluſt der Schlacht von Auerſtädt war groß, aber immer nicht groß genug, um Alles verloren zu geben, oder gar hochverrätheriſch an den Feind zu verſchachern. Wären Magdeburg, Küſtrin, Stettin und andere Feſtungen 1806 und 1807 nicht gleichſam vom Trompetenſchall ſchon gefallen, wahrſcheinlich wäre dann ein ganz anderer Friede, als der Tilſitter geſchloſſen; Moscau und Iberiens herrliche Flüren wären vielleicht nie verheert, die Donau, die Bereſina, die Elbe, die Pleiße, die Seine und der Tajo vielleicht nie mit Blut und Leichen (von 1809 bis 1815) gefüllt worden, und Millionen Menſchen hätten ihr Leben behalten. Das war die Schuld jener preußiſchen Hochverräther. Will die Kaſte, zu welcher ſie gehörten, die Verdienſte, welche Einzelne von ihren Mitgliedern erwarben, als ein Geſammtgut, wo-

ran alle jetzt und künftig Lebende Theil haben, betrachtet wissen, wie kann sie sich denn beklagen, daß man ihr die Vergehungen ihrer einzelnen Mitglieder als gemeinschaftliche Schuld so oft beigemessen hat? Dies Verfahren würde ungerecht seyn, wenn es bei den vorliegenden Ansprüchen des preußischen Adels nicht folgerecht wäre.

Ueberhaupt konnte wohl H. Gen. v. Dier. mit seiner Schrift zu keiner unglücklicher gewählten Zeit auftreten, als gerade jetzt, wo alle jene Ereignisse noch in so frischem Andenken sind.

Schon nach dieser auf Thatsachen beruhenden Darstellung möchten die Nichtadligen wohl größere Ansprüche auf Bevorrechtigungen hinsichtlich der Staatsämter und der Offizierstellen machen dürfen, als der Adel. Doch wir gehen weiter.

Ohne unsere Anführung würden nie jene Siege von den Nichtadligen erfochten seyn; wir hatten uns von jeher dem Kriegerstande gewidmet, heißt es, und waren also am Tauglichsten die Befehlshaberstellen zu bekleiden.

Was für Siege möchte das adlige Befehlshaberhäuflein wohl je, ohne die Hülfe der nichtadligen Krieger, erfochten haben? Die größere Wahrscheinlichkeit streitet dafür, daß die letztern, ohne

Anführung der erstern, alle jene Schlachten und vielleicht mehrere noch gewonnen, als daß der Adel, ohne Hülfe der nichtadligen Krieger, jemals ein feindliches Husarenregiment würde im Zaume haben halten können. Die Stände der Bürgerlichen und der Bauern sind folglich für den Schutz und die Erhaltung der Monarchie im Kriege nöthiger und nützlicher gewesen, als die Adelskaste, welche sich in dem Selbstlobe: „Wir allein thaten Alles; die andern Stände thaten nichts, was der Rede werth wäre," so sehr gefällt.

Wer bewies überhaupt von jeher in den preußischen Staaten wohl mehr wahren und größern Heldenmuth, mehr treue, hingebende Anhänglichkeit an das Regentenhaus und mehr reine Vaterlandsliebe: der nichtadlige Krieger, welcher nach H. Gen. v. Diericke's Zeugniß, für einen kärglichen, kaum das Leben fristenden Sold, ohne die Aussicht auf Beförderung, Orden und Auszeichnungen, und falls er verkrüppelt wurde, ohne Hoffnung einer angemessenen Versorgung sich muthvoll in die Reihen der Feinde stürzte; oder der Edelmann, der mit der sichern Aussicht auf Beförderungen, Ordenszeichen und Pension ein Gleiches, sehr oft viel weniger that? Nicht

wahr, der Nichtadlige! Wie sehr muß es also empören, daß gerade der Stand, welcher bei seinem Kriegsdienste hauptsächlich seinen eigenen Vortheil bezweckte, andern Ständen will vorgezogen seyn, deren Angehörige bloß zum Besten des Vaterlandes und des Regenten, mit gänzlicher Verzichtleistung auf ihr eigenes persönliches Wohl, dienen mußten!

Uebrigens waren die Edelleute keineswegs die vorzügliche Kriegerkaste in dem preußischen Staat, wie man fast nach der vorliegenden Schrift glauben sollte. Die nichtadligen Stände vielmehr waren Verfassungsmäßig allein zum Kriegsdienste verpflichtet. *) Der Adel diente vormals nur par honneur (Ehrenhalber), wie man es nannte, d. h. um einträgliche Befehlshaberstellen, Orden und dergleichen zu erhalten. Bürgerliche und Bauern waren folglich diejenigen, von denen der Thron und der Staat vorzugsweise ihren Schutz und ihre Sicherheit erwarteten.

*) Bloß die Söhne der Bürger in den Residenzstädten Berlin, Potsdam und Charlottenburg waren hiervon ausgenommen, wenn nämlich ihre Väter bereits zur Zeit ihrer Geburt Bürger der gedachten Städte waren.

Daß der Edelmann freiwillig, der Sohn des Bürgerlichen und des Bauern häufig nur gezwungen dienten, war wohl kein Wunder; da der Erstere Alles, was der Militärstand an Vortheilen darbietet, einträgliche Offizierstellen, Orden, Ehre und Ruhm; der Bürger- und Bauernsohn hingegen nur das Schlimme, nämlich ein armseliges Leben, schlechte oft grausame Behandlung von seinen Obern, verkrüppelte Glieder, und, im besten Falle, den Tod zu erwarten hatte? Welcher Edelmann würde, unter diesen Bedingungen, nicht gleichfalls Abneigung gegen den Kriegsdienst gehabt haben? Wie war es den Söhnen der Bürger und Bauern zu verdenken, wenn sie bei jenen Aussichten, welche der Militärstand ihnen gewährte, ungerne ihr reichlich nährendes Acker- und Handwerksgeräth gegen den mit Kommißbrodt und Wasser gefüllten Torniſter vertauschten? Selbst die glänzendsten Heldenthaten auf dem Schlachtfelde konnten ihnen zu nichts weiter verhelfen, als zu einer Unteroffizier- oder Feldwebelstelle, und wenn sie Arme und Beine verloren hatten, zu einem kümmerlichen Invalidensolde?

Und dennoch thaten Preußens edle, nicht adlige Krieger Alles, wenn der Ruf für König und Vaterland erscholl! Gleich als ob das Leben nur ein Spiel sey; als ob für Jeden von ihnen Kronen zu erringen und Alles zu verlieren wäre, kämpften, bluteten, starben sie, und errangen durch ihren Tod die herrlichsten Siege. Wie groß, wie edel, wie ehrwürdig müssen hier jedem Unbefangenen die preußischen edlen, nicht adligen, Krieger erscheinen gegen die Adligen, welche nicht so sehr für König und Vaterland, als vielmehr (par honneur) des eigenen Vortheils halber, um Ehrenstellen und Belohnungen zu erhalten, fochten.

Ja, ja, es ist wahr, was H. v. Dier. sagt: „der preußische Adel hatte ein ausschließliches Recht auf die Offizier- und Feldherrnstellen; nur in seltenen Fällen, wenn man vielleicht über das Gegentheil öffentlich hätte erröthen, oder von dem Regenten hätte Strafe befürchten müssen, ließ man auch einen Bürgerlichen zu. *) In der

*) Der war dann auch gewöhnlich eine Eule unter den Krähen. Ich habe einen alten, sehr verdienten, nichtadligen Rittmeister gekannt, der von Friedrich dem Großen selbst auf dem

Wiege ſchon hatte das Junkerchen, von dem man noch nicht wußte ob es das Zähnekriegen glücklich überwinden würde, manchmal ſein Patent als Herr Fähnrich oder Herr Cornett unter dem kleinen Hauptkiſſen, während an den alten graubärtigen Krieger, der in zwanzig Schlachten muthvoll gefochten, und eben ſo viele Wunden davon getragen hatte, nicht anders gedacht wurde, als beim Appell und wo vom Dienſtthun die Rede war. Das adlige Junkerchen ſog übrigens keineswegs, wie man nach des Hn. Generallieutenants ſchönem Werke leicht denken könnte, die theoretiſche und praktiſche Kriegskunſt und die wohlbelobten Heldentugenden mit der Muttermilch ein. Behüte! Ein nichtadliger Gemeiner oder Unteroffizier mußte ſeinem präſumtiven künftigen Herrn Oberſten (wenn dieſer nicht etwa durch bürgerliche Lehrer in einem Kadettenhauſe für den

Schlachtfelde zum Lieutenant ernannt war, und der mir ſehr oft verſicherte: er wollte, daß er noch gemeiner Huſar wäre, weil er dann doch ruhig ſterben, und jetzt ſich langſam zu Tode ärgern müſſe. Mehr als zwanzig Duelle hatte er ſeiner Beförderungen wegen in zwei Jahren beſtehen müſſen, und war, unſchuldig genug, nahe daran geweſen, kaſſirt zu werden.

künftigen Kriegsdienſt gebildet war,) die hervorſtehenden krummen Schultern zurecht ſetzen; den Katzenbuckel durch gelindes Streichen, (nicht etwa mit der Fuchtel, wie bei der bürgerlichen Canaille, ſondern durch leiſes, ſanftes Berühren mit der Hand,) in einen geraden Rücken verwandeln, und dem gnädigen Herrn mit aller ſchuldigen Ehrerbietung und Subordination das Exercitium beibringen. War auf dieſe Weiſe aus dem Grasjunkerchen, welches manchmal kaum Buchſtabiren, und ſehr oft keinen Rapportzettel ſchreiben konnte, ein Cornettchen geworden, das gut zu fluchen, zu ſchwören und von dem feindlichen Pulverdampf, den es nicht gerochen hatte, zu lügen wußte; auch den armen Gemeinen tüchtig auszuhunzen, den Bürger gehörig zu placken und zu quälen, und ſeine Töchter zu ſtupriren verſtand; dann war — nämlich in alten Zeiten — der Mann „ohne Furcht und Tadel“ vollendet; und man hielt alle fernere geiſtige, ſittliche und militäriſche Bildung für überflüſſig, ja für thöricht, indem man ohne ſie, von Stufe zu Stufe, bis zu den höhern militäriſchen Ehrenſtellen gelangen konnte. Wie die Churfürſten und Könige ihre Schlachten gewinnen, und ihre feſten

Städte beschützen wollten, dafür ließ man sie selbst und ihre nächsten Umgebungen sorgen; obgleich der Mann ohne Furcht und Tadel doch als künftiger Anführer eines Bataillons, einer Schwadron oder gar eines Regiments Manches bei gehöriger Einsicht dazu hätte beitragen können. War nach zehn oder zwölf Jahren ein solches Junkerchen Rittmeister oder Major geworden, so ließ er oft seinen grauköpfigen Lehrmeister, zum Lohn für die mit ihm gehabte Mühe, tüchtig durchfuchteln, und belegte ihn vor allen seinen Kameraden mit den schrecklichsten Flüchen und Schmähungen. Aber auch diejenigen Edelleute, welche sich, auf eine bessere Weise, durch ihre militärischen und übrigen Einsichten, durch ihr Betragen und die wirklichen Verdienste, die sie sich erwarben, auszeichneten, würden das in der Regel nie geleistet haben, was sie leisteten, wenn nicht vorzüglich von Nichtadligen ihre militärischen und übrigen Fähigkeiten und Tugenden wären ausgebildet worden. Was sie also größtentheils waren und was die Lebenden noch sind, das verdanken sie in der Regel den Mitgliedern derjenigen Stände, denen sie so gerne jedes Verdienst abstreiten möchten, um sich es zuzueignen.

Hieraus ergiebt ſich hinreichend, daß nicht der Adel, ſondern die Nichtadligen die größern Verdienſte um den preußiſchen Staat und Ihren von jeher ſich erworben haben. Sie haben ganz ohne eigene perſönliche Rückſichten das meiſte Geld und Blut für ihre Regenten und ihr Vaterland geopfert; ſie vorzüglich haben durch ihren Gewerbfleiß, ihre Einſichten und Kenntniſſe den Flor und Wohlſtand des preußiſchen Staats gegründet, und ihn dadurch in den Stand geſetzt, auch ſeinen äußern Feinden Trotz zu bieten; ſie haben durch Wiſſenſchaften und Künſte den Ruhm ihrer Regenten und ihres Vaterlandes auf das Glänzendſte verherrlichet; ihnen verdankt man einen höhern Grad von Bildung und Sittlichkeit unter den preußiſchen Kriegsheeren; ſie hauptſächlich haben Alles das durch die uneigennützigſte Aufopferung und die größte Treue gegen ihren König wieder erobert, was durch adlige Befehlshaber 1806 und 1807 verrathen und verſchleudert war; ihnen verdanken die adligen Befehlshaber, Miniſter und Räthe vorzüglich die Ausbildung der Fähigkeiten und Kenntniſſe, durch welche es ihnen möglich ward, um König und Staat ſich verdient zu machen; und endlich ſind aus den nichtadligen Stän-

den eine Menge der vorzüglichſten Köpfe hervorgegangen, welche in den höchſten Staatsämtern und als Anführer und Befehlshaber bei dem Kriegsheere ſich die glänzendſten Verdienſte erworben haben. Gründe genug, um ſie dem Adel in dieſer Hinſicht nicht nachzuſetzen!

4) Iſt der Erbadel als eine Stütze der Thronen zu betrachten? Und was will er ſeyn?

Wer überhaupt die Denk- und Handlungsweiſe des Erbadels faſt bei allen Nationen und in allen Zeiten betrachtet, muß es einſehen, daß für Fürſten und Völker nichts gefährlicher, nichts unheilbringender iſt, als dieſer Kaſte von Einwohnern Bevorrechtigungen vor andern Ständen einzuräumen. Der Adel will eine Kaſte für ſich, einen Staat im Staate bilden. Nichts iſt ihm im Ganzen wünſchenswerther, als die Leitung des Staatsruders und die höchſte Militärgewalt in ſeine Hände zu bringen, um dann nach ſeinem Gefallen den Fürſten gängeln, und das Volk quälen und unterdrücken zu können.

Der Adel will, ſage ich, eine Kaſte, einen Staat im Staate bilden. Darum läßt er ſich ſelten mit den übrigen Ständen, ſelbſt nicht einmal mit Neugeadelten in verwandtſchaftliche

Verbindungen ein. Heirathet ein Edelmann eine Bürgerliche oder Neugeadelte, so entsteht dadurch nicht nur für ihn, sondern auch für die aus solcher Ehe entsprossenen Kinder eine Art von Ebenbürtigkeit, weshalb dann manche ächt adlig denkende Herren und Frauen sich von allem weitern Umgange mit ihm lossagen, um sich nicht zu verunreinigen. Die Juden können keinen ärgern Haß und Unwillen gegen einen abtrünnigen Glaubensgenossen hegen, als manche Edelleute gegen ein solches, ihren Gewohnheiten ungetreues, Kastenmitglied. Ist ein armer Edelmann toll genug, seine nach Brodt und einem Mann schmachtende Tochter einem Nichtadligen zu geben, so zuckt der ahnenstolze Junker, der sonst wohl eine der übrigen, noch vorräthigen Töchter geheirathet hätte, die Achsel, und geht vorüber, um nicht die „bürgerliche Bestie“ „Herr Bruder“ nennen zu dürfen; und das hochadlige Stiftsfräulein, welches recht gut fühlt, daß Heirathen besser ist, als Brunst leiden, schlägt gleichfalls die Hand des Sohnes einer solchen, durch Mißheirath (Mesalliance) entehrten, Familie aus, und läßt die Trümmer ihrer Reitze lieber in einem Kloster verwelken, als daß sie sich mit dem Bürgerpack ge-

mein machen, und zu dem nichtadligen Banquier „mon frere“ sagen sollte. Zwischen Eltern und Kindern entsteht durch dergleichen Mißbündnisse oft ein so tödtlicher Haß, daß häufig die abscheulichsten Greuel und Mordthaten geschehen sind. Die Befolgung dieser Grundsätze bewirkte, daß der Adel in allen Staaten sich auf das Engste unter einander verschwägerte und verbrüderte, und daß seine Interessen und Bestrebungen, welche ohnehin denen des Nichtadels entgegen stehen, auf keine Weise mit denselben verschmolzen und vereinigt werden konnten. Und gerade jene engen Verbrüderungen und Verwandschaften der adligen Familien unter sich machen diese Kaste zu der furchtbarsten Menschenklasse, so bald sie durch Reichthümer, Vorrechte, oder Kopfzahl ein Obergewicht über die andern Stände oder über die Macht des Regenten erhält. Jenes Obergewicht zu erlangen, ist in fast allen Staaten von jeher das Bestreben des Erbadels gewesen, und dies setzte ihn immer mit den übrigen Ständen in ein feindseliges Verhältniß. Nur auf den Trümmern der letztern kann er wieder das glanzvolle Gebäude aufführen, welches ihm durch Aufhebung der, jedes menschliche Gefühl empörenden Leibeigenschaft,

durch Vernichtung des Feudalsystems, durch Zulassung der Bürgerlichen zu höhern Staats- und Militärämtern zerstört worden ist. Man sehe sich um in der Geschichte fast aller europäischen Reiche und Staaten; man blicke nach Osten, nach Westen, nach Süden, nach Norden, so wird man finden, daß die übermüthig und übermächtig gewordenen Edelleute es waren, welche ihren Königen die Kronen vom Haupte, und oft die Köpfe vom Rumpfe rissen, die unglücklichen Länder durch blutige, innerliche Kriege verheerten, die Völker in die schändlichsten Fesseln schmiedeten, jedes Fortschreiten des menschlichen Geistes gewaltsam zu hemmen suchten, und die heiligsten Menschenrechte mit Füßen traten. Unter den glorreichen Geschlechtern unsers noch blühenden Adels sind manche, deren Ahnherren das Recht der ersten Nacht in eigener hoher Person ausübten, ihre Leibeigenen, wie Vieh, mit Hunden hetzten, und oft gleich einer Waare vertauschten und verkauften. Wer sollte nicht mit Recht besorgen dürfen, daß durch ausschließliche Vorrechtigungen des Adels, zu den höchsten Staatsämtern und allen militärischen Befehlshaberstellen, ähnliche Zeiten, ähnliche Ereignisse, ähnliche Sitten wieder herbeigeführet wür-

den? Man kennt ja die Grundsätze der Meisten aus dieser Volkskaste. Sie selbst sagen: daß Kriegsruhm das Hauptziel ihres Strebens sey, daß also das Leben keine Bedeutung, keinen Werth für sie habe, wenn sie sich nicht durch Blut und Leichen einen Weg zu Ehrenstellen bahnen könnten. Kein Wunder, wenn mancher Edelmann, der nicht zur steifen Observanz gehört, voll Verachtung und Unwillen einen Stand betrachtet, der zwar die Ehre für sein höchstes Ziel ausgiebt, die Worte: auf meine Ehre! immer auf den Lippen hat, und sich doch so oft der ehrlosesten Handlungen schuldig macht. Wie soll aber dem Nichtadligen ein Stand erscheinen, der auf die anmaßendste Weise nach Vorrechten trachtet, welche ihm gar nicht zukommen, und welche er bloß zur Unterdrückung seiner Mitstände zu erlangen sucht? Wie soll der Nichtadlige Vertrauen zu einem Stande haben, der es wohl für Recht hält, ein bürgerliches Mädchen zu Falle, aber nicht zum Altare zu bringen; dessen Mitglieder so häufig die heiligsten Schwüre ewiger Liebe und Treue brechen, und ihr Leben mit Schande und Verbrechen beflecken, um nur ihren Stammbaum rein zu erhalten? Müßte nicht jeder Bür-

gerliche zittern, wenn einer Volkskaste, die durch ihre Gesinnung und ihre Bestrebungen allen andern Ständen so feindselig entgegen gesetzt ist, die höchsten Aemter im Staate und alle Befehlshaberstellen bei den Kriegsheeren ausschließlich übertragen werden sollten.

Daß die Edelleute wohl Stürmer der Thronen, aber keine Stützen derselben gewesen sind, hat die Geschichte gelehrt. Ehe noch jemals von Preßfreiheit, von Menschenrechten, Fürstenpflichten u. s. w. die Rede, ehe noch je eine Zeitschrift oder Zeitung erschienen, oder ein Buch gedruckt war; haben schon Edelleute ihre Fürsten entthront, erdrosselt, und sich ihre Kronen zugeeignet.

Würden dem Adel die vom Hn. v. Dirr. begehrten Vorrechte ausschließlich oder Vorzugsweise eingeräumt, so würde keine Verfassung und keine Volksvertretung dem Staate dauernd etwas nüzzen. Das Volk würde nicht vertreten, sondern zertreten werden, durch die allein gebietende adlige Kaste. Die adligen Minister, Feldherren und Offiziere würden, durch so viele Verwandtschaften und Verschwägerungen, auf das Engste und Innigste verbunden, mit der Zeit Kriege über Kriege anzetteln, um sich mit den Leichen der an-

dern Schöne neue Wege zu Ehrenſtellen, Belehnungen und Reichsämtern zu pflaſtern. Es würden dann zehnmal mehr wirkliche adlige Kriegsräthe in einer Provinz ſeyn, als jetzt titulâre bürgerliche in der ganzen Monarchie ſind. Der erſte unbehutſame oder ſchwache Regent würde Krone, Scepter und vielleicht gar das Leben verlieren, wenn alle hohe Staatsämter und alle militäriſchen Befehlshaberſtellen in den Händen einer mächtigen, reichen und auf das Engſte verbrüderten Volkskaſte ſich befänden. Wenn dies früherhin in Preußen nicht der Fall war, ſo verdankte man dies vielleicht nur der Wachſamkeit der Regenten, und dem Umſtande, daß auch viele ſolcher Aemter und Stellen mit Prinzen, mit Ausländern, Neugeadelten und Bürgerlichen beſetzt waren. Verbürgt gleich die Rechtlichkeit der meiſten jetzigen Adligen es hinlänglich, welches ich gerne glaube, daß ein ſolches Verbrechen in den erſten zwanzig bis dreißig Jahren nicht Statt finden könnte, welcher preußiſche Edelmann kann für ſeine Nachkommen haften, und wollte er's gerne, wie will er die Sicherheit leiſten? Alſo laſſe man ja den Mitgliedern aller Stände das Recht, nach Maßgabe ihrer Ta-

hatte und Kenntniſſe auch zu den höchſten und wichtigſten Stellen im Staate und bei dem Kriegsheere zu gelangen!

Dadurch, daß der Adel allein und ausſchließlich jene Aemter bekleiden will, ſucht er eine Ringmauer um den Fürſten zu bilden, um ſeine Beſtrebungen deſto beſſer ins Werk richten, und ſich wieder zu der alten, für die andern Stände ſo verderblichen Höhe emporſchwingen zu können. Daſſen trachtet der Erbadel faſt in allen Staaten. Wie werden aber die Regenten, wenn ſie ſich durch eine ſolche adlige Scheidewand von ihren nichtadligen Unterthanen trennen laſſen, die Wünſche, die Klagen, die Bedürfniſſe der letztern vernehmen können? Durch ihre adligen Räthe und Miniſter? Das würden wahrlich, bei den auseinanderſtrebenden Intereſſen, ſehr unzuverläßige Briefträger ſeyn!

Deßhalb Ihr Fürſten — Ihr nennt Euch ja ſo gerne, wiewohl nicht immer mit gleichem Rechte, Väter Eurer Unterthanen — deßhalb, liebe Väter, duldet es nicht, wenn man eine Mauer zwiſchen Euch und Eurn Kindern aufpflanzen will. Ihre Herzen werden dadurch von Euch abgewandt. Sie werden auf die alte, böſe,

häßliche Mauer schelten, die es verhindert, daß sie den geliebten Vater nicht sehen, und Er ihre Stimme nicht hören kann. Sie werden deshalb am Ende wohl gar über die Mauer herfallen, sie umstoßen, und damit ihren eigenen Vater verletzen. Wozu auch solche Schutzwehr der Eltern gegen ihre Kinder? Erfüllen die erstern nur treu ihre Pflichten, so werden sie die Liebe und Achtung der Kinder besitzen, und nie von ihnen bedrohet, oder gar angegriffen werden. Darum laßt immerhin die Mittelmächte, die Scheidewände, die Mauern weg! Sie können nie nützlich, sie werden stets gefährlich seyn. Allein warum soll man Euch rathen? — Es fehlt Euch, gute Väter, ja nicht an Erfahrung!

Montesquieu, in seinem übrigens vortrefflichen Werke vom Geiste der Gesetze, *) behauptet: „Vermittelnde, untergeordnete und abhängige Mächte bildeten das Wesen einer monarchischen Regierung, nämlich einer solchen, wo ein Einziger nach Grundgesetzen regiere. In der Monarchie sey der Fürst die Quelle aller politischen und bürgerlichen Gewalt. Jene Grundgesetze er-

*) M. s. Oeuvres de Montesquieu T. 1. p. 30. ff. (Amsterdamer Ausgabe von 1764. ff.)

fordern leitende Kanäle, durch welche die Gewalt fließen und sich mittheilen könne; denn wenn es in dem Staate nur den augenblicklichen und eigensinnigen Willen eines Einzelnen gebe, so sey dort nichts Festes und Bestimmtes. Die natürlichste, vermittelnde Macht sey der Adel; er gehöre gewisser Maßen zum Wesen der Monarchie, deren Grundmaxime sey: Wo kein Monarch ist, giebt es keinen Adel; wo es keinen Adel giebt, ist kein Monarch.“

Man hat sich häufig auf den Ausspruch dieses großen Mannes berufen, um den Adel als Grundbestandtheil und Stütze jeder monarchischen Regierung darzustellen; allein Montesquieu's Ansichten sind durchaus unrichtig. Erstlich ist es ganz falsch, daß der Fürst die Quelle aller politischen und bürgerlichen Gewalt sey. Das Volk ist die Quelle, der Fürst ist die Pumpe *) und seine Beamten, nicht der Adel, sind die Kanäle, durch welche die Macht fließen und sich verbreiten

*) Nicht Unehrerbietigkeit gegen die Fürsten, sondern die Nothwendigkeit, Montesquieu's hinkendes Gleichniß zu verbessern, um ihn widerlegen zu können, zwingen mich, dieses Ausdrucks mich zu bedienen.

soll. Jetzt sind die Völker mündig geworden; ihre Väter, die Fürsten, haben deshalb beschlossen, sie gleichfalls an der Besorgung und Leitung des Hauswesens durch Volksvertreter Theil nehmen zu lassen. Es kann daher gar nicht bei uns von dem augenblicklichen (momentanen) Willen eines Einzelnen die Rede seyn. Dieser Wille würde, sobald er die Grundgesetze verletzen wollte, schon durch den Willen des Volks oder der Vertreter desselben beschränkt werden. Die Volksvertretung ist eine bessere Schutzwehr gegen die Eigenmacht des Regenten, als der Adel; und überhaupt haben die Völker mehr von einer Volkskaste zu befürchten, deren vorzüglichstes Streben auf Erlangung von Ehrenstellen und Kriegsruhm gerichtet ist, als von dem bösen Willen ihrer Fürsten. Würde jemals wirklich ein Caligula oder Nero geboren und erzogen, welches letztere bei dem Standpunkte der Bildung, auf welchem wir und unsere Fürsten stehen, fast unglaublich ist, so würden die Volksvertreter und das Volk selbst ihm schon ein Ziel setzen, ohne daß es hierzu eines Adels bedürfte. Wo Regenten je etwas Böses wollten, da hat die adlige Kaste ihnen nie Einhalt, aber wohl Vorschub gethan; das lehrt die

Geſchichte. Wenn der Adel auch anſcheinend manchmal dem böſen Willen des Fürſten ſich widerſetzte, ſo geſchah es häufig nur, um gewaltſam den Thron umzuſtürzen, und noch größeres Unheil zu ſtiften.

Nichts dürfen gleichfalls die Regenten von den Ständen beſorgen, die ihre höchſte Ehre in der friedlichen Ausübung ihres Gewerbes und ihrer Pflichten, und in ihrer ſittlichen und gewiſſigen Veredlung, und ihren höchſten Genuß in den Kreiſen ihrer Familien und Freunde ſuchen, ohne daran zu denken, mit dem Gelde und Blute ihrer Mitbürger ſich Anſehen, Ruhm und Macht erkämpfen, Königsthronen umſtürzen und Kronen an ſich reiſſen zu wollen. Der angegriffene oder bedrohete Thron und Staat werden aber auch gerade in dieſen Ständen zur Zeit der Noth und Gefahr die heldenmüthigſten, uneigennützigſten, unbeſtechlichſten und kraftvollſten Vertheidiger finden. Das haben die nichtadligen Preußen von jeher, das hat die Geſchichte aller Deutſchen bewieſen.

Monteſquieu führet zum Beweiſe, daß der Adel eine Stütze der Thronen ſey, das einzige Beiſpiel der ungariſchen Stände an, wie ſie mit dem Aus-

rufe: Wir sterben für unsern König Maria Theresia, dieser ihren Beistand zusicherten. *) Wie viele hundert Beispiele aus der Geschichte lassen sich anführen, wo der Adel ganz das Gegentheil that!

Hiernach wird man hoffentlich einsehen, daß Montesquieu's Meynung, als sey der Erbadel ein wesentliches Erfordernis der monarchischen Verfassung ungegründet ist. **)

5) Wäre es aber selbst unter der Voraussetzung, daß der preußische Adel nie dadurch dem Throne und freien Mitbürgern gefährlich werden würde, gerecht, politisch und dem Zeitgeiste angemäß, ihm ein vorzügliches, oder gar ein ausschließliches Recht auf die höhern Staatsämter und die sämmtlichen Befehlshaberstellen bei den Kriegsheeren einzuräumen?

Die Beantwortung dieser Frage ergiebt sich zum Theil bereits aus dem Vorhergehenden.

*) M. s. das angeführte Werk T. 1. p. 198.

**) Ich behalte mir vor, in einer, zu Michaelis in eben diesem Verlage herauskommenden Sammlung politischer und philosophischer Dialogen und Aphorismen über den Ursprung, das Wesen und den Zweck des Adels, meine Ansichten ausführlicher vorzutragen, als der Raum mir hier gestattet.

In Hinsicht der Gerechtigkeit eines solchen Verfahrens darf nur bemerkt werden, daß die nichtadligen Stände von jeher eben so mäßige und oft größere Beiträge zu den Staats- und Kriegslasten haben geben müssen, als der Adel; daß sie sich um den Wohlstand, die Macht und das Ansehen der Monarchie durch die unmittelbare Beförderung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften; durch die Siege, welche hauptsächlich durch ihren Arm und ihren Heldenmuth, ohne Rücksicht auf den mindesten persönlichen Vortheil erfochten wurden; durch ihre unerschütterliche Treue gegen König und Vaterland, und durch die Tapferkeit, mit welcher sie 1813 und 1814 den Staat von dem, durch Adlige ihm zubereiteten, Untergange retteten, um die Monarchie und das Königshaus wenigstens eben so glänzende Verdienste erworben haben, wie der Adel; daß sie, wie durch Erfahrung bewiesen ist, eben so fähige, rechtliche und brauchbare Mitglieder zur Bekleidung der höchsten Staatsämter und der militärischen Befehlshaberstellen besitzen, als unter den Edelleuten sind; und daß sie also unter allen diesen Umständen mit Recht auf eben die Vorzüge Ansprüche machen dürfen, deren sich die adlige Kaste allein anmaßen will.

Unpolitisch und dem Geiste unserer Zeit ganz zuwider wäre es demnach gewiß, hier nicht der Stimme der Gerechtigkeit, sondern jener der Anmaßung folgen zu wollen. Die Gemüther der Nichtadligen würden dadurch empört, und von der regierenden Dynastie, welcher sie mit so inniger Liebe und Treue anhängen, für welche sie so heldenmüthig und gerne Ströme ihres Blutes vergossen haben, abgewandt, ihr Muth würde gelähmt, und ihre Neigung, bei entstehender Gefahr für König und Vaterland zu kämpfen, würde geschwächt werden. Mit Erbitterung würden sie es ansehen, daß man auf die großen und glänzenden Verdienste, welche sie sich erworben haben, und auf ihre Kenntniße und Fähigkeiten, auf ihre bürgerlichen und kriegerischen Tugenden durchaus nicht achten wolle. Es würde sie kränken, sich einer ihnen in allen Richtungen feindlich entgegen stehenden Kaste nachgesetzt zu sehen, welche keine andern Rechtstitel hat, wodurch sie ihre Ansprüche auf Bevorrechtigungen geltend machen kann, als einen Stammbaum von oft sehr verdienstlosen Ahnen und drei Buchstaben vor dem Namen. Man würde bei einem, über kurz oder lang entstehenden Kriege, statt freiwillig zum Militär-

dienste zu eilen, sich demüthigen zu erniedrigen, die Gefahren nach Möglichkeit zu fliehen, und auf keine Weise sich auszuzeichnen suchen, und dadurch könnten nicht nur Schlachten, sondern ganze Provinzen verloren gehen. Auch bei dem Adel würde das Streben, sich vor Andern hervorzuthun einschlummern, da ihm die Aussicht auf Beförderung, Aemter und Ehrenstellen seiner Ahnen halber wieder gewiß seyn würde, ohne daß hierzu zu eigene Verdienste und Fähigkeiten nöthig hätte.

Dies würden ungefähr die Folgen [illegible] welche die Wiedereinführung der alten, unserm Zeitgeiste gar nicht mehr entsprechenden, Maxime nothwendig haben müßte.

Vielleicht wäre es für den Glanz und die Macht der preußischen Monarchie besser gewesen, man hätte nie jene Maxime befolgt; denn 1) zeichnete der Bürgerstand sich, besonders in ältern Zeiten, durch einen höhern Grad von geistiger und sittlicher Bildung aus, als der Adel. Der Nichtadlige mußte, wenn er zu etwas gelangen wollte, Kenntniße und Fähigkeiten besitzen, und durch gutes Betragen sich auszeichnen. Bei dem Edelmann vertrat der Stammbaum in der Regel die Stelle der Tugenden, der Talente und Kenntniße;

die Gewißheit schon seiner Ahnen halber selbst zu den höchsten Ehrenstellen gelangen zu können, erstickte gar oft bei ihm jedes Streben nach Ausbildung und Veredlung. Häufig ward er in jenem Vorurtheil von seinen Eltern auferzogen, und von seinen vor ihm kriechenden Bauern und Bedienten bestärkt. Schon frühe ward ihm der Glaube eingeprägt: die Edelleute wären bloß erschaffen, um bei den irdischen Herrgöttern die Stelle der Cherubim und Seraphim unter den Titeln von Feldmarschällen, Generallieutenants, Ministern, Geheimen und Räthen zu versehen; oder auch auf ihren Gütern ihre Hunde zu füttern und zu liebkosen und ihre Bauern zu kantschuen. Die Welt wäre einzig und allein für diese lieben Engelchen gemacht, und das Bürgerpack wäre nur deshalb da, um für die Herren von Adel zu denken, zu arbeiten, und wenn Einer derselben einmal etwas gedacht haben sollte, welches aber, der Verdauung halber, höchst selten geschehen müßte, solches zu registriren und ad acta zu legen. Das Bauernvolk endlich wäre nur dazu bestimmt, Erdtoffeln und Sauerkraut, oder Pilze zu essen, seine Mädchen von den Edelleuten schänden zu lassen, an Sonn-, Fest- und Werk-

tagen, Charfreitag ausgenommen, Frohndienste zu leisten, und zu rechter Zeit seine Abgaben zu zahlen. Dies waren in der Regel in alten Zeiten die Ansichten und Grundsätze, welche man dem Adel einflößte. Dadurch wurden viele der herrlichsten Köpfe dieses Standes verschroben, viele der edelsten Herzen von Grund aus verderbt. Erst durch das Beispiel und den Spott der Bürgerlichen ward eine, wenigstens äußere, Reform der adligen Erziehung veranlaßt. Selbst noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erregte der Umstand, daß ein Edelmann Christian Ewald von Kleist den Frühling geschrieben habe, größere Bewunderung, als dies schöne Gedicht selbst. Daher darf man also mit Recht annehmen, daß in ältern Zeiten mehrere taugliche Personen zu den höhern Staats- und Militärbedienungen unter den Nichtadligen wären zu finden gewesen, als unter den Adligen. Ueberdies ist 2) die Anzahl der erstern viel größer, als die der leztern; und deshalb müßten, wenn auch die Erziehung und Bildung sich verhältnißmäßig gleich gewesen wäre, immer eine beträchtlichere Menge einsichts- und talentvoller Bürgerlicher sich zu jenen Aemtern haben finden lassen, und man würde, falls man sich

nicht an jene Maxime gebunden hätte, ſtatt ſo manches untauglichen, adligen Subjekts, gute und brauchbare Nichtadlige in Menge gefunden haben. 3) Bilden die nichtadligen Stände doch den größten, kräftigſten und nützlichſten Theil, oder die Grundmaſſe des Volks. Von dem Flor und Wohlſtand dieſer letztern hängt die Kraft und das Anſehen des Staats hauptſächlich ab. Nichtadelig geborne Miniſter und Räthe würden für das Aufblühen der Stände, aus denen ſie entſproſſen waren, weit eifriger gewirkt haben, als die adligen höhern Staatsbeamten, deren Kasteninteresse nur die Hervorziehung ihrer Kastengenoſſen, und die Zurückſetzung, ja gar die Unterdrückung der andern Volksklaſſen erheiſchte. 4) Würde auch die Liebe, die Anhänglichkeit und die Treue der Nichtadligen gegen ihre Regenten außerordentlich gewonnen haben, wenn jene ſie ſo ſehr zurückſetzende Maxime nicht würde gegolten haben. Es iſt zu bezweifeln, ob Preußen, wenn es ſich vor funfzig bis ſechzig Jahren in der Lage befunden hätte, wie 1813, eine ſolche Menge ganz freiwilliger, nichtadliger Vertheidiger gehabt haben würde; denn obgleich die preußiſchen Regenten von jeher der Gegenſtand der Liebe und Verehrung

ihrer Unterthanen waren, so ward doch wohl keiner so sehr von den nichtadligen Ständen geliebt und verehrt, als der jetzige König, und gerade diese innige Anhänglichkeit und Achtung des größten Theils seines Volks entriß seinen Thron dem Untergange, und erhob seine Monarchie zu einer Höhe und zu einem Glanze, von dem sie nie wieder herabsinken wird, so lange man nicht die nützlichsten, kraftvollsten und zahlreichsten Stände zurücksetzt, um eine kleine, anmaßende Kaste hab- und ehrsüchtiger Menschen zu befriedigen.

Nun weiter zu der Schrift des Herrn Generallieutenants!

Von Seite 18 bis 21 entwirft Er noch ein langes und breites Gemählde der unsterblichen, kriegerischen Verdienste des preußischen Adels, welcher sich in allen (?) Kriegen „ganz vorzüglich ausgezeichnet habe", natürlich, weil, was die Nichtadligen thun mußten, den Edelleuten gut geschrieben wurde. „Unzählige tapfere Männer aus adligen Geschlechtern hätten in jenen Kriegen gefochten und geblutet, welche der große Churfürst und seine Nachfolger zur Vertheidigung ihrer eigenen Staaten und Rechte, und zur Aufrechthaltung der Freiheit Deutschlands

u. ſ. w., u. ſ. w. geführt hätten.“ Waren die tapfern Männer aus adligen Geſchlechtern, die in jenen Kriegen fochten, ſchon unzählig, wie weit unzähliger werden nicht die tapfern preußiſchen Männer aus nichtadligen Geſchlechtern geweſen ſeyn, welche in jenen Kriegen gleichfalls fochten, bluteten und ſtarben?

„Es hätte ſich in den preußiſchen adligen Geſchlechtern ein Väterſinn erhalten, der ſich von den Vätern auf ihre Söhne, Enkel, Urenkel, Ur-Urenkel u. ſ. w., u. ſ. w. fortpflanze.“

Man denke hier ja nicht an Auer — doch! —

„Nur wenige adlige Geſchlechter wären ſo unglücklich, nicht einen oder den andern tapfern Mann ihres Geſchlechts nennen, und etwas zur Ehre und zum Ruhm eines ihrer Vorfahren erzählen zu können.“

Dieſe Geſchlechter handeln alſo klug, wenn ſie ſelbſt recht viel Ruhmwürdiges thun, da ſie von den tapfern und groſſen Thaten ihrer Vorfahren nichts zu erzählen wiſſen! Daß Adam in den Apfel gebiſſen, und Noah die Arche gebauet habe, ſollte ihnen übrigens doch bekannt ſeyn.

„Die Wohnzimmer des Adels wären gewöhnlich mit Bildniſſen würdiger Vorfahren geſchmückt

gewesen, die als Männer ihrem Könige und dem Staate mit Eifer und Treue gedient, als Helden für ihr Vaterland gekämpft, und als solche auf blutigen Schlachtfeldern gefallen, und ihren Geist rühmlichst verhaucht hätten."

Wie die Schlafzimmer wohl mögen beschaffen gewesen seyn? Bürgerliche und Bauern hatten nur oft nicht so viel Geld, sonst hätten sie gewiß auch gerne ihre, auf den Schlachtfeldern gebliebenen, Verwandten malen lassen. Allein so hätten da wohl alle Bildnißmaler herkommen sollen? Jeder Bürger hätte sein Handwerkszeug, jeder Bauer hätte den Pflug fahren lassen, und den Pinsel zur Hand nehmen müssen!

„Adlige Knaben hörten mit Wonnegefühlen von ihren Vätern und Verwandten die Geschichte der Kriege, der Gefechte, der Schlachten und der Siege erzählen, an denen sie Theil genommen hatten."

Die kleinen Böswichter! Fanden sie schon ein so wonnevolles Vergnügen am Blutvergießen und Menschenmorden? Indessen die Kinder der Bürger und Bauern machten's nicht besser! Auch sie ließen sich gerne von ihren Vätern, die Soldaten gewesen waren, von den Siegen erzählen, an

denen die letztern das Weiße beigetragen hatten; auch in ihnen ward auf dieſe Weiſe der kriegeriſche Geiſt ernährt und bewahrt.

„Dann küßten ſie (die Junkerchen nämlich) die Narben, die dieſe tapfern Männer ihnen aufzuweiſen hatten, und träumten (woher weiß H. v. Dier. das?) ſodann ſchon von den Lorbeeren, mit denen auch ſie einſt bekränzt zu werden, ſo glücklich ſeyn werden.“

Hiegegen läßt ſich nichts einwenden, da es Narben, Küſſe und Träume ſind. Die letztern lügen aber oft, und mögen auch hier wohl häufig gelogen haben.

„Hoch und feurig ſchlug das Herz in der Bruſt dieſer Jünglinge und Knaben, und mit ſchmerzhafter Ungeduld (ja wohl! mit ſchmerzhafter!) ſahen ſie ſodann dem Augenblick entgegen, wo auch ihnen einſt das Glück zu Theil werden möchte, mit dem Waffenrock bekleidet, ins Schlachtfeld ziehen, den Feinden ſtolze Panierr entgegen tragen, und Antheil an neuen Siegen nehmen zu können.“

Welch' ein Schwall von Worten! Doch man höre weiter!

„Adelige Jungfrauen (warum nicht Fräulein?) legten im Stillen das Gelübde ab, Herz und Hand keinem Manne zu ſchenken, der ſich in Gefechten als ein Feiger bewieſen, als ein Unwürdiger aus dem Kriege zurückkehren, ſich nicht den Ruhm eines braven Soldaten, und das Lob eines ehrenwerthen Mannes verdient haben würde.“

Die adligen Jungfrauen müſſen ſehr plauderhaft geweſen ſeyn, daß ſie dergleichen im Stillen abgelegte Gelübde den H. v. Dirr. wieder erzählt haben.

„Wurden in der Folge dieſe Jungfrauen Gattinnen und Mütter, ſo weiheten auch ſie, den Wünſchen ihrer Gatten gemäß, ihre Söhne, ſogleich nach der Geburt, dem Kriegsdienſt.“

Hier erinnere man ſich, was bereits oben von dem Patent unter dem Wiegenkiſſen geſagt iſt. Iſt denn der Kriegerſtand dem Staate nützlicher und für den Menſchen ehrenvoller, als alle andere Gewerbe?

„und wetteiferten darin mit den edlen Spartanerinnen, deren Andenken ſich erhalten wird, ſo lange griechiſche Schriftſteller von der Nachwelt werden geleſen, und ihre Schriften nicht in der

Nacht einer ewigen Vergessenheit werden untergegangen seyn.“

Bloß um den Lesern einen Beweis von dem Wortreichthum der v. Dierickschen Schrift zu geben, hab' ich diese Stelle ganz mitgetheilt. Um so williger wird man mir die Erlaubniß ertheilen, das Wenige, was sich noch an hierher gehörigen Sachen in dem 202 Seiten starken Reste befindet, auszugsweise zu berühren.

Daß das Wenigste von allem dem Guten, was von S. 27 bis 29 dem preußischen Adel, als ein Werk seiner Bemühungen zugeschrieben wird, auf Rechnung dieser Kaste kommen könne, ergiebt sich bereits aus dem Vorhergehenden, und ist auch einem Jeden, der die preußische Verfassung und Geschichte kennt, bewußt. Wozu sollte man also ferner darüber hadern? Auffallend ist es übrigens, daß H. v. Dier. die Testakte in England noch abscheulicher findet, als die Scheiterhaufen in Spanien und Portugal, und zwar „weil diejenigen, welche dieser Akte sich nicht unterwerfen, von Bekleidung wichtiger Volks- und Staatsämter ausgeschlossen sind.“ War dann nicht, muß man fragen, die Maxime, welche in den preußischen

Staaten die Nichtadligen von allen höhern Staatsämtern und von den sämmtlichen Offizierstellen ausschloß, noch ärger, als die Testakte? Der letztern sich zu unterwerfen, und dadurch zu Staatsämtern gelangen zu können, hängt doch noch von der Willkühr eines Jeden ab; aber jener Staatsmaxime konnte der Nichtadlige auf keine Weise, selbst dadurch nicht genügen, wenn er sich auch in den Adelstand erheben ließ. Uebrigens war die Testakte ein nothwendiges Gesetz zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit von der päbstlichen Hierarchie. Nur der, welcher ihren Ursprung und Zweck nicht zu begreifen vermag, kann sie als eine verderbliche Maßregel ihrer Urheber, und als einen Flecken in der englischen Verfassung betrachten. Auch ein Lutheraner kann den Vorschriften der Testakte völlig, und mit gutem Gewissen, ein Genüge leisten, ohne dadurch ein Abtrünniger von seiner Kirche zu werden.

Nach S. 30 sollen „den Feinden des Adels die unglücklichen Ereigniſſe von 1806 und 1807 willkommen gewesen seyn, weil sie dadurch Gelegenheit erhalten hätten, ihrem lange verhaltenen Groll einen freien Ausbruch zu verstatten.“

Wahrscheinlich waren jene Ereigniſſe den Feinden des Adels eben ſo willkommen, als es einem Hausbeſitzer iſt, wenn ihm ſein Feind das Haus über dem Kopf anzündet, indem er dadurch Gelegenheit erhält, auf ihn zu ſchimpfen, und ihn bei dem Criminalgerichte anzugeben. Nicht Freude, ſondern Zorn, Unwille, und Trauer um das unglückliche Vaterland war es, was ſich damals in Flug- und Zeitſchriften ſo laut gegen den Adel ausſprach. Hatte die Kaſte bis dahin immer auf die Verdienſte ihrer Mitglieder als auf ein Geſammteigenthum gepocht, ſo war es wohl kein Wunder, daß man jetzt auch die ganze Kaſte für die Vergehungen der einzelnen Mitglieder büßen ließ, und auf ſie ſchimpfte. Durch jene Ueberlieferung an den korſiſchen Zwingherrn litten Alle, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe zu ſehr, als daß ſie nicht laut die Verräther der, ohne alle Noth übergebenen, mit Allem auf das Beſte verſehenen Feſtungen hätten verwünſchen ſollen. Dieſe Verwünſchungen giengen nicht gegen den Thron, ſondern gegen die Urheber des Unheils ſelbſt

„Man ſuchte dem Adel wehe zu thun, und an ſeiner empfindlichſten Seite, an ſeiner Ehre die ihm lieber, als das Leben iſt, zu kränken.“

Im Gegentheil ſprach man mit Achtung und Liebe von Blücher, Kalkreuth, Gneiſenau, l'Eſtocq, Schill, de l'Homme de Courbieres und vielen Andern. Daß man aber auf die Schurken laut ſchimpfte, welche ſich ſelbſt an ihrer Ehre ſo empfindlich gekränkt, und bewieſen hatten, daß ihnen Geld oder ihre paar Tropfen Blut lieber waren, als Ehre, König und Vaterland, war ganz natürlich. Warum die ganze Kaſte des Adels der Gegenſtand jenes lauten Schimpfens ward, iſt bereits mehrmals geſagt.

Das Volk wollte übrigens kein Opferthier, wie (S. 32) behauptet wird; es begehrte nicht den Adel zum Sühnopfer, denn es war ja ſelbſt von mehreren Adligen dem Feinde als Opfer überliefert, damit jene nur mit voller Bagage und Gepäck aus den verrathenen Feſtungen abziehen konnten. Daß man dieſe Verräther der öffentlichen Verachtung und der künftigen Strafe bezeichnete, hatten ſie verdient.

„Gleich den Horniſſen und Hummeln, heißt es (S. 34), die über blumenreiche Felder hinſtreifen, um da, wo adlige Bienen ihren Honig einſammeln, Gift einzuſaugen, um ihre Stacheln damit zu tränken, ſo ſtreiften ſie mit ihren For-

ſchungen bis in die Geſchichte barbariſcher Zeitalter zurück, wo das wilde Fauſtrecht noch galt, wo die Bewohner der Städte und Burgen wider einander zu Felde zogen, und hin und wieder ausgeartete Ritter ſich hatten Gewaltthätigkeiten und Räubereien zu ſchulden kommen laſſen.“

Alſo hiſtoriſche Forſchungen ſollen die Hummeln und Horniſſe d. h. die Gelehrten und Schriftſteller nicht anſtellen, damit man ja nicht erfahre, wo die Raubbienen des Mittelalters den ſchönen Honig geholt haben, von dem noch jetzt ſo viele ihre Nachkömmlinge zehren? Es ſoll ja nicht entdeckt werden, daß manche unſerer jetzigen adligen Geſchlechter ihren ganzen Ruhm und Glanz den ungeſtraft gebliebenen Räubereien und Gewaltthätigkeiten ihrer Ahnherren verdanken, damit man ſich doch noch ferner auf die angeblichen großen, edlen Thaten und Verdienſte der letztern recht dreiſt und ohne Scheu berufen könne?

„Dieſe wurden von ihnen (den Hummeln und Horniſſen) *) ſodann als eine erwünſchte

*) Der Herr Verfaſſer muß ein groſſer Bienenfreund oder Imker ſeyn, da Er nicht bloß mit Blumen, ſondern auch mit Bienen ſo viel zu ſchaffen hat. In den Beilagen kommt eß ganz

Ausbeute betrachtet, um von diesen und einigen andern Verirrungen (weiter nichts?) einzelner Individuen des Adels Sündenregister und skandalöse Chroniken zusammen zu stoppeln, und aus diesen sodann die ungerechtesten Folgerungen zum Nachtheile seines sittlichen Werthes und seiner Verdienste um die bürgerliche Gesellschaft ziehen zu können. Einige derselben (der adligen Verdienste etwa?) sanken sogar zu der Gemeinheit der sogenannten Damens (sic) der Halle herab, und bewiesen gleich diesen sich mit dem Nachjagen und Aufhaschen ärgerlicher Stadt- und Landmährchens (sic), wahre und unwahre, geschäftig, insofern sie solche tauglich fanden, Zerrbilder daraus verfertigen, und sie als Sittengemählde und Charakteristiken des von ihnen bitter gehaßten und angefeindeten Adels aufstellen zu können. Aber auch damit begnügten sie sich nicht. Vielmehr

ges zwei Seiten langes Gespräch zwischen einer Biene und einer Wespe vor. Man hat übrigens behaupten wollen, das Bild der Biene komme vorzüglich den nichtadligen arbeitenden Ständen, das der Wespen, der Hummeln und Horniſſen solchen nicht arbeitenden Volksklaſſen zu, die bloß durch Krieg und Anmaßung fremder Verdienſte ihr Glück zu machen ſuchen?

boten ſie ihre Erfindungskraft auf, um zum Nachtheil des Adels falſche Gerüchte und Sagen zu verbreiten, Briefe und Armeeberichte von vorgefallenen Gefechten, bei welchen adlige Offiziers (sic) ſich ſchlecht bewieſen haben ſollen, ſelbſt zu ſchmieden, und ärgerliche Geſchichtchens (sic) gleichſam wie (sic) aus der Luft zu greifen, um dem guten Ruf und Namen achtungswürdiger Männer Wunden zu ſchlagen *) und ſie der Verachtung Preis zu geben. Dies Alles in der böſen Abſicht, um die Nothwendigkeit zu beweiſen, daß die Kaſte, zu der ſie gehören, ihrer Verderbtheit willen nicht verdiene, weder geliebt, noch geſchätzt, noch aufrecht erhalten zu werden, ſondern daß eine weiſe Staatskunſt es vielmehr heiſche, ſie ſinken und untergehen zu laſſen.“

Da hieße es wirklich, daß die Schriftſteller ſich ſchlechter Mittel zu einem guten Zweck bedient hätten; und das wäre immerhin Unrecht. Die urſprüngliche und vorzüglichſte Beſtimmung des jetzigen Adels war der Kriegsdienſt, den er nicht, wie jetzt, Ehrenhalber, ſondern als Zwangs-

*) Wohl darum, weil manche achtungswürdige Männer ſich vor den Wunden von feindlichen Kugeln zu ſehr in Acht genommen hatten? –

pflicht leiſten mußte. Nach und nach wurde dieſe Zwangspflicht den Völkern aufgelegt; es wurden ſtehende Kriegsheere errichtet, und mit jener Zwangsverbindlichkeit hörte auch der Zweck des Adels auf. Er iſt alſo eine Kaſte, welche im Staate jetzt gar keine Beſtimmung mehr hat, und mir ſcheint, daß jene Schriftſteller, welche die gänzliche Aufhebung dieſes nunmehr zwecklos gewordenen und längſt veralteten Inſtituts riethen, ſehr Recht haben. Durch die Aufhebung des Adels kann der Staat unter keiner Bedingung verlieren, denn der Kaſtengeiſt dieſer Volksklaſſe wird dadurch verbannt werden, die Uneinigkeit zwiſchen ihr und den übrigen Ständen wird erlöſchen, und die ſich jetzt ſo ſehr widerſtreitenden Intereſſen werden ſich mit einander verſchmelzen laſſen. Ueberdies ſteht es ja den Fürſten immerhin frei, einen nicht erblichen Dienſtadel einzuführen, welcher mehr der Vernunft und dem Zeitgeiſte entſpricht, als ein aus grauen Jahrhunderten herſtammendes, mit Vernichtung des Feudalſyſtems zum zweckloſen Unding gewordenes Inſtitut. *)

*) Da übrigens dieſer Gegenſtand nicht weiter hierher gehört, ſo behalte ich mir gleichfalls vor,

Die Ehrfurcht, Liebe und Treue, die heldenmüthige und uneigennützige Selbstaufopferung, die vielen und glänzenden Fähigkeiten sowohl für die höhern Staatsämter, als für die militärischen Befehlshaberstellen, welche die bürgerlichen Stände Preußens ihrem gerechten und weisen Könige bewiesen, die großen Verdienste, welche sie sich um den Flor und Wohlstand der Monarchie erworben haben, lassen es mit Zuversicht hoffen, daß in Zukunft den Nichtadligen eben so gut, wie den Adligen der Weg zu jenen Aemtern und Stellen wird offen gelassen bleiben. Ich glaube, man darf überzeugt seyn, daß wenigstens die Schrift des H. v. Dietr. den edlen, bloß das Wohl Seiner Völker bezweckenden Monarchen von Seinen bisherigen Grundsätzen nicht ableiten wird. Dies ist die Ueberzeugung und der Trost jedes nichtadligen Preußen, und vielleicht bin ich der Einzige, der es aus den, in der Vorerinnerung angegebenen Gründen, der Mühe werth hielt, mehr als

in einer Abhandlung über den Ursprung, das Wesen und die Bestimmung des Adels, welche mit den von mir angeführten „Dialogen und Abhandlungen“ erscheinen wird, meine Ansichten ausführlicher darzustellen.

[illegible] Worte gegen die Schrift [illegible] v. Dietr. zu schreiben.

Uebrigens sehe ich mich veranlaßt, etwas mehr als Ein Wort in Hinsicht der französischen Revolution zu sagen, da H. v. Dietr. am Schlusse des Hauptabschnitts seines Werkes es nicht unterlassen kann, noch einmal den Fürsten, der Schriftsteller wegen, ein kleine Angst einjagen zu wollen.

Es ist wahr, die französische Staatsumwälzung war ein eben so großes, als schreckliches Ereigniß. Unerwartet konnte sie jedoch Keinem kommen, der einigermaßen mit der innern Verwaltung, mit dem schlechten Zustande der Finanzen, und mit dem schrecklichen Druck [illegible] deutschen Adlige, Generalpächter, Pfaffen über das Volk verbreiteten. Diese Umwälzung hat einem edlen Königspaare und vielen Tausenden den Tod auf dem Blutgerüste zugezogen; sie ist die Veranlassung zu den verheerendsten, Millionen Menschen dahin fressenden Kriegen auf allen Meeren und in allen Welttheilen gewesen. Dennoch halte ich, der ich durchaus kein Revolutionair bin, dieses große Ereigniß für eines der beglückendsten, welche jemals sich zugetragen haben.

Es hat sich dadurch eine Masse von Ideen und Ansichten nicht bloß in den Köpfen der Unterthanen, sondern auch ihrer Fürsten entwickelt und ausgebildet, die vielleicht durch weit mehrere Geschlechter noch [illegible] fortgeerbt werden als alle Verdienste des Adels von jeher, und die für das sittliche und geistige Fortschreiten der Menschheit von den [illegible] Folgen seyn wird. Man hat es einsehen gelernt, daß jeder Mensch, er sey ein Bauer oder ein Edelmann, ein König oder ein Bettler, sowohl Rechte als Pflichten, sowohl Pflichten [illegible] habe. Dies ist ein Grundsatz, den [illegible] vor vierzig Jahren nicht einmal laut aus[illegible] dafür bestraft zu werden. *) Jetzt sind die Völker mündig gewor-

*) Der Syndicus H. in S. hatte kurz vor dem Ausbruche [illegible] französischen Revolution, einen wichtigen [illegible] für eine, von ihrem Gutsherrn hart bedrückte Bauerschaft bei dem Reichskammergerichte in Wetzlar zu führen. Er bedient sich in einer seiner Schriften des Ausdrucks „unveräußerliche Menschenrechte“, wird darüber von Seiten des Fiskals in Anspruch genommen, und muß wegen dieser „höchst unziemlichen“ Worte mehrere Mark löthigen Silbers erlegen. Bald darauf hatte er bei einem [illegible] — schen Justizcollegium gleichfalls in einer [illegible] eine Schrift übergeben, worin

ken und ihre Fürsten haben große Erfahrungen gemacht. Die Aufhebung der, die Menschheit entehrenden Leibeigenschaft in allen gebildeten Staaten (Meklenburg ausgenommen.); die Vernichtung des, mit allen Gefühlen der Menschlichkeit und mit den Lehren des Christenthums streitenden Sklavenhandels; die in den beßer eingerichteten Staaten faſt allgemeine religiöſe Duldung; die ſich immer mehr verbreitende Preßfreiheit, nicht des Denkens, denn das kann Keinem gewehrt werden, ſondern der Mittheilung des Gedachten durch Reden und Schriften; die in den meiſten gebildeten Ländern, ohne Rückſicht auf Geburt und Stammbaum, Statt findende Zulaſſung jedes, dazu fähigen, Staatsbürgers zu den höhern und niedern bürgerlichen und militäriſchen Aemtern; die faſt allenthalben in vernünftig geordneten Staaten eingeführte, und eingeführt werdende Vertretung, nicht des Standes und Landes, ſondern der darauf wohnenden Menſchen, durch wirkliche, aus jeder Volksklaſſe gewählte Repräſ-

die Worte vorgekommen waren: „unverletzliche Pflicht des Fürſten.“ Die Schrift war ihm retradirt worden mit dem Andeuten: ſich in Zukunft ſo unſchicklicher Ausdrücke bei Strafe von 10 Mark Silber zu enthalten.

ſentanten, wodurch den Völkern und den Einzelnen ihre heiligſten Rechte geſichert werden; die immer mehr um ſich greifende Aufhebung des in manchen Ländern noch geherrſcht habenden Feudalſyſtems; die Beſchränkung der Hierarchie in den katholiſchen Ländern; die Anſicht unſerer Regenten, daß ihre Größe und ihr Ruhm nicht durch die Menge der mit einem eiſernen Scepter beherrſchten und durch Waffen unterjochten Menſchen, ſondern durch das Glück, den Wohlſtand und die Zufriedenheit beſtimmt werde, welche ſie über die von ihnen regierten Völker verbreiten; die Anſicht dieſer Fürſten, daß ihnen bloß zur Beglückung der Völker, nicht aber zur Befriedigung eigener perſönlicher Leidenſchaften, die Scepter und Kronen anvertrauet ſind; der Grundſatz der Monarchen und Regierungen, ihre Streitigkeiten weniger durch Gewehr und Waffen, als durch ſchiedsrichterliche Ausſprüche entſcheiden zu laſſen: dies Alles ſind einige, aber nur wenige, von den beglückenden Folgen, welche die große franzöſiſche Staatsumwälzung hervorbrachte, wodurch alle Welttheile ſchrecklich, jedoch heilſam erſchüttert wurden. Möge man immerhin hier und da es verſuchen, die alten Gebäude eines unbeſchränkten Despotis-

[illegible], der Weltherrschaft und der Hierarchie auf's Neue aufzuführen; sie werden schnell zusammen stürzen, und Alles was ihnen anhängt, zerschmettern. Gott, der den Völkern ein Ziel gesetzt hat wie lange und weit sie wohnen sollen; der jedes Haar auf unserm Haupte gezählt hat, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, würde gewiß ein so großes und schreckliches Ereigniß, wie die französische Staatsumwälzung war, nicht zugelassen haben, wenn es nicht zur sittlichen und geistigen Verjüngung seiner Menschheit nothwendig gewesen wäre. Schon jetzt sehen wir die herrlichen und wohlthätigen Folgen dieser erschütternden Begebenheit; warum wollen wir sie denn noch immer als das fürchterlichste Unglück verwünschen, welches jemals den Erdboden [illegible] haben? *)

*) Darum unterlasse man doch ja alle Restaurationsversuche! Das alte Unkraut muß nicht wieder aufkommen. Es hat zu viel Thränen, zu viel Blut gekostet, es auszujäten! Was auch der H. v. Dier., und der, von ihm so hoch gepriesene, Herr von Haller dagegen in seinen dickleibigen Werken sagen mögen! Wir haben leider Restaurationen erlebt, welche von Millionen beklagt werden, weil sie dadurch aus dem Regen unter die Traufe gekommen sind. Nicht

Und Ihr, vortreffliche deutsche Fürsten, laßt Euch nicht bange vor Euren Völkern, nicht miß-

um Polizeiverordnungen, nicht um Mönchs- und Nonnenklöster, nicht um päbstliche, alle menschliche Geistesfreiheit beschränkende, Bullen und Concordate, nicht um Bevorrechtigungen des Adels und Zurücksetzung der nichtadligen Stände, nicht um ausländische Spione, und Vernichtung der uns durch Landesverfassungen heilig zugesicherten Denk-, Schreib- und Preßfreiheit zu erkämpfen, haben wir mit so großer Aufopferung, mit so hingebender Anhänglichkeit und Treue für unsere Fürsten gerungen, gestritten und geblutet! Glaube man ja nicht, daß es wahr ist, was Herr von Kotzebue meynt: daß, wenn das Haupt sich nur wohl befinde, auch der Körper gesund sey. Die meisten Krankheiten entstehen aus dem Uebelbefinden des Gallerleibes. Wo Leber, Lunge und Magen nicht mehr in gutem Stande sind, da wird das Haupt sehr bald auf das Sterbekissen gelegt werden, es möge übrigens sich so wohl befinden, wie es wolle. Man sehe hier auch noch die vortreffliche Schrift von Wilh. Traug. Krug: Die Staatswissenschaft im Restaurationsprocesse der Herren von Haller, Adam Müller und Konsorten. Leipz. 1817. Wir Deutschen sind ein freies Volk, und brauchen uns so wenig unter russische, als französische geheime Polizeiaufsicht stellen zu lassen. Ob wir Sklaven Buonaparte's oder eines Andern sind; das ist gleichgültig. Wir sind mündig geworden, und wollen keine Sklaven mehr seyn, so wenig, wie die Einwohner von Hayti.

trauisch gegen sie machen, die so heldenmüthig und uneigennützig Blut, Vermögen und Leben für Euch geopfert haben! Nur Betrüger, oder Betrogene, nur Dümmlinge oder boshafte, hab- und ehrsüchtige Menschen können Euch verleiten wollen, die Geistesfreiheit Eurer Unterthanen zu beschränken, und dadurch Euch auf Euren Thronen sichern zu wollen. Seht in der Geschichte nach, und Ihr werdet finden, daß, ehe noch von Menschenrechten die Rede war, die bevorzugte Kaste die Thronen und die Verfassungen umstieß, ohne daß die nichtadligen Stände einen andern, als einen erzwungenen, oder leidenden Antheil daran nahmen! Die Geschichte der neuern Zeit wird Euch lehren, daß nicht Geistes-, Denk- und Mittheilungsfreiheit des Gedachten, nicht Erkenntniß der Rechte und Pflichten des Menschen, zu Staatsumwälzungen Veranlassung gaben; sondern daß dies durch den unleidlichen Druck, welchen die bevorzugten Volksklassen sich gegen die übrigen erlaubten; durch die Hemmung jedes freien Geistesverkehrs, und durch die grausame himmelschreiende Zertretung aller, selbst der heiligsten und unveräußerlichsten Rechte des Menschen geschah.

Nachschrift.

Scriptura pro scribente non probat, ist eine alte, mit wenigen Ausnahmen geltende Rechtsregel; und daher, glaub' ich, kann ich füglich den Anhang zu der v. Dierickschen Schrift übergehen, welcher die, aus dem Manuskriptenarchiv des Herrn Generallieutenants genommenen, und von Ihm verfaßten Belege zu den, in dem Werke selbst enthaltenen Behauptungen enthält. Man verliert bei Durchlesung dieses Anhanges, in welchem sich mitunter gar hübsche Sächelchen z. B. eine Fabel von Herrn Gellert, ein Sinngedicht von Gleim, eins dito von Cronegk, dessen Codrus der Herr Generallieutenant wieder auf der Bühne zu sehen wünscht, und eine wunderschöne, herzerhebende und hinreissende Ode Sr. Excellenz Selbst, befinden, nichts weiter, als die Zeit und die Geduld. Seite 150 wird Nachricht gegeben von einem „in der schönen Morgenröthe unserer deutschen Literatur existirenden schönen Bunde unter den damals lebenden deutschen Gelehrten. Von diesem schönen Bun-

de exiſtire gegenwärtig keine andere Spur, als die ſchönen (zum viertenmale!) Früchte des Geiſtes u. ſ. w.“ Zu dieſem ſchönen Bunde (Belle Alliance) ſollen gehört haben: Gellert, Cronegk, Kleiſt, Rabener, Weiſſe, Gleim, Bodmer, Haller, Klopſtock, Kramer, (sic), Utz, Hagedorn, Gieſecke, Abt (sic), Witthoff (sic), Duſch, Lichtwehr, Ebert, Mendelsſohn, Leſſing und mehrere Andere. Wir erinnern uns auch, von einem ſolchen ſchönen Bunde der deutſchen Gelehrten gehört zu haben, und ſetzen daher nach Leſſing die folgenden uns bekannten Bundesglieder hinzu: J. Melchior Götze, Dreyer, Brumbey, Schulz von Gielsdorf, de Marées, Jeruſalem, S. F. Treſcho, W. Abraham Teller, Klopſius Hoffmann, Knigge, Ritter von Zimmermann, Mauvillon, Hermes aus Breslau, Hermes aus Quedlinburg, der Berliner Dito, Nicolai, Klotz u. ſ. w. u. ſ. w. Das war aber auch eine Hetzerei, ärger noch, als die zwiſchen dem alten und neuen Adel in Frankreich. Wirklich ein herrlicher Bund! Eine wahre Belle Alliance!

Daß man doch ſo gerne von Bünden ſpricht! Noch jetzt ſind viele Schriftſteller Deutſchlands durch innige Freundſchaft und Achtung mit ein-

ander verbunden, ohne oft ſich jemals geſehen zu haben! Aber von Bünden weiß man nichts! Jeder geht in der Regel ſeinen Gang, und folgt ſeiner innern Ueberzeugung, ohne ſich von andern vorſchreiben zu laſſen: „Was für eine Tendenz die literariſchen Arbeiten eines Schriftſtellers haben ſollen?“ H. v. Dier. ſcheint mir am wenigſten geeignet, über dieſen Gegenſtand, wie Er es (S. 150) will, Geſetze vorſchreiben zu können. Da Er übrigens S. 152 behauptet: „ein böſer, aus der Hölle geſtiegener Dämon ſcheine den goldenen Apfel der Zwietracht unter Deutſchlands Schriftſteller geworfen zu haben, um deſſen Erlangung und Beſitz ſie nicht immer auf eine edle Art haderten und kämpften;“ ſo iſt dies ja gut für H. v. Dier. und alle Diejenigen, welche ſo viel Böſes von den Schriftſtellern beſorgen, da dieſe ſich dann deſto weniger um ſie bekümmern werden. Ich habe nichts von dergleichen Aepfeln gehört, weiß aber, daß Deutſchlands beſſere Schriftſteller, ohne mit einander verbündet zu ſeyn, es für ihre Pflicht halten, Jeden der nicht zum Schriftſteller berufen iſt, durch ſtrenges Urtheil zurückzuſchrecken, und das Publikum vor dem Anlauſe ſchlechter Geiſteserzeugniſſe zu warnen.

In derselben Handlung ist erschienen und zu empfehlen:

Ansicht des Wiener Congresses, der vorhergehenden und ihn begleitenden politischen Begebenheiten nebst seinen wahrscheinlichen Folgen. Aus dem Französischen des Herrn **Abbe de Pradt**, vormaligen Erzbischofs von Mecheln und Gesandten in Warschau: von F. A. Nietzsche. 2 Bde. 1816. gr. 8. geheftet 1 Rthlr. 8 gr.

Immer wird der Wiener Congreß als die Quelle aller nachherigen Bestimmungen der Politik Europas merkwürdig bleiben, und trefflich schildert der geistvolle Verfasser denselben, und die Lage der Völker Europas überhaupt. Die Uebersetzung ist fast so lebhaft und fließend als das Original selbst. Druck und Papier schön, so wie der Preis äußerst billig.

Jeden der an den Zeitereignissen Antheil nimmt, wird folgendes klein, die ganze Sache darstellendes Werkchen interessiren.

Immermanns letztes Wort über die Streitigkeiten der Studirenden in Halle seit dem März u. s. w. 1817. gr. 8. geh. 5 gr.

Gewichtige Worte, Vorbereitung und Anleitung zum richtigen Studium der Geschichte spricht folgendes Werkchen

J. G. Hennigs Propädeutik oder Wissenschaft der Geschichte. 3te Aufl. 1818. 9 gr.

In Kurzem erscheinen und mache ich alle Freunde der schönen Literatur, sowie alle gebildeten Protestanten vorläufig aufmerksam auf folgende interessante belletristische und theologisch-philosophische Werkchen:

Blumenkränze.
(Vom Verfasser des vorliegenden Werks.)

Gegenbetrachtungen eines Evangelischen:
als Antwort auf die Betrachtungen eines Katholiken am 31. Octbr. 1817.

Ernst Klein's Comptoir
in Leipzig und Merseburg.

Nachtrag

zu meiner Schrift:

Mehr als zehn Worte

gegen

Ein Wort

des Herrn

Generallieutenants von Diericke

über den preußischen Adel

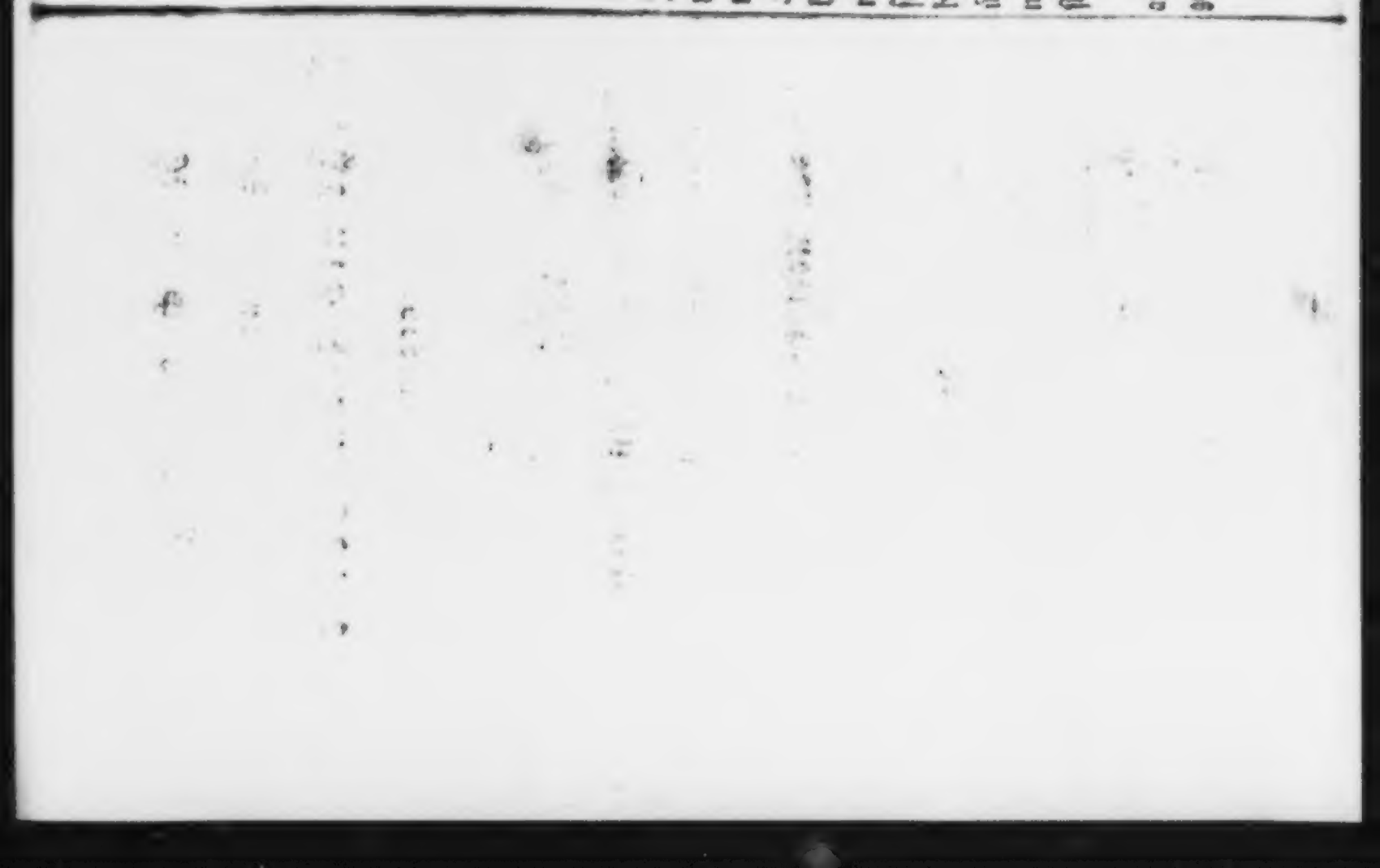
und

über den Adel im Allgemeinen;

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Leipzig und Merseburg, 1820.
In Ernst Kleins literarisch-, geographischem-
Kunst- und Commissions-Comptoir.



Vorwort.

Als ich meine „Mehr als zehn Worte über den preußischen Adel“ schrieb, war es keineswegeſ meine Abſicht, den Herrn Generallieutenant von Diericke oder ſonſt irgend Jemanden zu beleidigen. Der hohe Standpunkt, auf welchem mein verſtorbener Gegner als ehemaliger Lehrer Sr. Königl. Hoheit, des Kronprinzen von Preußen ſich befand, und die daher entſtehende Beſorgniß, daß er ſeine Grundſätze und Anſichten einem erhabenen Zöglinge möchte mitgetheilt haben, verbunden mit dem Wunſch, dieſe Übel, für das Wohl des Staats höchſt nachtheiligen, Eindrücke zu entkräften, beſtimmten mich jene Schrift herauszugeben.

Man beſchuldigte mich in deutſchen und ausländiſchen Blättern eines zu harten und gegen einen „ehrwürdigen Greis, deſſen

Stande man Achtung schuldig sei," unanständigen Tons; ja man äußerte sogar, daß ich durch meine Schrift die letzten Tage dieses, als Mensch mir achtungswürdigen, Greises verbittert und verkürzt habe.

Der Verstorbene war als Schriftsteller öffentlich aufgetreten, und als solcher konnte er auf keine höhere Achtung Anspruch machen, als jeder andere Schriftsteller. Die gelehrte Welt ist eine Republik, in welcher weder Stern noch Ordensband, weder Rang noch Alter einen Vorzug geben können. Es kömmt bloß auf die Waare an, welche jeder zu Markte bringt.

Herr von Dietrich konnte, als er seine Schrift herausgab, auf allgemeinen Unwillen, auf Spott und Hohn rechnen, und rechnete darauf. Es begegnete ihm also dadurch, daß ich und andere gegen ihn auftraten, nichts Unerwartetes. Er war überdies so befangen in seinen Ansichten und Grundsätzen, daß er sich gewiß über den allgemeinen Widerspruch mehr gefreuet, als betrübt haben wird, da nach seinem Wahn dieser Widerspruch ihm für die Güte seiner Sache bürgte.

Hätte ich meine, in sehr gemäßigtem und anständigem Ton abgefaßte Schrift nicht drucken lassen; so würden vielleicht statt meiner wohl als zehn Andere aufgetreten sein, die eine, weit weniger bescheidene Sprache sowohl gegen den Herrn Generallieutenant von Diericke, als über den preußischen Adel geführt und dadurch den Unwillen der Nichtadlichen noch heftiger aufgeregt hätten. Der Wunsch, diesem Uebel zu steuern und dadurch einer noch größern Erbitterung vorzubauen, war gleichfalls ein Grund, warum ich jenes Werkchen herausgab.

Nach dieser offenen Darlegung der Absichten, welche mich bei Abfassung meiner Schrift leiteten, wird man mir mit Recht einen allzubittern Ton nicht weiter vorwerfen, oder mich, wie es nur zu häufig geschehen, jakobinischer auf den Umsturz bestehender Verfassungen abzweckender Grundsätze beschuldigen können.

Hoffentlich wird manchem meiner Leser die Mittheilung der zwischen Herrn Generallieutenant von Diericke, dem Herrn von

Kleist und mir gewechselten Streitschriften, so wie der, im Gesellschafter enthaltenen Recension meines sehr verehrten Freundes Julius von Voß und meiner Antwort darauf nicht unwillkommen sein. Man wird sich auch hieraus überzeugen, daß ich immer mit Anstand und Mäßigung gegen meine Widersacher verfahren bin. Möchten nur alle gelehrte Streitigkeiten mit so viel Ruhe und Kälte geführt werden, als dies in der vorliegenden Sache von meiner Seite geschehen ist.

Der Verfasser.

I.

Bemerkungen zu dem nachträglichen Anhange der von Dierickschen Schrift.

Der Herr Generallieutenant von Diericke hatte das fast unbegreiflich scheinende Glück, eine zweite Auflage seines unsterblichen Werks über den Adel zu erleben.

Dies hatte jedoch, so wie alles Wunderbare, seine ganz natürlichen Ursachen. Der Verewigte gab nemlich seine Schrift bekanntlich zum Besten des „weiblichen" Wohlthätigkeitsvereins heraus, und wo weibliche, besonders adliche, Zungen ein Werk fördern, da geräth es so leicht nicht ins Stocken.

Vorzüglich soll sich die Frau Generalin von B — a ein grosses Verdienst um die Verbreitung des „Einen Werks" erworben haben, wenn nicht bloß allen ihren und des Verfassers Standesgenossen, sondern auch allen, oder doch den meisten Königlich Preußischen Beamten sandte sie dasselbe, wie mit wahrhafte Männer

versichert haben, unaufgefordert zu, und nahm durch Postverlag den Laden- oder Wohlthätigkeitspreis dafür wahr.

Uebrigens soll dies Verfahren eben so wenig, wie das Werk selbst „wohlthätig" auf die Gemüther im Preußischen gewirkt haben; man fand nemlich das Betragen der Frau von B – a sehr zudringlich, und das „Eine Wort" nicht sehr erbaulich.

Um die Vorsteherinnen anderer Wohlthätigkeitvereine vor ähnlichen Zudringlichkeiten zu warnen, erfülle ich mein, einigen meiner Freunde gegebenes Ehrenwort, die mehr als zuvorkommende Güte der Frau Generalin von B – a hier öffentlich zu erwähnen.

Und nun wende ich mich zu der zweiten Auflage des Einen Worts meines jetzt zwar nicht durch seine Schriften, aber doch auf eine andere Weise verewigten Gegners.

Der Herr Generallieutenant hat äußer dem Anhange zu der ersten Auflage seiner Schrift noch einen „nachträglichen" Anhang zu der zweiten Auflage derselben geliefert, welcher mehrere Aufsätze enthält, die eine kurze Beleuchtung verdienen.

„Als ich," sagt der Verfasser, „als ich

meine kleine Schrift — Ein Wort über den preußischen Adel — in den Druck gab, da ahnete ich es nicht allein, sondern ich sah mit Gewißheit entgegen, daß meine wahre Absicht verkannt, meine Schrift muthwillig gemißdeutet, und ich selbst vielleicht auf eine unfreundliche Art verunglimpft werden dürfte, wie es sehr vielen achtungswerthen Männern unserer Zeit ergangen ist. Dies voraussehend bereitete ich mich völlig dazu vor; ja noch mehr, ich äußerte meinen Freunden den festen Vorsatz, zu meiner Rechtfertigung nie in öffentliche Blätter eine Zeile einrücken zu lassen."

Hieraus sieht man, daß dem Verstorbenen Widerspruch nicht unerwartet war; daß er aber Widerspruch und Verunglimpfungen für gleichbedeutend hielt. Dies war wol natürlich, da er als hoher Staabsofficier, als Erzieher des Thronerben und als bejahrter Greis daran gewöhnt war, immer Recht, nie Unrecht zu haben.

Indessen glaub' ich zur Ehre des Verstorbenen, daß so wenig der böse Vorsatz, den nichtadlichen Ständen wehe zu thun, als selbstsüchtige, auf das Wohl seiner Kaste gerichtete Absichten ihn bei Abfassung seines Werks leite-

ten. Er ſchrieb von der reinſten, edelſten Vaterlandsliebe beſeelt, aber verblendet durch ſein Alter und durch die Vorurtheile, welche man in der Jugend ihm eingeimpft, und die bei ihm ſich gleichſam verknöchert hatten. Sein Alter hinderte ihn, in die neue Ideenwelt, welche ſich durch die amerikaniſche und ſpäterhin durch die franzöſiſche Revolution ausgebildet hatte, einzugehen. Und daher gilt auch meinem würdigen Freunde Julius von Voß ganz Recht, wenn er ſagt: „Herr G. L. von Dieskau, der edle Veteran, ſieht noch mit den Augen ſeiner Jugend; die hohen Thaten des ſiebenjährigen Krieges leuchten ihm vor, und ihr Licht iſt ſo ſtark, daß es gar wohl zugleich erwärmen kann.“ Herr von Voß hätte lieber ſagen ſollen: daß es gar wohl zugleich blenden und verblenden kann; denn verblendet war der Herr General durch die vermeintlichen großen Thaten und Verdienſte ſeiner Standesgenoſſen in ſo hohem Grade, daß er gar nicht wahrzunehmen vermochte, wie alle die großen Thaten, welche vor, während und nach dem ſiebenjährigen Kriege Preußen zu einer ſo hohen Stufe von Macht erhoben, hauptſächlich durch die nichtadlichen Stände bewirkt wurden. Herr von

Dieticke war so ungerecht, diese Verdienste ausschließlich seiner Kaste beizulegen, und zu äußern *): „daß während die größere Zahl der Jünglinge und Knaben adlichen Geschlechts freiwillig und freudig den Panieren des Heeres in das Schlachtfeld folgten, und Hunderte von ihnen auf dem Bette der Ehre ihren Geist verhauchten, an den nemlichen Tagen und Stunden vielleicht die Mitglieder anderer Stände in Studierstuben und Comptoiren nach ihren Thaten fragten, oder bei vollen schäumenden Reichsgläsern sich von den Siegen erzählen ließen, an welchen die Ersteren (nemlich die Adlichen) Theil genommen."

Sollte man nicht hiernach glauben, das kleine Häuflein preußischer Edelleute habe Alles, und die Nichtadlichen haben nichts gethan, sondern sich, während jene im blutigen Kampfe für König und Vaterland ihren Geist verhauchten, den schwelgerischen Genüssen überlassen?

Mußte nicht eine solche Sprache, geführt von einem Greise, der die Geschichte seines Vaterlandes kennen sollte, auf das Aeußerste alle Nichtadlichen empören? Verdiente dieser

*) M. s. den nachträglichen Anhang zu der von Dieticken Schrift S. 14.

Greis, der so ungerecht sein konnte, nicht öffentliche Zurechtweisung und Mißbilligung, und hatte er es nicht sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm Spott und allgemeine Verachtung seiner Bestrebungen zu Theil ward?

In eben dem Aufsatze, aus welchem jene Stelle entnommen ist, hat Herr von Diericke es mit dem Verfasser einer, in der Bremer Zeitung enthaltenen Recension seiner Schrift zu thun. Der letztere sagt nemlich:

„Recensent kann mit Wahrheit versichern, daß er keinen andern Sinn in dem Text des Buches zu erkennen weiß, als diese Behauptung: daß der preußische Adel moralisch besser sei, als die übrigen Einwohner des preußischen Staats."

In so ferne die Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten mit zur Sittlichkeit gehört, hatte der Recensent offenbar Recht, denn Herr von Diericke behauptete: die Nichtadlichen hätten, während die Adlichen im Kampfe fürs Vaterland ihr Blut vergossen, ihre Zeit beim schäumenden Becher verbracht."

Der Herr General suchte den Vorwurf seines Recensenten dadurch abzulehnen, daß er behauptete, den Nichtadlichen bloß ihre politi-

ſche Verdienſtlichkeit um den preußiſchen Staat, keinesweges aber ihren moraliſchen Werth beſtritten zu haben. Ich glaube, daß jeder Leſer meiner Schrift: Mehr als zehn Worte ꝛc. (von Seite 47 bis 63) ſich überzeugen wird, daß die nichtadlichen Preußen, ſowohl in als außer den Kriegen ſich größere Verdienſte um den Staat erwarben, als die preußiſchen Edelleute. Es würde alſo unnütze Wiederholung des bereits Geſagten ſein, wenn ich auf Herrn von Dietricke's Vorgeben: die Adlichen hätten allein und ausſchließlich dem preußiſchen Staat zu ſeiner Macht und ſeinem Glanze verholfen, noch etwas erwiedern wollte.

Mein beſtrittener Gegner war übrigens weit billiger in ſeinen Forderungen, als ein gewiſſer Herr Freiherr Carl von Lüttwitz. Er verlangte bloß ein ausſchließliches Vorrecht der Adlichen in Hinſicht der höhern Staatsämter und der Offizierſtellen. Herr von Lüttwitz hingegen*) begehrt nicht allein dies, ſondern will ſogar der adlichen Kaſte ein ausſchließliches Eigenthum an Grund und Boden vindiciren: er

*) In ſeiner Schrift: Einige Worte über Adel- und Turngeſinnungen in ihrer Beziehung zum monarchiſch-preußiſchen Staate. Leipzig 1813, in Commiſſion der Gräffiſchen Buchhandlung.

nennt die Nichtadlichen und Nichtadlichgebornen, zu denen ich gleichfalls gehöre, Heuerleute, und verlangt, daß seine hochwohlgebornen Söhne nicht, so wie diese „abjekten (verworfenen)“ Kreaturen der Landwehrpflichtigkeit und andern, allen übrigen Staatsbürgern obliegenden Verbindlichkeiten unterworfen sein sollen.

In einer besondern Schrift „über Junkerthum und Turnwesen“ werde ich mich über die Ansichten dieses irrenden Ritters ausführlicher verbreiten *), und führe nur noch, zum Beweise wie der Adel von jeher die nichtadlichen Stände zu drucken suchte, aus einem, mir mitgetheilten wenig bekannten Werke **), Nachstehendes an:

„Der Generalfeldmarschall von Dessau, „Gouverneur der Festung Wesel, welcher „zwar nie Proben seines Heldenmuths abgelegt, „jedoch sich durch Anwerbung und Zurichtung „vieler Regimenter um den Staat verdient ge-

*) In einem Aufsatz im ersten Stück des Zeitblatts für Literatur und Politik. (Leipz. b. Klein) ist dies schon geschehen.

**) Beitrag zur Geschichte des westphälischen Adels. Von den den Verden. Dortmund 1804.

„macht hat, sonst aber in dem Ruf eines rohen „Menschenfeindes stand, verklagte die Clevi„schen und Märkischen Richter beim Könige, „daß sie den Offizieren bei Aushebung der Re„kruten nicht, vielmehr den jungen Leuten zum „Auswandern behülflich wären. Auf seinen „Rath befahl der König, daß alle Richter vor „ihm nach Wesel kommen sollten. Sobald sie „auf dem Exercierplatz vor ihn traten, hielt er „ihnen in Gegenwart von einer großen Menge „Menschen die Klage des Generalfeldmarschalls „vor, mit der Zusage: „„Ich werde euch alle „„aufhängen lassen, und habe dem General „„Dessau Befehl gegeben, euch alle nach der „„Citadelle bringen zu lassen.““ Die Richter, „welche vorher von der gegen sie angebrachten „Klage unterrichtet waren, hatten einen aus „ihrer Mitte gewählt, welcher dem Könige ant„worten und sie vertheidigen sollte. Aber der „König hörte nicht, sondern drehte sich um und „gieng weg, nachdem er jene Worte mit einer „entrüsteten Miene gesagt hatte. Der Kam„merpräsident von Rochow, welcher die Richter „dem Könige vorgestellt, und wenig Augenblicke „nachher Gelegenheit hatte, mit dem Könige „über die Sache zu sprechen, vertheidigte die

„Richter mit Festigkeit, richterie aber nichts
„aus. Man hatte schon an alle Wachen den
„Befehl geschickt, daß kein Richter zum Thor
„hinausgelassen werden sollte, und fieng wirk-
„lich an, sie nach der Citadelle zu bringen. Als
„der erste hingeführt wurde, meldete sich der
„Offizier, welcher in dessen Gerichtssprengel
„seinen Werbeplatz hatte, trat mit einer edlen
„Dreistigkeit vor den [illegible] und was noch
„gewagter war, vor den Generalfeldmarschal,
„und versicherte, daß der Richter Alles gethan
„habe, was Pflicht und Gewissen von ihm for-
„derten. Seinen Namen weiß ich nicht, auch
„nicht, auf welchem Wahlplatze vielleicht seine
„Gebeine eingescharrt sind; aber das weiß ich,
„daß der mit heiterer Seele für sein Vaterland
„starb, der solchen Muth hatte, sich der Wahrheit
„aufzuopfern. Den König machte dieses Zeugniß
„stutzig, und den Richtern wurde bedeutet, daß sie
„wieder nach Hause reisen könnten. Allein sie be-
„ruhigten sich dabei nicht; sondern stellten den
„ganzen Vorfall dem Staatsrath vor, und baten
„in einer unmittelbar an den König gerichteten
„Vorstellung, daß dasjenige, dessen sie beschul-
„digt wären, aufs Schärfste untersucht, und
„ihnen, wenn sie unschuldig befunden würden,

„öffentliche Genugthuung verſchafft werden „möchte, weil ſie, als zum Galgen Verurtheilte, „nicht eher Achtung und Zutrauen bei ihrer „Amtsführung erwarten könnten, und ihnen, „ohne ſie zu hören, das Todesurtheil öffentlich „geſprochen ſei. Es erfolgte indeſſen keine Re„ſolution; nur hörte man, der König habe geäu„ßert, es ſei einmal geſchehen, und ſolle nicht „wieder geſchehen (!!!). Auch glaubte man, nach „dieſem Vorfall eine gemäßigtere Verfahrungs„art bei den Werbungen zu bemerken; wenig„ſtens wurden nicht lange nachher einigen zahl„reichen Corporationen, als der Oſemunds- und „Drathfabrik Exemtionen ertheilt.“ Ich habe die Anekdote aus der Erzählung meines Vaters, welcher mit unter den verurtheilten Richtern vor dem Könige ſtand.

„Nach dem ſiebenjährigen Kriege erlebte die „Grafſchaft Mark wieder eine harte Epoche, als „der General von Waltersdorf Chef des Regi„ments in Hamm war. Es dauerte lange, ehe „es Jemand wagte, dem Könige ſein Verfahren „anzuzeigen. So bald aber dieſes geſchah, wur„de es auch abgeſtellt. Nachher wollte Friedrich „Wilhelm II., auf den Rath des Generals von „Saudi, die werbefreien Diſtrikte in Weſtpha-

„len der gezwungenen Werbung unterwerfen;
„die Landstände arbeiteten unter Leitung und
„Mitwirkung des damaligen geheimen Raths
„und jetzigen Oberkammerpräsidenten Freiherrn
„vom Stein dagegen, und es gelang ihnen, die-
„ses Uebel, welches die blühendsten Fabrikgegen-
„den der Grafschaft Mark verödet hätte, abzu-
„wenden."

Dergleichen Gelegenheiten giebt es unzählige, bei welchen viel Gutes gewirkt werden kann, wenn die Stimme des Volks durch seine Wortführer ruhig, gründlich und standhaft vor den Thron gebracht wird, wenn auch keine Mittelmacht verhanden ist, welche dem Willen des Fürsten widerstehen kann. Denn der erbliche Landesherr eines beträchtlichen Staats hat immer die Vermuthung für sich, daß er den Wohlstand befördern will. Zudem hat eine solche Volksrepräsentation auch in der Rücksicht einen großen Werth sowohl für den Fürsten als für das Land, weil sie eine zuverlässige Controlle der Beamten ist. Eine andere Frage aber ist es: ob unsre jetzige ständische Verfassung dieser Bestimmung angemessen sei, oder ob der Zweck am besten erreicht werde, wenn die Volksrepräsentation das ausschließli-

he Vorrecht eines gewiſſen Standes, oder ge-
wiſſer Corporationen iſt, welche beide nicht zahl-
reich ſind.

Die oben von dem Verfaſſer angeführten
Thatſachen beweiſen übrigens, wie wenig der
militäriſche Adel auf Bürgerglück Rückſicht zu
nehmen pflegt, und zu welchen Misgriffen und
Grauſamkeiten er auch die einſichtsvollſten Für-
ſten hinzureißen ſtrebt, um ſeine Ehr- und Ruhm-
ſucht zu befriedigen. Zugleich ergiebt ſich daraus,
daß Arndt's ſo häufig beſprochenes Urtheil über
Friedrich den II., beſonders jene Stelle, wo es
heißt:

„Friedrich regierte auch die vier und zwan-
zig Jahre, die er nach dem Frieden von Hu-
bertsburg noch lebte, in dem ſtrengen und ge-
rechten (?immer?) Sinn der Ordnung fort,
wie er von ſeinen Vätern ſchon überkommen
hatte, die aber in dem Maaße mehr angeſtrengt
wurde, als alle Macht den Heeren zu-
fiel, und das Unglück der ſtehenden
Heere ſich mehrte. — Daß den Men-
ſchen Luft und Licht blieb, war et-
was; daß man ihm Wort und Gedan-

„ken ließ, war eine große Gabe *),
„aber Glück, Freiheit und Menſchlich-
„keit, wie man dieſes, zugleich gebun-
„dene und ungebundene, Weſen nann-
„te, waren davon nicht. Die hatten
„einer kräftigern und gemüthvollern
„Zeit angehört."

Gewiß es wird eine Zeit kommen, wo manche Herrſcher der Erde, denen man jetzt die Beinamen der Großen, der Guten, der Gerechten giebt, als Menſchenquäler werden verabſcheuet, und die Altäre, welche man ihnen errichtete, mit Hohn werden zerſtört werden. Alexander der Macedonier führte gleichfalls den Namen des Großen; er war dies aber in keinem andern Sinne, als Lips Tullian und Schinderhannes. Hätten dieſe die Macht gehabt, welche Alexandern gegeben war, ſie wären wohl größer, vielleicht auch beſſer geworden, als er.

Sehr wahr ſagte Mirabeau einmal, „man
„iſt verzweifelt wenig, wenn man nichts weiter
„iſt, als gut." In dem gewöhnlichen Sinne

*) Für die man den Herrſchern doch wol wenig Dank ſchuldig iſt, da ſie zu den unveräuſſerlichſten Rechten der Menſchen und der Völker gehört.

des Worts meinte er dies, wo man nemlich nichts Böses, aber auch nichts Gutes thut, und also mit jedem Stein und Klotz (die man doch vielleicht zu etwas gebrauchen kann,) auf einer Stufe der Sittlichkeit steht. Ein Regent, der bloß auf diese Weise den Namen eines Guten verdient, ist milde gesagt, wie jene, welche auch weder nützen noch schaden.

Eben so lächerlich ist der Beiname des Gerechten, denn gerecht muß jeder Regent sein, wenn er nicht ungerecht, d. h. zu deutsch ein Böſewicht sein will. Gerechtigkeit ist das Wenigste was man von einem Fürsten begehren kann. Wer also vorzugsweise einem Fürsten den Beinamen des Gerechten ertheilt, erklärt dadurch, daß derselbe bloß die geringste seiner Pflichten erfüllt, daß aber alle, denen jener Beiname nicht zu Theil ward, Böſewichter wären. Dergleichen aber auch nur auf eine versteckte Weise auszusprechen, ist höchst unehrerbietig.

Man sollte daher solche lächerliche Epithete, die häufig für den welchen sie gegeben werden, nichts weniger als schmeichelhaft sind, hinweglassen. Die großen und guten Handlungen eines

Regenten sind ein besseres Los für ihn, als der bloße Klang eines Worts, bei dem man sich selten etwas Vernünftiges denken kann.

Wären die Götter der Erde so weise, als wofür sie gerne gehalten seyn möchten, so würden sie sich Beinamen verbitten, die ihnen oft durchaus nicht zum Ruhme gereichen.

II.

Verhandlungen über die Schrift: Mehr als zehn Worte über den preußischen Adel.

Der Herr Verleger meiner eben gedachten Schrift hatte von derselben in die Hamburger und andere Zeitungen eine gewöhnliche Buchhändleranzeige, die, wie die Folge lehrt, durchaus in keinem hochfahrenden Tone abgefaßt war, einrücken lassen. Ich hatte an dieser Anzeige, die ich selbst erst durch die Zeitungen kennen lernte, nicht den entferntesten Antheil, so wie es überhaupt unerschütterlicher Grundsatz bei mir ist, nichts zum Lobe meiner Schriften in öffentlichen Blättern zu veranlassen.

Herr v. Diericke, der jene Ankündigung des Herrn Buchhändlers Klein wahrscheinlich für eine von mir verfaßte Selbstrecension oder für das empfehlende Wort eines meiner Freunde hielt, ließ dagegen in beide Berliner Zeitungen Nachstehendes einrücken:

„In der Beilage des Hamburgischen unpar-
„theiischen Korrespondenten (Nr. 130.) ist ein
„in Ernst Klein's literarischem Zeitungs-Com-
„toir *) zu Leipzig und Merseburg erschienenes
„Werk:

„Mehr als zehn Worte gegen ein
„Wort des Herrn Generallieute-
„nants von Diericke über den preu-
„ßischen Adel, nebst Bemerkungen
„über den Adel im Allgemeinen,
„von Hartwig von Hundt-Ra-
„dowsky **), geheftet 12 Gr."

„nicht allein angekündigt, sondern der Lesewelt
„sogar mit folgenden Worten empfohlen wor-
„den:

„Alle Lobpreisungen dieses zeit-
„gemäßen Werkchens kann man
„ersparen, da es sich durch seinen
„trefflichen Inhalt selbst empfeh-
„len wird."

---

*) Hier irrte der Herr Generallieutenant hinsichtlich der Firma des Verlegers, welche: „literarisch-geographisches Kunst-
„und Commissions-Comptoir" ist. Bücher und Zeitschriften sind in demselben freilich vorhanden, aber die gewöhnlichen Zeitungen bezieht man durch die Post.

**) „Der Verfasser soll ein sich hier in Berlin aufhaltender
„Schriftsteller seyn." Eine Anmaßung des Herrn von Dieri-
cke!

„In unsern Tagen kann man sich gewissen „Schriftstellern nicht besser empfehlen, als wenn „man sie in Allem, was sie beginnen, als völlig „untadelhaft und rühmlich betrachtet und Lob„preiset. Dahingegen kann man auch gewiß „seyn, sich ihren bittersten Haß zuzuziehen, wenn „man sich der, an sich selbst doch sehr verzeihli„chen Sünde schuldig macht, andere Ansichten zu „haben, als sie, oder anderen Meinungen, als „den ihrigen zugethan zu sein.

„Zum Motto dieser Schrift hat der Ver„fasser aus einem alten scherzhaften Trinklied„chen folgendes Reimchen gewählt:

„Als Adam grub, und Eva spann,
„Wo war da der Edelmann!“

„Wo war damals, möchte ich fragen, der „Schriftsteller Herr Hartwig Hundt von Ra„dowsky? —

„Nicht leicht kann die unweise Wahl eines „solchen Motto's irgend einer Schrift, weder „zur Empfehlung ihres Zwecks, noch ihres In„halts dienen.

„Von einer vernünftigen Welt würde es „mir verdacht werden, wenn ich den vom Verfas„ser dieser Schrift mir hingeworfenen Fehde„handschuh aufnehmen, und mich mit einem so

„rüſtigen Kämpfer als er iſt, würde in einen Fe-
„derkrieg einlaſſen wollen. Einem Kämpfer,
„der, wie aus ſeiner Schrift erhellet, ſich die in
„unſern Tagen — ſelbſt in unſern lieben Deutſch-
„land ſogar nicht ſeltene Fertigkeit erworben
„hat, ein jedes, in der beſten Abſicht von ehrli-
„chen, ihren Regenten treu ergebenen, ihr Va-
„terland innigſt liebenden, und gegen das Wohl
„und das Beſte deſſelben gewiß nicht gleichgül-
„tigen Männern geſprochenes Wort, mit zehn
„und mehreren bitteren und unglimpflichen
„Worten erwiedern zu können. — Ich viel-
„mehr will mich damit begnügen, meinen lieben
„Mitbürgern *) auf das Erſcheinen einer Schrift
„aufmerkſam zu machen, von welcher der Ver-
„faſſer wähnt, daß ſie der Welt zu einem Gegen-
„gift des, von mir in ihr verbreiteten Giftes
„dienen werde. — Dem moraliſchen Gefühl des
„unbefangenen und partheiloſen Theils derſel-
„ben, ſei es ſodann überlaſſen, ein Urtheil über
„den Werth oder Unwerth der wider mich ge-
„ſprochenen zehn Worte zu fällen.“

Berlin, den 4ſten Auguſt 1819.

Friedrich Otto von Diericke.

---

*) Es heißt es nemlich in der Voſſiſchen Zeitung; in der Haude- und Spenerſchen Zeit: meine lieben Mitbürger.

Was Herr von Diericke leicht hätte voraus-sehen können, von dem er aber gerade das Gegentheil erwartete, geſchah. Meine Schrift ward nach dieſer Anzeige mehr als jemals geleſen, und ſo nützte er mir gerade da, wo er mir ſchaden wollte.

Faſt mit ſeiner obigen Anzeige zugleich erſchien im 190ſten Stücke des Geſellſchafters unter den Ueberſchriften: „Zeitung der Er-„eigniſſe und Anſichten" und „Litera-„tur" die folgende Recenſion meiner Schrift von Herrn Julius von Voß.

„Literatur." „Mehr als zehn Worte ge-„gen ein Wort des Herrn General-Lieutenant „v. Diericke über den preußiſchen Adel; nebſt ei-„nigen Bemerkungen über den Adel im Allge-„meinen von Hartwig von Hundt-Radowsky." (Leipz. und Merſeburg, b. Klein, 1818.) — „Herr G. L. v. Diericke trat für den preußiſchen Adel mit großer Wärme auf, Herr v. Hundt ſtellt ſich mit großer Wärme entgegen. Große Wärme — läßt natürlich das Blut eben nicht kalt, und wie Einige behaupten, ſoll man der Göttin Wahrheit um ſo näher zu treten geeignet ſeyn, als die Blutwärme nach Fahrenheit 95 Grade, und nicht mehr, beträgt. Ob Jemand übrigens ein Recht

habe, ſich zu erwärmen, wo er einem geliebten Gezenſtand huldigt, dieſe Frage will man nicht verneinen.“ Sagt doch Goethe ſehr richtig: „mit Liebe und Kunſt iſt es am Ende, wenn ſie „ruhiger Sinn übt.“ „Hr. G. L. v. Dieriske, der edle Veteran, ſieht noch mit den Augen ſeiner Jugend; die hohen Thaten des ſiebenjährigen Krieges leuchten ihm vor, und ihr Licht iſt ſo ſtark: daß es gar wohl zugleich erwärmen kann. Hr. v. Hundt dagegen, ein junger Mann, iſt für die Ideen und Meinungen ſeiner Zeit erwärmt, und bei aller Jugend, namentlich wenn ihr Talent angeboren ward, geht es damit bald zur lichten Flamme hin. Hr. v. D. geſellte ſeinem Talent noch eine lange Erfahrung bei, und das iſt wichtig, allein die Jugend gicht einmal nichts auf fremde Erfahrung, will erſt eigne ſammeln; ſo war es einſt, iſt es jetzt und wird es künftig bleiben. Einigen können ſich daher beide Schriftſteller nicht: die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe aus Friedrich II. Tagen würden auch jetzt ſo wenig paſſen, als die heutigen für jene Zeit ſich geeignet hätten; die franzöſiſche Staatsumwälzung liegt zwiſchen beiden, die ein ganz neues Ideenreich ſtiftete, obwohl Manches davon endlich wieder eine Tendenz zum Alten — z. B. Napoleons neuer Adel — empfing. Mit des Herrn

Generals Schrift hat man hier nichts zu thun, jene des Hrn. v. H. möge übersichtlich beurtheilt seyn. Aus dem Gesichtspunkte, in welchen sich der Hr. Verfasser stellte, blickt sie den Gegenstand durchdringend an; trefliche Beredtheit, bewundernswerthe Konsequenz sind darin vereint. Wir loben aus vollem Herzen: den gediegenen Vortrag, die überzeugende Sprache, den weiten Umfang mannichfacher Kenntniße, und würden die Schrift noch mehr loben, wenn sie nicht so oft gegen einen ehrwürdigen Greis in einen bitteren Ton fiele, auch von seinem staatsbürgerlichen Rang noch abgesehen. Wer nach Wahrheit strebt, kann eines solchen Tons sich ohnehin leicht entäußern. Zwar könnte man sagen: das gehöre zur Preßfreiheit: stände dem Hrn. G. k. doch wieder beliebiges Antworten zu; gleichwohl dünkt uns: die Jugend sollte in allen Zeiten, unter allen Umständen, gewisse Rücksichten gegen das Alter nicht vergessen. Wie sehr Rom — in seinen freiesten Zeiten — darauf hielt, ist bekannt. Loben wir jedoch die benannte Schrift, können wir es immer nur insofern: als treffend und richtig ist, was sie enthält, und oft, meistens fanden wir das so. Wo sich hingegen der Genieflug über die Wahrheit hinaus schwingt, wo er dem preußischen Adel

Prärogativen zutheilt, die er nie hatte, und ihm beimißt, woran er unschuldig war, können wir nicht mit ihm einverstanden seyn. Unter andern heißt es: „„der Adel sey Ehedem im ausschließlichen Besitz der Offizierstellen gewesen, und habe, wenn ein Bürgerlicher einmal zu einer berufen sey, ihn durch Mißhandlung vertrieben.““ Man wollte mit den wenigen Mitteln koerzitiv schalten, also auch den Begriff, welchen der Adel von sich hegte — Wahn oder nicht, auch Wahn thut oft viel — nützen. Deshalb wurde festgestellt: daß bey den Linien-Truppen, d. h. gewöhnliche Infanterie, Kürassiere und Dragoner, in der Regel die Offiziere Edelleute seyn, doch Kriegsdienste auch Ausnahmen begründen sollten. Rezensent diente bei drei Linien-Infanterie-Regimentern. Bei dem ersten (Wunsch) war der Chef eines ehrlichen Schlächters Sohn, bei dem zweiten (Alt-Pfuhl) stand ein bürgerlicher Major (Hellwig), bei dem dritten (Grävenitz) zählte man wohl ein halbes Dutzend nichtadlicher Offiziere. Dem bürgerlichen Nacheifer hingegen einen Spielraum zu öffnen, war der Adel nicht bedungen: 1) bei dem Artillerie-Corps, wo kaum unter zwölf Offizieren einer zum Adel gehörte; 2) beim Ingenieur-, Mineur-, Jäger-Corps; 3) bei den Husaren, Bosniaken, Towartschi u.

ſ. w.; 4) zu Friedrich II. Zeiten bei den Freiparteien, ſpäterhin bei den Füſelier-Bataillonen; eben ſo früher bei den Garniſon-Regimentern, die man hernach in ſogenannte Depot- oder dritte Bataillone umwandelte. Im ſiebenjährigen Kriege, wo — was doch nicht ganz unmerkwürdig iſt — 1500 Offiziere vom preußiſchen Adel im Kampf blieben, gab es zuletzt in Allem mehr bürgerliche als adliche. Wie könnte da eine Behauptung vom ausſchließlichem Vorrecht, bei dem ſich nur ſeltne Ausnahmen ereignet hätten, noch ſtehn bleiben. Daß man Offiziere nichtadlichen Herkommens durch Chikanen, Duelle u. ſ. w. zu vertreiben geſucht hätte, davon hat Rezenſent während eines 17jährigen Dienſtes nie ein Wort gehört, und Tauſende leben, welche bezeugen können: daß, ſo wie Jemand nur zum Offizier erhoben war, er auch ſeinen Kameraden völlig gleich geachtet wurde. Hr. v. H. ſpricht auch von Offizier-Patenten, welche adliche Säuglinge ſchon unter dem Wiegenkiſſen liegen gehabt, wie von etwas Gewöhnlichem. Nur einmal während Friedrich II. ganzer Regierung geſchah es: daß er, Ziethens hohe Verdienſte auch auf dieſe Weiſe belohnend, ſeinen neugebornen Sohn zum Cornet ernannte. Es half ihm gleichwohl nichts; er ſtand nur in

der Regiments-Liste, seine Hintersleute traten ihm so lange vor, bis er aufgewachsen war, und die Stelle wirklich antreten konnte. Es wird auch gesagt: man hätte die Gesellschaften der Offiziere, ihres üblen Betragens willen, geflohn. Wäre dies wahr, müßte es wenigstens vor 1740 sich also befunden haben; denn wie nachdrücklich unter Friedrich II. und seinen Nachfolgern auf anständige Formen gehalten wurde, wie sehr es zum Ehrgeiz des Offiziers gehörte, auch ein feiner Gesellschafter zu seyn, wie bunt endlich Allenthalben: auf Bällen, Casinos, Ressourcen, Kaffeehäusern, Gastereien u. s. w. die Gesellschaften von Offizieren und Civil-Personen gemengt waren, ist Keinem fremd, der einige Zeit denken kann. Was bewiese es auch gegen die Gesammtheit: wenn hie und da ein junger Mensch Unbill geübt hätte, was in den bürgerlichen Ständen doch auch sich ereignet? Wollte Hr. v. H. deshalb einen Vorwurf der Unsittlichkeit auf den ganzen preußischen adlichen Offizierstand laden, wär' es eben so viel, als wenn man sagte: die ganze Geistlichkeit ist ungesittet, denn man hat oft gehört: daß junge Theologen auf Hochschulen sich ungebührlich betrugen. Nur einmal in 17 Jahren hat es Rezensent erlebt: daß ein Offizier that, was Hr. v. H. der Menge vorwirft.

Es war ein Lieutenant R*** in Glogau, der einen Baurath D. *** beleidigte. Gerade dieser R*** war jedoch bürgerlichen Standes, hatte in Jena als Student renommirt, wollte es fortsetzen, wurde gleichwohl hart bestraft. Dies Alles ist aber noch nichts; der preußische Adel soll auch „an dem Verlust der großen „Schlacht ganz schuld seyn" — Hilf Himmel! Manches war den älteren preußischen Offizieren zur Last zu legen, ihnen aber Feigheit — noch dazu in Summa — beimessen wollen, das ist kühn! Das Hohenlohische Corps schlug den ersten feindlichen Angriff ungemein tapfer zurück, trieb die Franzosen schier eine Viertelmeile vor sich her; dann wurde es aber im linken Flügel umgangen, in den Rücken genommen, woraus nothwendig die Unordnung entstand. Eben so wenig fehlte es beim Rüchelschen Corps an Bravour; allein es wurde auch umgangen, und nie ward eine Schlacht gewonnen, konnte der Feind erst Flügel und Rücken anfallen. Bei Auerstädt hatte man sich eingeengt, dominirende Anhöhen nicht besetzt, was ein ähnliches Unheil veranlaßte. Im strategischen Plan, in der Oberleitung, ist mithin die Ursache jenes Unglücks zu suchen. Entwarfen aber den strategischen Plan preußi-

sche Edelleute oder Ausländer? Der achtzigjährige Möllendorf vermochte nichts mehr; die entzüglichsten rathgebenden Stimmen hatten Massenbach und Phull (nicht Preußen), die entscheidenden der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Hohenlohe (nicht Preußen), und doch soll der arme preußische Adel Alles entgelten. Man sieht aus dem Angedeuteten: daß, wenn auch Genialität Gerechtigkeit eben nicht Hrn. v. Hundts Sache ist. Sie war aber auch nie heißer Jugend Erbtheil; fahre er nur fort seine bedeutenden Talente an zu bauen; die Erfahrung wird ihm einst schon sagen: daß man über eine Sache, von der man schreibt, wenigstens genaue Erkundigung einziehen müsse, dafern man sie selbst nicht sahe. Er wollte — und das ist rühmlich — nichts halb thun, ein ganzer Feind des preußischen Adels seyn, ungefähr wie Hjerta einer des schwedischen, der, obschon gebornerEdelmann, zur bürgerlichen Kaste übertrat. Und er scheint sich auch jene — ohne Zweifel einen tiefen Sinn bergende — Xenie zur Richtschnur gewählt zu haben:

„Daß Du der Zeiten grösten, die Mittelmäßigkeit meidest,
„Jüngling, so meide doch ja deinen der andern zu früh."

„Julius v. Voß."

Man sieht, das Hr. v. Voß der Hauptsache nach ganz auf meine Seite trat. Uebrigens mußte er, wie ich nachher auch bei persönlichen Zusammentreffen mit ihm deutlich genug merkte, die Schrift des Hrn. v. Diericke, den er doch anscheinend gegen mich in Schutz nehmen wollte, gar nicht gelesen haben. Herr von Diericke behauptete neulich, die Adlichen hätten früherhin ein ausschließliches Recht auf alle Offizierstellen gehabt; Hr. v. Voß sagt das Gegentheil. Er kannte das „eine Wort" des Hrn. Generallieutenants bloß aus meiner Schrift, und bezeugte auch keine Neigung, es durch Selbstlesen kennen zu lernen, welches freilich eine „sehr verzeihliche Sünde" war.

Gegen die obige Anzeige des Hrn. v. Diericke und über die Recension des Hrn. Julius v. Voß ließ ich nachstehende Erklärung in dem Bemerker (einer Beilage zum 149sten Stück des Gesellschafters) einrücken.

Erklärung

gegen Herrn Generallieutenant von Diericke und Herrn Julius von Voß über meine Schrift: Mehr als zehn Worte gegen ein Wort des Herrn G. L. von Diericke über den preußischen Adel u. s. w.

Herr G. L. von Diericke hat meine erwähnte Schrift in den beiden Berliner Zeitungen, Herr Julius von Voß hat sie im 140sten Blatt des „Gesellschafters" beurtheilend angezeigt. Meine Widersacher kämpfen mit zu verschiedenen Waffen gegen mich, und daher muß ich, wenn auch Beiden in einem Aufsatze, doch Jedem besonders antworten. Es möge denn hier nach der Anciennität und dem staatsbürgerlichen, nicht nach dem schriftstellerischen Range gehen; also zuerst einige Zeilen als Erwiederung an den Herrn Generallieutenant. — Sr. Excellenz danke ich zuförderst ganz unterthänig und verbindlichst für die in den Berliner Zeitungen gefälligst besorgte Anzeige meines Werks. Sie wird mir und meinem Verleger, Hrn. Klein, sehr ersprießlich seyn; die Leute werden dadurch auf meine Schrift noch aufmerksamer gemacht, und diese wird immer mehr Käufer und Leser finden. Ich will mich bei ähnlicher Veranlassung gewiß auf eine recht thätige

Weise erkenntlich beweisen, und in den zahlreichen Zeitblättern, deren Korrespondent und Mitarbeiter ich bin, von den künftig erscheinenden Worten und Werken des Herrn Generallieutenants ausführliche Rechenschaft geben. Uebrigens hätte ich meine mehr als zehn Worte nimmermehr geschrieben, wenn ich, bei Erscheinung des ersten Worts mit den vielen Wörterchen, nicht gefürchtet hätte: alle nichtadlich-gebornen Minister, Staatsräthe und Officiere, so wie alle Ausländer möchten augenblicklich entlassen, und ihre Stellen mit jungen Grafen, Baronen und Hochwohlgebornen Säuglingen besetzt werden, deren Werth Friedrich der Große bekanntlich so treffend zu würdigen wußte. Dieser Irrthum war mir, einem Ausländer, zu verzeihen, da ich nicht wußte, daß man jetzt nicht sehr strenge mehr auf die „alten Maximen" hält."

Herr G. L. von Diericke scheint etwas verdrießlich darüber zu seyn: daß meine Schrift in dem Hamburger Korrespondenten und andern Zeitungen und Zeitschriften gelobt, die Seinige aber hin und wieder getadelt worden ist. Was kann ich dafür? Mir fällt es gewiß nie ein, mir günstige Beurtheilungen meiner Geistesarbeiten

erschmeicheln oder gar ertrotzen zu wollen. Ich sage ja selbst (S. 37) in meinem Werke: „Niemand hat das Recht von andern Leuten zu begehren, daß sie alles das, was aus seinem „Gänsekiel geflossen ist, für Göttersprüche nehmen sollen. Indem ich meine Schrift dem Publikum übergebe, ertheile ich Jedem die Befugniß, sie zu tadeln, zu verspotten, zu verbrennen, kurz damit zu machen, was ihm beliebt; *) „dafür hat er sein Geld bezahlt.“ Diesen Grundsätzen werd' ich immer treu bleiben! Dagegen behalte ich aber gleichfalls das Recht, Jedem, der so wie ich, seine Tintenkleze drucken läßt, zu widersprechen, falls seine Ansichten mir nicht die richtigen zu seyn scheinen. Die Schriftstellerwelt ist unter allen Republiken die am meisten demokratische. Kein Schriftsteller, er möge so hoch stehen, wie er wolle, darf von andern fordern: daß sie blindlings seinen Behauptungen beipflichten oder dazu schweigen sollen. — „In „unsern Tagen,“ sagt der Herr Generallieutenant, „kann man sich gewissen Schriftstellern „nicht besser empfehlen, als wenn man sie in Al-

*) Nur nicht sie nachzudrucken, wie der Highwayman Mackies und seine Diebsgenossen es machen.

H. v. H. N.

„kem, was sie meinen, glauben und behaupten,
„für unfehlbar, wie nicht weniger auch(!)
„alles, was sie beginnen, als völlig untadelhaft
„und rühmlich betrachtet.“ Auf wen dies am
besten anzuwenden sei, wird man leicht entschei-
den können, wenn man nur die von Diericksche
Schrift und die, wider mich in die Berliner Zei-
tungen [illegible]. „Dahin-
„gegen, fähret Hr. v. D. fort, kann man auch
„gewiß seyn, sich den bittersten Haß dieser
„Schriftsteller zuzuziehen, wenn man sich der,
„an sich selbst doch sehr verzeihlichen Sünde
„schuldig macht, andere Ansichten zu haben,
„als sie, und anderen Meinungen, als den ih-
„rigen, zuzethan zu seyn.“ Ich habe nie einen
bittern Haß gegen einen meiner Mitmenschen
gehegt obgleich ich von Andern schon oft und tief
verletzt worden bin. Wie sollte ich also wohl den
Hrn. Generallieutenant v. Diericke hassen, den
ich nicht einmal persönlich kenne, und den ich,
nach Allem, was ich von ihm höre, wenn auch
nicht als Schriftsteller, doch als Mensch, sehr
hochachten muß. — Zu Federkriegen, besonders
mit Hrn. G. L. v. D. hab' ich weder Zeit, noch
Lust. Wer übrigens seine Schrift liest — wel-
ches freilich ein wenig schwere Arbeit ist — wird

finden, daß es darin weder an Worten überhaupt, noch auch an Worten, als da sind: „Jakobiner, Hornisse, Wespen und Hummeln,“ ja gar „Buben und Narren“ womit fast alle Recensenten, Herausgeber von Zeitschriften und ihre Mitarbeiter von ihm bezeichnet werden, keinesweges fehlt. Die Glimpflichkeit oder Unglimpflichkeit solcher Ausdrücke möge dahin gestellt seyn. Hier Hr. v. D. etwa Veranlassung gegeben: daß Jemand seine Ausdrücke gleichfalls nicht auf die Goldwage legte, so träfe ja hier in der That das alte Sprüchwort ein: Ein Wort giebt das andere! Recht gerne glaub' ich, daß Hr. v. D. ein vortrefflicher Schriftsteller seyn würde: wenn er nur seine Schrift etwas sachter, als mit dem „Einen Worte,“ und seine Gegner anders, als in den mehrerwähnten Anzeigen zu wählen suchte. Am klügsten thut man unstreitig, wenn man dem Rufe des Nachtwächters folgt:

Ihr lieben Leute laßt Euch sagen:
Die Glock hat zehn geschlagen.
Ein Jedes bewahr' sein Feuer und sein Licht,
Damit unsern Herren kein Schade geschieht,
Hört unsre Herren' Amt!

Und nun zu der beurtheilenden Anzeige des Herrn von Voß im 140sten Blatt des Gesellschaf-

ters. Mit einem solchen Gegner eine Lanze zu brechen, ist selbst dann noch ehrenvoll, wenn man auch unterliegen muß. Sehr treffend bemerkt Hr. v. Voß gleich Anfangs, der Hr. v. Diericke und ich wären mit großer Wärme aufgetreten, und man komme der Göttin Wahrheit nie näher, als bei einer Blutwärme, die nicht mehr als 95 Graden nach Fahrenheit [illegible] Geistvoller Gegner hat sich bekanntlich aber selbst in seinen Schriften nie strenge nach dem Fahrenheitschen Wärmemesser gerichtet, und manchen Andern ziemlich derb abgefertigt, ohne vorher zu fragen: wie alt er sey? Daß seine Beurtheilung meiner Schrift mit großer scheinbarer Kälte abgefaßt ist, darf Niemand wundern, da der preußische Adel dem Hrn. v. Voß nicht sonderlich am Herzen liegt, und er, der Hauptsache nach, ziemlich mir beizupflichten scheint. In Hinsicht der 95 Grade stimme ich ihm gleichfalls nicht allein völlig bei, sondern glaube sogar: daß die Fische das meiste Talent zur Philosophie haben, da sie immer bei kaltem Blute bleiben, wenn sie nur nicht gebraten oder gekocht werden. Besonders macht mir Herr von Voß den Vorwurf „eines „bittern Tons gegen einen ehrwürdigen Greis, „dessen staatsbürgerlichen Rang man achten

müſſe.“ In meinem Werke kommt aber ja nicht der Greis und der Staatsbürger, ſondern bloß der Schriftſteller in Betrachtung. Herr von Diericke iſt, als Generallieutenant, zwar eine Excellenz, allein als Schriftſteller iſt er doch wahrlich nichts weniger als das! „Mit des Herrn Generals Schrift hat man hier nichts zu thun!“ ſagt Hr. v. Voß. Das iſt auch ganz recht, denn — die Trauben ſind ſauer! Hr. v. Voß beweiſt durch ſeinen Aufſatz, daß er zwar den Livius und den Goethe, aber keineswegs: daß er den Diericke ſtudirte. Er hat das Werk des Herrn Generals wahrſcheinlich gar nicht geleſen, *) und kennt es vermuthlich nur aus meiner Schrift, oder aus einigen Recenſionen; daher widerſpricht er dem Hrn. v. D. [illegible] in Dingen, wo ich dieſem ausdrücklich beipflichte. — „Einigen können ſich, ſagt Hr. v. Voß, die bei-

*) Was wird die preußiſche Nobleſſe, belehrt Hr. A. L. A. v. Kleiſt, Rittmeiſter außer Dienſten, dazu ſagen, daß Hr. Julius v. Voß, der als Heros unter Deutſchlands Schriftſtellern glänzt, und was mehr als Alles, ein preußiſcher Edelmann iſt, das ſchöne Werk des Herrn v. Diericke, welches gedachter Herr Rittmeiſter im Freymüthigen in poetiſcher Proſa und proſaiſcher Poeſie ſo weiſend beſungen, nicht einmal geleſen hat. Uebrigens iſt dieſer Herr v. Kleiſt ein lebendiger Beweis: daß nicht allein die Feldherrn- und Miniſter-, ſondern auch die Dichtertalente in adlichen Familien erblich ſind. H. v. H. R.

„den Schriftſteller (nemlich Hr. v. D. und ich)
„nicht; die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe aus
„Friedrichs II. Tagen würden auch jezt ſo wenig
„paſſen, als die heutigen für jene Zeit ſich ge-
„eignet hätten; die franzöſiſche Staatsumwäl-
„zung liegt zwiſchen beiden, die ein ganz neues
„Ideenreich ſtiftete, [illegible] Manches davon
„wieder eine Tendenz zum Alten hin — z. B. Na-
„poleons neuen Adel — empfing.“ So ſehr ich
auch in dem Erſteren meinem Gegner Recht ge-
be, ſo wenig kann ich es in dem Letzteren. Die
erwähnte Tendenz zum Alten ging nemlich kei-
neswegs aus dem Zeitgeiſte und dem Streben
des Volkes, ſondern aus der ſelbſtſüchtigen Will-
kühr einzelner Leute hervor. Dieſes Hinneigen
zum Alten war keine Anerkenntniß der Menſch-
heit: daß das Alte ihrem Heile erſprießlicher ſey,
als manches Neue, wofür ſo große Opfer ge-
bracht ſind. Es war immer nur die traurige
Folge eigenwilliger Herrſchgier, welche es ih-
ren Zwecken gemäß fand: das Fortſchreiten der
Menſchen zu einem höheren Ziele zu hemmen,
und die letzteren, wie weiland Moſes die Kinder
Iſrael in der Wüſte, ſtets zu dem alten Punkte
zurück zu bringen. Merkwürdig iſt es: daß Buo-
naparte zwar der Sache nach einen Adel wieder

einführte, aber es nicht wagte, es auch dem Namen nach zu thun. In keinem der, in dieser Hinsicht erlassenen Dekrete und Senatusconsulte bediente er sich der Ausdrücke Adel (Noblesse) und Edelmann (Gentilhomme), obgleich er mehrere adeliche Titel, als die der Herzoge, Grafen, Barone u. s. w. herstellte. Er fühlte: daß die Idee des Adels nicht mehr für seine Zeiten passe; er wollte die Franzosen nicht durch Erneuerung eines alten, ihnen verhaßten Kasten-Namens beleidigen, und sie von sich abwenden; er suchte sie bloß auf einem Irrwege, wider ihren Willen, zurück zu leiten. Darum unterschied sich auch sein neuer Adel wesentlich von dem abgeschafften Lehnsadel dadurch: daß die Erblichkeit des erstern sich nicht auf die ganze rechtmäßige Nachkommenschaft erstreckte. Ueberdies hatte der Buonapartische Adel nicht das Kastenartige des alten; seine Mitglieder konnten sich mit Nichtadlichen verheirathen, ohne daß dies unangenehme Folgen für sich gehabt hätte. Daher war diese Stiftung auch den Franzosen weniger verhaßt. Buonaparte wollte hierdurch dem Ehrgeize seiner Söldlinge und Anhänger einen neuen Sporn geben, und die durch die Kriege Bereicherten noch fester an seine Dy-

naſtie ketten. Alſo nicht dem Willen der Nation, nicht einer anerkannten Nothwendigkeit des Adels, ſondern der Eigenmacht eines tyranniſchen Zwingherrn, der ſelbſt die heiligſten mit vielem Blut erkauften Rechte mit Füßen trat, verdankte der neue franzöſiſche Adel ſeine Entſtehung. Was Hr. [illegible] des ehemaligen Zulaſſung [illegible] Offizierſtellen ſagt, mag immerhin wahr ſeyn; aber damit wird der Inhalt meiner Schrift nicht widerlegt. Herr von Diericke, deſſen Werk ich nicht zur Hand habe, und nicht zum zweiten Male kaufen, oder gar leſen mag, ſagt: daß nur ſehr ſelten bei den Linientruppen Bürgerliche zu den Offizierſtellen zugelaſſen wurden. Die Rang- und Stammliſten beweiſen das gleichfalls. Daß bei der Artillerie die meiſten Offiziere bürgerlichen Standes waren, das war natürlich: indem dort Kenntniſſe erfordert wurden, welche die Edelleute ſelten beſaßen. Bei den Huſaren und Towarczyz waren die Offiziere faſt durchgehends von Adel. Beim Ingenieur- Mineur- und Jägercorps hingegen konnten aus begreiflichen, ſchon angedeuteten Gründen, Bürgerliche beſſer als Adliche gebraucht werden. Her von Voß iſt entrüſtet, weil ich in meiner Schrift ſage: „In

der Wiege schon hatte das Junkerchen, von dem man noch nicht wußte, ob es das Zähnekriegen glücklich überwinden würde, manchmal sein Patent als Hr. Fähndrich oder Hr. Cornett unter dem kleinen Haupekissen.“ Nach Herrn von Diericke waren aber ja die preußischen Edelleute alle geborne Offiziere und hohe Staatsbeamte, so wie der König von Rom sogar vor seiner Geburt schon König von Rom war. Ueberdies sage ich keinesweges, wie Herr v. Voß mir schuld giebt, daß sie gewöhnlich, sondern bloß: daß sie manchmal das Patent bereits unter dem Wiegenkissen gehabt haben. Manchmal und gewöhnlich sind sehr verschiedene Dinge. Das Patent war überdies ja unnöthig, da, nach Hrn. v. Diericke, die adliche Geburt die Stelle des Patents vertrat. Herr v. Voß will ferner nur von einem Falle wissen, wo ein preußischer Offizier, der aber ein Bürgerlicher gewesen seyn soll, ungebührlich sich betragen habe. Wenn er von nicht mehreren Fällen weiß, so folgt daraus nicht, daß nicht noch mehrere statt gehabt haben. Daß die preußischen Offiziere heutigen Tages sich, in der Regel und wenn sie wollen, sehr anständig und fein zu betragen wissen, geb' ich gern

zu. Ausnahmen von dieser Regel werden sich aber auch wohl finden. Hr. v. Voß ist besonders dadurch gegen mich so sehr in Unwillen gerathen, daß ich, nach seiner Ansicht, nicht mit gehöriger Achtung von den preußischen adlichen Offizieren gesprochen habe; denn in der Sache selbst ist er, wie jeder Vorurtheilsfreie und Unbefangene, mit mir einig. — Wahrscheinlich wirft er auch deshalb mir so häufig meine Jugend und Unerfahrenheit vor, obgleich er recht gut weiß, daß wir in Hinsicht des Alters so gar weit nicht auseinander stehen, und daß ich kein Jüngling mehr bin. Wenn ich jedoch etwas jugendlicher und rüstiger aussehe, als viele Männer meines Alters, so kommt dies bloß von meiner ausgezeichneten Frömmigkeit und davon her: daß ich mich stark auf das sechste Gebot gelegt habe. Das conservirt! — Uebrigens schmerzt es mich tief, einen Mann, den ich eben so sehr wegen seines vortrefflichen Herzens, als wegen seines genialen Kopfes und seiner großen, ausgebreiteten Kenntnisse hochachte und liebe, mir in unfreundlicher Stellung gegenüber zu sehen. Nie hab' ich Herrn v. Voß beleidigen wollen, und indem ich diese, durch die Lage der Sache nothwendig gewordene Rechtfertigung schließe, biete

ich ihm öffentlich und von [illegible] die [illegible]
Frieden: Soyons amis, [illegible]

Hartwig von [illegible]

[illegible] hatte sich durch
die, diesem Aufsatze beygefügte Anmerkung höch-
lich beleidigt gefunden. Um der Lesewelt noch
[illegible]
[illegible] diese
[illegible] seine, hier folgende Entgegnung wi-
der mich in den Bemerker zum 169sten Blatt de-
gedachten Zeitschrift aufnahm.

[illegible]

Der Herr Hartwig von Hundt-Radowsk[illegible]
hat mir die Ehre erwiesen, in dem Bemerker
zum 149sten Blatt dieses Journals meiner gerin-
gen Person zu gedenken. Ich hätte nicht ge-
glaubt: daß man Einen, der noch zu den jetzt [illegible]

[illegible] hatte eine [illegible] in Versen und Prosa [illegible] ei-
[illegible] wollen, die der Herr [illegible] nahm, um den Raum seines [illegible] zu füllen, da es [illegible]
hiezu aus begreiflichen Gründen an [illegible] Mitarbeitern [illegible]
folglich auch an Beiträgen fehlt.

sehr [illegible] adelichen Fami-
lien gehört, einmal erwähnen würde, und ihn
demselben [illegible], da er dieses
bei Gelegenheit [illegible] General-Lieutenant
von Dier[illegible] und dem Herrn Julius
von Voß th[illegible] die wegen ihrer
persönlichen [illegible]
tung [illegible] und denen ich auch
nicht werth wäre: die Schuh-Riemen aufzu-
lösen! — [illegible] muß ich erwiedern; daß ich
nie den [illegible] gehabt, noch jetzt habe, noch
seyn werde, [illegible] ein Talent einem Mäd-
chen angeboren werden könne, sondern daß es
den Mädchen [illegible]
[illegible] werden, noch. Wenn nur Feld-
herren, Minister und Dichter geboren und alle
Talente [illegible], so möchten am
Ende Alle [illegible] der übergroßen
Klugheit, [illegible] werden, und ich muß
aufrichtig bekennen, daß ich [illegible] dieser neuen ästhe-
tischen Welt [illegible] zu seyn wünschen würde? —
Daß das [illegible] sowohl der Vor-
gerückten [illegible] und sich erweise
den [illegible] Niemand in Abrede
seyn, und [illegible] zu glauben: daß
da ich in diesen [illegible] Grundsätzen von mir

nen Eltern und Voreltern, [illegible] zu den=
ken, erzogen worden bin, [illegible] meiner
edlen Vorfahren [illegible] Jahrhundert
[illegible] Auch
stelle und [illegible] militair[illegible], die dem
[illegible] nicht unbekannt
seyn wird, hiezu als Beweis [illegible] zu Ge=
neral [illegible], die ursprüng=
[illegible]
[illegible] mehr denn 100 Jahren [illegible] General=Feld=
Marschall, der zuerst ein Schneider=Geselle ge=
wesen war. Ja, der Pabst Sixtus V. war, zu
Folge der Geschichte, ein Schweinhirte. Ohn=
erachtet Alles dessen bin ich der Meinung: daß
[illegible], zu ver=
[illegible]
darüber eine andere Ansicht haben, wird dersel=
ben mir die meinige, meiner geringen Einsicht
wegen, verzeihen. Was meine poetische Prosa
und prosaische Poesie anbetrifft, so bedaure ich
sehr, wenn sie Herrn v. [illegible] miß=
fallen hat, und bitte ich, als einen alten Officier aus
[illegible] Zeitalter, der sich [illegible] dank=
barer [illegible] eines seiner ehemaligen Lehrer,
des berühmten Professor [illegible], erinnert, der ich
kein neuer Aesthetiker bin, meine Fehler durch

[illegible] geneigt zu verzeihen; in jenes [illegible] auf das Intellectuelle."

[illegible] Der ein mecklenburgi[illegible] [illegible] Edelmann, welches übrigens [illegible], aber ein sehr ach[illegible] [illegible] berühmten Schriftsteller ist,) [illegible] Diericke [illegible] mir [illegible] zu seyn; wenn man eine Sache beurtheilen will, glaube ich, daß man sie zuvor kennen und verstehen muß, sonst bin ich der [illegible] Meinung: daß man immer kein richtiges Urtheil darüber fällen wird. Was wird aber Herr v. [illegible] sagen, wenn [illegible] G. L. v. Diericke nicht gelesen zu haben, auch wohl nicht lesen werde, weil mir jederzeit ein [illegible] v. Diericke lieber seyn wird? Dessen [illegible] des Soldaten befindet sich im Archiv [illegible] über das Soldaten-Wesen, 1 B. [illegible] in Leipzig heraus kam, wo der, dem [illegible], es nachlesen kann. Ueberhaupt bin ich der vielleicht unrichtigen Meinung: lieber etwas aus dem Rabener, Gellert, Lessing, Wieland, Hagedorn, Haller, Gleim, Bürger, [illegible], Klopstock und andern be-

[illegible] Männern der [illegible] glänzenden Epoche jener Zeit [illegible] gend etwas, so jetzt geschrieben wird; [illegible] ich [illegible] die [illegible], [illegible] Schatz [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] werden. Jedoch muß man gerecht seyn, und so ist mir jetzt eine kleine [illegible] gekommen: [illegible] den Großen." Ich [illegible] [illegible] einverstanden, und [illegible] dieß Werk besonders meinen Zeitgenossen und alten Kameraden zu lesen empfehlen, denn es verdient gelesen zu werden. Wie aber in aller Welt hat der [illegible] für seine [illegible] von [illegible], so [illegible] man über den großen unsterblichen Mann, der sich in dem Herzen aller seiner Unterthanen eine ewige Ehrensäule gesetzt hat, sagen und schreiben können? Der Kritiker muß wohl kein Deutscher, und noch weniger ein geborner Preuße seyn, sonst müßte er doch richtiger über den großen Friedrich urtheilen können. Er muß unrichtige Nachrichten gehabt haben, und ich will ihm künftig einen richtigern Correspondenten wünschen, damit es ihm nicht so gehen müß-

gen wie in den Zeitungen, die sehr oft ihre Nach-richten [illegible] müssen.

[illegible] Edelleute, wie Herr v. Hundt-[illegible] Wiege zum öfteren schon [illegible] waren, davon ist mir, außer [illegible] so verdienten und merk-würdigen General [illegible] von Ziethen, kein [illegible] Hundt-Ra-den [illegible] diese erwiesene dankbare Erkennt-lichkeit für einen Mann, der mehrere Male sein Vaterland gerettet hatte, der ein recht ächt [illegible] Mann war, dem großen Kö-nig ja wohl verzeihen. Ich besitze ein sehr gut getroffenes Gemälde dieses merkwürdigen Man-nes, [illegible] Redlichkeit will dargestellt sehen, so liegt sie klar in allen diesen Zügen ausgedrückt. — Daß der Adel, um [illegible], seine Vorzüge, welches auch sehr [illegible] war, genoß, davon sind der General-Lieutenant v. Knesebeck, der General-Lieutenant von Bismark und ich noch lebende

*) Meines [illegible], dünkt mir, erbat sich auch der alte General v. Ziethen es beim Könige zur Gnade aus: daß sein [illegible] im Regiment nicht eher fort avancirte, bis er selbem [illegible] konnte, das der sehr alberne [illegible] des [illegible] Wannes auch gemäß war, [illegible] in der That! —

Beispiele; denn es ist mir sehr [illegible] daß diese, so gut wie ich, auch 6 Jahre Junker gewesen sind, und in der damaligen Behandlung eines Junkers zu der eines jetzigen gemeinen Soldaten möchte wohl wenig Unterschied zu finden seyn. — Ob die Artillerie-Offiziere die klügsten und die gelehrtesten gewesen, wie Hr. v. Handt-Radowsky behauptet, wage ich nicht zu entschei[illegible] gehabt, indem uns in denen entfernten auswärtigen Garnisonen der Provinzen dazu die Gelegenheit fehlte; doch habe ich verschiedene adliche verdienstvolle Leute darunter auch gekannt. — Bei dem Cavallerie-Regiment, wobei ich einen Zeitraum von länger denn 28 Jahren zurück gelegt habe, und [illegible] leuten bestand, waren ohnstreitig die mehrsten äußerst gebildet und mit den gehörigen wissenschaftlichen Kenntnissen begabt. Ich, der ich darunter nur einer der allergeringsten war und sehr wohl weiß, wie schon oben erwähnt: daß kein Verdienst geerbt werden kann, kann mir nur das beilegen: während meiner Dienstzeit durch pünktliche Erfüllung meiner Pflichten in dem mir angewiesenen Wirkungskreis die, mir stets bewiesene Zufriedenheit und Achtung meiner Vor-

[redacted] meiner Untergebenen [redacted] war [redacted] jetzige General-Lieute- [redacted] mit welchem ich noch viele [redacted] Regiment zusammen [redacted] habe, als dessen, [redacted] höchst geachteter würdiger [redacted] als Chef hatte, [redacted] ein- [redacted] und in dem, was ich dargethan und über das Regiment gesagt habe, das Unpartheiischste Zeugniß [redacted] können!" —

[redacted], den 18ten Oktober 1818.

F. A. L. von Kleist,
[redacted] Kammerherr außer Diensten.

[redacted]

Mit Herrn von Kleist konnte ich mich als [redacted] in keiner Rücksicht messen; er war [redacted] und zu wehmüthig, und dabei zu [redacted] deshalb lehnte ich den mir angetragenen [redacted] Zweikampf ab in der nachstehenden, im 101ten Blatt des Bemerkers enthaltenen

Anzeige.

Herr F. A. L. von Kleist, „wirklicher Kammerherr außer Diensten" hat mir in dem „Bemerker" (Beilage zum 169sten Blatte des „Be-

[illegible]") einen literarischen [illegible]schuh zugeworfen, den ich aus nachstehenden Gründen nicht aufnehmen kann: 1) Aeußert Herr v. Kleist: er achte sich nicht werth, dem Herrn General-Lieutenant von Diericke und dem Herrn Julius von Voß die Schuhriemen auf zu lösen. Wahrlich, eine Bescheidenheit ohne Gleichen, und ein Beweis: daß der Herr von [illegible]. Ich wette mehr, als Zehn gegen Eins: daß in allen deutschen Bundes-Staaten kein wirklicher Rittmeister in oder außer Diensten gefunden werde, der es ihm in Hinsicht der Demuth gleich oder gar zuvor thun könne. 2) Hat der Herr Rittmeister wahrscheinlich des [illegible] meiner „Mehr als zehn Worte über den preußischen Adel" nicht gelesen, oder auch nicht verstanden; sonst hätte er gefunden: daß die Ansichten des Herrn von Voß, der Hauptsache nach, ganz mit den meinigen übereinstimmen, und daß derselbe also keinesweges verdient: neben einen so klassischen und ausgezeichneten Schriftsteller, wie Herr General-Lieutenant von Diericke, der noch für die Aufrechthaltung der „alten Maximen" streitet, gestellt zu werden. Zwischen

dem [redacted] und dem Herrn v. Voß waltet ein eben [redacted] Unterschied der Grundsätze, wie einst zwischen Goethe und Lessing. Herr v. Voß sagt: „Die staatsbürgerlichen Verhältnisse aus Friedrichs II. Tagen würden jetzt eben so wenig passen, als die heutigen für jene Zeit sich geeignet hätten. Die französische Staatsumwälzung, die ein ganz neues Ideenreich stiftete, liegt zwischen beiden.“ Offenbar hat er also eben so verderbte Grundsätze, wie ich, und ist eben nicht werth: daß ihm ein alter preußischer Edelmann die Schuhriemen auflöst. Kein rechtlicher Ultra und Adelsfreund, der die Schrift [redacted] Voß gelesen hat, kann [redacted] für einen Glaubensgenossen, sondern muß ihn für den ärgsten Widersacher des Adels-Systems halten. 3) Kann ich deshalb mich mit Hrn. v. [redacted] in keine literarische Fehde einlassen, weil er mir an historischen Kenntnissen weit überlegen ist. Indem er nämlich von den nichtadlichen Preußen spricht, die zu hohen Ehrenstellen gelangt sind, führt er auch den Pabst Sixtus V. an, der, zu Folge der Geschichte, Anfangs ein Schweinhirte war. Ich habe immer geglaubt: dieser Pabst sey ein Italiener gewesen, und erfahre erst jetzt: daß er ein Preuße

wat. Wie könnte ich also wohl mit Herrn H. M. K. von Kleist über solche Gegenstände mich streiten? 4) Der Herr Rittmeister will ferner meine „Mehr als zehn Worte" gar nicht lesen, weil ihm jederzeit ein Wort des Herrn General-Lieutenant von Diericke Excellenz lieber ist. Das ist mir sehr gleichgültig, denn meine Schriften werden, ohne ihn, Leser [illegible]. Ich werde aber des Herrn H. M. K. von Kleist Werke ebenfalls nicht lesen, wofern sie mich nicht etwa persönlich betreffen. Die Zeit ist viel zu edel! 5) Zeigt der Herr Rittmeister in seinen Aeußerungen über Arndt, dessen Namen er nicht einmal richtig schreibt, viel Witz, allein es ist ein Aber dabei. Arndt ist ein [illegible] deutscher Biedermann; das hat er von jeher, und auch in den Jahren 1806 und 7 kräftig bewiesen. — Daß die mehrsten Offiziere des Regiments, bei welchem Hr. v. Kleist 28 Jahre „zurückgelegt hat," „äußerst gebildet und mit gehörigen wissenschaftlichen Kenntnissen begabt gewesen sind" wird schon durch den Herrn Rittmeister außer Diensten hinlänglich beurkundet. Indessen muß ich bedauern, aus den angeführten Gründen nicht weiter über politische und gelehrte Sachen mit ihm disputiren zu können.

Seine ästhetischen Ansichten, so wie seine poetische Prosa und prosaische Poesie beneide ich ihm jedoch gar nicht, da ich kein Liebhaber von dergleichen Alterthümern bin.

Berlin, den 25. Oktober 1818.

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Mein edler Freund, Julius von Voß hatte das was ich in Nr. 8. des Bemerkers mit voller Ueberzeugung von seinen schriftstellerischen Verdiensten gesagt hatte, übel aufgenommen. Er machte deshalb in dem 152sten Blatt des Gesellschafters die Bemerkung:

„Die geneigten Leser dieser Blätter muß ich „schon bitten, nicht zu glauben: ich wäre „fähig, als Ernst anzusehen, was Herr von „Hundt-Radowsky über meinen Schriftstellerwerth im Scherz zu sagen beliebte.

„Julius von Voß.

Obgleich diese Anzeige von einer achtungswerthen Bescheidenheit zeugt, die man bei Hrn. von Vossens literarischen Verdiensten gewiß höchst selten findet, so war sie doch in meiner Hinsicht gar nicht gegründet. Ich bin weit davon entfernt, einem Könige, viel weniger einem

Schriftsteller Weihrauch zu streuen, und gehöre sicherlich nicht zu den Schmarotzern, die durch Schmeicheleien sich Freunde zu machen suchen. Dies weiß Hr. v. Voß sehr gut, und deshalb hätte er jene Zeilen, die mich bei dem Publikum leicht in ein ungünstiges Licht setzen konnten, nicht drucken lassen sollen. Ich sage meinen Lesern hier gleichfalls, daß sie ja nicht glauben mögen, ich sey fähig, [illegible], was Herr von Voß in seiner obigen Recension im Scherz über meinen Schriftstellerwerth zu sagen beliebte. Und hiermit sind wir quitt.

Der Wunsch mehrer Leser meiner ersten Schrift, die zwischen mir und meinen Gegnern gewechselten Streitschriften ebenfalls zu besitzen, hat mich veranlaßt, sie hier mitzutheilen. Man wird sich daraus überzeugen, daß dieser literarische Streit von meiner Seite mit der größten Kälte und mit dem möglichsten, die persönlichen Verhältnisse meiner Gegner berücksichtigenden Anstande geführt ist.

Blumenkränze

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

1r Kranz.

Leipzig und Merseburg,
in Ernst Kleins Kunst- und Buchhandlung.

1818.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

1926.3186

Blumenkränze

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Die Ehescheidung.

Still und eingezogen lebte die Majorin von Rothenburg mit ihrer einzigen Tochter Lucie, von einem kleinen Wittwengehalt und dem mäßigen Ertrag ihrer Handarbeiten, in einer der bedeutendsten Städte Norddeutschlands. Lucie war kaum funfzehn Jahr alt, aber schon übertraf sie an voller jungfräulicher Schönheit ihre sämmtlichen, zum Theil sehr reizenden Mitschwestern in der Stadt und der Umgegend, ohne darum weniger von ihnen geliebt zu seyn, denn die einfache, anspruchlose Bescheidenheit, die ächt kindliche Unschuld, und das sanfte edle Gemüth des holden Mädchens mußten alle Herzen gewinnen. Frau von Rothenburg sah auch bald,

daß Männer und Jünglinge mit liebeglühenden Blicken an ihrer schönen, rosigen Tochter hingen; allein da sie wußte, daß Glück, Ehre und Tugend in den Augen des männlichen Geschlechts der höhern und gebildeten Welt Dinge von geringer Bedeutung sind, so zog sie sich, ihre eingeschränkten Verhältnisse vorschützend, immer mehr von dem Besuche großer und öffentlicher Gesellschaften zurück. Lucie verlor hierbei nichts, denn früh zu nützlicher Thätigkeit gewöhnt, die selbst durch ihre bedrängte Lage zum Bedürfnisse wurde, füllte ihr der größte Theil ihrer Zeit mit Blitzesschnelle. Die wenigen Stunden der Muße wurden ihr durch den Umgang ihrer edlen vortrefflichen Mutter und einiger ihrer Jugendfreundinnen, durch Lesung der geist- und gemüthvollsten Schriftsteller des In- und Auslandes, und durch die Beschäftigung mit mehreren schönen Künsten, in denen Frau von

Rothenburg ſelbſt Meiſterin und Lehrerin ihrer Tochter war, beflügelt. Lucie fühlte in ihrer kleinen Umgebung ſich ſo glücklich, ſo zufrieden, und daher ſehnte ſie ſich nie nach den glänzenden Liebeln und den rauſchenden Vergnügungen der Großen und Reichen. Sorgſam entfernte auch die Mutter Alles, was jene Zufriedenheit der lieblichen Tochter hätte ſtören, oder in ihrem Buſen einen noch nicht gekannten Wunſch, eine noch nicht gehabte Ahnung hätte aufregen können. Sie glaubte nemlich wegen ihrer Dürftigkeit nicht, daß Lucien das Glück beſtimmt ſey, jemals Gattin zu werden, und darum vermied ſie beſonders, ſo weit es der Wohlſtand nur irgend erlaubte, alle Geſellſchaften wo junge unverheirathete Männer waren, ſelbſt wenn der Ruf derſelben noch ſo ſehr für ihre Sittlichkeit ſprach. Sie wünſchte nicht nur die Unſchuld und den guten Namen, ſie wünſchte

auch die Heiterkeit und die Gemüthsruhe ihrer Tochter zu bewahren, und in dieser Hinsicht konnte ein wirklich liebens- und achtungswürdiger Jüngling ja noch gefährlicher für Lucie werden, wie der verworfenste Bösewicht.

Und doch sollte, trotz dieser zärtlichen mütterlichen Sorge, das Leben des holden schuldlosen Geschöpfs auf das Schrecklichste getrübt und verbittert werden.

Gerade dem Hause der Majorin gegenüber, wohnte schon seit mehreren Monaten der Graf Marbach, einer der reichsten und vornehmsten, aber auch einer der ausschweifendsten Jünglinge des Landes. Schon lange hatte er Lucien mit flammenden Blicken betrachtet, wenn sie still und bescheiden in dem vollen Glanze der lieblichsten, blühendsten Jugendschönheit, die durch ihre einfache Kleidung nur noch mehr gehoben wurde, mit ihrer Mutter vor seiner

Wohnung vorüber ging. Lucien sehen und beschließen, daß sie sein Eigenthum werden solle, war Eins bei dem Wüstling, dessen List und Gold bis jetzt noch über jede ihm vorgekommene, weibliche Tugend gesiegt hatte. Sein großes Vermögen, sein Rang, sein schönes Aeußere, und besonders die glänzenden Hoffnungen, womit er Lucien zu täuschen beschloß, sollten seinen Sieg ihm erleichtern; denn fern von ihm war der Gedanke, das holde Mädchen je zur Gattin zu wählen, da er wußte, daß ihr Vater erst durch sein Schwerdt und seine Tapferkeit geadelt, und ihre Mutter gleichfalls bürgerlicher Herkunft war.

Frau von Rothenburg errieth seine Absichten nur zu gut, und daher schlugen ihm auch alle seine Bemühungen, mit ihr und ihrer Tochter auf eine, anscheinend zufällige Weise bekannt zu werden, fehl. Indessen ließ er

[illegible] unversucht, die Aufmerksamkeit des schönen Mädchens auf sich zu ziehen. Bald zeigte er sich zu Wagen, bald zu Pferde, bald zu Fuß, aber doch immer gelang es ihm nicht, Lucien auch nur Einen Blick abzugewinnen. Selbst wenn er ihr und ihrer Mutter begegnete, wurden seine Grüße mit einer so ernsten und kalten Verneigung von ihnen erwiedert, daß ihm gänzlich der Muth entsank, sie anzureden. Schon seit mehreren Wochen konnten sie keinen Schritt aus der Stadt gehen, ohne nicht von ihm verfolgt zu werden, oder ihm begegnen zu müssen. Unwillig darüber, wählten sie jetzt andere Gänge, wo sie von dem Zudringlichen nicht weiter gestört wurden. Je mehr er sich auf solche Weise verschmäht sah, desto glühender ward seine Leidenschaft, durch deren Befriedigung er sich nunmehr, es koste auch was es wolle, zu rächen beschloß.

Dies entdeckte er seinem Bedienten Jacques, welcher sein Rathgeber und der innigste Vertraute aller seiner Bosheiten und Verbrechen war. Jacques freute sich, eine neue Goldquelle und zugleich ein Mittel gefunden zu haben, sich bei seinem Herrn noch beliebter, noch unentbehrlicher zu machen. Er war listig, boshaft, kühn; er hatte eine eiserne Stirn, und wagte Alles, wo es seinen Vortheil oder die Gunst seines, bis zur höchsten Ausschweifung verschwenderischen, Gebieters galt. Ueberdies dünkten alle Mittel ihm gleich, und noch keine seiner Ränke waren ihm gemißglückt. Marbach überließ sich daher um so williger der Leitung dieses Bösewichts, der vor Allem zu einem Besuch bei Frau von Rothenburg rieth, um sich mit dem Innern des Hauses und mit den Dienstboten näher bekannt zu machen. Auf Jacques Rath also ließ der Graf sich bei der Majorin melden;

lein zu seinem größten Verdruß und Erstaunen, ward die Ehre seines Besuchs recht höflich verbeten. Er schimpfte, er tobte, er fluchte, und Jacques suchte ihn mit dem gewöhnlichen Sprüchlein: daß kein guter Baum auf den ersten Hieb falle, zu beruhigen. Die Anmeldung ward deshalb mehrere Male wiederholt, aber immer, und zuletzt gar mit der Bemerkung: daß man mit dem Herrn Grafen durchaus keinen Umgang wünsche, von Frau von Rothenburg abgelehnt. Hiermit glaubte sie allen fernern Zudringlichkeiten ein Ziel zu setzen; allein Marbachs glühende Leidenschaft für Lucien flammte um so heftiger auf, je tiefer sein Hochmuth verwundet war. Er war außer sich vor Wuth, und mit Jacques Betheuerungen daß er seinen Zweck gewiß erreichen solle, besänftigten ihn.

Allein Sie müssen mir auch ganz folgen, gnädigster Herr!

In Allem, in Allem! Aber was ſoll ich anfangen?

Gerade jetzt die Majorin beſuchen! Sie wird ihre Unhöflichkeit durch eine artige Aufnahme vergüten, und Ihnen auf Ihre Bitte gewiß die Wiederholung Ihres Beſuchs geſtatten müſſen. Sind wir erſt ſo weit, dann —

Nun?

Dann werde ich gleichfalls nicht müßig ſeyn, nämlich bei der alten Kammerjungfer der gnädigen Frau, denn die muß ich für mich kirren, wenn Sie zum Beſitze des ſchönen Fräuleins gelangen wollen. Ich muß und ich will auch gern zur Hölle fahren, damit Sie gnädiger Herr, nur in den Himmel kommen. Sie kennen mich ja! Freilich heirathen —

Kann ich das Fräulein nicht —

So wenig, wie ich Ihre Jungfer.

Meine Familie würde es nimmermehr zugeben —

Die meinige gleichfalls nicht.

Ich müßte mich vor mir selbst schämen —

Ich nicht minder! Aber das Fräulein ein Mädchen verführen, und die alte Helena zum Besten haben, das, Herr Graf, das thut unserer Ehre nichts. Geben Sie Acht, durch Helena öffne ich Ihnen Schlösser und Riegel, selbst zu der gnädigen Frau! Umsonst wird sie nun freilich nicht —

Lumperei! Kostete es auch tausend Thaler und mehr! Sparen werde ich nichts, allein ich rathe Dir —

Nichts übereilt, gnädiger Herr! Aber noch heute müssen Sie die Majorin besuchen.

Unmöglich! Ich würde ihr meinen Groll, meine Empfindlichkeit nicht verbergen können. Heute geht es nicht, Jacques!

Mäßigen Sie ſich; machen Sie gute, freundliche Miene zum böſen Spiel, ſo wie ich, wenn Ew. Hochgräflichen Gnaden ungnädig ſind —

Ich bin ein Menſch und kein Engel —

Das weiß ich!

Heute und in den erſten Tagen würde ich noch mehr verderben, wie gut machen.

Hier iſt nichts zu verderben! Wollen Sie heute nicht, ſo müſſen Sie wenigſtens morgen unangemeldet zu Frau von Rothenburg gehen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort —

Schulke, was weißt Du von Ehre?

Was Sie mich lehrten, Herr Graf!

Nun, nun, wir wollen morgen Nachmittag hingehen. Thue was Du kannſt, und rechne auf mich. Nur heute iſt es mir unmöglich.

Gut! Alſo morgen —

Gewiß!

...on längst aber ward Lucie auf das ...ste und Glühendste von einem der edel...sten Jünglinge geliebt. Ihre hold aufblühende Schönheit und Anmuth, ihre sanfte, freund...liche Unschuld und ihr stiller, häuslicher Sinn, hatten seit dem ersten Augenblicke ihrer Be...kanntschaft den tiefsten Eindruck auf Edmund von Walden gemacht; allein seine Verhält...nisse erlaubten ihm nicht, dem reizenden ...chen seine Gefühle zu entdecken. Er war nämlich ganz ohne Vermögen, und seine be...jahrte, kränkelnde Mutter lebte mit seinen noch unversorgten Geschwistern von der Un...terstützung eines sehr reichen, aber eben so ...nenstehen Oheims. Freilich hatte der Ge...neral von Walden seine Bruderskinder zu sei...nem Erben bestimmt, allein Edmund, der äl...teste, wußte zu gut, daß der Zorn des Alten, so bald er sich beleidigt glaubte, jede Gränze der Mäßigung überschritt, und nicht blos den

vermeyntlichen oder wirklichen Beleidiger, sondern auch alle Verwandte und Freunde desselben traf. Der Haß des Generals war unauslöschlich, und nichts hätte ihn versöhnen können, wenn Edmund eine nicht stiftesähige Gattin gewählt hätte, wäre ihr Vater auch ein zweiter Bayard gewesen. Die Verdienste der Ahnen galten weit höher bei ihm, wie die glänzendsten Vorzüge, die man durch Tugend, Kenntnisse, Verstand und Tapferkeit zu erwerben vermag. Edmund wußte zwar, daß auch ohne Vermögen, und allein nur in dem Besitze des holden, von ihm angebeteten Mädchens er glücklich seyn könnte; aber dies Glück glaubte er der kindlichen Liebe opfern zu müssen; denn wovon sollte seine, ihm so theure Mutter mit ihren noch unversorgten, und zum Theil noch unerwachsenen Kindern leben, wenn der General ihnen seine Unterstützung entzog. Daß dies im Fall einer

Heirath mit Lucien geschehen würde, war leider um so gewisser voraus zu sehen, da der Greis noch immer einen tiefen, unversöhnlichen Haß gegen ihren längst verstorbenen Vater hegte, von dem einmal beleidigt werden zu seyn er glaubte. Derhalb suchte auch Edmund dem heißgeliebten Mädchen die Empfindungen seines Herzens zu verbergen, allein je mehr er sich damit bemühte, deste unwiderstehlicher fühlte er sich zu Lucien hingezogen, durch die sein ganzes Leben erst für ihn eine höhere Bedeutung erhielt. Wonnetrunknen Blicks folgte er ihr, wo er sie sah, und benutzte sorgsam jede Gelegenheit, wo er sich ihr nähern, oder ihr mit Anstand begegnen konnte. Voll süßen, schwärmerischen Entzückens pflückte er Blumen und Blüthen, die von dem vollen Lilienarm oder der purpurfarbenen Wange des schönen Mädchens berührt worden waren, und für keine Schätze der

Welt hätt' er einen Veilchenstrauß hingegeben, der ihr den Busen geschmückt, und den sie verloren hatte. Diese kleinen Kostbarkeiten an sein Herz, an seine brennenden Lippen zu drücken, das schien ihm eine Seligkeit des Himmels, und o, wie unaussprechlich viel seliger träumte er sich noch in dem wonnigen Gedanken, einst, wenn es möglich wäre, die rosige Geliebte so an das klopfende Herz schließen, so ewig sein nennen zu dürfen! Auch Lucie war nicht gleichgültig gegen den schönen, liebenswürdigen Jüngling, den sie, trotz ihrer Eingezogenheit, fast jede Woche sahe. Edmund war nemlich Officier, und bei der Schwester der Majorin, einer Frau von Bergheim, einquartiert. Lucie besuchte ihre Tante, deren Töchter ihre vertrautesten Freundinnen waren, fast alle Sonntage. Walden hatte durch sein anständiges edles Betragen, sei-

ern immer gleichen Frohsinn, durch seine aufgebreiteten Kenntnisse und seine gesellschaftlichen Talente, sich das innige Wohlwollen der ganzen Familie erworben. Man sah' ihn als Sohn vom Hause an, und es lag wirklich nicht an dem Willen der reizenden Töchter, wenn er es nicht ward. Das war ihnen gewiß nicht zu verargen, denn wenige Mädchen der Stadt sahen mit gleichgültigen Blicken den blühenden Jüngling, der nicht bloß wegen seiner schönen äußern Erscheinung und wegen seines reichgebildeten Geistes, sondern noch mehr seiner einnehmenden Sitten und seines edeln, vortrefflichen Herzens wegen, allgemein geliebt und geachtet wurde. Lucie wußte freilich noch nicht, was ihr den hochgewölbten, schneeigen Busen so ängstlich hob, wenn Edmund in ihrer Nähe war, oder gar sie anredete. Sie hätte es nimmer geglaubt, daß sie mehr für ihn, wie für irgend

einen andern Mann fühlte, und dennoch schien ihr Alles so öde und leer zu seyn, wenn sie ihn in dem kleinen Cirkel ihrer Verwandten vermißte. Sie sprach nie, oder nur dann von ihm, wenn es nicht zu vermeiden war, aber sie hörte es doch so gerne, wenn von ihm gesprochen, und wenn er gelobt wurde. Ein zartes, himmlisches Rosenroth überflog jedes Mal die blühenden Wangen der Lieblichen, wenn sie seinen Namen nur hörte, oder gar selbst ihn nennen mußte. Wie hatte sie ehemals sich nach dem Sonntage gesehnt; allein jetzt beschlich sie oft der heimliche Gedanke, den sie kaum aufzudenken wagte: ach, wenn doch die Woche zu Ende wäre! und dabei schämte sie sich recht, ihre Mutter es merken zu lassen, wie gerne sie ihre Cousinen besuchte. Lucie fühlte es: sie hatte ein Geheimniß, welches sie nicht sich selbst zu entdecken wagte. Eine sanfte, freundliche

Wehmuth hauchte über ihr ganzes Seyn einen unnennbaren Zauber aus, und für kein Glück der Erde, ür keine Seligkeit des Himmels hätte sie diese Wehmuth vertauschen mögen. Ach, das Leben dünkte ihr so wonnig, so süß, und doch hätte sie manchmal gerne sich hingelegt, unter die Blumen des Frühlings, um mit ihnen zu sterben.

Freundlich, wie der Traum einer Mainacht, ging dem rosigen Purpur der Frühe, schwand den Liebenden die Vergangenheit dahin, und die Zukunft lächelte gleich einem Eden sie an, wo mit tausendfarbigem Glanze nektarische, nie verwelkende Blumen sich entfalteten; wo Silbermelodieen sich den, mit Blüthen gekrönten, ewig grünenden Lauben entwanden, und wo kein Wölkchen den reinen, azurnen Aether trübte. Ach, sie ahnete nicht die schauervolle, schwarze Gewitternacht, die ihren Himmel verdunkeln, und

die herrlichen Blumen und Blüthen vernichten ſollte.

So froh, ſo unbefangen und traulich Edmund oft in dem Kreiſe der übrigen Mädchen war; ſo zurückhaltend, ſo ſchüchtern und verlegen ward er, wenn Lucie ins Zimmer trat. Eben ſo ging es auch ihr. Es ſchien zwiſchen ihnen Beiden eine Spannung zu herrſchen, und doch hatten ſie nur ſelten, und immer nur wenige gleichgültige, aber recht freundliche Worte mit einander gewechſelt. Indeſſen bemerkte die Majorin ſehr bald, daß jene vermeintliche Spannung zwiſchen Edmund und Lucien nichts anderes, wie die glühendſte, innigſte Liebe ſey. Des Erſtern wonnetrunkener, ſchüchterner Blick, wenn er heimlich auf dem holden blühenden Mädchen ruhte, und Luciens hohe Purpurröthe, wenn ihr Auge dem ſeinigen begegnete, verriethen nur zu ſehr allen Uebrigen das

stille, süße Geheimniß, welches die Glücklichen sich nur durch unwillkürliche Mienen, nicht durch Worte gestanden, und welches Lucie immer sich selbst ableugnete. Frau von Rothenburg war anfangs unschlüssig: ob sie mit ihrer Tochter über den Zustand ihres Herzens sprechen, oder ob sie ein freiwilliges Geständniß derselben erwarten sollte. Sie beschloß das Letztere, um nicht die Flamme noch heftiger anzufachen. Mit zartester Schonung behandelte sie daher die geliebte Liebende, ohne sie im Mindesten ahnen zu lassen, daß ihr Geheimniß verrathen sey. Lucie sollte jedoch bald über die Art ihrer Gefühle aufgeklärt werden. Ihre schelmischen Cousinen neckten sie, nicht aus Neid oder Eifersucht, denn seit Kurzem waren sie alle Drei verlobte Bräute, sondern aus schalkhaftem Muthwillen. „Sieh einmal, wie er so sehnsuchtsvoll Dich anblickt, Lucie! Warum wirst Du so

roth, Närchen? Was schämst Du Dich denn? Es ist ja nichts Böses, daß Ihr Euch liebt!" Lucie lachte und weinte oft zugleich über die närrischen Mädchen, und endlich gestand sie erst gegen sich selbst, dann auch gegen ihre Freundinnen, daß sie Edmunden zwar durchaus nicht liebte, daß sie ihm aber doch recht sehr gut sey.

Edmund wußte dies ebenfalls, obgleich die holde Geliebte noch nie ihm ein Wörtchen davon offenbart hatte, und theils aus eigenem jungfräulichen Zartgefühl, theils auch, weil ihre Mutter es wünschte, nur höchst selten zu ihrer Tante von Bergheim ging.

So war beinahe ein Jahr verstrichen, als Edmund die Nachricht von dem Tode seines Onkels erhielt. Jetzt stand der Liebe des reichen und glücklichen Jünglings nichts mehr im Wege, und mit Zustimmung seiner Mut-

ter eilte er, Lucien die Gefühle seines Herzens zu entdecken. Hocherröthend sank sie an die Brust des Längstgeliebten, den ein leises, von den blühendsten Rosenlippen hervorgehauchtes Ja und der süßeste Kuß der Liebe zu dem seligsten Sterblichen machte. Mit Thränen himmlischer Wonne segneten beide Mütter den Bund ihrer sich zärtlich liebenden Kinder für Zeit und Ewigkeit ein, als Graf Marbach des längern Wartens überdrüßig schon zum zweiten Male anpochte. „Herein!“ tönte es ihm entgegen, und herein trat der Verruchte mit dem Herzen voll Bosheit, Tücke und Rachgier, wie Satan in eine Gemeine von Heiligen. Das stille, frohe Entzücken auf allen Gesichtern, welches durch sein unerwartetes Eintreten so plötzlich sich in einen kalten, unwilligen Ernst zu verwandeln schien, ließ ihn ahnen, daß etwas Ungewöhnliches hier vorgegangen seyn müsse. Mit aller Fein-

heit eines gewandten Weltmannes ſuchte er ſeinen Beſuch zu entſchuldigen.

Gewiß muß es Ihnen auffallen, gnädige Frau, ſagte er zu Luciens Mutter, daß ich wage, Ihr Haus zu betreten. Aber bei Gott, ich weiß nicht, wodurch ich Sie jemals beleidigt habe, und der Wunſch, wo möglich, ein etwaniges Mißverſtändniß durch eine mündliche Unterredung zu heben, —

Von einem Misverſtändniſſe kann die Rede nicht ſeyn, Herr Graf, ſagte Frau von Rothenburg, den Zudringlichen unterbrechend. Sie haben ja, wie ich höre, verſtanden, was ich auf Ihre geſtrige Meldung erwiedern ließ, und das überhebt mich jeder weitern Erläuterung, die Ihnen und mir nicht angenehm ſeyn würde.

Marbach knirſchte vor Wuth. Ihn verdroß es, Jacques Rath gefolgt zu ſeyn, und ſich jetzt, in Gegenwart mehrer, ihm unbekannter Perſonen, auch mündlich die Thür gewieſen zu

ſehen. Schon hatt' er ſeinen Hut in der Hand, als Lucie ihm recht freundlich, auf den Wink ihrer Mutter, eine Taſſe Thee reichte. Wie hätte er der ſchönen, holden Geberin, für die er von ſo heißer Leidenſchaft glühte, etwas abſchlagen können! Mit Freuden hätt' er jetzt gerne noch tauſendmal Aergeres erduldet, als was vorhin ihm widerfahren war, um nur das himmliſche Mädchen noch länger zu ſehen, welches in dem ſtillen Entzücken der befriedigten Liebe ſchöner und reizender, wie jemals, erſchien. Er fühlte und wußte es wohl, warum die Majorin ſeine Beſuche nicht wünſchte, und deshalb hütete er ſich auch, ſeine Neigung für Lucien zu verrathen. Das zärtliche Verhältniß der Eltern und Edmunds entging ſeinen Blikken nicht, und die jungen Leute ſuchten, ihres Brautrechts ſich bewußt, auch kein großes Geheimniß aus ihrer Liebe zu machen. Marbach freute ſich überaus erfreuet über dieſe Entdek-

kung, er ſcherzte ganz unbefangen und recht freundlich mit den beiden Liebenden, denen er ſeine innigſte Theilnahme verſicherte. Gegen die Holde betrug er ſich ſo fein, ſo anſtändig, ſo artig, aber zugleich auch ſo gleichgültig, daß der größte Menſchenkenner von ſeiner Leidenſchaft nichts hätte ahnen mögen. Deſto herzlicher war er gegen Edmund, dem er das Glück eines ſtillen, ländlichen und häuslichen Lebens als das höchſte aller irdiſchen Güter zu ſchildern wußte. „Auch ich, ſetzte er heuchleriſch hinzu, hätte glücklich ſeyn können, wenn nicht Stolz und Habſucht das ſchöne Band zerriſſen hätten, welches einſt mich und meine Emilie ſo feſt umſchlang. Wahrlich, Freund, ſetzte er hinzu, unſere Tugend wird nur zu häufig durch unſere äußern Verhältniſſe bedingt. Gewiß, ich wäre ein beſſerer Menſch, als wofür man mich hält, hätten nicht Andere mit ſo rauher, ſchonungsloſer Hand die ſchönſten Blüthen meines Lebens

vernichtet.“ Gerührt hörte Walden ihn an, und entschuldigte in seinem Herzen schon manche Fehler und Bosheiten, die man dem Grafen zur Last legte, als nothwendige Folgen seiner Verhältnisse. Das eben war es, was Mathah suchte; er wollte Theilnahme, Mitleid und Vertrauen erwerben, um sich durch Edmunds Wohlwollen in dem Hause der Majorin Zutritt zu verschaffen. Der Bräutigam selbst sollte in seiner arglosen Unbefangenheit die heißgeliebte Braut ihm zum Opfer darbringen.

Frau von Rothenburg, erstaunt über Mathah achtungsvolles, zurückhaltendes und leidenschaftloses Betragen gegen Lucien, schämte sich halb und halb ihrer Beleidigung gegen ihn, und als er zeitiger, wie die Uebrigen, ging, und um die Erlaubniß bat, sie öfter besuchen zu dürfen, nickte sie ihm lächelnd ein recht freundliches Ja.

Mit mehr als teufliſcher Freude eilte Marbach zu Hauſe, ſeines Triumphs gewiß, da nicht bloß die Mutter ihm den ſo lange verweigerten Zutritt geſtattet, ſondern auch Edmund ſelbſt ihn auf das freundſchaftlichſte eingeladen hatte. Die ſchöne Braut war nicht minder höflich und zuvorkommend geweſen. Was bei ihr künftig etwa nicht auf offenem Wege und mit Güte gelingen wollte, das beſchloß er durch Liſt und Gewalt ſich zu verſchaffen, und dann — dann wollte er öffentlich laut ſeines Sieges ſich rühmen, um das unglückliche Mädchen ganz zu vernichten, und ſo an der Mutter die ſchrecklichſte Rache zu nehmen.

Ich werde glücklich ſeyn! rief er ſeinem Jacques entgegen, als dieſer neugierig ſich nach der Urſache ſeiner Freude erkundigte.

Glücklich? Nun das müſſen Sie auch, obgleich heute, wie es hieß, ſchon die Verlobung war.

Das thut nichts! Als junge Frau wird sie nachgiebiger seyn, wie jetzt. Was meynst Du?

Wenn die Flitterwochen der Ehe verrauscht sind, dann wohl, aber noch früher, gnädiger Herr, noch früher müssen Sie Ihren Wunsch erreichen. Gott straf mich, das ist ja eben die Kunst, einem verliebten Bräutigam die zärtliche Braut wegzufischen, und dann den Gimpel ehrlich zum Gelächter zu machen. Aber einem Ehemann sein Weib zu verführen, das ihn nicht mehr liebt, vielleicht ihn gar haßt, damit würden Sie wenig Ehre einlegen. Es würde kein Aufsehen machen, weil es alle Tage geschieht. Allein, gnädigster Herr, bedenken Sie, die Mutter und Braut jammern, und wehklagen, und sich die Haare zerraufen, wie der Herr Bräutigam toben und fluchen würde, wenn das Fräulein den Brautkranz verloren hätte; und wie wir dann auf unserm Reisewagen, wenn

wir, notabene, in Salvo wären, jubeln und lachen und frohlocken könnten! Jetzt sind Sie der Gegenstand des Spottes, weil Ihnen, wie die ganze Stadt sich erzählt, die Frau Majorin die Thür gewiesen hat. Dann wird man wieder über die gnädige Frau Mutter und das reizende Töchterchen lachen, denen Sie die Hochzeitsuppe versalzten. Wahrlich —

Auf Ehre! Du hast Recht! Aber was fangen wir an?

Wir müssen, wie ich sage, die alte Helena für uns gewinnen. Bedienten und Kammerjungfern gehören zu den Hauptpersonen auf allen Theatern, selbst auf dem großen Welt-, nur nicht auf dem Kriegstheater, und es ist schrecklich, daß man unser Eins so mir nichts, Dir nichts, von der Bühne verbannen will. Haben wir die heilige Helena für uns, wer will wider uns seyn?

Nun ward denn beschlossen, die Kammerjung-

ter, welche, wie man leicht denken kann, von Jacques bereits eingeweihet war, in das Geheimniß zu ziehen. Mit Sehnsucht harrte der Graf, die Sekunden zählend, auf seinen Abgeordneten. Endlich kam dieser, aber mit finsterm, verstörtem Gesichte. „Es ist nichts, gnädiger Herr, nichts mit der Kammerjungfer!“

„Das dacht' ich wohl!

Sie will durchaus nicht, und ich danke Gott, daß ich meine Augen noch habe. Dreihundert Thaler hab' ich ihr geboten!

Narr, sagte ich nicht, dreitausend?

Wozu denn das Geld verschleudern? Freilich am Ende —

Wenn es aber seyn muß —

So versuchen Sie doch erst selbst —

Was?

Mit der Kammerjungfer zu sprechen.

Wird sie denn kommen?

Wir müſſen ſehen! Iſt es nicht heute, ſo iſt es morgen!

Nun, nun dann eile! Berede ſie, daß ſie herkömmt. Vielleicht —

Helena weigerte ſich, wie zwiſchen ihr und Jacques verabredet war, anfangs lange zu kommen. Endlich ließ ſie ſich erbitten; aber ſie ſetzte, ihrer Rolle getreu, Marbachs Anerbietungen zuerſt erheuchelten Unwillen, dann Thränen und die Verſicherung ihrer unerſchütterlichen Treue und Liebe für ihre Herrſchaft, der ſie nun ſchon zehn Jahre gedient habe, entgegen. Durch ihre Weigerungen ward der Graf zu immer höhern Verheißungen gereizt.

Nein, nein, rief die Verworfene ſchluchzend und das lachende Geſicht mit der Schürze verhüllend, wie ſollt' ich ein ſo groß Uebel thun, und wider den Herrn meinen Gott ſündigen!

Auch für zwölf tauſend Thaler nicht? fragte Marbach unwillig.

Auch dafür nicht! antwortete ſie, den Winken des ungenügſamen Jacques gehorchend.

Nun, dann packe dich, Weibsbild! rief der Erbitterte, ſie aus der Thüre ſtürzend. Ich habe dich blos prüfen wollen.

Um Gotteswillen, gnädiger Herr, was machen Sie? Nun wird ſie Alles verrathen! Nun werden ſie öffentlich mit Schande und Verachtung —

Was Schande! Was Verachtung! Ich habe ſie bloß auf die Probe geſetzt.

Wer wird nach ſolchem Auftritte das glauben wollen? Nun ſind Sie ſelbſt ſchuld, daß all' unſere Plane uns ſcheitern müſſen, und was das Schlimmſte iſt —

Eile! Eile! Rufe ſie wieder zurück. Ich will Alles gut machen! Alles!

Die Tiefgekränkte ließ ſich zum Scheine lange nöthigen. Endlich kam ſie ſchluchzend und mit verweinten, rothgeriebenen Augen.

Marbach war zweifelhaft, ob er ſeine Anerbietungen, wie Jacques heimlich ihm zuflüſterte, erneuern und verdoppeln, oder ob er Helenen für die erlittene Schmach eine Vergütung geben ſollte. Er wählte das Erſtere.

Was hülfe es mir, Herr Graf, erwiederte Helene, wenn ich auch wirklich einwilligte. Wer bürgt mir für die Sicherheit Ihrer Verſprechungen?

Mein gräfliches Ehrenwort!

Ihr Ehrenwort? Das kenne ich nicht. Zahlen Sie mir die zwanzig tauſend Thaler baar, nun, dann wird Gott mir ja die Sünde vergeben, dann thu' ich, was ich vermag. Werden Ihre Wünſche nicht erfüllt; ſo geb' ich das Geld Ihnen wieder. —

Wer bürgt aber mir —

Mein jungfräuliches Ehrenwort, Herr Graf, verſetzte ſie lächelnd, und ohne Selbſtruhm zu

melden, es ist eben so viel werth, wie das Ihrige.

So sey es, Närrchen! Aber hältst Du nicht Wort, dann —

Erschießen Sie mich!

L. Marduch gab ihr den hohen Sündensold, der beinahe seine ganze jährliche Einnahme betrug, in Banknoten hin, und hocherfreuet über die reiche Aussteuer und den hübschen, gewandten Bräutigam — denn das war Jacques wirklich — eilte die Kupplerin von dannen.

Indessen ward der Graf von einem Tage zum andern vertröstet. Endlich, als seine Ungeduld gerade den höchsten Gipfel erreicht hatte, brachte Jacques ihm die Nachricht: Walden sey, ohne Lucien vorher benachrichtigen zu können, auf mehre Tage verreist. Er kömmt, sagte Jacques, jeden Abend, wenn die gnädige Frau zu Bette ist, zu dem Fräulein, und Sie, gnädigster Herr, können jetzt bis zu seiner Heim-

kunft, ſeine Stelle einnehmen. Nur Fräulein Lucie muß nicht merken, daß ſie getäuſcht wird, und darum wird Helena jedes Mal, ehe Sie ins Zimmer treten, das Licht auslöſchen.

Der Leichtgläubige war vor Entzücken außer ſich. Er hätte ſeinen Jacques faſt umarmt, und verſprach auf den Schlag elf Uhr vor der Hausthür zu harren. Die Augenblicke ſchlichen ihm noch zu langſam dahin; endlich, endlich erſchien die heißerſehnte Stunde, und nun flog er in ſeinen Mantel gehüllt, den Huth tief in die Augen gedrückt, nach dem Rothenburgſchen Hauſe. Leiſe und mit bangem Herzklopfen pochte er an. Helena machte auf.

Sachte! Sachte! Die gnädige Frau möchte erwachen, flüſterte die Verſchmitzte, ihn in Luciens Zimmer hineinſchiebend, und ihre Lampe auslöſchend. Auch wir werfen einen Schleier über dieſe Scene, wo der Verruchte bis kurz vor Anbruch des Tages ſich über das

vermeintliche Gelingen seiner Unthat freuete. Jetzt kam Helena wieder, und geleitete ihn im Finstern aus dem Hause. So vergingen mehre Nächte, und nun beschloß Marbach, da Helena vorgab, Walden sey schon zurückgekehrt, sein Bubenstück noch durch die Befriedigung seiner Rachgier zu krönen. Oeffentlich verrühmte er sich daher seines Sieges, und zeigte sogar als Beweis desselben eine Locke vor, welche er Lucien zum Andenken an die erste glückliche Nacht geraubt haben wollte. Schnell flog das Gerücht von Munde zu Munde, und wo das unglückliche Mädchen mit ihrer Mutter erschien, da flüsterte und zischelte man sich zu, und blickte sie boshaft und hohnlächelnd an. Luciens heiterer Frohsinn und der holde Friede der Unschuld, der um ihre schöne Stirne schwebte, wurden ihr nun als freche, schamlose Verworfenheit ausgelegt, und selbst die Bessern unter ihren Freunden und Freundinnen begegneten

ihr mit der ſchneidendſten Kälte und Gleichgül-
tigkeit. Ja, man ließ ſich ſogar deutlich mer-
ken, daß man ihren Umgang nicht ferner wün-
ſche, und auf das Aeußerſte betroffen und em-
pört über dieſe eben ſo unbegreifliche, als be-
leidigende Veränderung zog die Majorin ſich
mit ihrer tiefgekränkten Tochter zurück. Weder
Frau von Bergheim, noch deren Kinder, noch
Edmunds Mutter und Geſchwiſter wußten den
Grund der plötzlich verwandelten, allgemeinen
Stimmung anzugeben, denn ſie waren mit
Lucie und ihrer Mutter zu nahe verwandt,
als daß man ihnen etwas aus freien Stücken
hätte ſagen ſollen, und auf ihre Fragen ant-
wortete man ihnen mit der verwunderungsvol-
len Gegenfrage: Sollten Sie das nicht beſſer
wiſſen, wie wir? oder: ſind wir denn die ein-
zigen, die ſich von Frau von Rothenburg und
ihrer Tochter zurück ziehen? Warum fragen
Sie uns gerade? Wahrlich, dieſe Ungewißheit

war für die Familie noch weit peinigender, wie die schonungsloseste Enthüllung des schrecklichen Geheimnisses hätte seyn können, welches der ganzen Stadt, aber nur denen nicht bekannt war, die es am nächsten betraf.

In der abgeschiedensten Stille harrte die Wirtin mit ihrer Tochter sehnsuchtsvoll dem Tage entgegen, welcher die letztere auf ewig mit ihrem Edmund verbinden würde, denn alsdann wollten sie den verhaßten Aufenthalt in der Stadt mit dem Landleben vertauschen. Endlich kehrte Walden von seinen entfernten Gütern zurück, wo er bereits alle Anstalten zum Empfange der schönen geliebten Braut getroffen hatte. Wenn auch nicht mit frohem, doch mit ruhigerm und erleichtertem Herzen verließ Lucie einen Ort, wo man durch die schnödeste unverdienteste Verachtung sie so tief gekränkt hatte, und zu Edmunds Befremden wollte sie nicht einmal Abschied von mehren,

einſt ihr ſo theuern Jugendfreundinnen nehmen. Je weiter ſie von B ſich entfernte, deſto mehr ſchien ihr ehemaliger Frohſinn wieder zu kehren. Indeſſen umwölkte das ſchöne Geſicht noch immer ein Schatten von heimlichem Gram, und vergebens ſuchte Walden die Urſachen davon zu erforſchen. „Erſt, wann ich ganz Dein bin, dann wird mir beſſer ſeyn!“ ſagte ſie, und eine glänzende Thräne trat in das dunkle, ſonſt ſo fröhliche Auge. Dieſe Worte und dieſe Veränderung in Luciens ganzem Weſen fielen ihm auf; allein ſein unerſchütterlicher Glaube an ihre Unſchuld und Tugend ließ auch nicht die leiſeſte Ahnung in ſeinem Herzen erwachen.

Entzückt trat er mit der holden, roſigen Braut vor den Altar, und wonnetrunken ſank ſie, der bangen, traurigen Vergangenheit nicht weiter gedenkend, an Edmunds lautklopfende Bruſt. Nur die Mütter und die Geſchwiſter der beiden Liebenden, ihre nächſten Verwandten

und einige Nachbarn feierten mit ihnen den Tag, an dem sie einander für Zeit und Ewigkeit unverbrüchliche Treue schwuren. Fröhlich erklangen die mit Gold und Purpur gefüllten Gläser auf das Wohl des glücklichen Brautpaars, welches in süße Träume versunken, an die Seligkeit der künftigen Tage gedachte, und mit stillen, wonnevollen Blicken sich die Versicherung der zärtlichsten Liebe wiederholte. Da sprengte Jacques auf den Hof, und augenblicklich wieder von dannen. Ein Bedienter übergab Lucien einen Brief vom Grafen von Marbach, mit der Aufschrift: An Herrn und Frau von Walden. Lesen Sie! Lesen Sie! Gewiß noch ein Hochzeitgedicht! riefen mehre Gäste, die so eben den achthalbfüßigen Hexametern des Schulmeisters ihren Beifall zugeklatscht hatten. Lucie stand auf. Ernst, zitternd, erbleichend, von banger Ahnung ergriffen, trat sie an Henry. Hier las sie und las auch nicht die rache-

athmenden Worte des Böſewichts: „Es würde unartig ſeyn, ſchöne, reizende Frau, wenn ich obgleich ich zu ihrer Hochzeit nicht geladen bin, Ihnen nicht noch einmal für die fünf herrlichen Nächte dankte, wo ich in ihren Armen ſo unausſprechlich glücklich war. Möchten Sie, Herr von Walden, an dem Buſen ihrer geliebten Lucie Ihr ganzes Leben hindurch ſo ſelige Stunden genieſſen, wie jene wenigen waren, die mir gewährt wurden. Das iſt der aufrichtige Wunſch Ihres Marbach.“ Lucie erblaßte, zitterte, ſchwankte und ſank zu Boden. Ihre Mutter flog zu ihrer Hülfe herbei, ergriff augenblicklich Marbachs Brief, und verbarg ihn. Edmund, bloß mit der Sorge für ſeine junge Gattin beſchäftiget, gedachte in dieſem Augenblicke des Briefes nicht. Man brachte Lucie zu Bette, und nun erſt gewann Frau von Rothenburg Zeit, jene ſchrecklichen Zeilen zu leſen. Wer vermag die Empfindungen der unglückli-

den Mutter zu ſchildern. Sie kannte Luciens Tugend zu gut, um daran auch nur einen Augenblick zu zweifeln; allein ſie war auf das Aeußerſte empört über das Unrecht, und über die ſo unverdiente Beſchimpfung der geliebten Tochter. Ueberdies fürchtete ſie von Marbachs Habſucht alles Mögliche für das künftige Glück ihrer Kinder.

Welch ein Brief! ſagte ſie zu Lucien, als dieſe endlich aus ihrer Ohnmacht erwachte.

Gott! Gott! jammerte die Schluchzende, jetzt ſeh' ich das ganze boshafte Gewebe des Schändlichen. Jetzt begreif' ich es, warum man uns allgemein mit ſo gränzenloſer, ſo unverſchuldeter Verachtung behandelte.

Sie beſtand darauf: Walden ſogleich Alles zu entdecken, allein die Majorin und Frau von Bergheim waren anderer Meynung. Sie hofften, Marbachs Habgier würde jetzt befriedigt ſeyn; dem von ihm ausgeſprengten Ge-

rüchte konnte man ohnehin ja nichts weiter wie das Bewußtſeyn der Unſchuld entgegenſetzen, und wie leicht konnte man durch eine voreilige Entdeckung bei Walden Argwohn und Mistrauen erwecken. Aber gerade dies Verſchweigen einer ſo wichtigen Angelegenheit gegen Den, der mit Recht die größte Offenheit fordern konnte, war die Quelle des unſäglichen Jammers, der Edmunds und Luciens Leben nachmals verbitterte. Heimlichthuerei iſt das Gift jeder Ehe, ſo wie Achtung und inniges, gegenſeitiges Vertrauen die ſtärkſten Grundpfeiler derſelben ſind.

Indeſſen war es wohl kein Wunder, daß Walden ſich nach dem Briefe erkundigte, dem er, ſo wie alle Uebrigen, die Schuld von Luciens plötzlicher Unpäßlichkeit beimaß. Er und ſeine Mutter ſuchten umſonſt nach dem Billet; aber man fand es nicht. Er fragte Frau von Bergheim, und dieſe, mehr wie ihre Schweſter und

Nichte in den kleinen Künsten der Verstellung geübt, suchte zum Scheine, ohne es finden zu können und zu wollen. Nun erkundigte er sich nach dem Inhalte, und da man keine Abrede mit einander genommen hatte, so verwickelte man sich in Widersprüche. Walden ward darüber ein bischen verdrießlich, allein da er von seiner geliebten, von ihm angebeteten Gattin nichts ahnete, so ließ er sich bald mit der Versicherung beruhigen, daß man zu verwirrt gewesen sey, um das bloße Glückwünschungsgedicht einmal ordentlich zu lesen, und daß man den unbedeutenden Inhalt gänzlich vergessen habe. Indessen ward doch durch Alles dies der Keim zu künftigen Mistrauen in ihm gelegt, der einst auf eine so unheilbringende Weise entwickelt wurde.

Luciens Befinden besserte sich übrigens zusehends, und sie selbst gab sich die ersinnlichste Mühe, heiter und froh zu scheinen, obgleich

ihr Inneres von den bangſten Ahnungen ge-
foltert wurde. Doch bald entſchwanden auch
dieſe, und wan kann ſich kein ſo zufriedenes,
ſo vergnügtes und zärtliches Paar denken, wie
Edmund und ſeine Gattin waren. Ihr wech-
ſelſeitiges Vertrauen, ihr Glück und ihre Liebe
ſchienen keines Wachsthums fähig zu ſeyn,
und doch wand jeder Tag ſchönere Blumen in
den lieblichen Kranz ihres Lebens. Alle die
himmliſchen Roſengebilde von häuslichem
Glücke, womit ihre Phantaſie in ihrem Brant-
ſtande ſo freundlich umgaukelt hatte, ſchienen
nur ein Schatten gegen die Wirklichkeit. Das
ſchöne Band, welches ſie umſchlang, wurde
noch feſter geknüpft, als Lucie ihrem Gatten
einen Sohn gab, der ganz das Bild ſeines Va-
ters war, und als bald nachher zwei kleine
Töchter folgten, die eben ſo ſehr ihrer Mutter
glichen. In ihrer gegenſeitigen Liebe und dem
täglich ſchönern Aufblühen ihrer Kinder fanden

die beiden Eltern ihr höchstes Glück. Walden kannte keine größere Wonne, als die holde reizende Gattin in der Mitte der Kleinen zu sehen, wie sie mit so zärtlicher mütterlicher Sorgfalt um sie beschäftiget war, und an ihren Spielen Theil nahm. Nur mit Thränen konnte das liebende Paar sich trennen, wenn Edmund, welches nur selten geschah, ohne seine von ihm angebetete Lucie und seine Kinder mitnehmen zu können, verreisen mußte. Sie schienen schon das schwarze Gewitter zu ahnen, welches immer dunkler und dunkler an dem Azurhimmel ihres schönen häuslichen Lebens heraufzog.

Da erhielt Edmund eines Tages die traurige Botschaft von der tödtlichen Krankheit seiner ihm so theuern Mutter, die bei einer seiner verheiratheten Schwestern sich aufhielt. Obgleich sein kleiner Edmund ebenfalls gefährlich darnieder lag, so konnte er doch der Sterben-

den, die so viel für ihn gethan und gelitten hatte, den Wunsch, ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen nicht verweigern. Der kräftigen Natur seines Kindes und der zärtlichen Sorgfalt seiner Gattin vertrauend, riß er mit Thränen von seinen Lieben sich los, und schwereren Herzens, wie jemals, blickte Lucie ihm nach.

Seine Mutter war so eben verschieden, als er an ihr Sterbebette trat. Ihre letzten Worte waren ein Gebet und ein Segen für Lucien gewesen, in deren Armen ihr Edmund so glücklich war, und die auch ihrer einst in einer schweren Krankheit mit so kindlicher Liebe gewartet hatte.

Mit dem tiefsten Kummer vernahm die junge Walden den Tod der Mutter ihres Mannes, die sie gleich ihrer eigenen liebte. Ihre Trauer ward noch vermehrt durch die Nachricht, daß Edmund erst nach einem Monate

wieder zurück kehren könne; aber eine bange, schreckliche Ahnung überfiel sie, als sie aus einer Nachschrift sahe, daß er noch vor seiner Heimkunft nach B, wo sie mit ihrer Mutter gewohnt hatte, reisen würde.

Mit wehmuthsvollem Herzen kam Walden in B an. Der Tod seiner Mutter hatte ihn sehr gebeugt, und eben so tief betrübte ihn die vor mehren Tagen erhaltene Botschaft, daß sein kleiner Edmund, den er so unaussprechlich liebte, vielleicht bald nicht mehr seyn würde. Und dennoch war es ihm wegen eines wichtigen Rechtsstreits unmöglich, heim zu kehren. Ernst und traurig saß er an der Gastafel, weder von dem Wirth, noch von einem der Gäste erkannt.

Also Frau von Walden ist todt! sagte ein Officier, das Zeitungsblatt auf den Tisch werfend.

Walden? Walden? fragte ein Anderer.

War es etwa die Mutter deſſen, der hier in Garniſon ſtand?

Freilich — der die ſchöne Lucie, Marbachs Geliebte, heirathete.

Ein kalter Schauer übergoß ihn. Erſtaunen, Scham, Eiferſucht, Zorn bemächtigten ſich ſeiner. Jetzt ſtand Alles in ſchrecklicher Klarheit und in einer ganz andern Geſtalt vor ihm, was längſt aus ſeinem Gedächtniſſe verwiſcht war.

Marbachs Lucie, die ſchöne Lucie ſoll leben! rief der Officier, das Glas in die Höhe haltend, und außer ſich vor Wuth ſprang Walden auf, entfernte ſich, und ließ den Sprecher herausrufen.

Mein Herr, redete er ihn an: Sie haben eine Geſundheit getrunken, die vielleicht Ihnen die ihrige koſten wird. Welche ſchöne Lucie war es, deren Sie ſo eben erwähnten?

Haben Sie ein Intereſſe dabei, und —

Sonſt fragt' ich Sie nicht! Sie geben mir Antwort, aber —

Ha, ha, ha! Vor Ihnen fürchte ich mich nicht! antwortete ſein Gegner. Aber was kümmert Sie die ſchöne Lucie? Oder hab' ich etwa die Ehre, den Herrn von Walden, den Herrn Ehegemahl von Fräulein Lucie von Rothenburg —

Das bin ich, mein Herr! Möge mein Weib ſchuldig oder unſchuldig ſeyn, ſo ſollen Sie mir für Ihren Hohn mit dem Leben büßen!

Ha, ha, ha! Viel Ehre für mich! Oder Sie! Laufen Sie Sich lieber an einem Andern Ihre Hörner ab, wenn ich bitten darf.

Elender! rief Walden, packte ſeinen Gegner bei der Bruſt und ſtürzte ihn die Treppe herunter.

Der Wirth und alle Gäſte kamen herbei. Der Auftritt hatte zu viel Zeugen, und die

Erbitterung und Beleidigung auf beiden Seiten war zu groß; nicht Blut allein, nur der Tod eines von Beiden konnte einen Theil der Schande verlöschen, und schon der andere Morgen ward zum Zweikampfe bestimmt.

Schlaflos und glühend vor Scham und Rachsucht durchtobte Edmund die Nacht. Je näher die Stunde heran rückte; desto höher stieg sein Zorn und seine Wuth nicht bloß gegen seinen Beleidiger, sondern vorzüglich gegen Lucien. Sein himmlisches Eden war vernichtet; ein Cherub mit flammendem Schwerte wies ihm spöttisch die schrecklichen Trümmer, und er, der vor wenigen Stunden noch mit unendlicher Zärtlichkeit an seiner Gattin und dem kranken geliebten Kinde hing, wünschte jetzt unter den gräßlichsten Flüchen, daß weder er, noch sie jemals geboren wären. Endlich schlug die Stunde der Rache, und Walden sprengte mit verhängtem Zügel und mit einer von

Schmerz und Verzweiflung zerrissenen Seele voran nach dem Kampfplatze.

Fürchterlich war dieser Kampf auf Leben und Tod. Mit wildtobender, nichts achtender, nichts schonender Wuth ward gefochten. Schon zweimal war Waldens Gegner verwundet, und die Secundanten riefen Halt! Ich halte, wenn ich tod bin! antwortete Edmund, und hochauf strömte das Blut seines hinsinkenden, [illegible] Feindes.

Retten Sie Sich! Retten Sie Sich! tönte es jetzt von allen Seiten, und Walden warf sich, ohne zu wissen, wohin? auf sein Pferd, und sprengte davon. Jetzt fing seine Wuth an sich zu mildern. War doch schon ein Opfer gefallen, und dem andern lief er ja mit jedem Augenblicke näher, denn unwillkürlich hatte er den Weg nach seinem Gute hin eingeschlagen. Jetzt sollte auch Lucie mit ihrem und ihres Kindes Blute die Schande abwa-

schen, mit welcher sie sein Leben befleckt hatte. Tiefgekränktes Ehrgefühl, Eifersucht und Verzweiflung hatten den sonst so sanften, liebevollen Mann in einen wilden, blutdürstenden Wütherich verwandelt.

Kalt und schaurig war der Tag. Ein grauer Nebel verhüllte die rothdämmernde Sonne, und immer dunkler und trauriger, immer wehmüthiger und beklommener ward es in Edmunds Seele! Gedenke des Todes! so raschelte der herbstliche Wind in den Blättern; gedenke des Todes! so seufzte sein Herz nach. Der wilde brausende Zorn schien allmählig sich aufzulösen in kälteres Nachdenken; aber dies war nur ein Schein, nur ein Strahl der durch den schwarzen, finstern Nebel blinkenden Sonne. Je näher der Unglückliche seinem Gute kam, wo er einst so unaussprechlich glücklich gewesen war, je lebhafter die goldenen Bilder seiner zertrümmerten Blüthenwelt in seiner

Erinnerung erwachten; desto heftiger kehrte auch sein Wuth über die erlittene Schmach und über Luciens ihn entehrenden Betrug zurück. Endlich hatt' er die Gränze erreicht, und siehe, da trat ihm das schöne, einst so geliebte Weib mit entzückter, fröhlicher Miene, die beiden ältesten Kinder an der Hand, das jüngste auf dem blendenden Lilienarm, entgegen.

Kömmst Du, ach kömmst Du, mein Edmund? rief sie vor Wonne trunken ihm zu, und hob den kleinen, jetzt wieder genesenen Sohn in die Höhe, der jubelnd die Aermchen nach dem Vater hin ausstreckte.

Geh, Schändliche, mit Deinem Bastard! donnerte er ihr entgegen, riß die Pistole heraus, und drückte sie auf Lucien ab. Bleich, wie eine Lilie, sank das unglückliche Weib nieder; jammernd und zitternd schmiegten die armen Kleinen sich an die geliebte Mutter, mit flehenden, ringenden Händen zu dem Schreck-

lichen um Mitleiden, um Erbarmen flehend. Erſt jetzt kehrte ſeine Beſinnung zurück, und mit den Worten: So haſt Du Deinen Lohn, Elende! ſtürzte er vom Pferde.

Was that ich Dir Leides, mein Edmund? ſeufzte mit tiefer, ſchmerzender Wehmuth Lucie, ihm die vergebende, matte Hand darreichend.

Schändliche Betrügerin! rief er fluchend und ihre Hand zurückſtoßend, als er ſahe, daß ſeine Gattin nicht verwundet, ſondern bloß vor Schrecken zu Boden geſunken war. Willſt Du noch immer mich täuſchen? Fort, fort! Mir aus dem Geſichte mit Deiner Baſtardbrut. Mein Leben haſt Du mit Schande, mit Blut und mit Mord befleckt. Gehe hin, gehe hin zu Marbach mit Deinen Kindern, daß ich nicht auch an Euch zum Mörder werde.

Damit ſchwang er ſich wieder aufs Pferd und ſtürmte in geſtrecktem Galopp auf ſeinen Hof. Hier erſt kehrte eine kältere Beſonnenheit

[illegible], aber kein Gedanke an Versöhnung. Mit zerrissenem Herzen durchirrte er den Garten, wo jede Blume, jede Staude, jeder Baum ihn an die goldene, die selige Vergangenheit erinnerte. Ach, warum mußte dies Alles nur Traum seyn? Warum konnte die so beglückende Täuschung nicht ewig dauern? Er wußte nicht, ob er mehr den Betrug, der ihn so elend machte, oder die Enthüllung desselben verwünschen sollte. Schwarz und dunkel lag nun die Zukunft vor ihm; nichts blieb ihm übrig, als der Tod, und fest war er entschlossen, jetzt standhaft auch das Gräßlichste noch zu erwarten, was das Schicksal über ihn verhängen würde. Er hatte ja Alles verloren, die schönsten, die herrlichsten und die einzigen Güter des Lebens, Ruhe, Ehre, Glück; der heilige, stille Friede des Gewissens, und die himmlischen Blüthen der Liebe waren ewig, waren unwiederbringlich vernichtet. Für ihn

gab es nichts zu verlieren mehr, als das schreckliche Daseyn, welches mit Centnerlast ihn zu Boden drückte.

Wer vermag es aber, den unendlichen, namenlosen Jammer zu schildern, der Luciens Seele zerriß. Betrübt und verzweifelnd schwankte sie mit den kleinen, zitternd und angstvoll sich an ihr haltenden Kindern dem Hause zu. Ihr ganzes Seyn schien aufgelöst und zerstört. Kein Trost, keine Hoffnung erhellte ihre Zukunft. Nur das erhebende Bewußtseyn, ihr schreckliches Loos nicht verschuldet zu haben, gab ihr noch so viel Kraft, um nicht ganz in ihrem Elende zu vergehen. Guter, heiliger Gott, erbarme Dich! flehte sie, die schönen, wunden Hände gen Himmel emporringend. Laß ihn doch bald, recht bald mich ausleeren den Kelch der Angst und des Jammers, den Du mir gesandt hast. Weinend ihr zur Seite knieten ihre schuldlosen

Kleinen, die Händchen gleichfalls zu dem guten, liebevollen Vater aufhebend, der so freundlich auch auf das Lallen des Säuglings merkt.

So mit neuem Vertrauen gestärkt, beschloß sie, noch einmal Edmunden die Hand zur Versöhnung zu bieten. Bleich und mit hochfliegenden Busen nahte sie seinem Zimmer. Die Thür war verriegelt. Unruhig und wild stürmte der Zürnende mit klirrenden Sporen auf und nieder. Leise und angstvoll klopfte sie an.

Wer ist da?

Ich bin es, Edmund! Ein einziges Wort nur!

Keine Sylbe, Buhlerin!

Ich beschwöre Dich, Edmund, bei Allem, was heilig ist, höre mich!

Ich gebiete Dir, daß Du gehest, oder ich werde —

Hiemit ſprang er wüthend auf die Thür zu, die Kinder ſchrieen vor Entſetzen, feſt an die Mutter ſich anklammernd.

Nein, nein! Euch ſoll er nicht morden, Ihr Schuldloſen! rief ſie und eilte mit ihnen auf ihr Zimmer.

Mit tiefer, das brechende Herz ihr durchbohrender Wehmuth preßte ſie die Kleinen laut ſchluchzend und weinend an ihre, von den grauſamſten Schmerzen zerriſſene Bruſt. „Ach, ach, es iſt Alles vergebens, Ihr lieben Kinder! Ihr habt keinen Vater mehr! Ihr werdet auch bald keine Mutter mehr haben!“

Bleich und von Gram entſtellt, ſank ſie ohnmächtig zu Boden. Die Kinder jammerten und weinten um ſie her, und riefen dem Vater es zu, daß ihre Mutter todt ſey. Kalt und finſter befahl er ihren Leuten: wenn ſie noch lebte, ihr Hülfe zu leiſten; aber nichts konnte ihn vermögen, ſelbſt zu ihr zu gehen.

Erst nach einer mehrstündigen todähnlichen Ohnmacht kehrte Lucie ins Leben zurück; aber bange und schüchtern irrte ihr angstvoller Blick umher. „Wo bin ich? Wo sind meine Kinder? Sind wir denn noch nicht begraben? fragte sie. Ihr Verstand war dahin. Schreckliche Träume und wilde, marternde Phantasieen wechselten mit einander. Ihre armen Kleinen flehten auf ihren Knieen sich wälzend zum Himmel um das Leben ihrer Mutter; ihre weinenden Dienstboten baten jammernd und klagend Gott um die Auflösung ihrer von ihnen so innig geliebten Gebieterin. Jetzt erst vermochte Edmund es über sich, zu dem Bette der Leidenden zu gehen.

Vergebe Dir Gott! sagte er, kalt und stolz ihre Hand fassend. Ich vergebe Dir. Aber Scheidung; ewige Scheidung, wenn der Tod uns nicht trennt.

Die Kinder drängten sich weinend und flehe

losend zu ihrem Vater. Zurück, Bastard! rief er dem kleinen Edmund zu, stieß ihn von sich, und ging auf sein Zimmer.

Luciens Zustand war schrecklich. Ihr Geist schien völlig zerrüttet, und die Aerzte zweifelten an ihrem Leben. Ein zerstörendes Fieber zehrte ihre Kräfte auf; aber so wie diese von Stunde zu Stunde dahin schwanden, wurden auch die schwarzen, angstvollen Träume und Phantasieen, die ihr Herz so heftig erschütterten, milder. Ein sanftes, wehmüthiges Lächeln, das Lächeln der Geduld und der Unschuld, verbreitete sich über das noch im Einsterben holde Gesicht der schönen, edeln Dulderin. Ihre Besinnung, ihr Verstand kehrte zurück, damit sie den Kelch ihres Jammers und Elends auch bis auf die letzte Hefe leeren möchte. Sie ahnete es, daß ein großer, wichtiger Schritt ihr bevorstand. Aber freundlich und heiter, über alles Irdische erhaben, blickte

sie hin in ein besseres Leben, wo keine Unschuld mehr verlästert, keine Tugend mehr verkannt, keine Thräne mehr rinnen wird. Mit stillem Kummer ruhte jedoch ihr Auge auf den lieblichen Kindern, die einst ihr Glück, ihre Freude, ihre Seligkeit waren. Ach, sie wünschte nichts mehr, als sie und ihren theuern, noch immer von ihr geliebten Edmund dort oben wieder zu finden am Throne des Allmächtigen, der so harte Prüfungen ihr auflegte. Wer so schwer und so unschuldig litt, wie sie, für den mußte gewiß in einer andern Welt ein schöneres, herrlicheres Leben blühen; das durfte sie, und das mußte sie glauben, nicht nur von der Güte, auch von der Gerechtigkeit des sich erbarmenden Gottes.

Sagte er nicht von Scheidung, von ewiger Scheidung, wie ich so krank war? fragte sie mit zitternder Stimme ihre Wärterin.

Schluchzend, aber schweigend drückte das

Mädchen die matte Hand der Kranken an ihre Lippen.

Ach, ja, ja, du Gute! Ich verstehe Dein Schweigen. Es bejahe meine Frage. Aber nicht auf ewig wollen wir uns trennen. Nur für dies Leben möge der Tod oder der Wille der Menschen uns scheiden, nicht für die Ewigkeit. Sie forderte Feder und Tinte und schrieb mit zitternder Hand:

Mein theurer, mein ewiggeliebter Edmund,

Nicht um Vergebung für ein Verbrechen an Dir zu erflehen, welches ich nie begangen habe; sondern um Dir zu sagen, daß ich Dir Deinen Irrthum, Dein Mistrauen und meinen Tod verzeihe, schreibe ich diese Zeilen an Dich. Ich stehe am Rande der Ewigkeit; wie wär' es mir möglich ein neues Verbrechen zu begehen, um wegen eines begangenen mich zu rechtfertigen? Aber ich bin unschuldig, Edmund! Ich schwöre Dir es, so war ich stündlich dem

Augenblicke entgegenharre, wo ich vor dem Richterstuhle des gerechten, des allwissenden Gottes treten werde. Möchte der Allbarmherzige doch mir keine andere Sünde zu verzeihen haben, als deren ich von Dir, mein Edmund, beschuldiget werde; gewiß ich würde dann nicht eines Heilandes, eines Fürsprechers bedürfen, auf dessen Verdienst allein ich meine Seligkeit gründe; ich würde nicht um Erbarmung, ich würde nur zu Gott um Gerechtigkeit flehen.

Ich habe keine irdischen Rücksichten mehr, bester Edmund. Eine Versöhnung mit Dir könnte mir freilich die wenigen Augenblicke meines Todeskampfs versüßen; aber mit Höllenqual würde Deine wieder gewonnene Liebe mir diese Augenblicke erfüllen: wenn ich sie mir durch Betrug, Heuchelei oder Falschheit erschlichen hätte.

Du foderst ewige Scheidung. Vielleicht noch heute ruft mein himmlischer Vater mich

zu ſich; aber nicht auf ewig, mein Edmund, nicht auf ewig ſoll der Tod uns trennen. Gewiß, wir werden uns wieder ſehen, dort bei dem Allwiſſenden, vor deſſen Thron auch Deine fromme, verklärte Mutter jetzt anbetet; dort wo Alles, was Nacht und Dunkel hier war, Licht wird.

Noch einmal! Ich vergebe Dir von ganzem Herzen, und ich habe Dir auch noch nie gezürnt. Du biſt ja nicht ſchuld an dieſem Jammer, ſo wenig wie ich es bin, denn bei dem Allmächtigen, ich bin unſchuldig; ich war nie, auch nie mit einem Gedanken Dir untreu. Hier haſt Du den Brief von Marbach. Nimm keine Rache an ihm, Edmund! Ich verzeihe ihm, und Gott, darum flehe ich, Gott wird ihm gleichfalls verzeihen.

Hab' ich Dich jemals beleidigt, beſter Edmund, ach, ſo vergieb Du auch mir. Nur um das Eine bitt' ich Dich noch, ſorge für

Unsere Kinder, daß wir sie dereinst wieder finden. Dies ist das Einzige, was meinen Abschied mir schwer macht. Mir ist es unmöglich, weiter zu schreiben. Dort oben sehen wir uns wieder. Lebe wohl! Deine treue, Dich liebende Gattin, Lucie.

Walden war bereits vor mehren Wochen benachrichtigt, daß sein Gegner keineswegs gefährlich, oder gar tödtlich verwundet, sondern bereits auf dem Wege der Besserung sey. Er hatte daher sogleich in B. Scheidungsanträge gegen Lucie gemacht; denn dies schien ihm, selbst vorausgesetzt, daß sie noch vor erfolgender Scheidung stürbe, nöthig, um sich von dem Vorwurfe zu befreien, wissentlich ihre Untreue geduldet und gut geheißen zu haben.

Unwillig öffnete er Luciens Brief. Die Heuchlerin, die Schändliche! rief er; noch auf dem Todbette will sie die Rolle der Gerechten, der Heiligen spielen. Aber ich will Dir zurück

rufen, was vielleicht Deine verstellte Krankheit aus Deiner Erinnerung verlöscht hat! Und mit giftiger, schonungsloser Feder schrieb er an die kranke, ihm noch vor wenigen Wochen so theure Gattin den folgenden Brief:

„Wie Sie mir schreiben, bedürfen Sie meiner Verzeihung nicht, und ich bedarf der Ihrigen noch weniger. Bereits vor vierzehn Tagen hab' ich die Scheidungsklage gegen Sie erhoben, und erwarte stündlich das Urtheil. Marbachs Brief werd' ich zur Beschleunigung desselben benutzen. Nicht um Sie mit Vorwürfen wegen des Vergangenen zu kränken, denn wer vermag Geschehenes ungeschehen zu machen; — auch nicht, um mein Verfahren gegen Sie zu rechtfertigen; sondern um Ihnen zu beweisen, daß mein Gedächtniß mir treuer blieb, wie Ihnen das Ihrige, muß ich Sie noch an Einiges erinnern. Vielleicht wird dies Sie von der Selbstgerechtigkeit zurückbringen,

mit der Sie vor den Thron der ewigen Gerechtigkeit treten wollen.

Schon Ihr ganzes Betragen bei unserer Abreise aus B. hätte jeden Mann, der weniger, wie ich, an weibliche und menschliche Tugend glaubte, befremden müssen. Von keinen Ihrer frühern Bekannten wollten Sie Abschied nehmen; statt Ihrer vorigen schuldlosen Unbefangenheit und Ihres sonstigen heitern Frohsinns, hatte eine angstvolle finstere Trauer sich Ihres ganzen Seyns bemächtiget, und Ihre Worte: „erst wenn ich ganz Dein bin, dann wird mir besser seyn!“ hätten mir, so himmlisch, so schmeichelhaft sie mir dazumal auch klangen, schon Manches enträthseln können. Sie wünschten, den Namen meiner Gattin zu haben, um der Welt Ihre Schande zu verbergen, und mich für den Vater eines Bastards gelten zu lassen. Wahrlich, ich begreife noch jetzt nicht, wie ich so gleichgültig bei dem Verl

ſchwinden von Marbachs Briefe und bei den Widerſprüchen bleiben konnte, in die Sie, Ihre Mutter und Ihre Tante Sich verwickelten, als ich mich nach dem Inhalte jenes Briefes erkundigte. Die Jahrelange Verheimlichung des letztern allein würde ſchon gegen Sie zeugen. Wären Sie ſchuldlos geweſen, wahrlich, Sie würden nicht ſo vernichtet dahin geſunken ſeyn! Mit edler, freimüthiger Offenheit hätten Sie dann, wie es Ihre Pflicht war, mich zum erſten Vertrauten Ihres Geheimniſſes gemacht, und ich würde den Buben öffentlich nach Verdienſt gezüchtiget haben, der es gewagt hätte, Ihre Ehre anzutaſten. Das hätt' ich gethan; ſo wie ich auch jetzt mit meinem Leben die Schande auslöſchen wollte, womit Sie mich bedeckt haben. Leben Sie wohl und ſterben Sie ſelig. Ich will Sie nicht wieder ſehen, weder in dieſer, noch in jener Welt.

Edmund von Walden.

Wehmuthsvollen und gebrochenen Herzens las Lucie den Brief. „Unglücklicher, sagte sie mit weinendem, aber verklärtem, gen Himmel gewandtem Blick, also auch in der Ewigkeit noch, wo alle Täuschung, aller Wahn verschwinden, aller Groll und Haß vergessen seyn soll, willst Du mich nicht wieder sehen? o Gott, Gott, erbarme Dich seiner — Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme.

Da stürzte Edmund mit einem offenen Briefe herein. „Vergieb mir, vergieb meine herrliche, meine einzig geliebte Lucie! schluchzte er an ihrem Bette knieend, und ihre zitternde Hand bald an die bleichen Lippen, bald an sein klopfendes Herz drückend. Verzeihe Deinem unglücklichen Gatten, Du theure, Du edle Dulderin! Hier bist Du gerechtfertiget! O Gott, könnte ich mit meinem Blute, mit meinem Leben das Unrecht abbüßen, was ich Dir that.

Ein Strahl himmlischer Seligkeit verklärte Luciens schönes, bleiches Gesicht. Wehmüthig weinend und lächelnd zugleich schloß sie den geliebten Gatten in ihre Arme. Auch die jubelnden Kleinen klammerten sich fest an die versöhnten Eltern. „Vater ist Mutter wieder gut, und auch mir!“ jauchzte Edmund, herum hüpfend und in die kleinen Händchen klatschend.

Ja, ja, unaussprechlich lieb' ich Dich und Euch Alle! sagte Walden, das frohe Kind an seine Brust drückend.

Aber wie ist's möglich? fragte Lucie mit erstauntem wonnetrunkenem Blick. Da las Edmund ihr vor:

„Ich eile Ew. ꝛc. auf ausdrückliches Verlangen einer Sterbenden, der Helena Petit, gebornen Schulze, mit dem Zusammenhange einer Angelegenheit bekannt zu machen, die für Ihr ganzes, irdisches Glück, so wie für Ihr

künftiges Seelenheil von der höchsten Bedeutung ist.

Diese Person diente, wie Sie Sich gütigst erinnern, gerade damals bei Ihrer Frau Schwiegermutter, als Sie Sich mit Ihrer gnädigen Frau Gemahlin verlobt hatten. Allgemein entstand plötzlich das Gerücht von einem sehr vertrauten Umgange zwischen dem Fräulein von Rothenburg und dem Grafen von Marbach. Leider glaubte man diesem Gerede, welches der Graf und seine Helfershelfer aus Rachgier und Bosheit verbreitet hatten, fast allenthalben. Ich gehörte Gottlob! unter die Zahl der Wenigen, die mit Eifer der schändlichen Lüge widersprachen, denn als Seelsorger, Lehrer und Beichtvater kannte ich den reinen, schuldlosen Sinn, und die ungeheuchelte, ächtchristliche Gottesfurcht des Fräuleins zu gut, um einen Augenblick an ihrer Tugend und Unschuld zu zweifeln. Was hilft aber die Stimme

eines Einzelnen, wenn Hunderte ſich zur Läſterung eines unbefleckten Namens verſchworen haben.

Aus dem beifolgenden gerichtlichen Protokoll nun, erſehen Ew. ꝛc. daß Helena Schulz von dem Grafen mit zwanzigtauſend Thalern beſtochen ward, ihm zur Befriedigung ſeiner ſchändlichen Abſichten behülflich zu ſeyn. Um dies ihr bereits voraus bezahlte Geld dem Grafen Marbach nicht zurückgeben zu müſſen, nahm Helena, laut des inliegenden, ihre Ausſagen enthaltenden Protokolls, jene Zeit wahr, wo Ihre gnädige Gemahlin gerade mehre Nächte in dem Hauſe Ihrer ſeligen Mutter, der Frau Geheimeräthin von Walden zubrachte, um dieſe, welche ſehr krank war, zu verpflegen. Eine gemeine Buhlerin, deren beſtätigende Ausſagen in dem unter Nummer 2 beigeſchloſſenen Protokoll enthalten ſind, mußte das Zimmer und das Bette des Fräuleins, während jener

Mächte einnehmen, und so ward Graf Marbach, wie er es freilich nicht besser verdiente, getäuscht. Nicht mit seinem vermeintlichen Siege zufrieden, verbreitete er nicht nur selbst unter den höhern Klassen der hiesigen Einwohner jenes Gerücht, sondern ließ dasselbe nach den in der Anlage Nr. 3 befindlichen Aussagen des Jacques Petit, welcher mit seiner nachmaligen Frau unter einer Decke spielte, auch unter den geringern Ständen ausprengen, um sich wegen der ihm von Frau von Rothenburg widerfahrenen Beleidigung an Mutter und Tochter zu rächen.

Die Unglückliche hat so eben ihr mit dem reuigsten Gemüth eidlich abgelegtes Geständniß mit dem Tode bekräftiget, und durch ihre Mitschuldigen ist es, wie Ew. ꝛc. aus den Beilagen zur Genüge ersehen, gleichfalls auf das Klarste bestätiget worden. Außerdem hat Hessa den ganzen Lohn ihres Verbrechens, so

viel noch übrig davon war, nemlich 10000 Thaler dem hiesigen Armen- und Waisenhause vermacht. So ist denn die Unschuld Ihrer guten, edlen Gemahlin, der ich mit der alten gewohnten Herzlichkeit meine innige Verehrung und Freundschaft versichere, von Gott dem Allwissenden offenbart worden, der die Anschläge der Bösen zu Schanden macht. Möge nun auch in Ihr Haus und in Ihre Herzen der vorige Friede und das ehemalige Glück wieder zurück kehren. Die Ehre Ihrer achtungs- und liebenswürdigen Gemahlin ist auf das Glänzendste gerettet, und ich werde Alles thun, was ich vermag, auch diesen Beweis der göttlichen, selbst das Verborgenste ans Licht bringenden Vorsehung so gemeinkundig, wie möglich, zu machen. Gewiß werden auch Sie, theuerster, verehrtester Herr Rittmeister, nun jene Klage zurücknehmen, die eine der schönsten und glücklichsten Ehen vernichten sollte. Die Ver-

storbene läßt durch mich die gnädige Frau und Sie um Verzeihung für ihr großes Verbrechen anflehen. Sie werden der Todten nicht weiter zürnen, und auch Gott, der Allbarmherzige, wird ihr vergeben haben; er ist ja geduldig und langmüthig, von großer Güte und Treue. Mit der Versicherung meiner reinsten Hochachtung empfehle ich mich Ihnen und Ihrer würdigen, edlen Gattin ꝛc. Gutmann. N. S. Mit unnennbarem Kummer erfahre ich so eben, daß Ihre vortreffliche Gemahlin das Opfer ihres Grams geworden ist. Möge Gott auch Balsam in Ihr tiefgebeugtes Herz gießen. Gerne behielte ich diesen Brief jetzt zurück, der gewiß Ihren Schmerz noch unendlich erhöhen wird. Allein ich darf nicht, so gerne ich wollte. Es ist ein heiliges Todtenopfer, was Sie und ich der Verklärten bringen müssen. Sie, die jetzt rein und schuldlos am Throne ihres Heilandes steht, vor dem kein Glanz und keine Ehre der

Welt, vor dem nur Herzen gelten, ſie, die ſanfte Himmliſchgute, hat den Verſtorbenen und den Lebenden gewiß gerne jede Schmach und jedes Unrecht verziehen; darum ſoll auch hier auf Erden ihr Andenken gegen jeden gerechtfertigt werden.“

Mit welchen Gefühlen Edmund dieſen Brief las, mit welchen Gefühlen Lucie ihn hörte, läßt ſich nicht ſchildern. Noch hielt er wonnetrunken die ſchöne, freundliche, Alles verzeihende, Alles vergeſſende Gattin umarmt, als ein Bedienter ihm den Scheidungsbrief überreichte. Er wollte ihn verſtecken. Warte nur, warte, böſer, gottloſer Mann, ſagte lächelnd das liebende Weib, den blendenden Arm um ſeinen Nacken, ihr Geſicht an das ſeinige legend; iſt denn dies jenes Vertrauen, von dem Du in Deinem Briefe ſprachſt? Mit niedergeſchlagenem Blicke reichte er ihr den Scheidebrief hin. Alſo noch einmal müſſen wir uns

trauen lassen? sagte sie scherzend. Ja, aber dann auch auf ewig, um uns nimmer zu scheiden! erwiederte er, sie noch fester, noch inniger umschlingend, und dieser Kuß war gewiß wohl so süß, wie der erste Kuß der Liebe, welcher doch sonst, wenn man den Dichtern glauben darf, der süßeste ist.

Edmund, der fast keinen Augenblick von dem Bette seiner holden bräutlichen Gattin wich, sahe bei seiner zärtlichen Pflege ihre Gesundheit immer schöner und kräftiger zurückkehren. So purpurisch, wie damals, als Lucie zum ersten Male seine Braut war, glühten ihre Wangen wieder, als sie von ihren Kleinen begleitet, (denn Luciens Mutter war längst todt,) nach B. reisten, um sich von dem braven Archidiaconus Gutmann trauen zu lassen. Eine sehr große, glänzende Gesellschaft verherrlichte das Fest, und selbst diejenigen Herren und Frauen, welche vor sechs Jahren und kürzlich

vor wenigen Wochen am lauteſten über das Unglück der beiden Ehegatten gefrohlockt hatten, verſicherten jetzt ihre innigſte, herzlichſte Hochachtung und Freundſchaft. „Waldens edle, vortreffliche Lucie ſoll leben!“ rief Edmunds jetzt verſöhnter Gegner, das Glas hoch in die Höhe haltend, und ehrfurchtsvoll Luciens die Hand küſſend. Alle ſtimmten fröhlich und von Herzen mit ein.

Zufrieden, glücklich und froh kehrten die Liebenden heim. Die Achtung und die Segenswünſche der ganzen Stadt begleiteten ſie. Ihre zweite Ehe iſt, wo möglich, noch ſchöner, noch ſeliger, wie die erſte bis zu jenem traurigen Zeitpunkte war; denn Lucie wird von keiner Furcht, von keinen bangen Ahnungen mehr gefoltert, und ſchrieben auch jetzt alle Marbache an ſie, ſo würde ſie unbekümmert und lächelnd ihrem Gatten die Briefe ſelbſt vorleſen.

Graf Marbach, von der ganzen Stadt verachtet, verhöhnt, gemieden und gehaßt, hat sich auf seine verschuldeten Güter zurückgezogen und bereuet die zwanzigtausend Thaler um so mehr, da er durch seine Verschwendungen jetzt nahe daran ist, ein vornehmer Bettler zu werden.

Die Entwürfe.

Nun hab' ich hunderttauſend Guineen! ſagte Sir John Fallſtaff, und ſtieg auf einen Berg, von dem er die Umgegend, und die herrlichen Güter überſehen konnte, welche er gekauft hatte.

Ich habe die hunderttauſend Guineen durch Fleiß und gute Wirthſchaft erworben. Jetzt will ich für meinen Sohn, den Taugenichts, eine Stelle im Parlament kaufen, und meine Tochter ſoll einen Herzog, oder wenigſtens einen Grafen heirathen; und ich — ich will froh und luſtig ſeyn, wie ein König. Ich bin ſtark und geſund, kaum fünf und ſechzig Jahre alt, und eſſe und trinke gut. Wer iſt wohl ſo

glücklich, wie ich, mit meinen hunderttausend Guineen?

Ja wahrlich, fuhr er, sich auf den Bauch klopfend, fort, als er den Gipfel des Berges erreicht hatte: alle die Güter sind mein. Jetzt bin ich zufrieden; ich bin reicher, wie einer meiner Nachbarn, und kann thun, was mir beliebt. Hier will ich mir ein Schloß bauen, dort einen Weinberg anlegen, und dort sollen die Gewächs- und Treibhäuser stehen, in denen ich meine Melonen, meine Ananas, und die köstlichsten Früchte mir ziehen will. Die Bauerhütten dort unten verderben mir die Aussicht; ich werde sie niederreißen lassen.

Was soll denn aus den Bauern werden? fragte sein Verwalter.

Das kümmert mich nicht! versetzte John Falstaff. Die Mühle am Bache soll gleichfalls abgebrochen werden. Sie hält das Wasser auf, welches meine Wiesen benetzen muß.

Wo ſollen denn die Dorfleute ihr Getreide mahlen?

Das iſt nicht meine Sorge! antwortete der Alte.

Froh und vergnügt kehrte er heim. Er aß gut, er trank gut, und dachte an ſeine Entwürfe. Darauf legte er ſich zu Bette, und verſank in einen tiefen Schlummer, aus dem er nicht wieder erwachte.

Der junge John Fallſtaff freuete ſich über die herrlichen Güter und die hunderttauſend Guineen, welche ihm keine Mühe gekoſtet hatten, und in wenigen Jahren hatte er Alles verſchwendet. Falſche Wechſel verſchafften ihm zwar keine Stelle im Parlament, aber doch eine Stelle am Galgen. Miß Fallſtaff heirathete weder einen Herzog, noch einen Grafen, ſondern dient als Magd bei dem Müller am Bache, deſſen Mühle niedergeriſſen werden ſollte. Kein Schloß iſt gebauet; keine Gewächſe; und

Treibhäuser sind angelegt; aber noch stehen die Hütten der zufriedenen Landleute, welche mit Bedauern von der Familie des Mannes sprechen, der ihnen ihre Wohnungen zerstören wollte.

Vertrauen

an

Joſeph von Rabowski.

Nicht den Sternen ſollſt du trauen,
Aber Dem, der Sterne ſchuf,
Und auf deſſen Schöpferruf
Alle Welten ſich geſtalten,
Alle Blüthen ſich entfalten;
Ihm, der hoch im Sphärentanz,
Und im niedern Veilchenkranz
Alles, Alles füllt mit Leben,
Ihm, in dem wir ſind und weben!

Nicht dem Himmel ſollſt du trauen,
Aber ihm, der droben thront,
Und auf unſrer Erde wohnt;
Der des Feldes Liljen kleidet,
Und des Waldes Heerden weidet;
Der im lauten Donner hallt,
Und in Zephyrs Athem wallt;
Der des Kummers Thräne ſtillet,
Und das Grab in Blumen hüllet.

Hölle und Himmel.

Nur im Herzen wohnt die Hölle,
Torheit heißt ihr Flammenborn;
Sünd' und Angſt iſt jede Welle,
Ihr Geſtad' iſt Gottes Zorn.

Oeffne nicht den Feuerſprudel!
Reißt dich Unmuth oder Luſt
In der Hölle wilden Strudel,
Ewig tobt's in deiner Bruſt!

Liehe ſeine Purpurflügel
Auch der junge Morgen dir;
Deckten dich auch Berg' und Hügel,
Nimmermehr entflöhſt du ihr!

Selbſt in Edens Luſtgefilden
Wird ſie ihre Flammen ſprühn;
Rings umziſcht von ihren wilden
Rattern kann kein Adler fliehn:

Nur im Herzen wohnt der Himmel,
Und er folgt dir überall,
In das laute Schlachtgetümmel,
In das ſtille Hirtenthal;

In des Nordens Eisgefilde,
In des Südens Feuerſand;
Und im Tode reichet milde
Tugend ihre Retterhand.

Ihren Becher beut ſie freundlich
Auch dem Schuldbeladnen dar,
Und verſöhnet dort, was feindlich
Hier im Erdenleben war.

Frühlingswunsch.

Im Blüthenschleier
Winkt Thal und Hain;
Und himmlisch singen
Die Vögelein;

Und golden hüpfen
Die Fisch im Teich;
Und Zephyr gaukelt
Hier im Gesträuch;

Und Alles küsset
Und liebet sich;
Und blüht und athmet
So wonniglich;

Und Florens Buſen
Umſpielt der Mai,
Küßt ihn und rufet
Zum Tanz herbei.

Doch weh mir immer,
Seh' ich ihr Bild!
Du ſüßes Sehnen
Bleibſt ungeſtillt!

Und Zähren blinken
Im trüben Blick,
Und nimmer wein' ich
Sie mir zurück!

Sie, die ich liebe,
Wo weilet ſie?
Ach, holder Zephyr,
Umſäusle ſie!

Und bringe küſſend
Mir ihren Hauch,
Und laß mich ſterben
Am Myrthenſtrauch!

Dort will ich ſterben,
Wo ihre Hand
Mir jüngſt ein Kränzchen
Von Roſen wand.

Ewige Treue.

Mit beklemmten Herzen saß Luise von Wallheim in der kleinen Jasminlaube neben ihrem Vater. Eine Silberthräne, welche sie gerne seinem Blicke verborgen hätte, glänzte in dem dunkeln Auge des blühenden Mädchens.

Aber — das Wörtchen habt ihr Weiber erfunden, fuhr der Greis fort; denn es deutet auf Widerspruch! Gewiß, meine Luise kann nicht undankbar seyn, setzte er, in milderem Tone, hinzu? Du weißt, welche Opfer der Graf uns gebracht hat. Als all' unsere Freunde uns verließen; als wir Stand und Namen verleugnen mußten, und in Gefahr schwebten, durch List und Ränke auch die letzten Trümmer

unſers Vermögens zu verlieren; als ich, geächtet und verbannt, mit Dir in fremden Landen umher irrte; war da nicht Hellburg der Einzige, welcher edel und muthvoll, ſelbſt mit der äußerſten Gefahr ſeines Glücks, ſeiner Ruhe und ſeines Lebens mich zu vertheidigen, und uns zu retten ſuchte? Du weißt, daß er deshalb ſeine Bedienungen bei Hofe und die große Erbſchaft ſeines Oheims verlor. Und dennoch hört' er nicht auf, uns die thätigſte Theilnahme zu beweiſen! Eine ſolche Aufopferung ſollten wir mit Undank belohnen? Unmöglich! Das kann meine Luiſe nicht wollen.

Das arme Mädchen erblaßte. Nicht länger konnte ſie die Thränen zurückhalten, welche unaufhaltſam ihre ſchönen Wangen hinabſtürzten. Gerne geſtand ſie ihrem Vater es zu, daß der Graf Hellburg ein Mann von dem vortrefflichſten Karakter, und ihr Freund, ihr

Wohlthäter, ihr Retter wäre. „Allein, mein guter Vater, fragte sie, wird nicht schon sein inneres Bewußtseyn ihm der schönste Lohn seines Edelmuths seyn? Er wünscht eine Gattin, die ihn liebt, durch die er, und die durch ihn glücklich seyn will. Ich, bester Vater, ich kann ihn nur hochachten, nicht lieben; ich kann weder ihn, noch kann er mich beglücken. Mit meiner Hand würd' ich ihm eine Zusicherung geben, deren Erfüllung mir wissentlich unmöglich wäre. Ich würde ihn und mich um unsere Ruhe, um unsere Zufriedenheit, um das ganze Glück unsers Lebens betrügen. Nein, nein, das kannst Du, das kann auch Hellburg nicht wünschen."

Der Alte schüttelte sein Silberhaupt. „Unglücklich will ich Dich nicht machen, mein Kind! versetzte er. Ob Du aber mit dem Bewußtseyn, gegen den edelsten Mann, der sich selbst für uns aufopferte, und auf die großmü-

thigſte Weiſe unſer Beſchützer und Retter ward, undankb. r geweſen zu ſeyn, ob Du mit dieſem Bewuſtſ.yn je Dich zufrieden und glücklich füh= len wirſt; und ob nicht Hochachtung und Dank= barkeit eine feſtere Liebe gründen, wie eine bloß gefällige Außenſeite; das ſind Fragen, welche Dir die Zukunft beantworten muß.

Mit heimlichem Unwillen ſtand er auf, und überließ, ſich entfernend, die holde Tochter ihrem Nachdenken. Mit Grunde konnte ſie gegen die Perſon des Grafen nichts einwenden. Er wurde allgemein und mit Recht als einer der vortreff= lichſten Menſchen verehrt. Ueberdieß war er ein Mann von Geiſt und von ausgebreiteten Kennt= niſſen, und verband mit einem ſehr angeneh= men Aeußern ein eben ſo gefälliges, alle Her= zen für ſich gewinnendes Betragen. Er nahete ſich freilich ſchon den Vierzigen, aber das konnte für die, durch frühe und mannichfache Leiden

ernster gestimmte Luise kein Grund seyn, ihm ihre Hand zu verweigern.

Traurig und wehmuthsvoll blickte sie in die Rosenwelt ihrer Kindheit zurück, der goldenen Tage gedenkend, wo sie diese Laube gepflanzt hatte, deren Blüthen jetzt die Thränen von ihrer Wange küßten; der Tage, wo sie noch ihre kindlichen Sorgen an dem Busen einer zärtlichen Mutter ausschütten durfte, die ihr immer freundlichen Trost zusprach, und vor der keine Falte ihres Herzens verborgen war. Kein Vater, und wär' er ein Engel des Himmels, ist fähig, seiner Tochter den Verlust einer liebevollen Mutter zu ersetzen. In den Jahren, wo das Mädchen in das Jungfrauenalter tritt, wo das Gefühl der Weiblichkeit in seiner vollen Stärke erwacht, wird das hingebende, offene Vertrauen zu dem Vater durch jungfräuliche Scham gemindert, und das arme, mutterlose Geschöpf steht ohne Rath, ohne Trost, ohne

Hülfe da, gerade in dem Zeitpunkte, in welchem sie alles dessen am nöthigsten bedarf, und der für ihr ganzes Leben von der höchsten Bedeutung ist. Dies war auch der Fall bei Luisen, die nur zu früh den Tod ihrer edeln Mutter beweinen mußte. Durch die Ränke eines fürstlichen Günstlings war nämlich der Oberst von Wallhain des größten Theils seiner Güter und selbst seines Ranges beraubt worden. Empört über das ihm widerfahrene Unrecht forderte er stolz und kühn von dem Fürsten Ersatz und Genugthuung. Das wurde dem hochherzigen Mann als Majestätsverbrechen ausgelegt, und nur durch Mitwirkung des Grafen von Kellburg entkam er aus dem Gefängnisse, um einem vielleicht noch schrecklichern Schicksale entgehen zu können. Er floh mit seiner Gemahlin und Tochter nach Rußland. Die erstere starb bald vor Gram über das traurige Geschick ihres Gatten, dem nun seine Luise der einzige und letzte

Trost seines Lebens war. Graf Hellburg ward als Wallhains Mitwisser und Befreier eingezogen, und eine langwierige Haft und Untersuchung hinderte ihn, auch nur auf die entfernteste Weise seinem Unglücklichen Freunde zu helfen. Durch dies Ausbleiben der gehofften Unterstützung aus seinem Vaterlande gerieth Wallhain in die drückendste Lage, und mußte bald an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel leiden. Sorge, Gram und Verzweiflung beugten ihn ganz darnieder, und vor der Zeit war seine Scheitel mit Schnee bedeckt. Nur der Muth, welchen das Bewußtseyn der Tugend und das Vertrauen auf eine allwaltende gütige Vorsehung geben, konnte den Unglücklichen vor gänzlicher Verzweiflung bewahren. Noch dünkte ihm es ein Trost, daß die holde, liebliche Tochter die Centnerlast des Schicksals, welches ihn so unerbittlich zu Boden drückte, weniger zu fühlen schien. Allein das edle, zartfühlende

Mädchen verbarg ſorgſam jeden Seufzer und jede Thräne den Blicken ihres Vaters, um ihn nicht noch tiefer zu kränken. Ein ſanftes Lächeln, das Lächeln der Geduld und der Unſchuld umſchwebte Luiſens Lippen, während ihr blutendes Herz bei den Klagen des Greiſes brach. Mit kindlichſter Zärtlichkeit, ſelbſt oft dem Nothwendigſten entſagend, tröſtete und pflegte ſie ihn auf das Liebevollſte. Indeſſen wurde die Lage der beiden Unglücklichen mit jedem Tage peinlicher. Die meiſten ihrer wenigen Sachen von Werth waren verkauft, um nun das jammervolle Leben zu friſten. Jede Stunde brachte den Augenblick näher, wo man bloß zwiſchen dem Hungertode und dem Bettelſtabe zu wählen hatte, und Luiſe mußte ſich entſchließen, von jetzt an weniger ſich mit der Sorge und Pflege ihres kränkelnden Vaters zu beſchäftigen, um durch Unterricht in Handarbeit und Sprachen den nöthigen Unterhalt außer dem

Hause zu erwerben. Ihre bezaubernd schöne, blühende Gestalt, über welche der geheime Kummer noch einen höhern Reiz verbreitete, ihr einnehmendes, anmuthsvolles Betragen, ihr reiner, schuldloser Sinn, der sich in ihren Mienen, in jeder ihrer Bewegungen und in all' ihren Worten so wahr und lebendig aussprach, verschafften ihr ungeachtet ihrer ärmlichen Kleidung bald Zutritt in den glänzendsten Häusern der Kaiserstadt. Wie froh war sie jetzt, als sie den geliebten Vater außer den nothwendigsten Bedürfnissen manche kleine Bequemlichkeiten verschaffen konnte, an die er gewöhnt war, und die er so lange hatte entbehren müssen! Glücklicher noch, wie in den Palästen der Großen und Reichen, fühlte sich Luise in den häußlichen Umgebungen der Baronin von Sternthal, die bald ihre zärtlichste Freundin ward. Diese vortreffliche, geistgebildete Frau war aus den glücklichsten Verhältnissen durch den zu frühen

Tod ihres Mannes in eine drückende Lage verſetzt. Ihr älteſter Sohn Guſtav war ihre einzige Stütze. Seine kleine Beſoldung als Dragoneroffizier verwandte er ganz auf den Unterhalt ſeiner Mutter und ſeiner jüngern Geſchwiſter. Mit Vergnügen und ohne die mindeſte Vergeltung erfüllte Luiſe den Wunſch der erſtern, ihren Töchtern in Sprachen und weiblichen Arbeiten Unterricht zu geben. Die Baronin war ebenfalls eine Deutſche, und um ſo inniger fühlte ſie ſich zu ihrer ſchönen jungen Landsmännin hingezogen, welche mit ihr in einer gleich traurigen Lage war, und ihr die wärmſte uneigennützigſte Theilnahme bewieß. Noch tiefern Eindruck aber machte Luiſens holde Erſcheinung auf Guſtav. Eine freundlichere Welt ſchien ſich ihm zu entfalten, und im Roſenſchimmer der erſten jugendlichen Liebe lächelte ihn freundlich das Leben an, welches noch jüngſt ihn zu Boden drückte. Er hoffte auf baldiges

Hofmarschall im Dienst, wodurch es ihm möglich werden konnte, zu Luisens Besitz zu gelangen; und seine Wünsche bestärkten seine Hoffnung. Desto sorgfältiger wachte er jetzt über jedes seiner Worte, über jede seiner Handlungen, um die Blähendgestalte, welcher er in diesem Augenblicke mit seiner Hand nur ein kummervolles Dasein hätte anbieten können, nicht aus dem Hause seiner Mutter zu verscheuchen. Allein gerade dies schüchterne, zurückhaltende Betragen widerstrich seinen Empfindungen am meisten, denn es widersprach zu sehr den sehnsuchtvollen Blicken, welche, wenn er sich unbemerkt glaubte, auf dem holden, blühenden Mädchen ruhten.

Die Baronin nahm sehr bald die Neigung ihres Sohnes wahr. Entzückt, Luisen, welche sie schon jetzt als Tochter so mütterlich liebte, einst in der That ihre Tochter nennen zu können, suchte sie Gustav's Liebe durch Hervorhebung jeder schönen Eigenschaft des herrlichen

Mädchens, noch mehr zu erhöhen. Sie ſagte ihm daher, daß ihr das Geheimniß ſeines Herzens längſt ſchon bekannt ſey, und vertraute ihm zugleich Luiſens wahre Verhältniſſe an. Wer war glücklicher wie Guſtav, der unter dieſen Umſtänden auf die Genehmigung und Unterſtützung ſeines reichen, aber ahnenſtolzen Oheims mit Sicherheit rechnen, und nicht noch Jahrelang auf eine weitere Beförderung harren durfte? Man beſchloß dem geliebten Mädchen alles zu entdecken, und ſchon träumte der Liebende ſich am Ziel ſeiner Wünſche, ohne die Stürme des Schickſals zu ahnen, die ihm bevorſtanden, und durch welche ſeine freundlichen Hoffnungen vielleicht auf immer vernichtet wurden.

Oft war Luiſens Auge Guſtavs heimlichen, wonnetrunkenen Blicken begegnet. Ein glühendes Roſenroth überflog dann die Wangen der

Holden, und eine heimliche Ahnung flüsterte ihr zu, daß sie geliebt werde.

Auch ihr war Gustav nicht gleichgültig, so wenig sie es selbst sich gestand. Zahrte, jungfräuliche Schüchternheit hielt sie aber von nun an zurück, so häufig wie sonst Sternthals zu besuchen. Endlich brach sie den Umgang fast ganz ab, und beschränkte den Unterricht von Gustavs Geschwistern blos auf die Stunden, wo er nicht zu Hause war. Ihr schmerzhaftes Gefühl über die Entbehrung seiner Gegenwart, und ihre heimliche Freude, wenn er unverhofft manchmal hinzukam, sagten ihr nur zu deutlich, wie gut sie ihm war. Darum suchte sie ihn auch jetzt gänzlich zu meiden, und besuchte um so häufiger die Fürstin B., eine der edelsten Frauen in Petersburg, welcher man blos eine zu große Nachsicht gegen die zügellosen Ausschweifungen ihres ältesten Sohnes vorwarf. Gustav's Mutter hatte Luisen schon früher vor

Iwan gewarnt; allein das ſchuldloſe, unbefangene Mädchen hielt ihn für einen zwar leichtſinnigen, aber ſehr gutmüthigen Jüngling, und entdeckte überdieß ſo viel Aehnlichkeiten des Gemüths zwiſchen ihm und ſeiner Mutter, daß ihr jene, durch keine Thatſachen erwieſenen Behauptungen höchſt übertrieben und ungerecht ſchienen. Von Luiſens Reizen bezaubert, ſuchte der Fürſt ſich ihr von der liebenswürdigſten Seite zu zeigen, und wirklich verſtand er, trotz ſeiner ſonſtigen Rohheit, die Kunſt, alle Tugenden zu heucheln, von denen er keine beſaß, und durch die man ſo leicht die gute Meinung eines jungen, gefühlvollen Mädchens für ſich gewinnen kann. In Luiſens Gegenwart war er ein Muſter der Sanftmuth, der Menſchenliebe und der Beſcheidenheit. Mit einigem Wohlgefallen bemerkte die Fürſtin die gänzliche Veränderung in dem Weſen ihres Sohnes, und ſchrieb dieſelbe ganz richtig dem Eindrucke zu,

welchen die Erscheinung des schönen Mädchens auf ihn gemacht hatte. Desto irriger war aber ihr Glaube an die Aufrichtigkeit dieser, von Iwan bloß vorgeblichen Sinnesänderung. Freilich war die ahnungslose Russin weit davon entfernt, eine Heirath ihres Sohnes mit der vermeynt-lich bürgerlichen Ausländerin zugeben, oder gar veranlassen zu wollen; allein sie betrachtete Iwans Liebe zu der Letztern als ein unschuldi-ges Heilmittel gegen seine sittlichen Krankhei-ten. Diese Liebe zu Luisen, dachte sie, würde bald durch die Neigung zu einem andern, eben so schönen Mädchen aus einem adelichen Ge-schlechte verdrängt werden können, und die kleine Deutsche verlor, ihrer Ansicht nach, ja nichts, wenn nur ihre Unschuld und ihr Ruf unverletzt blieben. Deshalb beobachtete sie ihren Sohn auch mit der größten Aufmerksamkeit, und vereitelte ihm jeden Versuch, sich Luisen mehr, als ihrem Endzweck gemäß war, zu nähern.

Jenes Ausbleiben der letztern aus dem Sternthalschen Hause, erregte nur zu bald die Aufmerksamkeit der Baronin und besondere Gustav's. Er stand als Lieutenant bei dem Regiment, dessen Oberst der [redacted]wan war. Ihm konnte daher Luisens täglicher Umgang in dem Hause der Fürstin nicht unbekannt seyn, und so innig und fest er auch der reinen, schuldlosen Seele des guten Mädchens vertraute, so mußte doch durch die zunehmende Verminderung ihrer Besuche, bei seiner Mutter Verdacht und Mißtrauen entstehen. Ihre Jugend, ihre Arglosigkeit und die Gewandheit Iwan's in allen Künsten der Verführung, welche durch ein schönes, auf den ersten Blick einnehmendes Aeußere so sehr unterstützt wurde, enthielten Gründe genug, in dem Liebenden Besorgnisse zu erwecken. Endlich, als sogar Luisens Verhältnisse zu dem Fürsten ein Gegenstand öffentlicher Gespräche ward, da loderten Zorn und

Eifersucht wild in Gustavs Herzen empor. Ihre anscheinende Gleichgültigkeit gegen das Gerede der Stadt, bey dem nur ihr nichts bekannt war; ihr [redacted] mehr zunehmenden, fortwährenden [redacted] der Fürstin; ihr gänzliches Wegbleiben aus dem Hause seiner Mutter; ihre Verlegenheit, ihre Kälte, ihre Zurückhaltung, wenn sie ihm zufällig begegnete; selbst das Purpurroth, das sich über ihre Wangen ergoß, wenn sein Blick auf den ihrigen traf, und die Schüchternheit, mit welcher dann ihr Auge sich abwandte oder zu Boden sank; besonders aber ihre freundliche unbefangene Artigkeit gegen Iwan; dies Alles bewieß es ihm, seiner Meinung nach, deutlich, daß Luise nicht blos ihn, sondern sich selbst vergessen habe, und seiner Liebe nicht werth sey. Sein Groll gegen den Fürsten stieg von Tage zu Tage, und sichtbar benutzte er jede Gelegenheit, selbst in Dienstsachen, ihm zu trotzen oder wehe zu thun.

Iwan war zu fein und zu feige, um darauf zu achten. Er hatte Guſtavs glühende Leidenſchaft für Luiſen bemerkt, und theils um ſich für ſo manchen Verdruß, den ſein Untergebener ihm machte, zu rächen, theils auch, um deſto leichter das unglückliche Mädchen zum Opfer ſeiner Verführung zu weihen, ließ er in der ganzen Stadt das Gerücht verbreiten, daß Luiſe in einem, für ſie ſehr entehrenden Verhältniſſe zu ihm ſtehe. So ward ſie, ohne etwas zu ahnen, plötzlich ihres guten Rufes beraubt und unverſchuldet der Gegenſtand des Geſpräches aller vornehmern Cirkel. Sichtbar zog man ſich von ihr und ihrem Vater zurück, und nur das Betragen der Fürſtin, welche von dem Allen eben ſo wenig ahnete, wie Luiſe, blieb ſich immerdar gleich. Das arme Geſchöpf ſahe ſich nun gänzlich auf den Umgang in dem B.ſchen Hauſe beſchränkt, welches das einzige war, wo man ihr und ihrem Vater noch mit der gewohnten Ach-

tung begegnete. Gustav's Zorn kannte nun mehr keine Gränzen; er erlaubte sich öffentlich die größten Beleidigungen gegen Iwan. Er hatte ja nichts mehr zu verlieren, und das Gefühl der Rache an dem Glücklichen, der ihm sein Alles entrissen, sein ganzes Seyn ihm vernichtet hatte, war ja der einzige Ersatz, welchen ihm das Leben für seinen Verlust bot. Iwan blieb desto gleichmüthiger. Mit der scheinbarsten Ruhe, deren Ursache Feigheit war, ertrug er das stolze, verachtende Betragen seines Gegners, der geflissentlich ihn zum Zorne zu reizen suchte. Er rächte sich bloß dadurch, daß er Gernthal zu jedem Gastmahl und zu jedem häuslichen Feste einlud, um ihn durch eine anscheinende Vertraulichkeit gegen Luisen recht bitter zu kränken. Gustav ward hingegen eben so sehr durch die innige schmerzhafte Sehnsucht, die holde Ungetreue zu sehen, als durch den Wunsch, ihr und dem Fürsten durch seinen Trotz

wehe zu thun bewogen, die Einladungen anzunehmen.

Iwans Geburtstag ſollte auf einem ſeiner Landgüter von einer glänzenden Geſellſchaft verherrlichet werden. Auch Sternthal war nebſt ſeiner Mutter geladen, und kam, wider Iwans Erwarten, der ihn zur Folie ſeines heutigen Triumphes beſtimmt hatte. Voll inniger Sehnſucht harrte Guſtav auf Luiſen, denn noch immer flammte eine glühende Liebe zu ihr in dem Hintergrunde ſeines Herzens, ſo ſehr er auch wähnte, die holde Ungetreue zu haſſen. Endlich erſchien ſie, am Arme ihres Vaters, einfach geſchmückt, aber im vollen Glanze der Schönheit, der Unſchuld und Jugend. Schon ihr heiteres, ſeelenvolles Auge, welches ſie hocherröthend zu Boden ſchlug, als es Guſtavs flammenden Blicken begegnete, mußte ihn überzeugen, daß ſie ihrer und ſeiner nicht unwerth geworden ſey, und bald war jeder Argwohn aus

seinem Herzen verschwunden. Freundlich nahte er sich nun der Lieblichen, und mit ihm zugleich trat Iwan zu ihr. Luise gerieth durch die Anrede des erstern in merkbare Verlegenheit; sie antwortete ihm flüchtig und kalt, und ihr abgewendeter Blick sachte seinen Argwohn von Neuem an. Desto unbefangner und gesprächiger war sie gegen Iwan, der durch höhnisches Lächeln und eine anscheinende Vertraulichkeit gegen Luisen seinen edeln Gegner noch tiefer zu verwunden suchte. Wäre Gustav gleichmüthiger gewesen, so würd' er in dem Betragen seiner Geliebten gegen den Fürsten bloß die gewöhnliche, diesem als Wirth und wegen seines Ranges schuldige Höflichkeit gesehen haben. Hätte er ferner sein eignes Benehmen überdacht, wodurch er so häufig Luisen zu kränken suchte, die, es selbst nicht wissend, mit der innigsten Liebe an ihm hing, und gerade darum desto schmerzhafter verletzt wurde; so hätte ihn un-

möglich die Kälte des holden Mädchens befremkönnen. Ueberdies wollte sie ja dadurch bloß ihm und Andern das heiligste Geheimniß ihres jungfräulichen Herzens verbergen, ohne daß sie ahnete ihn zu beleidigen.

Hoch glühend vor Zorn zog sich Sternthal mit einem drohenden Blick auf seinen Gegner zurück. Iwan zitterte; und wirklich hätte Gustav in diesem Augenblicke schon blutige Rache an ihm genommen, wenn nicht der Gedanke an das Schiksal seiner Mutter und seiner Geschwister ihn zurück gehalten hätte. Luise ward nunmehr von ihm gänzlich verbannt. Er hielt sie für eine Buhlerin des Fürsten, und begegnete ihr mit der auffallensten, schnödesten Verachtung. Diese Veränderung in Sternthals Benehmen war zu plötzlich, um nicht fast von der ganzen Gesellschaft, am Meisten von Luisen bemerkt zu werden. Vergebens suchte sie ihm sich wieder zu nähern; er würdigte sie kei-

nes Blicke, viel weniger einer Antwort. Sternthals Betragen war ihr um so räthselhafter, da sie in dem ihrigen keinen Grund dazu fand, und von seiner Eifersucht auf Iwan und deren Veranlassungen nichts ahnete. Gustav fühlte in dem Gedanken, die einst angebetete Geliebte seines Herzens ihrer Selbst unwerth, sich von ihr verrathen und verachtet, und gar sich von einem elenden Wüstling verhöhnt zu sehen, Sein ganzes Seyn zernichtet. Zorn, Haß und Rache kannten ihm nur eine gewisse Haltung und seinen Nerven Spannkraft geben. Der milde, freundliche Rosenglanz, in welchem die wiederkehrende Hoffnung ihm noch vor wenig Sekunden eine schöne, wonnevolle Zukunft zeigte, hatte sich jetzt in grauenvolle Todesnacht verwandelt. Er hoffte, er wünschte, er fürchtete nichts mehr vom Leben; er verwünschte es nur. Nicht so Iwan; dieser feierte seinen höchsten Triumpf in Sternthals sichtbarer Verzweiflung,

und in der, durch das Benehmen des Letztern völlig unmöglich gewordenen Aussöhnung mit seiner Geliebten. Noch nie war Luise dem Fürsten so schön, so entzückend erschienen, wie heute. Ihr freundliches, zuvorkommendes Betragen gegen ihn und ihre scheinbare Kälte gegen Gustav ließen ihn an der Erfüllung seiner Wünsche gar nicht zweifeln. Er schwor es sich selbst, noch heute, es koste was es wolle, das holde Geschöpf sein zu nennen, oder nie seinen Geburtstag wieder zu erleben. Im Vorgefühl seines Sieges überließ er sich dem wildesten Taumel der Freude, und brütete heimlich mit seinen Freunden über der Ausführung des schändlichen Entwurfs.

Luise fühlte sich gränzenlos elend, und dennoch kannte sie ihr Elend nicht in seinem völligen Umfange. Sie wußte nichts von dem entehrenden Gerücht, welches sie zum Gegenstande allgemeiner Verachtung gemacht hatte, und nichts von allen den Ursachen der plötzlichen

Veränderung in Gustavs Benehmen. Und gerade diese Unwissenheit war noch eine Wohlthat für sie, denn wie hätte das unglückliche, zartfühlende Mädchen die gänzliche Vernichtung ihres so tadellosen Rufes wol überleben können?

Sie nahete sich der Mutter ihres Geliebten, allein diese brach das Gespräch kurz ab, und verließ sie mit stolzer Verachtung. Frau von Eternthal hatte freilich dem Gerüchte noch immer nicht glauben wollen; sie hatte selbst ihrem Sohne jeden Argwohn auszureden gesucht; aber Luisens vorheriges Betragen gegen Iwan und Gustav, ward auch von ihr mißgedeutet. So war denn das arme Mädchen jedes wahrhaft freundschaftlichen Rathes beraubt, der ihrem Benehmen die gehörige Richtung hätte geben, und sie selbst ins Klare über ihre Lage hätte setzen können.

Mit angstvollem, zerrissenem Herzen wünschte sie das Ende des Festes herbei, dessen Dauer

ihr eine Ewigkeit ſchien. Iwans zügelloſe Freude durchbrach heute, zum erſten Male in Luiſens Gegenwart, alle Schranken des Anſtandes. In wildem bacchantiſchem Taumel durchflog er mit ihr die Reihen der Tanzenden. Finſter und ſtarr blickte Guſtav voll Ingrimm auf ihn und die Treuloſgewähnte, als dieſe ſich mit edlem Zorn plötzlich von Iwan losriß, und nichts im Stande war, ſie zum ferneren Tanze zu bewegen. Die ganze Geſellſchaft erſtaunte. Umſonſt bemühte der Fürſt ſich, Luiſens Unwillen zu beſänftigen. Sie antwortete ihm nur mit einem ſtolzen verachtenden Blick und trat, gleichſam Schutz gegen ſeine Zudringlichkeit ſuchend, zu Guſtav. Verſöhnt und entzückt durch die ihm und Allen jetzt klar werdende Schuldloſigkeit der ſo Inniggeliebten, ſtellte ſich Eternthal drohend dem ſie verfolgenden Fürſten entgegen. „Halt, Schurke!“ rief er ihm zu, „Wir ſprechen uns!“ und der Elende taumelte,

wie vom Donner getroffen, zurück. Alles war in der gespanntesten Erwartung. Vergebens suchte Luise ihren Vater, um zu Hause zu fahren. Sie fand ihn nicht. Endlich hatte man sich wieder von der ersten Bestürzung, erholt, und in einer Berathschlagung Iwans und seiner Anhänger ward beschlossen, für jetzt von dem Vorgange nicht weiter Kunde zu nehmen. Noch nie war Sternthal so glücklich gewesen, wie in diesem Moment der Versöhnung. Luisens zitternde Hand ruhte in der seinigen, und er drückte sie wonnetrunken an die brennenden Lippen. Vergangenheit und Gegenwart entschwanden von den Blicken der Wiederversöhnten, wie der dunkle, nächtliche Traum des irdischen Lebens vor dem Auge eines Verklärten. Nun fühlten sie es ganz, wie werth sie einander waren, wie innig sie sich liebten. Die Aufmerksamkeit und die Blicke der ganzen Gesellschaft ruhten auf ihnen. Kein Gedanke,

keine Ahnung der verhängnißvollen Zukunft trübte die Seligkeit der Glücklichen. Die himmliſche Ruhe der Unſchuld lächelte aus Luiſens ſchönem, ſeelenvollen Geſichte mit unendlicher Liebe ihren Guſtav an. Mit Verwunderung und Wonnegefühl hatte die Baronin ſchon lange ihre Kinder, beſonders das holde Mädchen betrachtet, welches in dem vollen Glanze der Unſchuld neben ihrem Sohne ſtand. Freundlich winkte ſie Luiſen; doch dieſe war zu tief in den ſeligen Empfindungen ihres Herzens verloren, um den Wink zu beachten. Da trat die edle Frau zu der ſo ſchrecklich Verkannten, und ergriff traulich ihre Hand.

„Kommen Sie mit mir, beſtes Mädchen, in den Garten!“ flüſterte ſie ihr zu. „Ich meynte, liebſte Luiſe, fuhr ſie fort, als ſie mit ihr allein war, Sie hätten Sich Selbſt, und Sie hätten uns vergeſſen. Der Vorgang mit dem Fürſten überzeugt mich, und gewiß die

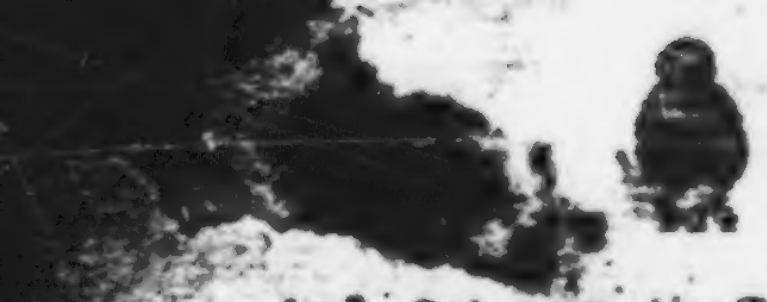
ganze Gesellschaft vom Gegentheil. Verzeihen Sie mir, daß ich vorhin Ihnen so zurückstoßend begegnete. Ich habe nie mich verstellen können."

Luise warf sich schluchzend an die Brust der geliebten, mütterlichen Freundin, welche nun mit zarter Schonung, ohne sie jedoch zu tief zu verwunden, ihr das ganze schreckliche Verhältniß enthüllte.

„Blos um mich zu überzeugen, ob Sie wirklich verloren wären, und blos um, wo möglich, Sie noch zu retten, nahm ich mit meinem Sohne die heutige Einladung an, und o Gott, wie freue ich mich, daß ich Dich, gutes, herrliches Mädchen noch mit mütterlicher Zärtlichkeit an meine Brust schließen, daß ich Tochter Dich nennen darf."

Sanfte Vorwürfe von Seiten der Baronin und kindliche Entschuldigungen, von Luisens

glühenden Thränen begleitet, wechselten mit einander. Bald war die erstere völlig von der Reinheit und Unschuld ihrer jungen Freundin überzeugt. „Weil ich bemerkte, sagte Luise, daß ich Ihrem Gustav nicht gleichgültig war, und weil ich fürchten mußte, daß der fernere Umgang unserer beiderseitigen Ruhe gefährlich werden möchte, zog ich mich allmählig zurück. Ihr Sohn ist ein edler, junger Mann, den ich von jeher um so höher schätzte, je freudiger er die schöne, heilige Pflicht für Sie und seine Geschwister zu sorgen, erfüllte. Würde aber diese Pflicht ihm nicht erschwert worden seyn, wenn er deshalb der Verbindung mit einem, von ihm geliebten Mädchen hätte entsagen müssen? Könnte je ein solches Mädchen sich ruhig und glücklich fühlen bei dem Gedanken, einer unglücklichen Familie ihre einzige Stütze entrissen, oder doch den, ohnehin nur nothdürftigen, Unterhalt geschmälert zu ha-



ben? Das waren die Gründe, warum ich mich aus Ihrem Hause zurück zog.

Meine beste, einzige Tochter, erwiederte die Baronin, Luisen umarmend, für uns alle ist gesorgt. Mein Schwager, Gustavs reicher Onkel, ist todt, und hinterläßt ein überaus großes Vermögen, dessen alleiniger Erbe, nach seiner Bestimmung, mein Sohn werden sollte. Dieser hat aber redlich mit seinen Geschwistern getheilt, und dennoch fehlt ihm, außer Dir, jetzt nichts, um der glücklichste, zufriedenste Mann auf Erden zu seyn. Darf er Dich die Seinige, darf ich meine Tochter Dich nennen?

Unter heißen Thränen hauchte Luise ein leises Ja hervor, als Gustav so eben in die Laube trat. Hoch entzückt schloß er die schöne, blühende Braut an die klopfende Brust, und eine Scene der reinsten, heiligsten Wonne, welche Versöhnung und die innigste, glühendste Liebe dem Sterblichen gewähren können, folgte

den trüben Stunden des Unmuths, der Eifersucht, des Mißtrauens und der Verzweiflung. Die Baronin segnete mit einer mütterlichen Umarmung den Bund ihrer Kinder für diese und jene Welt ein.

Iwan knirschte indessen vor heimlicher Wuth und vor Scham. Er fühlte, wie sehr er durch den Auftritt mit Sternthal in den Augen selbst seiner vertrautesten Freunde verlieren mußte, gegen die er doch so oft mit seinem Heldenmuthe geprahlt hatte. Er fühlte, daß blos sein Stand ihn vor öffentlicher Schande sicherte, und die sichtbare Achtung, welche man seit jenem Vorgange mit Luisen, ihr und ihrem Vater fast von allen Seiten bewieß, und wodurch man nur zu deutlich bekannte, wie wenig Glauben man dem, von ihm ausgestreueten Gerüchte noch beimaß, empörte seine Rachgier auf's Aeußerste. Am tiefsten schmerzte ihn jedoch der Gedanke, durch den so tödtlich ge-

haßten Nebenbuhler sich bei Luisen verdrängt, und durch ihn vielleicht gar seinen schändlichen Anschlag vereitelt werden zu sehen.

Noch saß Gustav mit seiner Mutter und seiner Geliebten im Park, traulich über die nahe glückliche Zukunft sich unterhaltend, als zu ihrer Verwunderung nach und nach die Lichter in dem zu ihnen führenden Gange ausgelöscht wurden.

Hier ist mein Säbel! erwiederte Gustav, auf die geäußerte Besorgniß Luisens und seiner Mutter. Vielleicht will der Elende das Dunkel der Nacht zu Hülfe nehmen! setzte er vorahnend hinzu. Aber, halt! —

Man hörte Fußtritte. Ein Adjudant kam, und beschied Sternthal nach einem abgelegenen Gange des Gartens zum Fürsten. Gott und seinem Säbel vertrauend, ging Gustav, und überließ die zitternde Mutter und die zagende Braut der Obhut des Offiziers, welchen er für

einen ſeiner treueſten Freunde hielt, da er ihm noch heute eine ſehr groſse Summe geſchenkt hatte.

Plötzlich rollte ein mit vier raſchen Pferden beſpannter Wagen daher; zwei vermummte Männer ſprangen heraus, ergriffen, mit Hülfe des Adjudanten, Luiſen, und warfen ſie, trotz alles Flehens und Rufens um Hülfe, in die Kutſche, welche nun mit der Beute im eiligſten Galopp davon fuhr. Die Baronin flog in den Palaſt zurück, und verkündete den Vorfall. Alle Anweſende waren erſtaunt, oder ſchienen es. Man fragte nach Iwan. Er war fort.

Verrath! Schändlicher Verrath! rief der Oberſt, als er wieder zu ſich ſelbſt kam, die Fürſtin heftig beim Arme ſchüttelnd. Weib! Kupplerin! Du giebſt mir meine Tochter wieder, oder ich ermorde Dich! Nur mit Mühe konnte man den wüthenden Vater beſänftigen.

Im donnernden Tone befahl er den Bedienten auf allen Wegen sogleich der Kutsche nachzueilen, und ihm augenblicklich ein Pferd zu bringen. Ein Wink der Fürstin gebot ihnen Gehorsam. Gustav trat herein. Vergebens hatt' er den Fürsten in dem ihm angezeigten Gange gesucht, und erfuhr jetzt die schändliche That, deren Urheber Niemand anders, wie Iwan seyn konnte.

Voll Muth, Rache und Verzweiflung schwang er sich mit dem Obersten zu Pferde, und so sprengten Beide auf der von der Baronin bezeichneten Straße der Kutsche nach.

Die Nacht war schwarz; fast mit jedem Schritte theilten die Wege sich; aber nichts schlug den Muth der Suchenden nieder. Nur selten blickte der Mond aus dem dunkeln Gewölke hervor, und beleuchtete den einsamen Pfad, als man plötzlich jede Spur eines Weges verloren hatte. Da ertönten fernher die

Stimmen der fürſtlichen Diener, welche in das Geheimniß ihres jungen Gebieters eingeweiht waren. Sie riefen Guſtav und dem Oberſten, zu ihnen zu kommen.

Fort, mit Euch, Schurken, antwortete Guſtav. Hier ſeh' ich das friſche Gleis eines Wagens!

Vorwärts! ſagte der Alte, der ſchon von ferne das Jammergeſchrei ſeiner Tochter hörte. In wenigen Minuten donnerten ſie dem Kutſcher ein: Halt! zu.

Meine Tochter zurück, Elender! rief der Oberſt, dem Fürſten die Piſtole auf die Bruſt ſetzend.

Heute nimmermehr! Morgen! antwortete der wüthende Iwan, ihm das Gewehr, welches verſagte, aus der Hand windend, und drückte die Piſtole auf Wallhain ab. Schwer verwundet ſank dieſer vom Pferde. „Retten Sie mei-

he Tochter! rief er ihrem Geliebten zu. Ich sterbe!"

Durch Säbelhiebe hatte Gustav bereits die feigen Gehülfen des Fürsten zerstreuet; doch dieser wollte seinen Raub nicht herausgeben. Nun brach Eternthal wüthend die Thüre des Wagens auf; Iwan drückte die Pistole auf ihn ab; allein mit ihr zugleich fiel seine Hand auf die Erde, und hoch strömte das Blut des Verruchten empor, der im heftigsten Schmerze sich, seine Gegner, Luisen und Alles verfluchte.

Das unglückliche Mädchen war fast todt vor Angst und Schrecken, und ward nur durch Iwans lautes Jammergeschrei aus der tiefen Ohnmacht gerettet. So weit es die Eile und die Umstände erlaubten, wurden die beiden Verwundeten verbunden; dann hob Gustav nebst seinem Bedienten den Obersten gleichfalls in den Wagen, und im stärksten Galopp ging es nun nach Petersburg hin. Man hielt bei

einem abgelegenen Gasthofe, und ein Arzt, der Gustavs Freund war, wurde gerufen. Er fand Wallhains Wunde zwar nicht tödlich, aber sehr bedeutend. Noch gefährlicher war Iwans Zustand.

Auf den Rath des Arztes eilte Sternthal, obgleich es Nacht war, zu dem Minister, Grafen von R., der als die Zuflucht aller Unglücklichen in ganz Petersburg verehrt wurde. Luise, welche den Grafen als einen der nächsten Verwandten des Fürsten kannte, erfuhr nichts hiervon. Sie hätte diesen gefährlichen Gang sonst gewiß widerrathen.

Ich kann Ihnen nicht helfen, junger Mann; sagte der Graf in einem bedauernden, zweifelhaften Tone zu Gustav, der ihm Alles, nur nicht seine nähern Verhältnisse zu Luisen entdeckt hatte. Sie kennen den Einfluß der fürstlichen Familie und Iwans Karakter. Noch in der Todesstunde wird er, mit Verlust seiner See-

ligkeit, Alles aufbieten, um Sie, Ihre Angehörigen und den Obersten nebst seiner Tochter, zu vernichten. Ihnen Allen bleibt nichts übrig, als die Flucht. Dazu will ich Ihnen gern, so weit ich vermag, durch Päße, Geld und Empfehlungen behülflich seyn.

Aber, mein Gott, ich bin in Diensten und stehe bei Iwans Regiment. Wie erhalt' ich meinen Abschied? —

Den verschaffe und schick' ich Ihnen! antwortete der Graf. Nur eilen Sie, eilen Sie, daß Sie mit Ihrer Familie aus Rußland und der ersten Wuth Ihrer Feinde entkommen. Die Päße erhalten Sie sämmtlich in wenigen Stunden. Verbergen Sie Sich indessen bei mir, oder wo es Ihnen sonst beliebt. Mein Freund, der P—sche Gesandte soll Sie seinem Hofe empfehlen, und bei der P—schen Armee werden Sie gewiß eine, Ihrem jetzigen Range angemessene Anstellung finden. Für die Rettung

Ihres Vermögens will ich nach Möglichkeit ſorgen!

Allein Wallhain und ſeine Tochter —

Die laſſ' ich für's Erſte auf eines meiner Güter bringen, bis der Oberſt wieder hergeſtellt iſt.

Guſtav mußte ſich nunmehr verkleiden, und ſo eilte er aus dem Palaſte des Miniſters erſt zu ſeiner Mutter, dann mit dieſer und ſeinen Geſchwiſtern nach dem Gaſthofe hin.

Jammernd und in Thränen fanden ſie Luiſen am Bette ihres Vaters, der ohne Beſinnung im heftigſten Wundfieber lag. Die ſchönſten Hoffnungen der Unglücklichen, deren Erfüllung ihnen ſo gewiß und ſo nahe ſchien, waren in wenigen Stunden durch die Verruchtheit eines Böſewichts zertrümmert, der jetzt nicht ſein Verbrechen, ſondern bloß die Strafe deſſelben und deren Urheber mit den abſcheulichſten Flüchen verwünſchte.

Nur unvollständige Nachrichten hatte die Fürstin von den Leuten ihres Sohnes erhalten, da sie sämmtlich vor dem Ende des Kampfes entflohen waren. Einer der Bedienten ward noch vermißt; endlich, als es Morgen war, kam er, und brachte der unglücklichen Mutter die Hand ihres Sohnes, welche er auf dem Wahlplatze gefunden hatte, und die an einem Ringe nur zu deutlich erkannt wurde. Man denke sich den Schmerz der Fürstin, welche ihren Sohn, trotz seiner Ausschweifungen und trotz seines Verbrechens, noch immer zärtlich und mütterlich liebte. Diese Strafe fand sie zu hart, zu grausam. Jammernd und um Rache gen Himmel flehend, rang sie ihre Hände empor, und eilte von den Anhängern Iwans fortgerissen, nach der Hauptstadt, wo sie laut am Throne des Kaisers auf Verfolgung und Bestrafung der angeblichen Mörder ihres Sohnes drang. Der Befehl dazu ward erlassen. Die Umstände wurden mit jedem Augenblicke

dringender, und noch immer fehlte es an Päſſen, an Geld und an allen Mitteln zur Flucht. So verging ein angſtvoller Tag, und Sternthal, der allen Polizeibedienten nur zu genau bekannt war, durfte den unſichern Zufluchtsort nicht verlaſſen, wenn er nicht der äußerſten Gefahr ſich Preis geben wollte. Von dem Miniſter fürchtete er, wegen deſſen naher Verwandſchaft mit Iwan, Verrath. Die Fürſtin hatte überdies große Belohnungen auf die Entdeckung des Schickſals ihres Sohnes, und auf die Angabe des Aufenthalts ſeiner Feinde geſetzt. Das Gerücht hiervon durchflog ſchon von Munde zu Munde die Stadt; der ängſtliche, aber ehrliche Wirth hatt' es gleichfalls vernommen, und zeigte es voll großer Beſorgniß ſeinen Gäſten an. „Ich kann Sie nicht ſchützen, wenn man erfährt, daß Sie hier ſind! ſagte der Biedermann. Für mich kann ich einſtehen, aber nicht für meine Leute; und

dieſe haben Sie ja alle geſehen, wie Sie an-kamen!“ Aber was ſollte man anfangen? Es war ſchon wiederum Nacht, und keine Rettung, keine Hülfe war erſchienen. Plötzlich rollte ein Wagen vor das Haus. Fünf bewaffnete Männer, alle mit Masken, ſtiegen heraus und die Treppe zu dem Zimmer der Unglücklichen hinan. Selbſt der ſonſt ſo unerſchrockene Guſtav zitterte, mehr jedoch für das Schickſal ſeiner Geliebten und ſeiner Angehörigen, wie für ſein eigenes.

O, Jeſus! rief das unſchuldige Mädchen zu Boden ſinkend, als der erſte Hereintretende die Maske abnahm, und ſie nun den Grafen N., ihren Blutsverwandten vor ſich ſahe.

Um Gotte willen, ſeyn Sie ruhig! ſagte der Graf leiſe, das Mädchen aufhebend. Hätt' ich geſtern, wie ich wollte, zu dem Geburtsfeſte des Fürſten kommen können, gewiß träfe ich Sie Alle jetzt nicht in dieſer ſchrecklichen Lage.

Hier, Herr von Sternthal, ſind Ihre Päſſe, Ihr Abſchied und Ihre Empfehlungen; und hier haben Sie fünftauſend Rubel. Ihnen mehr zu geben, iſt mir für heute, ſo gern ich auch wollte, unmöglich; aber nun eilen Sie. Die Uhr geht auf zwölf; nachher werden die Wachen abgelöſt, dann ſind Sie verloren, dann iſt an keine Flucht mehr zu denken. Hier dieſe meine Freunde begleiten Sie bis zu dem Wagen, der außerhalb der Stadt für Sie beſtimmt iſt!

Edler, herrlicher Mann, rief Guſtav voll innigen Dankgefühls; erſt nachdem ich Ihnen Alles entdeckt hatte, fiel es mir ein, daß Sie ein naher Verwandter Iwans ſind. Schon glaubt' ich uns Alle — verzeihen Sie dem Argwohn — verrathen, und um nicht die Angſt und Verzweiflung dieſer Unglücklichen aufs Aeußerſte zu ſpannen, verheimlichte ich die marternde Beſorgniß.

Und das konnten Sie fürchten? — Nie muß der rechtliche Mann an dem Vertrauen eines Andern, am Wenigsten eines Unglücklichen, und wär' es der Mörder seines Vaters, zum Verräther werden. Nur dann, wenn ein solches Vertrauen die Ausführung eines Verbrechens beträfe, welches bloß durch die Anzeige des Vorsatzes zu hindern wäre; nur dann würde ich dazu mich verpflichtet halten. Wäre auch Iwan mein Bruder, so brauchten Sie auch von mir nichts zu fürchten. Aber nun, nun eilen Sie! Die Stunden haben Flügel!

Wem wäre es möglich die Scene des Abschieds zwischen Luisen und Gustav zu schildern! Ach, sehen wir uns wieder? Werden wir jemals uns wieder sehen? fragten sie einander weinend und fest umschlingend. O, gewiß, wenn auch nicht hier, doch dort oben in einer bessern Welt, wo keine Trennung, kein Tod mehr seyn wird! sagte die Baronin,

drückte tief bewegt die geliebten Kinder an das vor Kummer und Wehmuth zerſpringende Herz, und eilte dann von Luiſens Thränen und dem herzlichen Mitleiden des Grafen begleitet, mit Guſtav und deſſen Geſchwiſtern davon.

Kaum war Guſtav mit ſeiner Mutter fort, als ein zweiter Wagen vorfuhr. Luiſe zitterte.

Fürchten Sie nichts, theures Fräulein, ſagte der Graf. Dieſe Kutſche ſoll Sie in Sicherheit, jene dort den Fürſten zu ſeiner Mutter bringen, um die Unglückliche über ſein Schickſal zu beruhigen, und auch ihren Wirth vor der Entdeckung und der Strafe Ihrer Verheimlichung zu ſichern.

Mit verbundenen Augen ward Iwan nun auf Befehl des Miniſters von deſſen zurückgebliebenen bewaffneten Begleitern in eine der Kutſchen geſchafft; und ſo fuhr man mit ihm ab, um ihn den Händen der Seinigen zu überliefern.

Sie müssen noch verweilen, mein Fräulein, bis Sternthals Begleitung zurück kommt. Dann werd' ich Sie einem Ihrer Freunde übergeben, der auch der meinige ist. Er wird Sie und Ihren Herrn Vater nach einem meiner Güter geleiten, und unter seinem Schutze werden Sie sicher seyn.

Jetzt pochte es leise. Der Minister öffnete das Zimmer, und Graf Hellburg trat ohne Maske herein.

O, Gott! Sind Sie es? rief Luise voll frohen Erstaunens, als Sie den Freund ihres Vaters erblickte. Freilich, ich bin es! Lieber Himmel, in welcher Lage mußte ich Sie hier treffen? Ihre Freunde hab' ich zu dem Wagen begleitet, der sie hoffentlich sicher in wenigen Tagen über die Gränze bringen wird.

Hellburg! Hellburg! Sind Sie hier? seufzte der Oberst, von seiner langen Bewußtlosigkeit zum ersten Male erwachend. Ein schrecklicher

Traum! fuhr er fort, die zitternde Hand dem Freunde darbietend. Es war mir, als ob meine Luiſe geraubt, als ob ich ermordet ſey.

Ihre Luiſe iſt gerettet! antwortete Hellburg, und ſie küßte zärtlich die Hand ihres Vaters.

Eilen Sie! Eilen Sie! fiel der Miniſter ein, denn eine verlorne Sekunde bringt uns alle ins Verderben.

Man trug den Oberſten der wieder in ſeinen todtenähnlichen Schlummer verſunken war, in den Wagen. Hellburg und Luiſe ſetzten ſich neben ihn, und ſo ging es langſam zum Thore hinaus nach dem Gute des Grafen von N., wo ſchon Alles zu ihrer Aufnahme und Sicherheit in Bereitſchaft war.

Die ſich verzögernde Geneſung ihres Vaters hielt Luiſen zurück, ihm das Verhältniß zwiſchen Guſtav und ihr zu entdecken. Auch harrte ſie ſehnſuchtsvoll auf Briefe von dem Geliebten

ten, der, sobald er die Preußischen Gränze erreicht haben würde, zu schreiben versprochen hatte. Allein schon waren sechs Wochen vergangen, und keine Nachricht kam. Ihr Herz war von der heftigsten Angst über das Schicksal Sternthals und seiner Angehörigen gefoltert, und ungeachtet der innigen Theilnahme, welche Hellburg an all' ihren Schicksalen bezeigte, war es ihr dennoch unmöglich ihn zum Vertrauten ihres kostbarsten Geheimnisses zu machen. Ihre Lage war schrecklich. Gustavs Stillschweigen machte sie fürchten, daß seine Flucht entdeckt, und er unglücklich geworden sey. Von dem Hasse Iwans, der jetzt wieder hergestellt war, durfte man Alles erwarten, und Luise war so ungerecht gegen sich selbst, nicht ihren Beleidiger, sondern sich als die Ursache alles Unglücks anzuklagen. Gram, innere Vorwürfe und dumpfe, lange Verzweiflung bleichten ihre schönen, purpurblühenden Wangen; ihr sonst so heiteres,

freundliches Auge war immer in Thränen gehüllt, und dennoch war es ihr unmöglich, ihr gepreßtes Herz durch Klagen zu erleichtern.

So saß sie eines Abends, als Hellburg, der nach der Hauptstadt geritten war, in vollem Galopp auf den Hof sprengte.

Geschwind wir müssen fort, ehe sie kommen! rief der Hereinstürzende aus.

Wer denn? Wer kömmt? fragte der Oberst, der heute zum ersten Male außer dem Bette war.

Iwans Blutsverwandte, die Erben des Ministers, der schon vor acht Tagen gestorben ist. Morgen wollen sie feierlich die Güter in Besitz nehmen. Werden wir hier entdeckt, so sind wir verloren. Darum hab' ich uns Pässe verschafft, um augenblicklich zu reisen.

Wirklich war es hoch an der Zeit; denn kaum rollte der Wagen mit den drei Flüchtlingen von dem Schloßhofe herab, als ihnen

ſchon die neuen Beſitzer und mit ihnen Iwan begegneten. Die Dunkelheit der Nacht verhinderte es, daß der Oberſt und Luiſe nicht erkannt wurden. Endlich erreichte man Memel, und hier erfuhr das unglückliche Mädchen, daß die Eternthalſche Familie ſich nach England eingeſchifft habe, daß aber das Schiff an Norwegens Küſte geſcheitert, und alle darauf befindliche Menſchen verunglückt ſeyen. Heiße, bittere Thränen weinte ſie nun dem Tode des ſo zärtlich Geliebten. „Ja, ja, rief ſie aus, als ſie allein war, die ſchönen Hände gen Himmel ringend, wir werden uns wieder ſehen, wo keine Trennung und kein Tod mehr iſt.“

Tief verbarg ſie nun das Geheimniß ihrer Liebe in ihrem Herzen, um ihren immer kränkelnden Vater, der ſo innigen Antheil an ihr nahm, nicht zu betrüben.

Lange ſchon hatte Graf Hellburg Luiſen mit der größten Bewunderung betrachtet. Ihre

Alles aufopfernde, Allem gern entsagende Geduld, womit sie nur einzig für die Pflege ihres Vaters sorgte; ihr reines, kindliches Gemüth, welches sich in jedem ihrer Worte, in allen ihren Handlungen offenbarte; ihr tiefes, inniges Zartgefühl, welches ihrem ganzen Betragen, selbst dem Ton ihrer Stimme solche unnachahmliche, bezaubernde Anmuth gab; und besonders dies feste, unerschütterliche Vertrauen, mit dem sie auch unter den heftigsten Stürmen des Schicksals einer allwaltenden, gütigen Vorsehung vertraute; das Alles hatte ihn noch weit fester an Luisen gefesselt, wie ihre holde, liebliche Erscheinung und ihre mannichfachen, geistigen Vorzüge. Nach einer solchen Gattin hatt' er sich lange gesehnt, und er wünschte sich Glück, sie in dem schönen Mädchen für sich gerettet zu haben. Weit hinweg über die Jahre der brausenden Leidenschaft, liebte er Luisen um so beständiger und treuer. Nichts stand nach seiner

Aussicht der Erfüllung seines Wunsches entgegen, denn sie hatte ihm ja vom Anfange ihrer Bekanntschaft immer das aufrichtigste Wohlwollen, die theilnehmendste Freundschaft bewiesen; und daß sie nicht heucheln konnte, deß war er gewiß. Sein Stand, sein Vermögen, sein allgemein bekannter Karakter, verbunden mit den vielfachen und großen Beweisen der uneigennützigsten Aufopferung, welche er dem Obersten gegeben hatte, bürgten ihm für die Einwilligung des letztern, dem nun nach der Rückkehr ins Vaterland und nach dem Tode des Fürsten, der größte Theil seiner Güter zurückgegeben war. Ganz nach alter Sitte, und ganz gegen die heutige, wählte der Graf den Vater seiner Geliebten zu seinem Brautwerber. Wallhain versprach mit einer frohen Umarmung seinem Freunde schon im Voraus die Gewährung seines Wunsches; allein wie sehr sich beide in ihren Hoffnungen täuschten, lehrt der Anfang dieser Erzählung.

Luiſe verlebte ihre wonnigſten Stunden in der wehmüthigen Erinnerung an jene Blüthenzeit ihres Lebens, welche für ſie eben ſo beſeligend war, wie ſie ſchredlich ſich endete; und in dem ſtillen ſehnſuchtsvollen Hinblicken in eine ſchönere Welt, in welcher ſie unzertrennlich mit dem Einziggeliebten vereint ſeyn würde. Durch ihre Verlobung mit dieſem glaubte ſie nur ihm, und durch ſeinen Tod der Ewigkeit anzugehören. Schon der Gedanke an eine Heirath mit einem Andern hätte ihr das größte Verbrechen, der größte Frevel gegen das Andenken des geliebten Todten geſchienen; und um ſo weher that ihr der Antrag ihres Vaters. Ihm wollte ſie die Gefühle ihres Herzens nicht entdecken. Sie kannte ja ſeine Anſichten. Mit den Todten kann man nicht hauſen; das war ſein Wahlſpruch, dem er vielleicht auch nach dem Tode ſeiner Gemahlin gefolgt wäre, wenn nicht die Stürme des Schickſals ihm das Leben verbittert hätten.

Noch saß Luise in der Laube, wo wir und ihr Vater sie verließen. Von Hellburgs Edelmuth fest überzeugt, beschloß sie ihm offen ihr Verhältniß gegen Gustav, und die Unmöglichkeit zu gestehen, sich je mit einem Andern zu verbinden. In diesem Augenblicke kam der Graf mit ihrem Vater daher. Lauter und heftiger, und immer angstvoller klopfte das Herz des unglücklichen Mädchens! alle Aufopferungen des edlen, vortefflichen Mannes, alle Beweise der uneigennützigsten, redlichsten Freundschaft, welche er ihr und ihrem Vater gegeben hatte, erwachten in ihrer Erinnerung; wie war es dem zartempfindenden Geschöpf wol möglich, ihn zu kränken? Der Muth zu dem Geständnisse entsank ihr, und so verschob sie es von einem Tage zum andern.

Hellburg besaß zu viel Zartsinn, um bei Luisen auf eine rasche Erklärung zu dringen. Auch ward er ja von dem Obersten der Er-

füllung ſeiner Wünſche auf das Gewiſſeſte verſichert. als daß ein Zweifel ihn hätte beunruhigen ſollen.

Auf jede Anfrage des Grafen antwortete Wallhain mit ſeinem gewöhnlichen: Es wird ſich ſchon finden! Hellburg beſuchte täglich den Oberſten und ſeine Tochter, und erhielt immer dieſelbe Auskunft, mit der Bemerkung: man müſſe Luiſen Zeit laſſen, und ſie nicht übereilen. Dies fortwährende Harren ſpannte die Sehnſucht des Liebenden auf's höchſte. Nur in der Nähe des heißgeliebten Mädchens konnte er ſich ruhig und glücklich fühlen, und wie entzückt war er nicht wenn ihr ſanftes, ſeelenvolles Auge dem ſeinigen ſo mild' und freundlich begegnete.

Wirklich hätte Luiſe als Hellburgs Gattin ſehr glücklich ſeyn können, wenn nicht jenes Verhältniß mit Guſtav ihr Herz für jede andere Liebe auf immer verſchloſſen hätte. Sie

sah' es, wie innig der Graf sie liebte, und sie fühlte, wie tief ihn die Vernichtung seiner Hoffnungen, auf deren Erfüllung er doch so gerechte Ansprüche hatte, würde betrüben müssen. Dies gab ihrem Benehmen gegen ihn eine so freundliche, theilnehmende Herzlichkeit, daß Hellburg, der nichts von ihrer frühern Liebe ahnete, die seinige für erwiedert hielt. Nun wollt' er auch sich nicht länger von dem Obersten vertrösten lassen; sondern dem holden Mädchen die Gefühle seines Herzens entdecken, und von ihren Rosenlippen das Geständniß ihrer Gegenliebe und die Gewährung seines Glücks empfangen.

Deshalb eilte er zu ihr, und traf sie ohne ihren Vater, zu Hause. Allein schon eine Stunde lang war er mit ihr im Garten auf und nieder gegangen, und dennoch konnte er immer keine Worte finden. Luise schien tief und innig bewegt. Zärtlich drückte er ihre

Hand, und ein leiſer, von ihrer Seite ganz unwillkürlicher Gegendruck, ſo wie die Thränen in ihrem Auge erfüllten ihn mit dem höchſten Entzücken.

Beſtes einziges Mädchen, rief er aus, ihre Hand an die brennenden Lippen drückend; Sie wiſſen von ihrem Vater, wie heiß, wie glühend ich Sie liebe. Darf ich — darf ich dieſe Hand mein nennen?

Herr Graf, antwortete ſie bleich, zitternd und erſtaunt, ſchon lange hab' ich dieſen Augenblick gefürchtet. Es thut mir unendlich wehe, daß ich einen Mann, den ich ſo aufrichtig, ſo über Alles hochachte, mit einer abſchlägigen Antwort kränken muß. Ich bin nicht mehr frei, Herr Graf; ich bin ſchon verlobt.

Verlobt! — rief der auf das Schmerzhafteſte Getroffene. O, Gott — wo, wer iſt der Glückliche?

Nicht mehr unter den Lebenden, dort oben ist er! sagte Luise mit sehnsuchtsvollem Blick gen Himmel, und ein Strom von Thränen entstürzte ihrem Auge.

Also todt? — Liebes, herrliches Mädchen, aber dann dürft' ich doch hoffen?

Nichts, Herr Graf!

Guter Himmel, Ihre Verbindungen sind ja doch aufgelöst.

Das konnten sie nie werden! Mit Gustav von Sternhof hatt' ich mich für diese und jene Welt verlobt. Ihm schwor ich ewige Treue, und durch seinen Tod gehöre ich nicht mehr diesem, sondern einem künftigen Leben an, welches mich bald, bald mit ihm vereinen wird.

Umsonst suchte der Graf zu beweisen, daß jedes irdische Verhältniß mit dem Tode aufhöre; daß man, so lange man auf dieser Welt lebe, nicht Bürger einer überirdischen

seyn könne. Allein kalte Vernunftgründe sind zerbrechliche Waffen gegen die Gefühle des Herzens. Nichts konnte Luisen in ihrer Treue gegen den Verstorbenen erschüttern.

Fodern Sie keine Liebe von mir, bester Graf, versetzte sie. Die kann ich Ihnen nimmer gewähren; nur Dankbarkeit, innige Hochachtung und theilnehmende Freundschaft vermag ich zu geben. Sie sagen, daß Sie nur in meiner Umgebung sich glücklich und ruhig fühlen. Nun, so kommen Sie recht oft zu uns, jeden Tag, jede Stunde, wenn es Ihnen gefällt. Allein begehren Sie nichts Unmögliches. Erfüllt man doch den Willen eines Todten, der einem ganz fremd ist, und dem man gar eine solche Erfüllung nicht verheißen hat; — und ich, ich sollte meinem Gustav, der mir mehr als Alles war, einen Schwur brechen, durch den ich ihm für diese und jene Welt zu ewiger Treue verpflichtet bin? Nimmermehr!

Dann würd' ich ja meiner und Ihrer unwerth seyn. Der Gedanke an diesen Meineid würde mich in meiner Todesstunde mit allen Schrecknissen der Hölle martern, und hier und dort würde für mich weder Ruhe, noch Glück, noch Freude seyn.

So Luise. Hellburg sah ein, daß er unter diesen Umständen auf alle Hoffnung verzichten müsse. Tiefbetrübt, und mit thränenvollem Auge, aber stark und fest, wie ein Mann, ergriff er ihre Hand.

Sie, bestes Mädchen, sagte er, werd' ich Sie wieder durch einen Antrag dieser Art kränken. Aber das vergönnen Sie mir, daß ich recht oft Sie besuche, um wo möglich in Ihrer Umgebung den Schmerz zu mildern über den unendlichen Verlust, den ich leiden muß.

Gern gewährte sie das.

Er kam jetzt fast öfterer, wie vorhin. Da

schien, als suchte er sich durch Luisens Anschauen für die Vernichtung der schönsten Hoffnungen seines Lebens zu entschädigen; allein nie entfiel ihm ein Wort oder eine Sylbe welche auf seine Liebe gedeutet hätte, und nur mit stillen, sehnsuchtsvollen Blicken betrachtete er das holde Geschöpf.

O, Gott, sagte er oft, wenn Luisens dunkles, in Thränen gehülltes Auge ihm begegnete, o Gott, wär' es mir möglich, beste Luise, mit meinem Leben Ihren Gustav vom Tode zu erwecken; wie glücklich würd' ich seyn!

Dem Obersten fiel es auf, daß der Graf nichts mehr von seiner Liebe und seiner Heirath sprach. Er mag sich eines Andern besonnen haben, dacht' er. Es sey! Meine Luise ist erst achtzehn Jahr alt. Sie besitzt alle Vorzüge der Seele und des Körpers. Sie konnte den Grafen überdies ja nicht ausstehen, und

gewiß finden sich noch tausend Andere, die ihr besser gefallen.

Darin irrte er sehr. Nicht Einen, vielweniger tausend andere Männer, außer Sternthal, konnte es geben, die Luisen besser, oder nur in gleichem Grade gefallen hätten, wie Hellburg. Hätte sie ihren Gustav nie kennen lernen, oder wäre sie nur nie mit ihm in jenes Verhältniß getreten; gewiß würde sie dann Hellburgs glückliche Gattin geworden seyn. Das war jetzt ihr unmöglich. Jener Wahn ihres Vaters schützte sie indessen vor ferneren Zudringungen, und sorgfältig vermied sie, ihm Veranlassung zu irgend einer Frage in dieser Hinsicht zu geben. Der Graf that, auf Luisens Bitte, dasselbe.

Der deutsche Freiheitskampf war in vollen Flammen ausgebrochen. Von allen Seiten tönte Krieg und Kriegesgeschrei. Heere aus allen Völkern und Zungen durchstürmten theils feind-

lich, theils freundlich Deutschlands blühende Fluren, und Wallhain erinnerte sich mit Hochgefühl der Zeiten, wo auch er unter Österreichs Fahnen gegen Frankreich focht. So saß er eines Tages in dem Lieblingslaubchen Luisens, und erzählte ihr von seinen Feldzügen und von seinen Besorgnissen und Hoffnungen wegen des gegenwärtigen Krieges. Da kam Hellburg eilenden Schritts und mit funkelndem Auge zu ihnen in den Garten.

Nur auf ein Wörtchen allein, bester Wallhain! sagte er zu dem Obersten, und sie gingen. Aengstlich und sehnsuchtsvoll harrte Luise ihrer Rückkehr. Die Unterredung mußte sie betreffen; das hatte ihr der verstellene Blick gesagt, welchen der Graf auf sie warf.

Endlich kam dieser ohne ihren Vater zurück. Sein Auge schimmerte vor Freude.

Mein Fräulein, sagte er, sie haben meine Hand ausgeschlagen; Sie haben nicht glücklich

durch mich werden wollen. Aber jetzt sollen, jetzt müssen Sie es. Es ist der Wille Ihres Vaters. Gewiß werden Sie der kindlichen Liebe und dem Gehorsam gegen ihn die bloß eingebildete Pflicht gegen einen längst Verstorbenen aufopfern.

Man denke sich den Schrecken der Unglücklichen, als sie in dem Mann, welchen sie für den treuesten Bewahrer ihres heiligsten Geheimnisses hielt, einen muthwilligen Verräther vor sich sahe.

Nimmermehr, rief sie empört aus, ihre Hand ihm entreißend. Ich verlange auf dieser Welt nicht glücklich zu seyn. Wie konnten Sie falter, treuloser — wie konnten Sie so schrecklich mich täuschen. War das die Freundschaft, die Sie mir heuchelten?

Ruhig, ruhig, mein Fräulein! Bedenken Sie, daß Sie Kind und Ihrem Vater Folgsamkeit schuldig sind. Kommen Sie, kommen Sie.

Nun, das will ich! Meinem Vater will ich es ſagen, daß für mich kein Glück auf Erden iſt; daß ich — o Gott! — Ein Strom von Thränen erſtickte ihre Stimme.

Voll Unwillen und Verzweiflung folgte ſie dem Grafen, gegen den ſelbſt Iwan ihr ein Engel ſchien.

Man trat in das Zimmer, und o Himmel, wie erſtaunte ſie, als Guſtav von Sternthal mit offenen Armen ihr entgegen flog.

Nein, nein, rief der edle Hellburg, halb weinend, halb lachend, und hielt ſie ſchalkhaft zurück. Sie wollen ja auf Erden nicht glücklich ſeyn!

Ich will es! ſagte das wonnetrunkene Mädchen. Thränen des höchſten, ſeligſten Entzückens, abgebrochene Fragen und Worte wechſelten zwiſchen den Liebenden, die ſchon beide ſeit zwei langen, trauervollen Jahren einander todt gewähnt hatten.

Die Nachricht von dem Schiffbruche an der norwegischen Küste war gegründet; allein Sternthal hatte sich mit den Seinigen glücklich gerettet. Er begab sich mit seiner Mutter und seinen Geschwistern nach Stockholm, wo er bald nachher den Tod des Fürsten erfuhr, der ein Opfer seines zügellosen Lebens ward. Durch den Tod des Grafen von R. der ohne es zu wollen, die Hauptstütze der fürstlichen Familie war, hatte diese ihren Einfluß gänzlich verloren, und Sternthal gelangte mit Hülfe seiner Freunde wieder zum Besitze seines Vermögens. Alle Erkundigungen nach Luisen und ihrem Vater blieben jedoch umsonst; der französisch-russische Krieg machte überdies jede weitere Nachforschung unmöglich. Gustav trat wieder in die Dienste seines Vaterlandes. Er war jetzt mit mehreren Orden geschmückt, und Oberst desselben Regiments, welches sonst Iwan gehörte. So

kam er nach Deutſchland, und zu dem Grafen von Hellburg ins Quartier. Sie erkannten ſich, und der edle Graf eilte, der Heißgeliebten ihren Guſtav zuzuführen.

Walkhain ſegnete voll väterlicher Freude den Bund ſeiner Kinder; allein Guſtav mußte verſprechen, ſeine Güter in Rußland zu verkaufen, und nach dem Frieden, in Deutſchland zu wohnen.

Gott, ich danke Dir, ſagte der hochherzige Graf, den thränenvollen Blick gen Himmel hebend, ich ſelbſt freilich nicht glücklich ſeyn; aber Andere beglücken darf ich doch!

O, Sie werden es gewiß einſt ſelbſt werden! antwortete Luiſe, ihm freundlich die Hand reichend.

Nie! verſetzte er, aber er irrte.

Einige Tage nachher kam die Baronin mit ihren übrigen Kindern ihrem Sohne nach. Fröhlich ward die Hochzeit der beiden Lieben-

den gefeiert; auch Hellburg war ungewöhnlich vergnügt. Luise, die bis jenseits des Grabes Getreue, begleitete ihren Gemahl auf seiner blutigen Laufbahn. Gottes Engel beschützten ihn. Froh und gesund kam er mit seiner geliebten Gattin gerade an dem Tage aus Frankreich zurück, an welchem seine älteste Schwester, ein holdes, reizendes Mädchen von Luisens Alter, mit Hellburg vor den Altar trat.

„Auch ich bin glücklich! rief der Graf der jungen Baronin zu.

So froh und zufrieden, wie nur Menschen auf Erden es werden können, leben die beiden Ehepaare in geschwisterlicher, zärtlicher Eintracht mit einander, umspielt von holden, goldlockigten Kindern, welche die Freude ihrer Eltern und Großeltern sind.

Die

Reiſe zur Meſſe

oder

das Inkognito.

Erſtes Kapitel.

Dorettchen ſeufzt.

Morgen, Kinderchen, ſagte der Oberamtmann Meier zu ſeiner Frau und holdblühenden Dorette, morgen müſſen wir reiſen, um am beſtimmten Tage in Leipzig zu ſeyn. Aber Rothenfels muß für ſein langes Stillſchweigen beſtraft werden. Deshalb machen wir die Reiſe inkognito, und ſteigen nicht in dem Gaſthofe ab, den er uns beſtimmt hat. Er ſoll durch unſer unerwartetes, plötzliches Erſcheinen recht überraſcht werden.

Aber, lieber Mann, warum willſt Du Deinen Namen verleugnen? Denn das mußt Du doch, wenn Du inkognito reiſen willſt.

Mein Kind, es iſt in Leipzig tout, comme chez nous, wie der Lateiner ſagt. Wenn wir

in Mückenwalde ankommen, dann ist es gleich ein Aufsehen, ein Gaffen, ein Rucken aus allen Fenstern; da läuft augenblicklich die Frau Pastorin zu der Frau Superintendentin, die Mamsell Stadtschreiberin zur Mamsell Burgemeisterin, der Herr Kantor zum Herrn Rektor, und flüstern sich ins Ohr: Oberamtmann's sind gekommen! So würde es in Leipzig auch gehen, und Du weißt, ich liebe dergleichen nicht.

Aber Leipzig ist doch größer, wie Mückenwalde —

Eben! Je größer je ärger! Wir reisen, wie gesagt, inkognito, denn warum wollen wir gleich einen Auflauf verursachen? Ich nenne mich Heinrich, nach meinem Vornamen, und gebe mich nicht für einen Oberamtmann, sondern bloß für einen Amtmann aus. Daraus, daß ich vor dem Amtmann das Ober-, und so auch meinen Zunamen hinweglasse, braucht

ich mir kein Gewiſſen zu machen. Das iſt keine Sünde, Mütterchen!“

Die Oberamtmannin lächelte, aber Dorettchen ſeufzte.

Zweites Kapitel.

Warum?

Warum Dorettchen ſeufzte? fragen meine ſchönen Leſerinnen, als ob ich wiſſen müßte, um was Alles ein Mädchen wol ſeufzen kann. Wir Männer glauben, daß ein Mädchenſeufzer bloß einen Geliebten, ſonſt aber nie etwas zu bedeuten habe. Dorettchens Seufzer hatte gleichfalls die erſtere, wichtige Tendenz aller ſeiner Kollegen von ſchönen und häßlichen, alten und jugendlichen Jungfrauenlippen; denn ſelbſt die betagteſte Jungfrau blickt mit der Brille auf der Naſe noch nach einem irdiſchen

Bräutigam umher, und tröstet sich auf dem Sterbebette mit der Hoffnung eines himmlischen Liebhabers.

Für das holde Dorettchen war übrigens im Irdischen schon frühe genug gesorgt. Auf der Leipziger Messe sollte sie ihren Bräutigam umarmen, und doch seufzte der kleine Affe recht tief und wehmüthig.

Herr Oberamtmann Meier zu Neuhof und Herr Kaufmann Rothenfels in Mückenwalde hatten nemlich zwei Schwestern geheirathet. Beide waren schöne, gebildete Mädchen. Ihre Männer hatten freilich wenig Sinn für den letztern Vorzug, denn der Oberamtmann freuete sich mehr über das Gebläh eines Fetthammels, wie über das herrlichste Lied von Schiller oder Göthe, und für Herrn Rothenfels hatte eine Postille in Folio, die er zu Tüten benutzen konnte, höhern Werth, wie alle Musen-Almanache und Taschenbücher, die dazu bekanntlich

nicht brauchbar ſind. Indeſſen waren ſie doch erkenntlich gegen die guten Weiberchen, denen ſie das höchſte Glück ihres Lebens verdankten, und es durfte kein Roman, kein Taſchenbuch, keine Gedichtſammlung ihnen bekannt werden, die ſie nicht ihren Frauen, welche darauf eben ſo ſehr, wie die Männer auf das Geld, erpicht waren, geſchenkt hätten. So befanden ſich die beiden Schweſtern bald im Beſitze einer bedeutenden Anzahl deutſcher und ausländiſcher Dichtungen von den Geiſteswerken eines Schiller, Wieland, Göthe, Herder, Schlegel, Jean Paul, Schilling, und vieler Anderer bis zu den Handarbeiten eines Cramer, Spieß ꝛc. welche letztern den Männern zu Fidibus und Tüten zurück gegeben wurden; denn glücklicher Weiſe wußte der reine Sinn und das richtige Gefühl der beiden Frauen das Gute von dem Schlechten, das Schöne und Vortreffliche von dem Mittelmäßigen zu ſcheiden. Durch die in-

gigste Gegenliebe, durch Wirthlichkeit und stillen häuslichen Sinn vergalten sie ihren Männern die zärtliche, zuvorkommende Sorge; und beide Ehen, so verschieden die Stufe von Geistesbildung der Gatten war, gehörten zu den frohesten und glücklichsten. So sollte es aber auch in jedem Hause seyn, Selbstsucht der Männer ist der Aemodi der meisten Ehen. Die Frau soll Alles opfern; auf Alles, auf Rang, Freiheit, Familie, oft auch auf Gesundheit und Leben verzichten, um die Ehre zu haben, einen eiteln, verächtlichen Thoren glücklich zu machen. Die Frau soll sich als eine Sache betrachten, die nur von Gott zum Vergnügen und zum Spiel der Launen des Mannes geschaffen ist, während dieser ihr jede schuldlose Freude, unter dem Vorwande: es koste zu viel, versagt, und sich von ihr, selbst die nothwendigsten, Bedürfnisse abbetteln läßt, um nur im Kreise jubelnder Trink- und Spielgenos-

sen zu beluſtigen. Wie oft eilt der empfindungsloſe Gatte und Vater hinweg von dem Krankenbette ſeiner Gattin und ſeines Kindes, und verſplittert im rauſchenden Vergnügen das Geld, was er ſich nicht entſchließen kann, auf ihre Erquickung und Wiederherſtellung zu verwenden! Allein wiche das Weib nur einmal von dem Siechbette ihres Gebieters und Tyrannen, um einige Stunden friſche Luft zu ſchöpfen, dann würde es heißen: Sie kümmert ſich nicht um mich! Sie achtet mich nicht. Tief muß es das Gefühl jedes feiner empfindenden Weibes verletzen, welches auf ſolche Weiſe behandelt wird. Mit reinem und unbefangenem Sinn, mit einem für jede unſchuldige Freude, für jedes ſchöne Gefühl offenem Herzen tritt ſo manches Mädchen in das Verhältniß der Gattin, und bringt ihre Familien- und Freundſchaftsverbindungen, ihr Vermögen, die liebliche Blüthe der Jugend und Schönheit, ſelbſt

ihre Gesundheit, ihr Leben zum Opfer dar; aber schon nach wenigen Wochen, so wie der erste Rausch verfliegt, entschwindet das zauberische Trugbild, welches ihr jene Opfer entlockte. Kälte und Gleichgültigkeit treten an die Stelle der Zärtlichkeit und Liebe, womit der Jüngling noch vor wenigen Monaten die blühende Braut umfing. Er, der sein einziges Glück sonst nur in ihrer Nähe fand, sucht es jetzt außer dem Hause, in wildem tobendem Lärm, oder gar in der Verletzung der am Altar so heilig beschworenen Gattentreue. Wie sollte es da noch ein Wunder seyn, wenn so manches schöne, edle Herz, voll Unmuths, an dem Besten und Heiligsten der Menschheit verzweifelt, und selbst sich in einen Strudel hinabstürzt, aus dem kein Mensch, kein Engel, aus dem nur die erbarmende, verzeihende Vaterliebe Gottes erretten kann?

Die Oberamtmannin Meier und Frau Ro-

thenfels befanden ſich nicht in ſolcher Lage; denn ſtanden ihre Männer auch nicht mit ihnen auf einer gleichen Stufe geiſtiger Bildung, ſo ward dieſer Mangel doch reichlich durch Herzensgüte und gegenſeitige zuvorkommende Zärtlichkeit erſetzt. Beide Familien hatten einen Segen von Kindern. Die kleinen Mädchen blühten ſo lieblich, wie Roſenknöspchen, und die Jungen waren geſund und feſt, voll Muth und Kraft, wie ihre Väter. Allein eine anſteckende Krankheit befiel, ſowol Meiers, wie Rothenfels Kinder, und nach wenigen Tagen blieb dem erſtern nur eine Tochter, verſtehende Dorette, und dem letztern, Rothenfels, nur ein Sohn übrig. Der Arzt kaſſirte den Lohn für ſeine Thaten ein, und verſicherte die weinenden Eltern chriſtlich genug: daß die kleinen Todten wohl verwahrt, und mancher Verführung entgangen wären. Jetzt beſuchten die beiden Ehepaare ſich häufiger, wie jemals,

um sich über den Verlust ihrer Kinder zu trösten. Auch Theodor und Dorette waren außer sich vor Freude, wenn sie sich sahen, und der Knabe, so wild er war, spielte gern die Spiele des kleinen, schüchternen Mädchens mit; dieses nahm gleichfalls aus Liebe und Dankbarkeit an seinen Spielen Theil, und achtete manchen Peitschenhieb nicht, den es von dem Unvorsichtigen empfing, wenn es sein Pferd seyn mußte. „Er hat es ja nicht böse gemeynt," oder „er that nur so!" sagte Dorettchen dann, und weinte bitterlich, wenn seine Eltern ihn bestrafen wollten.

Diese so heitern Tage flohen rasch mit ihren Freuden dahin. Rothenfels erbte ein sehr großes Vermögen in Petersburg, und wünschte es noch zu verdoppeln, oder gar zu vervielfachen, wozu ihm kein Ort paßlicher schien, wie die kaiserliche Residenzstadt. Vergebens suchten seine Gattin und seine Schwiegerin, ver-

geben: auch der Oberamtmann ihn von diesem Vorsatze abzubringen. Man mußte ihm nachgeben. „Wir können uns ja alle Jahre einmal abwechselnd besuchen! sagte er, denn an Reisegeld wird es uns beiden nicht fehlen.“

Je näher der Tag der Trennung heran rückte, je schmerzlicher ergriff die Wehmuth die Herzen der beiden Frauen. Der Wunsch, ihre Kinder einmal mit einander verheirathet und glücklich zu sehen, war schon oft der Gegenstand ihrer vertraulichen Unterredungen gewesen. Ein Wunsch, der um so verzeihlicher war, da er sich bloß in der Uebereinstimmung ihrer Gemüther, in ihrer gegenseitigen Liebe und in der Ueberzeugung, daß ihre Kinder selbst von dem Himmel für einander bestimmt wären, gründete. Sie sprachen jetzt, erst in scherzendem, dann in ernsthaftem Tone mit ihren Männern davon.

Ihr Weiber, seyd doch närrische Geschöpfe! sagte Rothenfels lächelnd.

Weil wir Bein von Eurem Bein, und Fleisch von Eurem Fleisch sind! antwortete seine Frau, denn die Oberamtmannin war empfindlich darüber, daß ihr reicherer Schwager die Hand ihrer Tochter für seinen Sohn abzulehnen schien.

Allein ein kleiner Unterschied ist doch zwischen den Männern und Weibern! sagte der Oberamtmann, und warf sich gewaltig in die Brust. Der Mann denkt, ehe er spricht, und das Weib spricht, ehe es denkt.

Das hat Deine Frau Dir wol aus Rochefoucaulds Maximen vorgelesen! versetzte Frau Rothenfels bitter. Aber ich weiß einen größern Unterschied. Ihr Männer gönnt uns nicht einmal einen freundlichen Traum, und wir müssen euch doch so oft die schönste Wirklichkeit opfern.

Gern, gern, wollen wir Euch Eure freundlichen Träume gönnen, liebes Weib! verſetzte Rothenfels betroffen. Aber was wollt Ihr denn? Die Kinder ſind ja noch zu jung; wie könnt Ihr vom Heirathen ſprechen? Der Junge iſt ſechs, das Mädchen vier Jahre alt. Sie können ja beide noch ſterben.

Wir werden keinen Arzt wieder gebrauchen.

Auch ohne Arzt kann man ſterben, wenn es ein Unglück ſeyn ſoll.

Allein, wir könnten doch die Kinder mit einander verloben?

„Ei, gar zu gern, wenn Euch das ein Vergnügen macht!“ erwiederte Rothenfels, obgleich eine künftige Verheirathung ſeines Sohnes mit der reichen Erbin eines Bankiers einer ſeiner Lieblingsgedanken war. Wer weiß, wie das kömmt, dachte er, Dorettchen hat ja noch ſo wenig die Frieſeln, wie die Maſern gehabt.

Ich gebe meine väterliche Einwilligung und meinen Segen dazu! sagte der Oberamtmann, dem es einleuchtete, daß Theodor Rothenfels eine annehmliche Parthie für Dorettchen würde. Große Herren verloben ihre Kinder ja schon in der Wiege, und oft noch vor ihrer Geburt. Warum sollten wir das nicht auch thun?

Drittes Kapitel.

Von Sponsalienſachen.

Der Verlobungstag kam. Rothenfels hatte ein paar kleine, kostbare Trauringe machen lassen. Seine Frau und die Oberamtmannin hatten dagegen in dem Garten der letztern einen Altar von Rasen gebauet, ihn mit Myrthen und blühenden Rosengebüschen umpflanzt, und daneben stand auf der einen Seite ein Merkur von Papiermaché, auf der andern eine

Ceres von Gyps, die ſich einander, freundlich lächelnd, die Hand reichten. Auf dem Altar ſelbſt, hielt Hymen den geflügelten Amor umſchlungen, und dieſer ſtand, wie ein kleiner Mars, drohend mit geſpanntem Bogen da. Der Oberamtmann ſtudierte in einer Sammlung Kaſualreden aus der Mitte des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts und übte ſich eine Verlöbnißrede ein, welche er dem gegenwärtigen Fall anzupaſſen ſuchte. Dorettchen freuete ſich unausſprechlich über das hübſche neue Kleid, über den blitzenden Ring an ihrem Fingerchen, und über den blühenden Myrthenkranz, womit die Mutter ihr das Haar geſchmückt hatte. Theodor naſchte indeſſen von dem Zuckerwerk, welches er, nach dem Gebot ſeiner Eltern, mit Dorettchen theilen ſollte, und freuete ſich, als beinahe zwei Drittheile verzehrt waren, daß man ihn gar nicht bemerkte. Jetzt begann die feierliche Handlung. Der

Oberamtmann hustete und räusperte sich drei-mal, und fing sodann mit einem verlegenen: „Was ich sagen wollte!“ an, sprach hierauf, als er endlich in Zug gekommen war, in pas-torlichpathetischem Tone zu dem kleinen Braut-paar, und legte denselben die Pflichten der Liebe, der Treue, und der Verträglichkeit ans Herz; er sagte ihnen, daß sie dereinst sich hei-rathen, dann, gleich einem Paar Ochsen, an dem Ehejoch schieben, und ihr Tagewerk auf dieser Welt vollenden sollten!

„Dürfen wir aber nicht auch Pferd mit ein-ander spielen? fragte Theodor, der nicht gern Ochs seyn wollte.

„Und für die Puppe Kuchen backen und Suppe kochen?“ setzte Dorettchen hinzu, weil sie sich vor dem Joch fürchtete.

Freilich, freilich, lieben Kinder, das sollt Ihr! antwortete Rothenfels; und so froh und

vergnügt ſollt Ihr dann immer mit einander bleiben, wie Ihr jetzt ſeyd.

Theodor ſah bei Tiſche mehr nach dem Kuchen, wie nach der kleinen Braut, welche neben ihm ſaß, und ſich im Spiegel bewunderte.

Viertes Kapitel.

Wir werden uns wiederſehen.

Nur die Hoffnung eines alljährlichen Wiederſehens linderte den Schweſtern die Schmerzen der Trennung. Die Männer fügten ſich tiefgerührt, aber muthig in die Nothwendigkeit. Die kleinen Brautleute weinten recht bitterlich, als ſie hörten, daß ſie in langer Zeit nicht wieder mit einander ſpielen ſollten, und verſicherten hoch und theuer, daß ſie ja nicht unartig geweſen wären. Indeſſen vergaßen ſie zuerſt ihren Kummer, denn Theodor ward durch die

vielen neuen Gegenstände auf der Reise bald zerstreuet, und Dorettchen konnte wegen überhäufter Sorgen für ihre beiden Puppen und ihr blechernes Federrich nicht an den Bräutigam denken.

Durch Geschäfte, Krankheiten, und besonders durch die große Entfernung wurden die versprochenen wechselseitigen Besuche jedoch verhindert, und endlich stockte auch, wegen der kriegerischen Verhältnisse, der anfangs fleißige, nachher aber desto seltnere Briefwechsel. Erst nach der Flucht der Franzosen aus Rußland schrieb Rothenfels: er sey mit seiner Gattin und seinem Sohne gesund und glücklich in Rostock angekommen; er werde nach Abschluß seiner dortigen Geschäfte mit den Seinigen zur Messe nach Laipzig reisen, wo er auch den Oberamtmann nebst seiner Frau und Tochter erwarte, um nachher die Hochzeit der jungen Leute zu feiern. „Meinen Theodor werdet Ihr

aber kaum wieder erkennen!“ ſetzte er in einem Bedenken erregenden Tone hinzu.

Fünftes Kapitel.

Für empfindſame Perſonen.

Vor der Hochzeit und dem zwanzigjährigen Bräutigam eben fürchtete Dorettchen ſich, und dieſe Furcht preßte ihr den, im erſten und zweiten Kapitel bearbeiteten, Seufzer aus. Wir ſind freilich mit unſern holden Leſerinnen, die zehn Jahre und drüber alt ſind, einverſtanden, daß jene Furcht in das Magazin des Wundervollen und Unbegreiflichen zu gehören ſcheint; allein Dorettchen hatte wol Urſache, zu ſeufzen und ſich zu fürchten.

Sie erinnerte ſich nemlich ihres Frühverlobten gar nicht mehr; denn ſchon ſeit vierzehn Jahren hatte ſie ihn nicht geſehen. Was

konnte nicht durch Krankheiten, Unglücksfälle und auf andere Weise zu Theodors Nachtheil verändert seyn? Ihre Mutter hatte ihr freilich oft gesagt, er wäre als Kind so schön, wie ein Amor, gewesen; aber der Amor in des Oberamtmanns Gastestube konnte, trotz seiner großen Allongenperücke, wahrlich nicht die mindesten Ansprüche auf Schönheit machen. Wie wenn nun Theodor diesem geglichen hätte, oder gar noch glich? Wäre er aber auch wirklich etwas hübscher, wie besagter Liebesgott gewesen, so mußte doch mit ihm, selbst nach seines Vaters Briefe, eine mächtige Veränderung sich zugetragen haben, da sogar ihre Eltern ihn nicht sollten wieder erkennen können. Das arme Mädchen sollte ein Loos in der Lotterie ziehen, welches über ihr ganzes Leben entschied. Wer kann ihr also wohl das Seufzen verdenken?

Indessen äußerte Dorettchen ihren Kummer

gegen ihre Eltern nicht, um dieſe nicht zu kränken; aber Tag und Nacht hob ſie die ſchönen, weißen Händchen zu Gott empor, und bat ihn flehentlich, ihr das Opfer, welches ſie bringen ſollte, zu erleichtern, und ſie, wenn es irgend thunlich wäre, von der Welt zu nehmen.

Endlich erſchien der, von der Oberamtmannin ſo ſehr gewünſchte, und von ihrer holden Tochter noch mehr gefürchtete Tag der Reiſe. Die Pferde wurden angeſpannt; Chriſtoph mußte auf acht Tage „Futter für 's Vieh" mitnehmen, und die Säcke hinten aufbinden. Die Oberamtmannin beſorgte Lebensmittel für die Menſchen; ihr Gatte beſuchte noch einmal ſeine grünenden Saaten und ſeine blökenden Herden, um ſich bei ihnen zu beurlauben; und Dorettchen — ſeufzte ſchon wieder.

Sechstes Kapitel.

Auf, auf, mein Herz und singe!

Jetzt rollte der schwer bepackte Wagen mit unsern Reisenden dahin. Ein lieblicher Frühlingsmorgen umsäumte den östlichen Himmel mit Purpur und Gold. Herr Amtmann Heinrich unterhielt seine Ehehälfte von der Güte des Bodens und der Bestellung der Felder, über welche sie fuhren, und woran er Manches zu tadeln, Manches aber auch zu loben hatte. Besonders freuete er sich über die muntern Kälber, die auf den duftigen Kleebedeckten Weiden umhersprangen, und brüllten, und fragte viel nach den Nachtigallen in den Blüthengewölben der Wälder, und nach den Lerchen, die hoch in den Lüften ihre Morgenandacht verrichteten. Als endlich seine Pfeife aufgeraucht war, stimmte auch er sein Loblied: Auf, auf, mein

Herz und ſinge! in einem ſo kräftigen Baß an, daß vor Schrecken die Nachtigallen und Lerchen verſtummten, und die Pferde mit dem Wagen Reißaus genommen hätten, wäre Chriſtoph kein ſo handfeſter Kutſcher geweſen. Nun konnte aber auch Dorettchen dem ſchönen, von bangen Sorgen gepreßten Buſen, dergleich zwei weißen, vom Zephyr angehauchten Zwillingsroſen ſich hob und ſenkte, durch ein paar herzhafte Seufzer Luft machen. Allein nur zu bald hatte ihr Vater ſeine Morgenandacht geendigt.

Du biſt aber ja ſo ſtill und betrübt, mein liebes Mädchen? fragte die Oberamtmannin. Jetzt wirſt Du bald Deinen Theodor wieder ſehen. Freuſt Du Dich nicht?

O, gewiß! verſetzte die blühende Tochter, und ein paar Freudenthränen, wie die Verzweiflung ſie weint, traten in ihre dunkeln Augen.

Dann ſey auch heiter und vergnügt! ſagte

der Vater. Gewiß bist Du bange, daß Du von uns Dich trennen, und mit nach Rußland sollst; aber ich werde Rothenfels schon bereden, daß er hier bleibt, oder doch seinen Theodor bei uns zurück läßt. Und will er das nicht, so treten wir unsere Pachtungen ab, verkaufen das Unsrige, und ziehen mit nach Petersburg. Deutsch wird dort ja auch gesprochen; denn es giebt viele Christen dort.

Dorettchen stellte sich heiterer. Ihrem sanften schuldlosen Herzen war es unmöglich, ihre Eltern durch ein freies Geständniß zu betrüben. Dies war das erste Mal, wo sie ihnen etwas verheimlichte; aber sie that es blos aus Liebe zu ihnen.

Siebentes Kapitel.

Unglück über Unglück!

„Halt!“ rief Amtmann Heinrich, als man durch das Halleſche Thor in die ſo geprieſene Lindenſtadt einfuhr. „Iſt hier wol ein ordentliches Wirthshaus in der Stadt?“

Wir wollen ihnen eins zeigen, gnädiger Herr! antworteten zwei abgedankte Kriegsknechte.

Sehr artige Leute! meinte der Oberamtmann, dem das „gnädiger Herr“ ungemein wohl that. „Es iſt doch ganz anders in einer großen, wie in einer kleinen Stadt. Hier verſtehen die Leute, was Lebensart iſt.“

Wirklich zeigten die dienſtbaren Geiſter unſern Reiſenden einen ſehr guten Gaſthof, wo der Wirth ſich noch beſſer auf das Anſchreiben, wie ſeine Frau auf die Küche verſtand. Die

Gulden erhielten jeder einen Gulden, und erboten sich sehr höflich, die Sachen der „gnädigen Herrschaften“ in Sicherheit zu bringen, welches auch dankbar angenommen wurde.

Mit sichtbarer Aengstlichkeit durchsuchte Amtmann Heinrich seine Taschen. Zum Henker, fuhr er endlich, den Brief von Rothenfels hab' ich vergessen, und weiß jetzt den Gasthof nicht wo er absteigen wollte. Wissen Sie es nicht? fragte er den Wirth.

Allein der hatte nie von Rothenfels gehört, und die Oberamtmannin und Dorettchen konnten eben so wenig Auskunft geben.

Umsonst ward nach allen Wirthshäusern geschickt: der Herr Schwager von Petersburg war nicht aufzuspüren, und selbst die Polizei, welche doch gewöhnlich ein guter Geruchsorgan besitzt, wollte von ihm nichts gehört haben.

Herr Ober-Herr Amtmann mir ist ein Un-

glück paſſirt, ſagte der hereintretende Kutſcher.

Mir auch, Schlingel!

Die Soldaten haben die Säcke —

In Sicherheit gebracht!

Ja, und den Koffer dazu. Ich kann ſie nicht wieder finden.

Du mußt ſie ſuchen! erwiederte der Amtmann, der Wirth glaubte aber, daß dies wol vergeblich ſeyn würde.

Unglück über Unglück! Mein armes Vieh! rief der ehrliche Landmann, wenn ich nur Futter für meine Pferde hätte.

Und alle die Geſchenke für Theodor und unſer Reiſegeld, ſind nun auch fort! ſagte die Oberamtmannin.

Ach, Gott, und meine ſchönen neuen Kleider! ſeufzte Dorettchen. So kann ich mich unmöglich ſehen laſſen.

Der gefällige ſchadenfrohe Wirth erbot ſich,

den Pferden Futter und ihrem Herrn Geld zu borgen. „Wahrlich, Sie sind ein Christ! sagte der Oberamtmann dankend, Gott wird es Ihnen belohnen. Nur lassen sie mein Vieh keinen Mangel leiden, denn lieber will ich mit den Meinigen selbst Hunger und Kummer erdulden. Ich werde Ihnen Alles ehrlich bezahlen. Und morgen werden wir Rothenfels suchen, Kinderchen; denn heute ist es doch zu spät. Er soll uns schon, so lange wir hier sind, mit Geld versorgen.“

Die Oberamtmannin lächelte, und verschob ihre Gardinenpredigt für heute Abend bis auf ein ander Mal, da sie wußte, daß bei dieser Art von Kasualreden die Nutzanwendung doch gewöhnlich verloren geht.

Achtes Kapitel.

Dorettchen träumt.

Häßlicher träumte ſich noch kein Mädchen ihren Selmar, wie Dorettchen ihren Theodor. Selbſt Shakſpeare's Kaliban wäre gegen ihn ein Adonis geweſen, und wir enthalten uns klüglich jeder Beſchreibung der Schreckgeſtalt, da wir nicht wiſſen können: ob eine Schilderung derſelben nicht für manche unſerer holden Leſerinnen oder deren Descendenz von üblen Folgen ſeyn möchte.

Tief ſeufzend erwachte das ſchöne Mädchen, und freundlich lächelte der junge Morgen durch das Fenſter, und küßte die rothen Wangen der Lieblichen, als ob er ſie tröſten wollte.

Gewiß eine Schickung von Gott, dachte ſie, daß mein Vater den Brief vergaß, und daß

als Soldaten meine Kleider in Sicherheit brach-
ten; denn nun wird doch heute aus dem Su-
chen nichts werden können, und Rothenfels
reist vielleicht unverrichteter Sache wieder nach
Hohenberg. Kindlich dankend hob sie ihre klei-
nen weißen Hände zum Himmel auf, der das
Gedächtniß ihres Vaters verkürzt, und sogar
Spitzbuben erschaffen hatte, um sie von einem
Unholde zu befreien.

„Heute müssen wir unsere Freunde aufsu-
chen!“ sagte der Oberamtmann, als Dorettchen
so eben ihr Morgenopfer vollendet hatte. Wir
wollen unten frühstücken, und jeden Fremden
fragen, wo Rothenfels ist, denn durch Fragen
wird man klug!

Vergebens stellte Dorettchen entgegen, daß
sie in ihrem jetzigen Anzuge unmöglich herun-
ter gehen, und am Wenigsten könnte suchen
helfen.

Das thut nichts, liebes Kind! versetzte ihr

Vater. Wer weiß es denn, daß ich der Oberamtmann Meier und Du meine Tochter bist? Wir sind ja inkognito gereist. Welch ein Glück, daß wir das thaten. Hätte ich nicht den Einfall gehabt, wir müßten uns jetzt vor der ganzen Welt schämen.

Und hätten unsere Sachen noch — erwiederte seine Frau.

Nun, nun! bestes Weib! Kleider werd' ich Euch mehr kaufen, wie Ihr im Koffer hattet: darum sind wir ja zur Messe gereist, und für mein Vieh ist auch gesorgt. Was wollt Ihr denn noch?

Man ging also herunter, um klug zu werden.

Neuntes Kapitel.

Von gelehrten Sachen, woraus man aber nicht klug wird.

Wann ehe kommen die Posten von Berlin, Weimar und Königsberg hier an? fragte ein junger Herr mit einer Brille, einen Alten, der keine trug.

Das weiß ich nicht, versetzte der Unbebrillte. Ich bin ein Fremder.

Ich habe an la Motte Fouqué, Göthe, Kotzebue und andere meiner Freunde geschrieben, fuhr der Brillenmann fort, und keiner hat mir geantwortet.

Der alte Herr hörte hoch auf, als Jener so berühmte Männer für seine Freunde schalt. Mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen? fragte er.

Ich bin der Doktor Seidenhase, und Ihnen,

ohne Zweifel, als romantiſcher Schriftſteller bekannt.

Um Verzeihung! —

Sie ſind alſo gewiß kein Gelehrter?

Ein Buchhändler!

Ein Buchhändler, und kennen meine Schriften nicht?

Unmöglich kann man Alles kennen, mein Herr! Wenn man, beſonders als Buchhändler, nur Zeit behält, das Gute und Vortreffliche zu leſen, ſo iſt man gern zufrieden.

Man hört ſchon, daß Sie von meinen Arbeiten nichts kennen. Aber hier hab' ich den dritten Band meiner heiligen Delgard. Iſt es Ihnen gefällig, ſich mit meiner Manier bekannt zu machen? Ich ſuche einen Verleger zu dieſem Werke. Vielleicht können wir einig werden.

Der Buchhändler durchblätterte das Manuſkript.

Sie werden eine seltene Aehnlichkeit meiner Dichtungen mit denen von Fouqué, Amalie Helwig, Gleich und Andern finden.

Aehnlichkeit?

Freilich! Die Manier von Jenen ist auch die meinige.

Unmöglich! Denn Jeder der Genannten, überhaupt jeder bessere Dichter hat seine eigene Manier. Und Fouqué —

Vielleicht haben Sie keinen Sinn für Fouqué's herrliche Dichtungen?

Dafür sollt' ich keinen Sinn haben? Wie wäre das möglich! Gewiß bin ich einer von Fouqués größten Verehrern. Ich bewundere dies hohe, reine Gemüth, diesen kraftvollen, ächtdeutschen Geist, der sich in allen Schriften des edlen Dichters und seiner Gattin so wahr und lebendig ausspricht, der sich eine schöne freundliche Welt in der grauen Vorzeit geschaffen hat, und uns ernst an das mahnt,

was unſere Voreltern waren, und was auch wir ſeyn müßten. Allein ich tadle es, daß Jeder ſich berufen fühlt, in das Heiligthum, welches irgend ein hoher Dichtergeiſt unter uns Deutſchen ſich ſchuf, einzudringen, wie ein Dieb in einen fremden Garten, und dort Verheerung anzurichten, und Unkraut und Neſſeln zu ſäen.

Ja, das iſt ſchändlich, Herr! Sie haben völlig Recht! fiel Amtmann Heinrich ein. Wir haben die Spitzbuben im vorigen Herbſt auch alle meine Paſtinaken und Kartoffeln, und ſogar meinen Koffer geſtohlen. Gehängt müßten ſie werden. Trüge der Herr dort die Brille nicht, wahrhaftig —

Geſchwind hielt die Oberamtmannin ihrem Eheherrn den Mund zu, und glücklicher Weiſe bemerkte der Seidenhaſe nichts.

Der wahre Dichter, fuhr der Buchhändler lächelnd fort, bildet ſich ſelbſt ſeine Welt, tritt aber nicht in eine andere ein, die ſeinem

Gemüth fremd ist. Dadurch, daß wir Deutsche immer jede Manier, wie Sie es vorhin nannten, nachahmten, wurden wir, was wir sind. Unsere Dichter und Schriftsteller machten es, gleich unsern Schneidern. —

„Die stehen auch wie Raben!“ sagte der Oberamtmann.

Jedes Geisteswerk, welches sich durch seine Genialität oder durch seine Jämmerlichkeit auszeichnete, es mochte auf fremdem, oder auf deutschem Boden entsprossen seyn, fand gleich seine Nachahmer. So erhielten wir Gedichte in der Manier des Grecourt, worin freche zügellose Unsittlichkeit nur zu oft die Stelle des Witzes vertrat; wir hatten empfindsame Reisen in Yoricks Manier, die bloß durch Gedankenstriche, nicht durch Gedanken, an ihr Vorbild erinnerten! wir mußten uns von den Nachahmern Gleims, der häufig selbst nur nachahmt, von Wein und Liebe wie Anakreon:

tiſiren laſſen; wir haben Werke in Jean Pauls Manier, die ſich zwar in ihrer äußern Erſcheinung wie Nachklänge eines geiſtvollen Schriftſtellers ankündigen, allein nichts als Katzenſprünge prahleriſcher Tollhäusler ſind. Nachdem Muſäus, Wächter, Tieck, und ſpäterhin Fouqué, Amalie von Helwig, Kind, Kosegarten, Gleich und Andere, Jeder auf ſeine Weiſe das Fach der Volksſagen und Legenden glücklich bearbeitet haben, ſtreckt Mancher, dem es aber ganz an Geiſt und Gemüth fehlt, ſeine Hand nach den Zaubergärten aus, in denen die Phantaſie dieſer unſerer herrlichſten Dichter, ſo eigenthümlich, ſo friſch, und ſo lebendig waltet. Iſt einer von jenen Schriftſtellern Ihr Freund, beſter Herr Doktor, ſo muß er Ihnen ſagen, daß nur dem wahren, gemüthvollen Dichter, der nicht einer fremden, ſondern ſeiner eigenen Weiſe folgt, in jeglichem Felde glänzende, herrliche Blumen ſproſſen;

daß aber diese Blumen ſich in Neſſeln und Schierling verwandeln, wenn eine unheilige Hand ſie pflücken will [a]).

Aber —

Verzeihen Sie! — Vielleicht giebt es keine Dichtungsart, die bei allem Scheine der Leichtigkeit mehr Schwierigkeiten hat, wie die Le-

---

a) Um jeder Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß dies Geſpräch durchaus keine perſönliche Beziehung hat. Bloß vor der elenden Nachahmerei, die uns in jeder Meſſe mit einer Fluth ſchlechter Dichterwerke überſchwemmt, habe ich warnen wollen. Mancher Schriftſteller würde vielleicht von ſeinem Vaterlande geliebt und geachtet werden, wenn er nicht aus Vorliebe für eine Dichtungsart oder eine Manier, aus Unkenntniß ſeiner Fähigkeiten, oder aus Nachahmungsſucht in einem Felde ernten wollte, wo für ihn nicht geſäet iſt. So war Boileau unter den Franzoſen als Satiriker, als Lehrdichter, und als Verfaſſer der Lutrin geachtet; aber nicht als Odendichter.

gende und Volksſage. Dieſe beiden Gattungen fodern eine blühende, lebhafte Phantaſie, ein reines, kraftvolles Gemüth —

Das hab' ich! —

Welches ſich unbefleckt von dem Roſte unſerer Zeiten bewahrt hat; eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, unſerer gegenwärtigen Sitten, und der Sitten und Gebräuche der Vorzeit, beſonders des Mittelalters.

Das kenne ich Alles! verſetzte der Dichter, und meine heilige Oelgard iſt weit reichhaltiger an Verwickelungen und an Handlung, wie Virgil und Homer, wie Milton, Kloppſtock, Reinicke Fuchs, Oſſian und das Nibelungenlied alle mit einander ſind.

Eine ſchöne Zuſammenſtellung! Es kömmt aber nicht auf die Verwickelungen und eine Menge von Abentheuern an, ſondern auf die

Behandlung und Ausführung. Ich empfehle mich Ihnen!

Allerdings kömmt's auf die Handlungen an, sagte der Oberamtmann; denn darnach werden wir gerichtet bei Leibes Leben, es sey gut oder böse; und ich bin überzeugt, daß kein Gartendieb und kein Spitzbube, der andern ehrlichen Leuten ihre Koffer und Säcke stiehlt, den Weg zum Himmel finden wird, und wenn er auch noch solche große Brille trägt.

Seine Gattin winkte ihm, zu schweigen.

Laß mich nur, liebes Weib! flüsterte er ihr zu. Er hat es gewiß gethan. Er sieht dem einen Soldaten so ähnlich, wie ein Ey dem andern, und sucht sich jetzt nur durch die Brille zu entstellen. Ich kenne ihn wol.

Vergebens bemühte die Oberamtmannin sich, ihrem Eheherrn den Argwohn auszureden. Freilich versprach er ihr, sich jetzt weiter nichts merken zu lassen; er empfahl ihr aber ernstlich,

ſich ja vor dem Brillenmann zu hüten. Wirklich hatte dieſer eine nicht geringe Aehnlichkeit mit dem einen Invaliden; allein ſchwerlich möchte Doktor Gall an ſeinem Schädel die mindeſte Spur von einem Diebsorgan entdeckt haben; da er bloß in dichteriſcher Rückſicht ſich kleiner Verletzungen fremden Eigenthums zu Schulden kommen ließ, welches bekanntlich nichts Böſes iſt.

Dorettchen war freilich aus dem obigen Geſpräch auch nicht viel klüger geworden, wie ihr Vater; aber etwas mehr hatte ſie doch begriffen, und ſie hätte alles verſtanden, wenn ſie nicht immer an ihren Traum gedacht hätte.

Zehntes Kapitel.

'S iſt Krieg! 'S iſt Krieg! O,
Gottes Engel wehre!
Und rede Du darein!

Im Vertrauen auf die Friedfertigkeit ihres Gatten und Vaters entfernten ſich die Oberamtmannin und Dorettchen, um ihren Anzug zu beſorgen.

Kennen Sie wol den Kaufmann Rothenfels? fragte nach einer ziemlichen Pauſe Amtmann Heinrich den Dichter.

Er heißt nicht Rothenfels, ſondern Roſenfels! verſetzte dieſer. Ich hatte ihm erſt den Namen Hyacinthenduft gegeben; aber jetzt heißt er Roſenfels. Auch iſt er ja kein Kaufmann, ſondern ein Baron.

Um Verzeihung, er iſt ein Bürgerlicher,

und mein Schwager, und ich muß es mir aus-bitten, daß Sie ihm keine Beinamen geben. Das leid' ich nicht.

Ha, ha, ha! Das hängt von mir ab. Von der Schwägerſchaft müßte ich doch wiſſen, da ich Verfaſſer bin. Roſenfels hat niemals Schweſtern gehabt, und —

Aber ſeine Frau und die meinige ſind Schweſtern.

Seine Frau war anfangs Geliebte des Fürſten von Donnersberg!

Donner, Herr! Reden Sie nicht ſo von meiner Schwägerin! Sie iſt eine ehrliche Frau, und niemals Geliebte eines Fürſten geweſen, ſo wenig wie ich es je werden kann.

Ich, als Verfaſſer, verdiene wol mehr Glauben, wie Sie!

Gar keinen Glauben verdienen Sie, mein Herr, gar keinen! Sie ſind ein Verleumder, ein Gartendieb, ein Spitzbube! Wo

haben Sie meinen Koffer und die Säcke gelassen?

Ich? Ich? rief der Dichter und sprang mit geballter Faust auf den Oberamtmann zu. Allein auch dieser stand schon streitfertig da, und keiner schien angreifen zu wollen.

Ja, ja, ich wiederhole es! rief der Amtmann von Haselbusch. Ein Gartendieb sind Sie! Der alte Mann sagt' es Ihnen ja ins Gesicht: Sie wären andern Leuten in ihre Gärten gebrochen, hätten ihnen ihre Blumen abgepflückt, und Nesseln und Unkraut hinein gesäet. Konnten Sie wohl einen Mucks vorbringen? he? Sagt' er Ihnen nicht, Sie sollten die schönen, prächtigen Blumen künftighin stehen lassen; sie würden sich in Nesseln und Schierling verwandeln, wenn Sie sie nur anrührten? he? Sagt' er nicht noch

zuletzt, auf unſere Handlungen kām's an, und auf das, was wir ausführten?

Seidenhaſe war, wie betäubt. Er ſahe es klar, daß ein Irrthum hier obwalten müſſe, wenigſtens in Hinſicht der Gartendieberei. Entſchloſſen, ſich mit ſeinem Gegner zu verſtändigen, ließ er den drohend aufgehobenen Arm ſinken.

„Augenblicklich geſtehen Sie, wo mein Koffer und meine Säcke ſind!“ donnerte der Lerämmann den Dichter wiederholt an, da er die Beſtürzung deſſelben für Folge eines böſen Bewußtſeyns hielt.

„Welcher Koffer? Welche Säcke?“ fragte Seidenhaſe, betroffener noch, wie vorher.

Die Sie und Ihr diebiſcher Kammerad geſtern in Sicherheit gebracht haben; die meinigen!

Mein Kamerad und ich? Unmöglich! Sie irren Sich!

„Keine Weitläuftigkeiten, Freund!“ sagte Meier, den die Bestürzung seines Gegners immer mehr von seinem Argwohn überzeugte. Gestehen Sie nur, und Alles soll vergessen und vergeben seyn. Ich will Sie nicht unglücklich machen! Auch von den Blumen will ich nichts sagen, die Sie gemauſt haben, denn es sind ja nicht die meinigen gewesen und ich hab' es auch nicht zu verantworten, daß Sie ein Spitzbube sind. Aber schämen Sie Sich!

„Was, ich mich schämen? rief der Dichter, und packte seinen Gegner an. Ich habe mich noch niemals geschämt, und werd' es auch in Ewigkeit nicht thun!

„Unhold, erwürge mich nicht! Und gieb mir meine Sachen heraus! lallte der Oberamtmann halb erstickend.

„O Jesus, das dachte ich wol! rief seine Frau, welche so eben hereintrat, und warf sich, bleich vor Schrecken mit ihrer zitternden

Tochter zwischen die Streitenden. Mit Mühe wurden sie aus einander gebracht. Doretchen verbürgte sich für die Ehrlichkeit des Poeten, und Meiers Gattin überzeugte ihren Mann, daß es mit der Gartendieberei eine andere Bewandniß habe.

Nun, es mag gut seyn! antwortete Amtmann Heinrich; aber ein Verleumder ist und bleibt er; denn wie könnte er sonst wol behaupten, daß meine Schwägerin Rothenfels die Geliebte des Fürsten von Donnersberg gewesen wäre.

Das kann ich schriftlich beweisen! versetzte der Dichter, und zog sein Manuskript hervor. Hier ist Schwarz auf Weiß. Hören Sie!

Aufmerksam spitzte der Oberamtmann die Ohren.

Ah, nun werd' ich erst klug! rief er endlich. Das ist ein verrücktes Weibsbild, von der Sie dort lesen. Das ist nicht meine Schwägerin!

Sehen Sie! Und doch schelten Sie mich für einen Verläumder, einen Gartendieb, einen Spitzbuben, sagen sogar: ich sollte mich schämen; aber warten Sie nur! Verklagen will ich Sie; um Ihr ganzes Vermögen will ich Sie bringen!

Liebster, bester Freund! Es war ja nicht so böse gemeynt! versetzte der ehrliche Landmann, der sich vor der Justiz eben so sehr fürchtete, wie seine liebliche Tochter vor der Hochzeit. Hier ist meine Hand! Wir wollen uns versöhnen.

Nimmermehr! Oder Sie müssen mir drei Exemplare von meinen Gedichten abkaufen; die kosten drei Thaler!

Lieber Gott ja! Da ist ein Dukaten; aber nun verklagen Sie mich auch nicht.

Außerdem müssen Sie auf drei Exemplare von meinem historisch-linguistisch-antiquarischen Kommentar über die Werke des algieri-

ſchen Barden Lululudettette, die ſämmtlich verloren gegangen ſind, zehn Thaler voraus-bezahlens denn ohne meinen Kommentar verſtehen Sie auch meine Gedichte nicht, die ohne den Niemand, und ich ſelbſt nicht einmal, verſtehen kann.

Ich will ſie auch nicht verſtehen liebſter Freund!

Das wäre noch hübſcher! Sie ſollen ſie aber verſtehen, und darum ſollen Sie pränumeriren. Gleich die zehn Thaler her!

Richtig! — Nun ſollen Sie auch hören, was Sie gekauft haben! ſagte Seidenhaſe, und fing von Neuem an, zu leſen.

Um Gotteswillen, nur jetzt nicht! unterbrach die Oberamtmannin. Wir müſſen ja Rothenfels ſuchen.

„Das hat Zeit. Hören Sie nur. Sie werden die wenigen Stunden nicht bereuen!“ Auch Dorettchen, die in dem Dichter ein Werkzeug

Gottes zur Verhinderung ihres Unglücks erblickte, bat flehentlich, die schönen Verse doch anzuhören. Veilchenhase fühlte sich ungemein durch die Theilnahme des holden, rosenwangigen Mädchens geschmeichelt; denn einen Dichter freuet es eben so sehr, wenn man seine Verse geduldig anhört und lobt, wie eine Mutter, wenn man ihre ungezogenen Jungen herzt und liebkost. Ueberdies war ja auch Dorettchen so reizend, daß sie selbst das kälteste Herz in Flammen setzen konnte, wie vielmehr nicht ein dichterisches. Der Dichter ärgerte sich deshalb jetzt mehr, daß er die Pränumerationsgelder so gewaltsam von dem Oberamtmann beigetrieben hatte, wie dieser, daß er sie hatte bezahlen müssen. Doch — ich will es schon wieder gut machen, dachte er, und warf ein Auge auf das blühende Mädchen.

Elftes Kapitel.

Die Liebeserklärung.

Andächtig ſchien die holde Schöne all' die herrlichen Sachen von Lindwürmern und Drachen, von Baſilicken und Molchen, von Schwerdtern, Piſtolen und Dolchen anzuhören, womit der Seidenhaſe ſeine abenthcuerlichen Träumereien gewürzt hatte.

Nicht wahr, fragte er, es gefällt Ihnen?

Außerordentlich! verſetzte die kleine Lügnerin, welche es ihm anmerkte, daß er gern gelobt ſeyn wollte. Jetzt kamen ein paar wirklich ſchöne Stellen, die der Vorleſer aus dem Blumengarten eines unſerer gemüthlichſten Dichter gemauſt hatte. Dorettchen ſeufzte.

O, himmliſches, überirdiſches Weſen, rief Seidenhaſe entzückt; ich fühle, ich ſehe es,

auch Du wirst begeistert von diesen seligen Empfindungen, die mit ihrem Flammenstrome mich dahin reißen in den Ozean des Ewigen, des Unendlichen, des Urschönen. Ja, ja, Du bist das hohe Ideal, welches meinem trunkenen Geisteraughe, gleich einem Stern aus bessern Welten, vorschwebte. Mit Dir hab' ich im süßen Wonnetaumel in dem Busen einer Rose geschlummert; —

Das ist nicht wahr! fiel der Oberamtmann ein —

als noch die Erde und unser Leben sich nicht dem Schooße des alten Nichts entwunden hatten. Laß Dich, heiliges, ätherisches Wesen an dies klopfende Herz drücken, und so unsere Geister in diesem Kusse voll Seligkeit —

Herr, Sie sind toll! rief Meier, und riß die schreiende Tochter aus den Krebsscheeren des Begeisterten. Sie haben eine Frau, Ihr Delsgardchen, und doch wollen Sie meine Dorette

küſſen? Sind Sie ein Chriſt? Und von meiner Tochter zu ſagen, Sie hätten in den drei Roſen bei ihr geſchlafen? Warten Sie nur, jetzt iſt die Reihe an mir; jetzt will ich Sie verklagen, und der Roſenwirth und ſeine Frau ſollen es bezeugen, daß meine Tochter, das ehrliche Mädchen, und Sie ein gottloſer Verleumder ſind!

Ein Dichter bin ich! antwortete er, und ſchob den biedern Landmann, der ſich mit den Seinigen aus dem Zimmer drängen wollte, zurück. Umſonſt wollte Meier wider den rüſtigen, ihm weit überlegenen Gegner Gewalt brauchen; umſonſt bat, flehte und rief man über den Wirth und den Kellner, welche den ganzen Vormittag in der Champagnerfabrik zu thun hatten. Der Liebetrunkene faßte Poſto vor der Thüre, und ſtand feſt, wie ein pommerſcher Landwehrmann.

Erſt verſprechen Sie mir, himmliſches Mäd-

chen, sagte er, daß Sie mein, ewig mein seyn wollen; dann schenk' ich Ihnen und Ihren Eltern die Freiheit.

Nimmermehr! erwiederte sie zürnend, und entriß ihm voll Unwillen den schönen, blendenden Arm.

Was? Mich nicht heirathen? Mich, den Verfasser der heiligen Delgard, des historisch-linguistisch-antiquarischen —

Herr, Sie sind selber ein Quarisch. Lassen Sie uns gehen; dann mag Alles vergessen und vergeben seyn!

Geht, geht, Ihr gemeinen Naturen. Nie will ich euch wieder aus meinen Werken etwas vorlesen; aber geben will ich sie Euch, weil ihr pränumerirt habt.

Hiemit sprang der zornige Dichter zur Thür hinaus, und schloß hinter sich ab.

Zwölftes Kapitel.

Der Arreſt.

Vergebens polterten und klopften unſere Gefangenen; aber Niemand kam ſie zu befreien, und das arme Dorettchen, als die Urheberin alles Unglücks, mußte jetzt die bitterſten Vorwürfe erdulden.

Das kömmt von den verrückten Verſen her! ſagte die Mutter.

Und von Deiner Erziehung, liebes Weib! Hätte Dorettchen Dir nicht immer Romane und Verſe vorleſen müſſen, ſo wäre ſie jetzt nicht ſo erpicht darauf.

Ach, lieber Meier, Du ſelbſt biſt an Allem ſchuld. Wenn Du Dich nicht in den gelehrten Streit des Buchhändlers und Dichters gemiſcht

hörest, so hättest Du nicht pränumeriren müssen, und wir wären jetzt auf freien Füßen.

Dorettchen wußte am Besten, wer schuld wäre. Sie hielt nemlich Alles für eine weise Fügung des Himmels, der sich oft der geringfügigsten Mittel, selbst schlechter Verse, bedient, um seine heilsamen Absichten auszuführen. Schon sahe sie durch alle die Hindernisse, welche sich dem Aufsuchen ihres Verlobten entgegen stellten, die Heirath mit ihm rückgängig werden, und trug um so geduldiger die Vorwürfe ihrer Eltern. Diese wären, des langen Harrens müde, gern aus dem Fenster gestiegen; allein das Zimmer war im zweiten Stockwerk, der Oberamtmann zu korpulent, und seine Frau zu ängstlich, um mit Sicherheit und Gemüthsruhe einen solchen Luftsprung zu thun. Unter den Vorübergehenden fand sich auch kein einziger Samariter, der auf den Angstruf der Arrestanten gehört und ihre Frei-

faſſung bewirkt hätte. Meier tobte, ſeine Frau weinte, und Dorettchen kicherte heimlich ins Häuſtchen.

Dreizehntes Kapitel.

Er handelt en Gros.

Hier ſind Ihre drei Exemplare! ſagte der plötzlich hereintretende Dichter. Ich ſchloß Sie bloß ein, um Ihnen meine Gedichte abliefern zu können, und Ihnen zu zeigen, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Wie heißen Sie?

Wir reiſen inkognito.

Ihren Namen muß ich wiſſen, denn der muß vor meinem hiſtoriſch-linguiſtiſch-antiquariſchen Kommentar gedruckt werden!

Ach, lieber Gott, gedruckt werden! Mein Name!

Nun, antworten Sie mir!

Liebſter Freund, — aber verſprechen Sie mir, daß Sie ihn inkognito drucken laſſen wollen, und daß es kein Menſch erfahren ſoll?

Die ganze Welt wird es erfahren.

Um Gotteswillen nicht, Beſter. Ich will gern noch einmal pränumeriren. Laſſen Sie es lieber inkognito drucken, daß ich bezahlt habe, auf ein Stückchen Papier, ſo groß wie mein Finger.

Auf zweihundert ſolche Stückchen ſoll es gedruckt werden, und dafür bezahlen Sie noch einmal zehn Thaler.

Hilf Himmel, zweihundert Stück? Wozu das? Ich brauche nur eins. Ich will nicht, daß andre Leute es wiſſen ſollen, denn ich will kein Aufſehen in der Welt machen, ſondern meinen Namen bloß für mich allein gedruckt haben auf Poſtpapier! Glauben Sie mir ſicher, wenn ich ein Dichter wäre, wie Sie, ich wollte alle meine Werke inkognito drucken laſſen, und

es sollte nie Jemand eine Sylbe davon erfahren oder zu lesen bekommen; nicht einmal meine Frau und Dorettchen. Hier haben Sie zwei Thaler, dafür lassen Sie mir meinen Namen recht hübsch drucken; aber sprechen Sie zu Keinem davon, besonders zu keinem Recensenten.

Kaum nicht!

Herr, ich fürchte mich mehr vor den Recensenten, wie meine Frau vor den Fledermäusen. Ich weiß wie es unserm Pastor gegangen ist, der doch so herrlich predigt, und uns die Hölle so heiß machen kann, wie den Kühlofen in einer Glashütte. Er hatte seine Predigten auch drucken lassen, aber nicht inkognito, und dafür haben ihn die Recénsenten in allen Zeitungen schrecklich verhöhnt und verlästert; es sind erzböse Menschen! Glauben Sie mir, sie würden es gegen mich nichts besser machen. Und nun lassen Sie uns gehen; wir wollen

Rothenfels ſuchen, der ſoll gleichfalls pränumeriren. Er gebraucht viele Tüten, denn er handelt en Gros.

Damit ging der Oberamtmann, nachdem er noch unter dem Siegel des größten Geheimniſſes ſeinen Stand und Namen dem Dichter vertrauet hatte, auf den Seinigen fürbaß.

Vierzehntes Kapitel.

Wer da ſuchet, wird finden.

Vergebens ſuchten unſere Reiſenden in allen Kaufmannsläden und Wirthshäuſern umher. Zu Dorettchens Troſt und zum Verdruß ihrer Eltern war aber keine Kunde von Rothenfels und den Seinigen zu finden. Ermüdet kehrte man endlich in einen Gaſthof ein, viel-

leicht den einzigen, wo man noch nicht gewesen war.

Iſt der Kaufmann Rothenfels aus Petersburg hier? fragte der Oberamtmann den Wirth.

Freilich! Aber vor einigen Stunden iſt iſt er verreiſt, und kömmt, vielleicht erſt in mehreren Tagen mit ſeiner Frau wieder.

Iſt ſein Sohn denn nicht hier?

Gleichfalls mitgefahren! war die Antwort. Die armen Eltern! fügte der Wirth mitleidig hinzu.

Wie ſo? der Sohn iſt doch —

Ein kleines verwachſenes Männchen, ſo groß etwa! verſetzte der Wirth mit der Hand zeigend, und hat nur ein Auge!

O, Jeſus! Verwachſen und einäugig! rief Dorettchen, und ſank todtenbleich auf einen Stuhl nieder.

Ueber Gott, wodurch hat er das Auge verloren? fragte die Oberamtmannin.

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet! versetzte ihr Gatte, aber die liebliche, holdlächelnde Tochter konnte unmöglich in dies Lob mit einstimmen.

Beruhige Dich, liebes Kind, sagte ihr Vater, die kalte Wange ihr streichelnd. Gott hat nicht Gefallen an der Stärke des Rosses, noch an Jemandes Beinen; Gott sieht aufs Herz. Das hast Du noch am Sonntage in der Kirche gehört.

Traurig verließ man das Haus, wo man so betrübende Nachrichten erfahren hatte. „Wir wollen uns aufheitern, Kinderchen, sagte der Oberamtmann. Ihr seyd noch nie im Schauspiel gewesen. Laßt uns hingehen. Ich hab es freilich schon zu Mückenwalde in dem Schaffall des Bürgermeisters gesehen, aber

wenig davon verstanden, weil ich zu spät kam. Die Komödianten wollten zwar meinethalben von vorn wieder anfangen, allein das konnt' ich der Bürgermeisterin und ihrer Töchter wegen, nicht zugeben."

So wenig an Aufheiterung zu denken war, so folgte man doch willig dem Vorschlage, um sich zu zerstreuen.

Funfzehntes Kapitel.

Man zerstreut sich.

Maria Stuart wurde gegeben. Das Haus war gedrängt voll Menschen, und durch das Neue, das Ueberraschende und Große, welches sich dem Anblick der ländlichen Familie darbot, wurde das jammervolle Gefühl in ihrem Busen betäubt.

Doch weit hübscher, wie in dem Schafstall

des Bürgermeisters! Flüsterte der ehrliche Alte den Seinigen zu. Da wurde auch ein Trauerspiel gegeben, und der Stadtrichter Gladenius hatt' es recht hübsch gemacht; drei Mannsleute wurden gehängt und vier Weibsbilder gesäckt; und wir hätten uns alle bald todt gelacht über ihre Sprünge und Gebehrden; aber hier kann man sich kaum der Thränen enthalten.

Niemand fühlte dies mehr, wie Dorettchen, die sich recht sehnlich an Mariens Stelle wünschte.

Es scheint eine vernünftige Person zu seyn, die Mariechen Stuhrsche; sie geht mir bei Gott, recht nahe! sagte der Oberamtmann. Die alte Liese ist ein Unhold. Sie wird die andere noch gewiß rädern, oder in einen Sack thun, und ersäufen lassen.

Keines von Beiden geschah, und der Vorhang sank. Nun entstand ein Drängen und Drücken, ein Schieben, Stoßen und Zupfen,

daß unſere Reiſenden ſich gar nicht zu helfen wußten. Endlich kam man auf die Straße, aber Dorettchen war fort.

Mein Gott, Dorettchen, wo biſt Du? rief ſie Oberamtmannin.

Sie wird ſich ſchon finden! meinte er. Aengſtlich ſuchten Beide nach der verlornen Tochter; aber ihr Suchen, ihr Rufen, ihr Fragen war umſonſt. Weinend rang die Mutter, troſtlos der Vater die Hände. „Ich wollte gern noch tauſendmal pränumeriren!“ ſagte er, wenn ich nie die verwünſchte Komödie geſehen hätte. Aber laß es gut ſeyn, mein Kind. Sie wird ſchon zu ehrlichen Leuten kommen. Wir haben uns doch zerſtreuet!

Ja, wahrlich eine ſchöne Zerſtreuung! verſetzte ſie.

Sechszehntes Kapitel.

Freund in der Noth.

O, Gott, welch ein Unglück! seufzte die [illegible] in einem fremden Orte zu [illegible], und keinen Freund in der Noth zu haben!

Hier ist einer! rief Seidenhase, welcher die Betrübten an ihrer Aussprache erkannte. [illegible]

Dorrchen ist fort. Wissen Sie sie? fragte der Vater.

Keine Seele weiß ich von ihr. Ich bin [illegible] vor Wuth! So eben las ich die Leipziger Literaturzeitung. Die hiesigen Rezensenten sprechen mir allen Menschenverstand ab —

Das wollt' ich Ihnen vorhergesagt haben, mein Gutes!

Kein Buchhändler will meine heilige Delgard haben —

Wenn ich nur mein Dorettchen hätte! Helfen Sie uns suchen, bester Freund! Ihr Delgardchen findet schon einen Mann wenn sie nur ein ehrliches Mädchen ist, und Gott fürchtet. Ist es kein Buchhändler, so ist es ein Anderer. Nur geben Sie sie keinem Recensenten, ich bitte Sie darum!

Gut! Ich helfe Ihnen Ihre Tochter suchen, aber Sie nehmen Sich meiner heiligen Delgard an, — und sorgen dafür —

Gern, gern, lieber Freund! Dorettchen soll heirathen, nnd dann kann ihr Delgardchen zu uns ziehen. Ist sie schon zum Nachtmahl gewesen —

Um Gotteswillen, es ist ja ein Roman! sagte die Oberamtmannin.

Und Sie sollen sie drucken lassen!

Ah so! Nein, mein Guter, die Recen-

sollen könnten es merken, daß ich mit dahinter stecke. Alles, Alles, nur das nicht!

Nach vielem Zureden des Dichters; nach eben so vielem Abmahnen der Oberamtmann ließ der ehrliche Meier sich endlich bereden, dem erstern einen Vorschuß zu den Druckkosten der heiligen Delgard zu versprechen, wenn er Dorettchen auffinden würde. Dagegen mußte er aber heilig geloben, sich von der Anleihe gegen Niemanden, am Wenigsten gegen seine Recensenten etwas merken zu lassen.

Froh eilt er, seiner Brille und den Sternen vertrauend, von dannen! allein so weiß er, wie die trostlosen Eltern fanden die Verirrte.

Siebzehntes Kapitel.

Dorettchen.

Durch das Gedränge schon im Schauspielhause von dem Arme ihres Vaters losgerissen, jammerte das arme Mädchen auf der Straße umher, fragte alle Vorübergehenden nach ihren Eltern, aber Niemand konnte oder wollte ihr Auskunft geben.

O, Gott, wenn ich nur das Haus oder die Straße wüßte! rief sie weinend und wehklagend aus.

Wen suchen Sie? fragte ein junger Mann.

Meine Eltern! Ich bin hier fremd: wir sind im Schauspielhause aus einander gedrängt, und ich weiß weder die Straße, noch den Gasthof wo wir abgestiegen sind. Helfen Sie mir.

Der Ton der Stimme, die Angst und die

Thränen des holden Geschöpfs bestätigten die Wahrheit des Gesagten.

Liebes Kind, auch ich bin hier fremd! Überdies ist es finster; und die Stadt ist groß. Schwerlich werden Sie heute Ihren Wunsch erfüllen. Man stand gerade bei einer Laterne, und Herr Lehmann, so hieß der Fremde, bemerkte, daß die lieblich blühende Mädchengestalt vollkommen der klagenden Silberstimme entsprach, welche gleich Anfangs sein Herz gerührt hatte.

Es ist abscheuliches Wetter, fuhr er fort. Möglich können Sie, so gern ich Sie begleiten will, in dieser Kleidung die ganze Stadt durchsuchen. Darf ich Sie bitten, mit zu meinen Eltern zu kommen —

Ich meynte, Sie wären hier fremd.

Freilich; und meine Eltern gleichfalls. Wir wohnen in einem Gasthofe —

Aber —

Nun?

Meine Eltern ängstigen sich todt.

So leicht stirbt es sich nicht, bestes Mädchen! Und morgen finden wir das Haus gewiß. Noch heute Abend will ich ausgehen, es aufzusuchen. Um Vergebung, wer ist ihr Herr Vater? —

Der Ober: Der Amtmann Mei: Heinrich von Haselbusch.

Das Stottern des Mädchens befremdete den jungen Mann. Schon setzte er Mißtrauen in Dorettchens Worte; allein ihr schönes, unschuldsvolles Gesicht, und ihr kindliches, sorgloses Benehmen besiegten gleich wieder jeden Zweifel.

Mag sie seyn, wer sie will! dacht' er, es ist ein himmlisches Geschöpf; so reizend hab' ich noch kein Mädchen gesehen, und ich müßte ja verrückt seyn, wenn ich ihre Eltern heute Abend finden wollte.

Nach langem Weigern mußte Dorettchen sich endlich entschließen, mit Herrn Bernhard Lehmann zu gehn, wogegen er ihr versprach, sie, wo möglich, noch heute den Ihrigen wieder zu überliefern, die er suchen, aber nicht finden wollte.

Wie erstaunte das arme Mädchen, als sie endlich in Lehmann's Zimmer trat, und mit ihm hier ganz allein war.

Wo sind denn ihre Eltern? fragte sie schüchtern und kleinlaut, als Herr Lehmann ihr die glühensten Küsse auf ihre Hand drückte, was er, so lange sie noch im Freien waren, nicht gewagt hatte.

Meine Eltern sind nur — verreist.

Und kommen —

In einigen Tagen zurück.

Ach, dann bringen Sie mich nach einem andern Gasthofe, oder bestellen Sie ein Zimmer für mich!

Hier iſt kein einziges, und —

Ich will ſelbſt mit dem Wirth ſprechen!

Und mich verlaſſen? Nein, nein, das ſollen Sie nicht! Morgen bring' ich Sie ja zu ihren Eltern, und —

Unmöglich kann ich länger bei Ihnen ſeyn! erwiederte ſie dem Zudringlichen, der ſie feſt umſchlungen und zurück hielt. Laſſen Sie mich! ſchluchzte ſie, und ein Strom von Thränen erſtickte ihre Stimme.

Nimmermehr, ſüßes, himmliſches Mädchen, und wenn es mein Leben koſtete! Ich liebe Dich mehr, wie —

Großer Gott, wie bin ich getäuſcht! In was für Hände —

In keine ſchlechte geriethen Sie. Hier iſt das Zimmer meiner Eltern! ſagte er, indem er eine Flügelthüre öffnete. Nehmen Sie es in Beſitz. Ich liebe Sie zu unausſprechlich, zu glühend, um Sie auch nur auf einen Augen-

lich zu beunruhigen. Gleich werd' ich hingehen, und, wo möglich, noch heute Abend Ihre Eltern aufzusuchen. — Und dann — dann darf ich doch hoffen?

Mit heiliger Innigkeit sah er einem bittenden, [illegible] Blick in das holderröthende, sich abwendende Gesicht küßte er die weiße, zitternde Hand des lieblichen Mädchens.

Aber Ihr Kleid ist ja ganz vom Regen durchnäßt! sahe er nach einer Pause fort. Sie müssen sich umkleiden. Hier hat meine Mutter für eine Freundin einen Anzug gekauft. Entfernen Sie Sich dessen.

Er legte einen kostbaren Anzug und einen eben so glänzenden Schmuck vor sie hin. So sehr auch Dorettchen anfangs sich weigerte, Gebrauch davon zu machen; so mußte sie doch endlich versprechen, es zu thun, wenn Lehmann gleich gehen, und ihre Eltern aufsuchen würde.

Achtzehntes Kapitel.

Allegro, ma non troppo.

Entzückt flog Bernhard Lehmann, so schwarz und regnicht die Nacht auch war, durch Leipzigs Gassen. Er hatte, mit dem Dichter zu reden, das hohe Ideal gefunden, welches schon lange, gleich einem Stern aus bessern Welten, seinem trunkenen Geisteraug vorschwebte. Freilich hatte die Geliebte ihm noch nichts von Gegenliebe gestanden; aber dies holde, jungfräuliche Erröthen bei seinem Geständnisse, das schnellere Auf- und Niederwogen des vollen blühenden Busens, des Mädchens verschämter, ihm bald ab- bald zugewendeter Blick, selbst das Zittern und ein leiser Druck ihrer Hand, von welchem Dorettchen glaubte, daß Bernhard ihn gar nicht be-

merkt habe; Alles dies, beseligte ihn mit der unendlichsüßen Hoffnung, daß er von der Einzigen geliebt sey. Freilich hatten auch seine Eltern mit ihm ganz andere Plane, denn in dem Punkte des Heirathens treffen die Wünsche der Eltern und Kinder nur selten zusammen; aber er wußte, wie zärtlich seine Mutter ihn liebte, und durch sie hoffte er auch des Vaters Zustimmung zu erhalten.

Sein erster Gang war nach dem Roßmarkt auf die Polizei; und schnell ward ihm der gewünschte Bescheid über das Quartier von Röschens Eltern. Er eilte dahin; aber drüben, sagte ihm der Wirth, daß der Herr Amtmann nebst Frau Gemahlin von Neuem ausgegangen wären, um ihre schöne Tochter zu suchen, die sich „verkrümelt" habe. Er hinterließ also die Nachricht, wo die Verlorene, ohne Hinderlohn, in Empfang zu nehmen sey; denn unaufgefodert wollte er das lieb-

ſiche Mädchen nicht herausgeben. Zufrieden mit ſich ſelbſt, aber doch mit bangem Herzklopfen über den wahrſcheinlich bevorſtehenden Verluſt, eilte er zurück, um die Heißgeliebte zu beruhigen.

Neunzehntes Kapitel.

Gedruckte Sachen.

Vergebens war der Dichter die ganze Stadt durchirrt, um ſich die Druckkoſten für ſein Oelgardchen zu verdienen. Er hatte ſchon Leipzigs ſtellatim gehende Schönen ſämmtlich angeredet, von allen eine mehr oder minder freundliche Antwort erhalten, allein Dorettchen war nicht zu finden. Verzweifelt und erſchöpft kehrte er in einen Gaſthof ein, um ſich für Amtmann Heinrichs Pränumerationsgelder zu erquicken. Eine Flaſche nach der andern wur-

kaleert; die Zunge ward immer loser, der Kopf immer heller, und die Füße immer schwerer. Er hatte ein Geheimniß auf dem Herzen, und konnt' es nicht anbringen, obgleich es ihn wie eine Centnerlast drückte.

Hat sich denn noch der Oberamtmann Meier nicht gemeldet? fragte endlich ein hereintretender Fremder den Wirth.

Oberamtmann Meier? versetzte der Seidenhase. Ich weiß ihn! Ein närrischer Kauz.

Ein sehr rechtlicher Mann wollen Sie sagen, mein Herr. Es ist mein Schwager.

Meinethalben Ihr Schwager, oder nicht. Er fürchtet sich vor den Recensenten, und darum ist er inkognito gereist. Auch ich wußte deshalb seinen Namen inkognito auf Postpapier drucken lassen. Sehen Sie hier!

„Oberamtmann Heinrich Meier von Neuhof" las der Fremde. Mein Gott, ist der Mann toll? Wozu soll das?

Da fragen Sie ihn selbst! Er ist schon seit gestern hier, und hat heute Abend seine Tochter vermißt; ein bildschönes Mädchen, nur ein bischen kokett; ich soll sie aufsuchen. —

Was? Dorettchen kokett? rief eine Frau, welche der Dichter für die Oberamtmannin hielt.

Mein Gott, wo kommen Sie her?

Aus Petersburg, mein Herr! Ich bin eine Schwester der Oberamtmannin.

Ach, entschuldigen Sie! Gewiß Frau Rothenfels.

Aufzuwarten! Aber wo sind Meiers.

Seidenhase stattete einen ausführlichen Bericht ab, und bat tausendmal, seine Uebereilung zu entschuldigen. Er rühmte Dorettchens bezaubernde Schönheit, ihre Unschuld und Herzensgüte, den Edelmuth ihrer Eltern, und freuete sich über nichts mehr, als daß er eine so vortreffliche Familie hatte kennen ge-

kam. Der stolze, edle Anstand, womit beide Eheleute sowol die schuldige Achtung zu geben, als zu gebieten wußten, und der Glanz ihrer äußern Erscheinung hatten ihn gänzlich verwirrt. Die Herren gewiß nicht pränumeriren! dachte er; aber doch erbot er sich demüthig, Meiers aufzusuchen.

Höflich lehnte man es ab. Wir werden selbst gehen! war die Antwort.

Zwanzigstes Kapitel.

Was macht Dorettchen?

So eben hatte Dorettchen die letzte Nadel angesteckt, und wollte nur noch ihre schöne, blühende Gestalt, die jetzt bald das Eigenthum eines kleinen Kalibans werden sollte, im Spiegel bewundern; als Bern-

hard Lehmann wieder eintrat. Noch reizender wie vorhin schien die Liebliche ihm jetzt, da sie im vollen Glanze der Jugend und Schönheit vor ihm stand. Nur stammelnd konnte er ihr die Nachricht geben, daß er das Quartier ihrer Eltern aufgefunden habe, und daß sie vielleicht bald sie abholen würden. Der freundliche, innige Dank des holden Mädchens, ihr sanfter, schuldloser Blick, den sie nun wieder voll herzlichen, unbefangenen Vertrauens zu ihm aufhob, jede ihrer Bewegungen und Mienen, war ein Ausdruck ihrer schönen Seele, ihres reinen, von banger Sorge befreieten Herzens. Bezaubert und entzückt ergriff er ihre Hand. „Noch haben Sie mir nicht geantwortet, mein theures, einzigstes Mädchen! sagte er; darf ich hoffen, daß Sie die Meinige werden?“

„Nimmermehr! versetzte sie, ihm sanft und leise die Hand entziehend. Ich bin schon verlobt!“

Ein glühender Strom von Thränen stürzte die rosigen Wangen herab.

Verlobt? Ich Unglücklicher! und mit wem?

Mit Rothenfels!

O Gott, ist es möglich! Das bin ich!

Sie heißen ja Lehmann?

Theodor Rothenfels heiße ich, und Du?

Dorette Meier! hauchte sie leise hervor, und im süßen, wonnigsten Taumel hielten die Liebenden sich fest umschlungen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wir sehen uns wieder.

Da sind sie! Unsere Kinder! Sie sind es! rief der alte Rothenfels, mit ihm zugleich die Oberamtmannin, und die freudig Erschreckenen fuhren von ihren Sitzen auf. Das holdblühende, von Seligkeit trunkene Mädchen lag bald

in den Armen ihrer Eltern, bald in denen ihrer Schwiegereltern, bald an der Brust ihres Geliebten.

Das kömmt vom Inkognitoreisen her, Brüderchen! sagte Rothenfels zu dem Oberamtmann. Du hast es ja nicht besser gemacht, antwortete dieser. Ich wollt' nur in Leipzig kein Aufsehen machen und Dich überraschen.

Und ich wollte auch kein Aufsehen machen, und meinen Wechselschuldner überraschen; darum nannt' ich mich Lehmann.

Aber der Dichter muß doch —

Unsern Kindern ein Hochzeitcarmen machen, und wir pränumeriren darauf; allein die heilige Delgard soll er ungedruckt lassen, denn ich habe meinen Handel niedergelegt, und gebrauche kein Tütenpapier.

Wenn aber die Recensenten erfahren, daß mein Name gedruckt ist?

Wir wollen ihre Gesundheit trinken; da-

kommt, lieben Kinder! Ihr habt heute Abend genug geherzt und geküßt. Der Punsch wird uns kalt.

Wie geht es denn zu, daß Eduard beide Augen und keinen Buckel hat? fragte der Oberamtmann.

Weil mein Bruderſohn, der mich auch Vater nannte, den Buckel und nur ein Auge mitgenommen hat.

Ah, ſo!

Unter Scherz und Lachen trank man tapfer auf das Wohl des jungen Brautpaars und aller Recenſenten, vor denen der ehrliche Landmann zuletzt alle Furcht verlor. Auch beſchloß man, nie wieder inkognito zu reiſen. Rothenfels hatte für ſich und ſeinen Sohn in der Nachbarſchaft von Neuhof ein paar ſchöne Güter gekauft. Schon vierzehn Tage nach dem Inkognito überreichte der Seidenhaſe ſein Epithalamium. Die beiden Familien machen jetzt

nur Eine aus, und Niemand iſt glücklicher, wie Theodor und ſein Dorettchen, denen das Leben ein Vorhof des Himmels iſt, worin ihnen zwei kleine Liebesgötter, die weit ſchöner ſind, wie der in des Oberamtmanns Staats-ſtube, und denen bald mehrere folgen werden, den Weg mit Blumen beſtreuen.

Erinnerung und Hoffnung.

All mortal pleaſures in a moment fade,
Our fureſt hope is in a hour diſtroy'd,
And love, beſt gift of heaven, not long enjoy'd.

Ha, purpuriſch hinter blauen Hügeln
Steigt, o Gott, Dein Morgen aus dem Meer;
Und die Freude ſchwebt auf Azurflügeln
Frohes Tanzes lächelnd vor ihm her!
Mond und Sterne fliehn vor ſeinen Blicken
Mit der Nacht demantnem Thränenthau!

Wonne haucht auf Erden, und Entzücken
Strahlet von des Himmels Sapphyrblau.

Hüpfend tummelt, wie im Jubeltanze
Dort der Strom um weiten Ozean,
Funkelt silberhell im Morgenglanze,
Und durchbrauset frölich seine Bahn!
Hin durch Dornen, hin durch Blüthenhallen
Seh' ich ihn mit lautem Wogen ziehn;
Und er achtet nicht der Nachtigallen,
Nicht der Rosen, so am Ufer blühn.

Gleich dem Strom entflieht zum Ozeane,
Ewigkeit, mein kurzes Leben hin;
Schon am Ziel, und noch getäuscht vom Wahne,
Daß ich kaum dem Born entquollen bin!
Wie der Bach durch bunte Blumenfluren
Hüpft' ich mit der Kindheit Hochgefühl,
Folgte sorglos, Freude, deinen Spuren;
Ach mein Gram war ein verbot'nes Spiel,

Stürmiſch, wie der Nord durch Eichenwipfel,
Brauſend, wie des Stromes Silberfluth
Von der Alpen hohem Felſengipfel,
Eilt des Jünglings kühner Heldenmuth.
Hin durch Blumenauen, hin durch Dornen,
Folgt er fröhlich ſeinem Wonnepfad,
Achtet's nicht, wenn in den wildverwornen
Labyrinthen er dem Abgrund naht.

Wie ein Felſen ſteht er unerſchüttert,
Wenn der Himmel auch in Flammen glüht,
Wenn die Erde ſelbſt vor Angſt erzittert,
Und die Sonn' aus ihrer Sphäre flieht!
Trunken haſchet er nach Luftgebilden,
Die ſein Wahn aus Nichts entſtehen ließ;
Selbſt in Thule's ſchrecklichen Gefilden
Schafft er zaubernd ſich ein Paradies.

Doch von Dir, o Täuſchung, oft betrogen,
Iſt verrauſcht der Jugend Hochgefühl!
Und des Stromes helle Silberwogen

Gatten schwermuthsvoll zum nahen Ziel!
Kronen hatt' ich in mein Haar gewunden,
Meine Bahn mit Blumen überstreut;
Doch dahin sind sie die Purpurstunden
In den Ozean der Ewigkeit.

Freundlich, wie die gold'ne Abendsonne;
Winkt, Erinnrung, mir dein Silberblick!
Glanzvoll zauberst Du den Traum voll Wonne,
Dunkel nur des Lebens Gram zurück!
Tröstend reichest Du mir Deine Rechte,
Süße Hoffnung, in dem Lichtgewand,
Leitest durch das dunkle Thal der Nächte
Mich nach Eden, in mein Vaterland!

Ha, schon hör' ich Engelharfen tönen,
Golden glänzt des Himmels Sabbath mir!
Bald getrocknet sind der Erde Thränen,
Guter Gott, wie sehn' ich mich zu Dir!
Leihe mir, o Glaube, Deine Flügel;
Schwebend eil' ich meiner Heimath zu!

Bald entflohn ſind mir der Erde Hügel,
Nimm mich auf, Du ſtilles Land der Ruh.

An Lucie.

Holdes Mädchen, ja die Liebe waltet
Ueber uns, und wonniglich und ſchön
Hat ſie alle Blüthen uns entfaltet,
Die am Lebenspfade Kühlung wehn!
Siehſt du nicht, im leichten Hirtenkleide
Tanzet ſie auf neu begrünter Flur,
Und im Hain, und auf der grünen Weide,
Folget nicht die jugendliche Freude
Zärtlich-lächelnd ihrer Roſenſpur?
Unter frohen Silbermelodieen
Hüpfet mir mein Leben nun dahin!
Liebe läſſet mir ein Eden blühen,
Wo ich auch mit Dir, o Mädchen, bin.
Warum biſt Du doch ſo kurz, o Leben,

Lebt uns, wie ein Himmelstraum, entflieht?
Ach, im ſüßen Wonnekuß entſchweben
Unſre Seelen ſchon dem Erdenleben
Hin, wo uns ein ew'ger Frühling blüht!

Das Liebliche.

Lieblich ſeyd ihr, Frühlingshoren,
Wenn die Aur- und Hyacinthe
Schön mit Diamanten ſchmücket;
Wenn im Purpurblüthenhaine
Philomel uns bräutlich ſinget;
Und am braunumſchilften Ufer
Veilchenduft den Aether würzet!
Lieblich iſt's dem müden Wandrer,
Wenn nach heißer Tageſchwüle,
In des Schattens dunkler Kühle,
Zephyr Maienathem kräuſelt.

Doch das Lieblichſte von Allem
Iſt an holder Mädchen Lippen
Himmliſchſüßen Nektar nippen,!
Wem wird da die Wüſte ſelber
Nicht zum blumenvollen Eden!

Das höchſte Glück.

Schöner, wallender Buſen, ſo weiß, wie des Schwanes Gefieder,
Und, ihr Wangen, ihr blüht purpurn, wie Roſen des Mai's.
Ach, wie bin ich ſo ſelig, wenn ich euch ſehe! Wie wär' ich
Dreimal ſeliger noch, küßt' euch mein trunkener Mund.

Bei dem Verleger dieses Buchs sind [illegible] folgende interessante Schriften erschienen:

Mehr als zehn Worte gegen Ein Wort des Herrn Generallieutenants von Diericke über den preußischen Adel; nebst Bemerkungen über den Adel im Allgemeinen; von Hartwig von Hundt-[illegible], 8. geheftet 12 gr.

Fr[illegible] der Gerechte, König von Sachsen. Sein Leben und Wirken in allen Verhältnissen. Zur Feier und zum Andenken seines funfzigjährigen Regierungs-Jubiläums; von *r. Mit dem Portrait des Königs, von Böhme gestochen und in allegorischem Umschlag. 8. geheftet 1 Thlr.; auf Schreibp. in Pappe gebunden 1 Thlr. 12 gr., mit gemeltem Umschlag 2 Thlr.

Portrait Friedrich Augusts des Gerechten, [illegible] von Sachsen. Nach dem besten [illegible] von Böhme. Velinpapier [illegible] Abdrücke, in groß 4. 8 gr.

[illegible] für Kinderbegüterte, klein 4. 4 gr.

Kurze Geschichte und Geographie des russischen Reichs, bis auf die neuesten Zeiten. Beschreibung seiner Landesbeschaffenheit, [illegible] so merkwürdigen Steppen und andern Flächen, Gewässer, Gebirge, und seiner Bewohner. Mit 2 illum. Kupfern. Mit 1 Charte von Rußland 14 gr., ohne dieselbe 6 gr.

[illegible] des Wiener Congresses, der vorhergehenden und ihn begleitenden politischen Begebenheiten, nebst seinen wahrscheinlichen Folgen. Aus dem Französischen des Herrn Abbé le Pradt, übersetzt von F. A. Nietzsche. 2 Bände, groß 8., geheftet 1 Thlr. 8 gr.

Blumenkränze

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

II^ter Kranz.

Leipzig und Merseburg,
in Ernst Kleins Buch- und Kunsthandlung.
1820.

Deutsche Staatsbibliothek Berlin

Vorwort.

Die Ausgabe des erſten Bandes dieſer Blumenkränze ward durch einen Rechtsſtreit der Verlagshandlung mit dem Buchdrucker über ein zu dieſer Sammlung gehöriges und verlorenes Manuſkript verzögert *) Jetzt erſcheinen beide Bände zugleich, und ich wünſche nichts mehr, als daß die darin enthaltenen Stücke des Beifalls gebildeter Leſer nicht unwerth ſeyn mögen.

*) Dieſer 2te erſcheint erſt jetzt, Leipziger Oſtermeſſe 1820, der 1ſte erſchien Michaelismeſſe vorigen Jahres.

Anm. des Verlegers

Die Lieder der Liebe und des Scherzes verdanken meiſtentheils ihre Entſtehung einer ſchönern Zeit meines Lebens, wo mein Gemüth mehr als jetzt für Freude und Heiterkeit empfänglich war. Hoffentlich werden ſie manchem meiner jüngern Leſer nicht unwillkommen ſeyn, und der Tadel kapuziniſch-geſinnter Sittenrichter kann mir nicht wehe thun.

Leipzig, im Juni 1819.

Der Verfaſſer.

Blumenkränze

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Zweiter Kranz.

Des Zweiflers Nachtgebet.

Klage ſanft, o klage, meine Leier,
Jetzt, wo nur der bleiche Kummer wacht,
Freundlich naht im Silberſternenſchleier
Mich zu tröſten ja die holde Nacht!
Ha, mit Adlerflügeln hingeſchwunden
Sind in's Meer der Allvergeſſenheit
Mir des Lebens ſüße Blüthenſtunden,
Einſt der Liebe und der Luſt geweiht.

Für ein Eden wähnt ich mich geboren,
Täuſchung wand mir Roſen um mein Haupt,
Himmelswonnen hatte ſie geſchworen,
Und mein Leben hat ſie mir geraubt!

Dort, wo Zephir an dem Blumenhügel
Unter Veilchen, unter Myrthen spielt, —
Und sich dann die hyacinthnen Flügel
Rauschend auf den Silberwellen kühlt;

Dort, wo bebend unter grünen Schatten
Philomelens Ton den Liebling weckt,
Wo die Herrlichkeit und Anmuth gatten,
Wo kein bleicher Gram die Freude schreckt;
Wo der Frühling in dem Purpurkleide
Nektarblüthen auf die Haine streut;
Wo die sanfte, jugendliche Freude
Ihren Kelch voll süßen Nektars beut;

Ha, dort wär es, wo mit Luftgestalten
Frohen Wahns der Glaube mich betrog;
Wo der Liebe laute Schwüre hallten,
Wo die Freundschaft ew'ge Treue log;
Wo die Hoffnung mit dem Rosenflügel
Mein Arkadien mir blühen ließ;

Ach, und wo in ihrem Demantſpiegel
Mir die Wahrheit eine Hölle wies.

Kühn und froh ſchwang ich mich zu den Sternen,
Gott, zu Dir, weit über Zeit und Grab;
Blickte ſtolz aus ungemeßnen Fernen
Auf das Erdenleben dann hinab!
Hoch entzückte mich das Lied der Sphären,
Und des Seraphs Wonnemelodie'n
Tönten mir in feierlichen Chören;
Sonnen ſah ich dort, gleich Blumen, blühn

Gott, Dich hört' ich, wo vom Alpengipfel
Jubelbrauſend ſich der Strom ergoß,
Freute Dein mich, wo um grüne Wipfel
Hoher Bäume Gold und Purpur floß;
Hörte Dich im lauten Donner hallen,
Fühlte Dich in Zephyrs lindem Hauch;

Fühlte Dich im Lied der Nachtigallen,
Sahe Dich im bunten Rosenstrauch;

Ach, ich wähnte Dich im Mückentanze
Und wo still die kleinen Veilchen blühn;
Sähe Dich im goldnen Sternenglanze,
Und im Schimmer eines Würmchens glühn;
In des Winters weißer Silberhülle,
In des Lenzes blumichtem Gewand,
In des Herbstes traubenreicher Fülle
Spürt' ich eines großen Vaters Hand.

In der Kindheit wonniglichen Spielen,
In der Jugend erstem Hochgenuß,
In der Freundschaft heiligen Gefühlen,
In der Liebe glüh'ndem Nektarkuß,
In der Freude lauten Jubeltönen,
In des Glaubens frommem Dulderblick,
In der Wehmuth bittersüßen Thränen,
Fühlt' ich einst des Erdenlebens Glück!

Wehe mir! Du, Täuſchung, biſt entſchwunden,
Und der Wahrheit heißer Flammenſtrahl
Welkt die Kränze, ſo du mir gewunden,
Kehre, holder Zauber, noch einmal!
Ach, auf ewig bin ich nun verloren,
Bange Zweifel ziſchen wild umher!
Fluch dem Tage, welcher mich geboren,
Nimmer leucht' ihm, goldne Sonne, mehr!

Soll ich ewig denn im Dunkeln klagen,
Daß mein Glaube mir entflohen iſt?
Schaudernd hör' ich fromme Läſ'rer ſagen,
Daß Du, Gott, ein ſtolzer Wüthrich biſt;
Daß der Irrthum Deiner armen Kinder
Dich zu grauſamwildem Zorn entflammt,
Daß Dein Urtheilsſpruch den ſchwachen Sünder
Ewig, ach, zur Höllenqual verdammt.

Iſt es wahr was, der Vernunft zum Hohne,
Von der Einfalt bleichen Lippen tönt:

[illegible] das Blut von Deinem Sohne,
[illegible], nur Deinen Grimm versöhnt?
[illegible], daß nur ein blinder Glaube
[illegible] Himmels hohe Palmen beut?
[illegible] beneid' ich, Würmchen, dich im Staube,
[illegible] vernunftlos sich des Lebens freut!

Ist denn zweifeln, ist nach Wahrheit streben,
Eine Sünde, werth der Höllenpein?
Riefst Du darum Welten nur ins Leben,
Guter Gott, Dich ihrer Qual zu freun?
O, dann müßte Dein Geschöpf Dir fluchen!
Warum gabst Du mir den Forschergeist,
Diesen Feuerdrang nach Licht zu suchen,
Der mich Armen in den Abgrund reißt.

Doch hinweg, denn Zweifel ist Verbrechen!
Wahrheit ist es, was die Kirche spricht!
[illegible] wird sich an euch, ihr Zweifler, rächen!
Tugend schützet vor der Hölle nicht.

Gehet hin, und hüllet euch in Glauben,
Opfert fromm und mordet frech und kühn;
Uebet euch im Beten und im Rauben,
Dann wird jenseits euch ein Eden blühn.

Spottet, Heilige, der Wittwe Zähren,
Freuet euch, wo ſtille Tugend weint;
Bauet Tempel, heulet an Altären,
Quält den Edlen, er iſt Gottes Feind!
Raubet dem Verdienſte ſeine Kronen;
Schleppt die Unſchuld auf das Blutgericht,
Uebern Sternen wird euch Gott belohnen,
Weil eu'r Mund hier fromme Lügen ſpricht.

Ihr allein ſeyd ja zum Heil erkoren,
Euch nur werden Himmelspalmen blühn!
Großer Gott, erbarme Dich der Thoren!
Ob wir Dich als Allah oder Tien,
Als Jehovah oder Brama ehren,
Iſt Dir gleich! Du hörſt auch das Gebet,

Das, entfernt von Tempeln und Altären,
Dennoch voll zu Dir um Hülfe fleht.

Ha, dort kömmt aus seinen Purpurhallen,
Jugendlich Dein Morgen schon hervor!
Blüthen leben, Lerch' und Nachtigallen
Grüßen ihn in wonniglichem Chor!
Ros' und Veilchen freuen sich am Hügel,
Beide tränkt dein kühler Silberthau;
Guter Gott, und in des Meeres Spiegel
Funkelt hell des Himmels Saphirblau!

Kleidest Du nicht in die goldne Hülle
Reifer Saat die Fluren mild und schön?
Lächelst Du nicht in des Herbstes Fülle?
Brausest Du nicht in des Sturmes Wehn?
Wiegt Dein Winter in dem Silberkleide
Nicht die Welt in süßen Schlummer ein?
Ruft Dein Lenz am Arm der jungen Freude
Nicht die Blumen wieder in ihr Seyn?

Herrlich tanzen Millionen Sonnen
Durch die Sphären, Gott, und loben Dich,
Und Dein Seraph singet seine Wonnen,
Und Dein Würmchen freut im Grase sich!
Allen reichest Du den Kelch der Freude;
In der Tugend heiligem Gefühl
Trinket Seligkeit der fromme Heide;
Menschenglaube, Gott, ist Dir ein Spiel.

Jenseits wird ein Morgen uns vereinen,
Dort führst Du dem vollen Licht uns zu;
Dort wird nicht der bleiche Kummer weinen,
Sehnend blick' ich nach dem Land' der Ruh!
Sey gegrüßt, du stiller Schlaf im Grabe,
Wer nur Recht thut, ist Gott angenehm!
Mehr ist ihm der fromme Greis am Stabe,
Als der Wüthrich mit dem Diadem!

Mehr ist Ihm der Unschuld stilles Flehen,
Als des Heuchlers goldner Hochaltar!

Dort läßt Er im vollen Licht uns ſehen,
Was hienieden Nacht und Dunkel war!
Dort, ach dort, wo keine Thränen glühen,
Bei des Seraphs heiligem Geſang,
Haſtet uns in Wonnemelodieen,
Was uns hier als dumpfer Mißlaut klang.

Dem

Frauen- und Mädchenverein

zu

Berlin.

Am 6ten September 1814.

Mancherlei Völker hab' ich gesehn, und mancherlei Sitten,
Aber noch keine so hold, keine so freundlich und zart,
Wie an der Spree Gestade! Dort athmet ein heiliges Leben!
Herrlicher schmückest du nie, Tugend, des Weibes Geschlecht.

Gattinnen sah' ich und Jungfrau'n! Gleich Engeln vom Himmel gesendet,
Reichten im blüh'nden Verein alle sich traulich die Hand!
Und die Thränen des Mitleids bethauten die seidenen Wimpern,
Denn in dem heiligen Kampf fielen der Helden so viel!
Ach, und viele noch rangen mit Schmerzen des Todes! Doch freundlich
Und mit lindernder Hand nahte der Holden Verein!
Tröstend brachten sie dar des Himmels köstliche Gaben,
Und mit Wonnegefühl blickten die Krieger sie an!
Da, das Auge des Helden, das jüngst von Rache noch flammte,
Füllte mit Thränen des Danks und des Entzückens sich nun!

Mariane,*) Dir hallt des Seraphs Hymnus! Es blühen
Ewig zu ſchmücken Dein Haupt himmliſche Palmen für Dich!
Kronen der Erde verwelken, doch nimmer die Kronen der Tugend!
Frauen und Jungfrau'n, Ihr ſeyd ewig Boruſſiens Stolz!
Leuchten werdet Ihr einſt, wie Sterne des Himmels! Mit Flammen
Schrieb Euch ins ewige Buch Gottes belohnende Hand!
Kommt auch einmal der Tod, der unerbittliche, — lange
Sey die Stunde noch fern, wo er die Fackel Euch löſcht! —

---

*) Mariane, Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen.

O, dann leite so freundlich, wie Ihr es waret, ein Engel
In Eu'r Vaterland Euch, himmlische Wesen, zurück!
Jegliche Thräne, die Ihr getrocknet, glänzet als Perle
In dem strahlenden Kranz, Euch von Luisen gerricht!
Zärtlich wird sie Euch dort umarmen, wird Schwestern Euch nennen,
Denn, wie die Himmlische, war't Ihr auch der Leidenden Trost.

Er und Sie
an den Stern der Liebe.

Sternlein der Liebe, wie blinkſt du ſo helle,
Blinkeſt ſo ſanft auf die Liebenden hin!
Hüpfender taumelt die ſilberne Welle,
Wonniger wird's uns im trunkenen Sinn!

„Trauliches Sternlein, in Flammen vergehen
Wirſt du, und Sonnen und Welten mit dir!
Fallen ſoll ich dich, du glänzender, ſehen,
Flüſtert die Hoffnung, die himmliſche, mir!

Sternlein, ach Sternlein, du ſollteſt vergehen?
Ach, und du blinkeſt ſo ſilbern und rein?"
Mädchen, wir werden in Flammen ihn ſehen,
Und uns der Liebe, der ewigen, freun!

Wanderers Abendlied.

Nimm mich auf in deinen Schooß,
Liebe Mutter, Erde!
Daß ich endlich kummerlos,
Daß ich ruhig werde!

Wenn mit Gold das Abendroth,
Still sein Grab umschimmert,
Der ist selig! Er ist todt;
Er hat ausgekümmert!

Die Wahl.

Ich ſpielte unter Myrthen,
Und Eros kam zu mir;
Er zeigte mir drei Schönen:
„Sprich, welche wählſt du dir?“

Gieb mir das braune Mädchen,
Das hold, wie Venus iſt,
Und mache, daß es zärtlich
Mich ſtreichelt und mich küßt!

Es ſieht dir ja ſo friedlich,
Recht wie ein Lämmchen, aus;

Ich nehm' es, lieber Gros,
Mit in mein kleines Haus.

Er gab es mir, o Wonne!
Wie purpurn ist ihr Mund!
Wie rosig ihre Wangen!
Ihr Busen, ach, wie rund!

An Roſalie.

Dort, wo junge Roſen lächeln,
Wo der Zephyr ſpielt,
Und mit hyacinthnem Flügel
Eros-Wange kühlt;

Dort iſt Freude, dort iſt Wonne,
Mädchen, folge mir!
Ach, den Himmel miſſ' ich gerne,
Bin ich nur bei Dir.

Dort iſt Freude, dort iſt Wonne,
Dort iſt Seligkeit,
Wo Cythere uns die Schaale
Süßen Nektars beut.

Eh' aus Lethe's ſtillen Fluthen
Unſre Lippe trinkt,
Und des Lebens goldne Sonne
Unſerm Blick entſinkt;

Freue dich der holden Jugend,
Bald will ſie entfliehn;
Und [illegible] das uns blühte,
Will nicht wieder blühn!

An Lucie.

Und wären alle Reiche mir unterthan,
Geböt' ich Weltbeherrschern, und zitterten'
Mir alle Lande, sänken knieend
Vor mir zur Erde die Könige;

Und liebtest Du mich, himmlisches Mädchen,
nicht,
Was würde dann mir Armen die Erde seyn?
In Dir nur hab' ich Wonnen, welche
Mir auch ein Himmel nicht geben kann.

Die heiligen Reden.

Ach, mein liebes Kind, die Perücke! sagte die Pastorin Gutmann zu ihrem Gatten, der so eben bei seiner Morgenpfeife die letzte Tasse Kaffee ausschlürfte.

Ja, bestes Weib, aber meine heiligen Reden sind ja noch nicht fertig, die ich, wie Du weißt, in Druck geben will.

Fehlt denn noch viel daran? fragte sie bedächtig und lächelnd.

Eine ganze Nutzanwendung.

Nun, die würdest Du ja wohl heute morgen noch schreiben können, lieber Mann? Ich möchte doch so gern, daß Du zur Kirchenvisitation die Perücke hättest. Du kennst den

alten Superintendenten wohl; wer kein falſches Haar trägt, iſt in ſeinen Augen ein Ketzer.

O Mutter, Perücken thun's freilich nicht, ſondern der Kopf, der unter der Perücke ſteckt. Wahrlich, wahrlich, ich ſage Dir, es gehört viel zu einer Nutzanwendung!

Lieschen geht die Schuhe ſchon wieder ſchief. Es wäre wohl nöthig, liebes Männchen, daß Du ihr ein Paar neue kaufteſt.

Großer Gott, ſchon wieder ſchief? ſagte Gutmann. Das Leben iſt doch ein jämmerlich Ding. Lieschen geht die Schuhe ſchon wieder ſchief! Nun, hoffentlich werde ich für meine heiligen Reden gut honorirt werden, und dann, Mütterchen, dann geben wir den braven Meiers auch hundert Thaler ab. Es ſind ſo gute, redliche Leute. Du weißt, wie innigen Antheil ſie an uns nahmen, als unſer Röschen krank war. Gott, daß ich ihnen erſt

helfen könnte! Und die armen abgebrannten Leute in Neuendorf müssen auch hundert Thaler haben! Sie haben ja Alles verloren!

Herzlich gerne, lieber Mann, erwiederte die Pastorin; wenn Du das Geld nur erst hättest! Soll Röschen aber nicht auch mitgehen? Sie wünscht schon so lange die Doktorin Schönthal zu sprechen. Und dann gehst Du doch auch heute nach Schönthal, bester Gutmann?

Ja freilich! Die Nutzanwendung kann in einer halben Stunde fertig seyn, und dann müssen wir fort.

Lieschen soll auch mitgehen! rief Lieschen, ein kleines reitzendes Geschöpf von vier Jahren. Nicht wahr, Vater?

Ja, mein Lieschen geht mit, versetzte der Pfarrer. Wir tragen Dich abwechselnd, Röschen und ich, wenn Du nicht mehr fort kannst.

Röschen, ein schönes, blühendes siebenzehnjähriges Mädchen, freuete sich innig, als

auch ſie ihren Vater begleiten ſollte. Sie dankte mit einer herzlichen Umarmung und einem glühenden Kuſſe ihrer Mutter, weil ſie ihr des Vaters Einwilligung dazu verſchaffte. Der Alte war ein bischen eigen, und das wußte Röschen recht gut. Darum wandte ſie ſich an ihre Mutter, denn ſie wollte ſo gerne nach Schönthal. Freilich hatte ſie keine heiligen Reden beim Buchhändler Arendt zu verkaufen; aber ſie hatte doch ſonſt Etwas, und das quälte ſie ſchon lange, daß ſie ihrer Mutter es nicht länger verbarg; denn die war ſo gut, und liebte ſie ſo herzlich, beinahe ſo herzlich, wie Röschen ihr Etwas liebte. Das wußte ſie auch.

Roſalie war nemlich längere Zeit bei ihrer Tante, der Hofräthin Thalheim in F. geweſen. Die alte Frau hatte ſelbſt keine Kinder, und um ſo inniger freute ſie ſich des vollen, jugendlichen Aufblühens ihres kleinen Lieblings.

Jedes Vergnügen ihrer reizenden Nichte war für sie ein Fest, und mit Entzücken sah sie ihre liebe Rosalie in den häuslichen Kreisen glänzen, in denen ihr selbst so freundliche Stunden enthüpften.

Unter den Freundinnen der Hofräthin war auch die Regierungssekretärin Grünau, eine gute herrliche Frau, die schon lange den Tod ihres Gatten beweinte, der sie mit ihrem noch unerwachsenen Sohne in drückender Armuth hinterließ. Tief kränkte es das Zartgefühl der Unglücklichen, wenn ein Anderer ihr kummervolles Verhältniß zu ahnen schien. Doch die Hofräthin konnt' es nicht unterlassen, sie oft um die Annahme eines kleinen Geschenks, als um einen Beweis ihrer Liebe, zu bitten. Diese sanfte Schonung auf der einen Seite und die herzliche Offenheit auf der andern stiftete bald zwischen den beiden Frauen die innigste Freundschaft. Die Hofräthin gab das

nöthige Geld her, um den Sohn ihrer geliebten Grünau ſtudieren zu laſſen, und der Jüngling kehrte gerade, als Roſalie bei ihrer Tante war, von der Akademie zurück, reichlich mit Kenntniſſen geſchmückt, und ohne jene jugendliche Anmaßung, die gewöhnlich das Feigenblatt der Unwiſſenheit iſt. Mit Thränen der wärmſten Rührung dankte er ſeiner edeln Wohlthäterin, die ihn um die Fortdauer ſeiner Freundſchaft bat, welche, wie ſie ſagte, ihr die angenehmſte Belohnung ſeyn würde.

Wilhelm Grünau war, ſeit dem Augenblicke, da er Roſalien ſahe, bezaubert von der Schönheit, der Anmuth und der kindlichen Unſchuld des holden Geſchöpfs, und um ſo lieber war ihm jenes Kompliment der Hofräthin, ſelbſt als Kompliment betrachtet. In Roſalien erblickte er zum erſtenmale das liebliche Ideal eines Mädchens, welches ſchon

lange freundlich, wie ein elysischer Traum ihre Phantasie umgaukelte, und wie ein schützender Genius über die Unschuld des sehnsuchtsvollen Jünglings wachte.

Kein Wunder, daß er sich recht oft der Erlaubniß bediente, welche Rosaliens Tante ihm gab, sie fleißig zu besuchen. Wonnetrunken hing dann sein Auge an dem lieblichen Mädchen; aber Rosalie wandte jungfräulich und schüchtern das holde Gesicht ab, und ihre Wange glühte, wie die Rose vom Frühling geküßt, wenn ihr Blick dem seinigen begegnete. Unmöglich konnten die Gefühle der beiden Liebenden der Hofräthin lange verborgen bleiben; auch gehörte wenig Scharfsicht dazu, sie zu bemerken. Wilhelms und Rosaliens Mienen sprachen, wenn auch ihr Mund schwieg, denn reine, heilige Liebe kennt keine Masken. Mit Wohlgefallen gewahrte die Tante die süße Sehnsucht der beiden Glücklichen, und lächelte

äft ſchalkhaft der ängſtlichen Sorge, womit ſie die Empfindungen des Herzens zu verſtecken ſuchten. Von nun an waren Grünau und ſeine Mutter die beſtändigen Begleiter der Hofräthin und Roſaliens auf ihren einſamen Spaziergängen.

An einem der ſchönſten Frühlingsabende ruhte die kleine Geſellſchaft an dem verborgenen, von wilden Roſen umblüheten Lieblingsplatze der alten guten Tante in einem Walde. Vor ihnen ſchimmerte mit ſeinen reinen Häuſern das Städtchen unter grünen duftigen Bäumen, und der ſtolze Kirchthurm, deſſen Dach im Purpur des Abendroths wie Feuer glänzte, ragte mächtig über ſeine freundlichen Umgebungen empor. Golden tanzte vor ihnen ein kleiner Bach von Blumen in Blumen, und die Nachtigall ſang aus den Blüthenzweigen des Geſträuchs ihre Wonnemelodieen, und rief die Bilder ſeliger Vergangenheit in die

Herzen der beiden Alten zurück, während Rosalie und Wilhelm in süßen Empfindungen verloren, Alles um sich her nicht achtend, sich still anblickend da saßen. Rosaliens Hand ruhte auf ihrem Schoße in Wilhelms Rechte, der sie mit unnennbarem Gefühl von Seligkeit an seine brennenden Lippen und dann an sein klopfendes Herz drückte. Das bemerkte die Hofräthin. Heimlich winkte sie ihrer Freundin, ihr leise zuflüsternd: So glücklich waren auch wir einmal! und Thränen des Entzückens schimmerten in den Augen der beiden Frauen.

Jetzt kehrten sie zurück. Wilhelm folgte mit Rosalien langsam und immer langsamer. Er wollte sprechen, und stockte. Endlich zog er das glühende Mädchen an seine lautklopfende Brust. Mädchen, ich liebe Dich! Kannst Du, willst Du mein seyn? flüsterte er ihr zu, und ihre trunkenen Lippen fanden sich im süßesten, seligsten Kusse der Liebe.

Sanft sie umschlingend führte der glückliche Jüngling nun, von hoher Wonne berauscht, die rosige Braut schneller, denn die Tante blickte schon lächelnd, mit dem Finger drohend, zurück, und Wilhelms Mutter winkte freundlich der schönen Rosalie.

Bald entschmeichelte die Hofräthin ihrer kleinen Lieblingin das Geständniß ihres Glücks, und Wilhelms Mutter schloß mit Freudenthränen die holdblühende Tochter an ihren Busen. Es ward verabredet, daß die Tante den Aeltern Rosaliens die Liebe der jungen Leute entdecken, und sie um ihre Einwilligung bitten sollte. Wenn Ihr nur erst Brod hättet, meine Kinderchen! sagte Grünau's sorgsame Mutter. Gott lebt noch, versetzte die Hofräthin, und ich ebenfalls. Wilhelm hat ja auch Talent, und zum Erwerben Muth, wie unser Göthe sagt; dann findet sich Alles.

Rosalie war tief betrübt, als sie schon wenige Tage nachher sich aus den Armen ihres Wilhelm, seiner Mutter und ihrer Tante losreißen mußten. Die Hofräthin konnte, Geschäfte halber, nicht mit ihr reisen. Sie gab ihr aber einen Brief an ihre Mutter, worin sie dieser Rosaliens und Wilhems Verhältniß entdeckte, und ihre schriftliche Bitte mit der mündlichen des holden Mädchens vereinigte.

Wie sollte die gute Frau nicht gern die Liebe ihrer Tochter segnen, deren Glück ihr innigster Wunsch war? Doch ward es zwischen Röschen und Mütterchen beschlossen, dem Vater noch nichts davon zu entdecken. Der alte brave Mann hatte nemlich einen Widerwillen gegen alle lange Heirathen, wie er es nannte, worin freilich Röschen gleichfalls seiner Meinung war; und dann konnte er auch nicht gut von Geheimnissen schweigen, die er außerhalb dem Beichtstuhle erfuhr. Doch dieser

Fehler soll bei heiligen Rednern nicht selten seyn.

Grünau wohnte jetzt in Schönthal, eben dem Städtchen, wo Herr Pastor Gutmann heute vom Buchhändler Arendt und Röschen von der Liebe honorirt werden sollten. Darum freuete sich auch das Herz des kleinen Mädchens, und ihre Seele war fröhlich.

Die Nutzanwendung war fertig, und in vollem Ornat trat unser Gutmann herein. Nun seyd Ihr gesattelt, meine Kinderchen? fragte er, denn das ist so sein Lieblingsausdruck. Ja, Väterchen, gleich! erwiederte Röschen, die sich, ihm den Rücken zuwendend, ein Tuch um den schönblühenden Busen schlug.

Die Pastorin zupfte den saubern weißen Ringkragen des treuen Gemahls zurecht, und ermahnte schmeichelnd, ihn doch ja nicht zu

beſchmutzen. Keine Sorge, liebes Kind, keine Sorge.

Aber willſt Du kein Geld mitnehmen, beſtes Männchen?

Ich bekomme dort ja mehr vom Buchhändler, Mütterchen, als ich brauche.

Wenn er Dir nur gleich zahlt?

Du haſt Recht, Du haſt Recht, liebes Weib! Die Menſchen ſind manchmal ein bischen eigennützig. Er könnte meine Noth ſich zu Nutze machen wollen.

Ehrſam wandelten nun die Drei, unſer Gutmann voran, und die ſchöne Roſalie mit Lieschen an der Hand auf der breiten Straße gen Schönthal. Der ehrwürdige Pfarrer vertiefte ſich bald in Gedanken, und ſchlug in einer Viertelſtunde wohl zwanzig Knipschen, wie weiland ſein Amtsbruder Herr Abraham Adams, und die gute Roſalie ſelbſt konnte ſich kaum eines ſtillen Lächelns erwehren.

Aber, Väterchen, ſprach ſie, Du läufſt ja ſo ſtark. Ich und Lieschen können kaum mit fortkommen!

Ach, mein liebes Röschen, ich dachte nicht daran, daß Ihr mitgiengt, erwiederte der ehrwürdige Pfarrer, und nahm ſeine Tochter bei der Hand. Sieh mal, beſtes Kind, wenn ich auch nur für den gedruckten Bogen drei Friedrichsd'or bekomme. Vierzig Bogen ſind es gewiß, die machen netto ſechshundert Thaler. Davon können wir dem armen Meier die hundert Thaler geben, um die er von ſeinem Verpächter ſo hart gedrückt wird, und uns bleiben dann noch fünfhundert Thaler. Davon geben wir, denk' ich, den guten Leuten zu Neuendorf auch zweihundert Thaler ab. Dann bleiben für Dich und unſer Lieschen noch dreihundert Thaler zur Ausſteuer. Ach, wie ſelig werd' ich ſeyn, mein liebſtes beſtes Röschen, wenn Meiers kleine Kinder dann wieder froh

um ihre Aeltern herumhüpfen, und diese, so glücklich durch uns, nicht mehr ihr Leben in Kummer und Sorge verweinen. Wenn nur die erste Noth gekehrt ist, so kömmt wohl weiter Rath.

Röschen küßte ihrem Vater die Hand, und eine glühende Thräne schlich von der schönen Wange herab.

Warum weinst Du, mein liebes Kind? fragte der Pastor.

Gott, ich wollte nur, daß Dein Wunsch erst erfüllt wäre, Väterchen! Ich würde so glücklich seyn. Ich hab' auch an meine Tante geschrieben, und ihr Meiers Unglück geschildert. Sie wird uns gewiß die dreihundert Thaler schicken; sie ist ja so reich, und sie sagte mir ja immer, Lieschen und ich wären ihre einzigen Erben.

Herzlich drückte der ehrliche Pfarrer sein gutes Kind an seine Brust, und küßte Rosalien.

Nicht so verliebt, Herr Pastor! rief ein vorbeireitender Fremder lächelnd.

Mein Herr, es ist meine Tochter, ein gutes, edles Mädchen! versetzte der Prediger.

Der Fremde merkte beschämt seinen Mißgriff, und ritt langsamer, um, wo möglich, sein Unrecht wieder gut zu machen.

Sie wollen auch wohl nach Schönthal? fragte er.

Ja, wir wollten noch gerne zu Mittage dahin, antwortete der Pfarrer bescheiden.

Aber können Sie einen so weiten Weg zu Fuße machen, liebes Fräulein? Und Sie, Kleine, dort?

Vater hat keine Pferde und Wagen, erwiederte Lieschen. Vater ist arm, sonst führen wir! setzte sie kopfnickend hinzu.

Lächelnd erkundigte sich der Fremde nach dem Wohnorte des ehrlichen Pfarrers, der ihm in rührendem Tone das Unglück seiner

Pfarrkinder zu Neuendorf und des Pächters Meier schilderte, welches durch die Härte eines kleinen adlichen Selbstherrschers noch vergrö-ßert wurde. Gott, daß ich ihr Schicksal lindern könnte! sagte er. Aber ich bin ja selbst so arm. Der innige Antheil, den meine liebe Rosalie an den Unglücklichen nimmt, war die Ursache der Umarmung, worüber Sie mit mir zu scherzen beliebten.

Nun, lieber Vater, zürnen Sie nur nicht mehr. Ich fühl' es, daß ich Ihnen wehe that. Es kränkt mich tiefer, als Sie. Vielleicht kann ich den armen Leuten helfen. Melden Sie Sich heute Nachmittag bei dem Geheimerath von Waldburg. Wahrscheinlich ist denn schon dafür gesorgt.

Hiermit gab er seinem Pferde die Sporen, und eilte, recht freundlich Lebewohl sagend, davon.

Wer mochte das seyn? fragte der Prediger seine Tochter.

Vielleicht doch nicht der Geheimerath von Wallburg selbst?

Ach nein, den kenn' ich! Das ist schon ein alter Mann.

War es auch wohl der Fürst? Der soll noch jung seyn!

Gewiß nicht, mein liebes Kind. Fürsten reiten nie ohne Begleitung. Vielleicht war es ein junger Spaßvogel, der, um seinen Scherz mit mir zu treiben, mich zu dem Geheimerath schicken will.

O Väterchen, wer wollte so etwas glauben! Das ist unmöglich.

Mein liebes Kind, das Herz des Menschen ist böse von Jugend auf und immerdar. Ich habe dieß in meiner drei und zwanzigsten heiligen Rede sehr gründlich auseinander gesetzt. Der Pastor langte in die Tasche, um sein

Manuſkript hervorzuziehen, und der guten Roſalie die Predigt vorzuleſen. Aber die heiligen Reden ſaßen in ihrem Schlupfwinkel ſo feſt und ſo warm, daß ſie durchaus nicht heraus wollten. Kein Wunder, denn unſer Gutmann hatte ſie ſelbſt darin feſt genähet, um ſie gewiß nicht zu verlieren. Röschen that auch gerne Verzicht darauf, und nahm deſto williger Lieschen auf den Arm, da die Füße des kleinen Geſchöpfs nicht mehr fort wollten.

In tiefen Gedanken gieng nun der Pfarrer, ſein Pfeifchen rauchend, vor ſich hin, und ſchon war er die zweite Schildwache vorbei, als er verwundernd ausrief: Sieh, da ſind wir ja ſchon in Schönthal.

Wo kehren wir ein, liebes Väterchen? fragte Roſalie. Gutmann blickte umher. In die drei Kronen? Das geht nicht! In den ſchwarzen Bär? Das geht auch nicht! O, laß uns noch ein bischen weiter gehen! Hier,

hier in den ſchönen Engel wollen wir einkehren! Hier iſt es gewiß gut.

Sie traten in den Speiſeſaal, wo ſchon viele glänzend gekleidete Frauen und Herren verſammelt waren. Gutmann gerieth in peinliche Verlegenheit, und ſchon begann er, ſich wegen ſeiner Dreiſtigkeit zu entſchuldigen, als der Marqueur ihn fragte: ob er mit ſeiner Geſellſchaft hier ſpeiſen würde, und was für Wein er beföhle? Dürft' ich mir nicht gehorſamſt eine halbe Bouteille Rothwein ausbitten? Was für Rothwein? Ja, Rothwein, Rothwein, lieber Freund! ſagte unſer ehrſamer Paſtor, und rieb ſich die Hände. Die Augen der Frauen waren auf den Prediger, die Augen der Herren auf Roſalien gerichtet, welche ſich mit Lieschen, ohne viele Komplimente, niedergeſetzt hatte. Hold erröthend blickte ſie zur Seite, als ſie die Männer mit einander flüſtern, und dann ſich wieder angeſchielt ſahe.

Endlich des Spiels müde trat sie freundlich zu ihrem Vater. Lieber Vater, lispelte sie ihm zu, könnt' ich nicht mit Lieschen noch vor Tische zum Schuster gehen?

Ja, bestes Kind, das thu! Ich will unterdessen Herrn Arendt besuchen, und mit ihm wegen meiner heiligen Reden einen Kontrakt abschliessen, antwortete Eben-Gutmann, und drückte heimlich seiner holden Tochter zwei Gulden in die Hand.

Als sie fort waren, konnte die trink- und spiselustige Gesellschaft gar nicht begreifen, wie der alte ehrliche Dorflerit zu einer so niedlichen Tochter gekommen sey. Die Priester haben fast immer schöne Töchter, sagte Einer, dafür wissen ihre Frauen zu sorgen! Er ist auch gewiß nicht seine Tochter! meinten Einige; das Mädchen nimmt sich zu unbefangen und mit zu viel Anmuth. Nun, so kann es doch seiner Frau ihre Tochter seyn; versetzte

eine Dame lächelnd, und wer weiß, ob die nicht mehr ſeinen Takt beſitzt, als Er! Wahrlich, Sie haben Recht! riefen die Männer laut lachend, und der klugen Sprecherin ihren Beifall zuklatſchend.

Nach vielem Suchen hatte unſer Paſtor endlich das Haus ſeines künftigen Verlegers gefunden. Herr Arendt war ſo eben in ſeiner Arbeitsſtube, und zahlte einem ſchönen, jungen Mann für einen kleinen Roman, der kaum zwanzig Oktarſeiten ſtark ſeyn mochte, baare zwanzig Friedrichsd'or auf den Tiſch. Ein gutes Omen! dachte Gutmann, und mit innigem Wohlgefallen betrachtete er die glänzenden Goldſtücke, die der junge Mann mit einer Verneigung zu ſich ſteckte.

Was bringen Sie mir denn Gutes, mein lieber Herr Paſtor? fragte Herr Arendt in einem ſchmeichelhaften Tone. So lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen! Wie

ist das Befinden zu Hause? Womit kann ich die Ehre haben, aufzuwarten? So eben ist Karl Villers Darstellung der Reformation Luthers, übersetzt von Cramer, und mit Anmerkungen von Henke, herausgekommen.

Villers? Villers? fragte Gutmann. In den Actis Eruditorum —

Ja, dort finden Sie nichts von ihm. Villers ist ein katholischer Franzose, und hat uns die Vortheile gezeigt, welche die lutherische Revolution, Reformation wollte ich sagen, für uns und alle Nationen gehabt hat.

Wahrlich, ein schönes Zeichen der Zeit! Ein Beweis, daß die Parteien sich nahen! Gott, wie will ich Dir danken, wenn wir Brüder, alle wieder mit einander vereint, in Friede und Frohsinn, ohne Verfolgung und Hass, ein Hirt und eine Heerde, den guten Vater anbeten, der uns Alle so lieb hat. Glauben Sie mir sicher, mein lieber Herr

Arendt, bei Gott gilt kein Anſehen der Perſon und des Glaubens. Wir ſind alle ſeine lieben Kinder, wenn wir nur gut ſind. Und warum ſollten wir es nicht ſeyn? Er hat uns ja alle ſo lieb. Ich habe dies ſehr ſchön in meiner dritten heiligen Rede gezeigt. Aprope, ich wollte mir die Ehre nehmen, mit Ihnen darüber zu ſprechen. Ich habe einige meiner heiligen Reden, fünf und zwanzig an der Zahl, zum Druck beſtimmt. (Er zog das Manuſkript mit Mühe aus der Taſche hervor.) Was können Sie mir für den gedruckten Bogen geben, mein lieber Herr Arendt. Ich will Ihnen wenig vorſchlagen. Fünf Friedrichsd'or denk' ich aber —

Ich kann Ihnen keinen Pfennig dafür geben, Herr Paſtor! Sehen Sie, dort liegt eine Menge von Predigten! Lauter Krebſe! Ich muß ſchier über den Bettel noch zu Grunde gehen; denn glauben Sie es mir bei Gott,

ich bin so reich nicht, wie die Leute mich ausschreien.

Keinen Pfennig? antwortete der Pastor betroffen. Keinen Pfennig? Aber ich sahe doch, daß Sie noch eben dem jungen Mann, der da hinausgieng, für einen Roman zwanzig Friedrichsd'or bezahlten?

Das war auch ein Roman, lieber Herr Pastor, und kein Sonntagskind, wie man sie alle acht Tage in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, hören kann.

Aber glauben Sie doch nicht, bester Herr Arendt, daß meine Predigten ganz schlecht sind. Wenn Sie es erlauben, so will ich Ihnen die dritte heilige Rede zur Probe vorlesen. Es ist gerade die längste!

Und wenn es auch die kürzeste wäre, so möcht' ich sie nicht hören. Lassen Sie das, lassen Sie das, Herr Pastor. Ich glaube ja

gern, daß Ihre Reden heilig genug ſind; allein hören mag ich ſie nicht.

Alſo können Sie den Verlag meiner heiligen Reden gar nicht übernehmen, Herr Arendt.

Bloß Ihr Kommiſſionär kann ich werden, und dann müſſen Sie die Druckerkoſten, ſo wie alle übrigen Ausgaben tragen.

Guter Gott, ſo mußt Du helfen! ſeufzte der ehrwürdige Pfarrer, und ſteckte das erbauliche Manuſkript in die Taſche.

Aber wollen Sie mir nicht das Buch von Villers abkaufen, beſter Herr Paſtor?

Ich habe jetzt nicht ſo viel Geld bei mir, Herr Arendt, und —

Ei nun, das hat ja Zeit. Sie haben mir ſchon ſo manches Buch abgekauft. Ihnen borg' ich gerne. Iſt es Ihnen gefällig? — Mit einer tiefen Verbeugung ſteckte unſer Paſtor das Büchelchen in ſeinen Buſen, und empfahl

ſich ſeinem Herrn Gläubiger zur Gewogenheit beſtens.

Unzufrieden kehrte er nun nach dem Wirthshauſe zurück, und verdrießlich erinnerte ihn ſein Magen auch laut genug, daß er heute morgen bei der Nutzanwendung ſein Frühſtück vergeſſen hatte.

Roſalie und Lieschen waren indeſſen in der ganzen Stadt umher gewandert, denn Röschen hoffte immer ihren Geliebten zu treffen; ihr Auge blickte verſtohlen in alle Fenſter, Thüren und Gaſſen, und ſie ſah' ihn doch nirgends. Endlich fanden ſich die beiden Glücklichen. Ein ſtiller Blick voll der innigſten Zärtlichkeit, und ein glühender Kuß auf Roſaliens ſchwanenweißes Händchen waren der einzige Gruß, den der neidiſche Wohlſtand ihnen erlaubte. Grünau begleitete nun ſeine Geliebte, ihre zarten Finger zwiſchen den ſeinigen preſſend, und ein ſüßes, banges Ent-

zücken hob den vollen Busen des blühenden Mädchens, als er ihr sagte, daß sie nun bald ganz die Seinige werden sollte. Ich bin Sekretär bei der fürstlichen Kammer geworden, erzählt' er ihr, und auch als Schriftsteller verdiene ich bedeutend. Erst so eben hat mir der Buchhändler Arendt für einen kleinen Roman zwanzig Friedrichsd'or bezahlt. Das Büchelchen widmete ich Dir, mein liebes Mädchen, und geb' es Dir nachher mit. Dankend und freundlich ihm zulächelnd drückte Rosalie seine Hand, und das war ihm wohl ein süßerer Lohn, als alle Belobungsschreiben und Kostbarkeiten der Fürsten es hätten seyn können. Traulich entwarfen die beiden Liebenden jetzt tausend Plane für die heiter lächelnde Zukunft, und das kleine Liechen stand sich so gut bei dem Konfekt, welches Grünau ihr gab, daß sie ihren Vater und das Mittagsessen gerne vergaß. Wilhelm und Rosalie wandelten

so selig und froh von einer Straße in die andere, und sie blieben doch immer noch sehr weit vom schönen Engel entfernt, denn Grünau leitete mit Fleiß sein holdes Bräutchen so lange umher, um desto ungestörter sie betrachten, und in süßem Entzücken mit ihr plaudern zu können. Endlich erinnerte ihn die Stadtuhr, welche schon drei schlug, daran, daß Röschen wohl noch nicht gegessen habe. Darum giengen sie auf den schönen Engel zu, der seine Flüglein beide zu ihrem Empfang ihnen entgegen streckte.

Dem ehrsamen Pfarrer von Blumthal war es gar nicht Recht, daß seine Kinder so lange wegblieben. Erst eben war ein Gericht abgetragen worden, wovon er ihnen auch gerne ein Bischen gegönnt hätte, denn so etwas pflegte eben nicht auf seine Tafel zu kommen; und mit Vergnügen hätt' er jetzt auch sein liebes Weib dort gesehen.

Merklich verzog ſich aber das Geſicht des guten Alten, als er Roſalien an dem Arme des jungen Mannes hereintreten ſahe, den er auf den erſten Blick für den Romanſchreiber erkannte, welcher ihm heute Vormittag den Markt bei Herrn Arendt verdorben hatte. Noch finſterer ward er, als der Fremde, ihn ſehr artig begrüßend, neben ihm Platz nahm. Röschen ſetzte ſich unbefangen neben Grünau, und band Lieschen die Serviette vor. Ich glaube heute ſchon das Vergnügen gehabt zu haben, Sie bei dem Buchhändler Arendt zu ſehen! ſagte Grünau zu dem Alten. Ja, — ich kaufte mir dort ein Buch! war die Antwort, denn ſeiner heiligen Reden mochte er gegen den unheiligen Romanzier nicht erwähnen. Bald wurde das Geſpräch lebhafter und zutraulicher, als Grünau dem Paſtor erzählte, daß er aus F. gebürtig ſei, daß er Roſalien dort kennen gelernt habe, und das

ganze Glück seines Lebens ihrer edeln Tante verdanke. Der Greis freuete sich innerlich, in Grünau einen so kenntnißvollen, jungen Mann zu finden, der sich die Mühe nahm, ihr so gut wie möglich zu unterhalten. Bis dahin hatten zwei unbärtige Advokaten ihn mit ihrem Witz, womit sie sich über den geistlichen Stand lustig machten, weidlich geängstigt, und die Herren waren so eben in ein wichtiges juristisches Gespräch gerathen, als Grünau sich neben unserm Pastor niedersetzte. Endlich kamen die beiden Schriftsteller, von denen der eine jedoch sein Manuskript hübsch bescheiden wieder in die Tasche festgenäht hatte, auf Poesie. Der Pastor schien nicht ganz damit zufrieden zu seyn, wenigstens fand er Manches, was seiner Meinung nach anders seyn mußte.

Aber, fragte Grünau, warum sollen wir uns denn keine schönere, freundlichere Welt

ſchaffen, als dieſe iſt? Ach, glauben Sie mir die meiſten Menſchen ſind Holzſchnitte. Auf ihren Lippen, nicht in ihrem Herzen, tragen ſie das Hohe, das Heilige und Göttliche; denn ſie haben kein Gemüth. Ihr ganzes Seyn und Wirken, ihre ganze Tugend iſt eine ſchöne honette Gemeinheit, die freilich nirgend hart anſtößt, denn ſie würde ſich ſelbſt zertrümmern. Nur das freundliche, himmliſche Bild eines reinen ſchuldloſen Sinnes bewahrt auch dieſen Sinn in uns, wie das Ideal hoher jungfräulicher Schönheit in den Stunden der Verſuchung ſchützend über unſere Unſchuld wacht, bis uns endlich das holde Mädchen beglückt, mit deſſen Roſenbilde uns Phantaſie und Sehnſucht freundlich umgaukelten.

Doch, meine Herren, das iſt es ja eben, was ich an Ihnen tadle! Sie malen die Welt immer ſchöner als ſie iſt.

Nun, nun, lieber Paſtor, verſetzte der Sekretär lächelnd, der Dichter ſoll uns auch das verlorene Eden zurückrufen, oder unſere gewöhnlichen Umgebungen mit den Zauberblüthen ſeiner Phantaſie ſchmücken, damit ſie nicht immer ſo alltäglich erſcheinen, wie hier. — Er beſann ſich.

Ja, ja, das iſt mir an ſo vielen Romanen zuwider geweſen, fuhr der kritiſirende Pfarrer fort, ihre Gebilde menſchlicher Größe und Erhabenheit ſind nur zu oft unerreichbar. Der Leſer ſtaunt, und ſein Herz bleibt kalt, wenn er Geſchöpfe ſieht, die nie gleich ihm fehlten, oder gar Ungeheuer, vor denen ſelbſt der Teufel zittert. Glauben Sie denn, lieber Freund, daß Richardſon ſo edel war, wie Grandiſon, oder —

Sie haben völlig Recht, erwiederte Grün, dem Alten noch ein Glas Wein einſchenkend. Grandiſons Charakter iſt gewiß

weit edler, als der ſeines Biographen war, und ich halte auch Schinderhannes für ein weit größeres Genie, als — —

Röschen hörte aufmerkſam das Geſpräch der beiden Autoren an, und freuete ſich innig, daß ſie ſo herzliches Wohlgefallen an einander zu finden ſchienen. Das kleine niedliche Füßchen des Mädchens ruhte unter dem Tiſche auf Grünau's Fuße, und die Hände der beiden Liebenden fanden ſich heimlich hinter dem Tiſchtuche, drückten ſich zärtlich, und durchſtrömten ihre Beſitzer mit ſüßem Entzücken, während der ehrſame Pfarrer ihnen die Lehre vom Schönen und Erhabenen, nach Alexander Baumgartens Aeſthetik, gründlich auseinander ſetzte.

Grünau's empfindungsvolle Theilnahme an Allem, was Menſchenfreude und Menſchenelend heißt, und der Wein, den unſer Paſtor ſonſt nur in geringem Maße, beim Genuſſe des

heiligen Sakraments, zu kosten pflegte, öffneten ihm das Herz so sehr, daß er dem Sekretär Grünau nicht bloß das traurige Schicksal seiner Pfarrkinder und des Pächters Meier erzählte, sondern ihm auch die verunglückte Herausgabe seiner heiligen Reden entdeckte. Meier war nemlich durch Hagelschlag außer Stand gesetzt, seinem Verpächter, dem Despoten von Blumthal, hundert Thaler rückständigen Pachtgeldes zu bezahlen. Nun sollte er seiner Pachtung und seines Vermögens von Rechtswegen beraubt, und mit seiner kranken Frau und sieben kleinen unschuldigen Kindern in bitterliche Dürftigkeit gestoßen werden; und das that dem edeln Gutmann so wehe. Treulich berichtete er gleichfalls seinem neuen Bekannten den Vorfall von heute Morgen. Ich glaube, fügt' er hinzu, der junge Herr wollte mich wohl ein wenig zum Besten haben. Ich sollte nur zum Minister Wallburg gehen, und

mich dort auslachen laſſen. Allein dazu bin ich zu klug.

Um Gotteswillen gehen Sie zu ihm! verſetzte Grünau. Gewiß war der Fremde, der Ihnen begegnete, der Fürſt ſelbſt, und kein Anderer. Er iſt noch jung; daher war es dem guten Landesvater, der noch keine andern Kinder, als uns, hat, auch wohl ſo luſtig anzuſehen, daß Sie Röschen, Ihre Fräulein Tochter, ſo zärtlich umarmten. Er hat ſich gewiß in Ihre Stelle gewünſcht; und wer wollt' es wohl nicht? ſetzte der Liebende, dem der Wein auch ſchon ins Oberſtübchen ſtieg, Roſaliens Hand drückend, hinzu.

So? Alſo der Fürſt ſollt' es geweſen ſeyn, Herr Sekretär?

Ja wohl! Gehen Sie nur, gehen Sie eiligſt zum Geheimerath. Er hat gar zu viel Geſchäfte. Sie erhalten ſpäterhin keine Audienz. Eilen Sie doch! Geſchwind!

Wer war froher, als der ehrwürdige Pfarrer! Freudig umarmte er bald den Romanschreiber, bald seine Kinder, und in der Hast konnt' er weder Hut noch Stock zusammen finden.

Grünau schickte den Alten aus keiner andern Ursache so eilig fort, als um nur noch ein vergnügtes Stündchen mit seinem holden Mädchen zu verplaudern. Rosalie war auch gar nicht unzufrieden damit, und blickte schalkhaft ihrem Vater nach, der mit zwanzig Knipschen und zehn Bücklingen zur Thür hinaus eilte. Grünau foderte für sich und seine schöne Braut von dem Marqueur ein Zimmer, und entzückt kosten die beiden Liebenden mit einander, während Liesschen neben ihnen mit der Puppe tändelte, die ihr Grünau gekauft hatte.

Mit vielen Bücklingen trat Ehen Gutmann in das Audienzzimmer des Ministers, aber das

ſchön ausſtudirte Kompliment, womit er die Excellenz zu begrüßen dachte, war ihm entwiſcht. Er konnte kein Wort hervorbringen. Aengſtlich die Hände bald faltend, bald reibend, ſtand er vor dem Geheimerath, der ihn freundlich, aber umſonſt, nöthigte, ſich zu ſetzen.

Sie ſind alſo der Herr Paſtor Gutmann? ſagte Wallburg endlich. Seiner Durchlaucht haben mir aufgetragen, Ihnen zur Unterſtützung des Pächters Meier und Ihrer abgebrannten Eingepfarrten hundert Friedrichsd'or auszuzahlen.

Ach zu viel, zu viel Gnade! ſtammelte der verwirrte Pfarrer. Allerunterthänigſter — Gott, wie dank' ich Dir. Ew. Excellenz ich danke — Gott — unterthänigſt! Heiße Thränen ſtrömten von ſeiner Wange.

Der Geheimerath lächelte. Auch hat der Fürſt befohlen, daß Ihnen jährlich eine Zu-

sage von hundert Thalern gegeben werden soll! fuhr er fort.

Gott, Gott, rief Gutmann, sich selbst vergessend, und vor Freude in die Höhe hüpfend, aus; nun will ich auch einmal recht vielen Armen Gutes thun!

Dem biedern Wallburg gewährte die Freude des ehrlichen Dorfpfarrers einen Augenblick der seligsten Wonne, und nur das Possierliche des Anblicks konnte die Thräne ersticken, die in das Auge des Weltmanns trat.

Mit tausend unterthänigen Danksagungen und eben so viel Reverenzen eilt' er aus dem Saal, und lief, vor Entzücken außer sich, nach dem Gasthause hin, um auch Röschen und Grünau Theil nehmen zu lassen:

Er konnte sie nicht finden, aber der schelmische Marqueur zeigte ihm das Zimmer, und Gutmann stürzte herein.

Hilf Himmel, Röschen! Herr Sekretär, was machst Du? rief er erschrocken, als er Rosalien hier in Grünau's Armen erblickte.

Das hochglühende Mädchen verbarg schamhaft ihr schönes Gesicht an Wilhelms Busen, und traulich ergriff der edle Jüngling die sich ballende Hand des ergrimmten Vaters, und entdeckte ihm offen das schöne Geheimniß, welches ihn zu dem seligsten Sterblichen machte.

Ruhig hörte Gutmann ihn an, und gab, seine Kinder herzlich umarmend, seine Einwilligung. Noch von Wonne trunken erzählt' er ihnen nun auch sein Glück, und schon wollt' er den beiden geliebten Liebenden die hundert Goldstücke vorzählen, aber ach, — seine Tasche war leer.

Vor allzu großer Freude war er nemlich von dem Minister fortgelaufen, ohne sich weiter um das Geld zu bekümmern. Grünau mußte deshalb, so ungern er auch sein Rös-

chen verließ, zu dem Geheimerath gehen, welcher ihm lachend die Summe auszahlte.

Unglücklicher Weise war nun auch noch die Perücke vergessen. O, die Perücke bringt unser Grünau mit, wenn Deine Hochzeit ist, mein liebstes, bestes Röschen. Ich gebrauche sie ja nicht eher, als nach drei Wochen, und ich denke, Ihr laßt Euch bald mit einander trauen, meine Kinder. Die langen Heirathen taugen nichts.

Wilhelm und Rosalie blickten sich voll Entzücken an, und hoch erfreut umarmte Röschens Mutter ihre blühende Tochter, als sie ihr Glück vernahm.

Die Hochzeit ward vierzehn Tage nachher gefeiert. Tapfer ward auf die Gesundheit des edeln Fürsten getrunken, und dem schönen Tage folgte eine Ehe voll Freude und Wonne und lieblicher Kinder.

An Joseph von Radowsky.

Leben iſt des Leides Quelle,
Darum, Trauter, weineſt Du?
Thräne heißt des Lebens Welle;
Nur im ſtillen Grab' iſt Ruh;
Aber nicht auf dieſer Erde.
Dem, der Sonn' und Sterne hält,
Dem laß gläubig uns vertrauen,
Er hat eine ſchön're Welt
Ueber jenen azurblauen,
Goldbeblümten Himmelsauen,
Dorthin laß uns freudig ſchauen,
Bis der Vorhang niederfällt.

Der Spiegel der Wahrheit;

an

Kychenthal.*)

Threnodie.

Sieh, dort erwacht' ich vom Schlummer, am
Veilchengestade des Stromes;
Herrlich im Rosengewand schwebte die Liebe
daher!

*) Eine vertraute Unterredung mit diesem geistreichen und in jeder Rücksicht edlen Mann über Wahrheit; Glauben, Liebe, Freundschaft und Tod gab zu diesem Gedichte Veranlassung.

Der Verfasser.

Auf dem Purpur des Mai's entſtieg ſie dem
ſapphirnen Himmel;
Thal und Hügel und Flur jauchzten der
Kommenden zu!
Mit Diamanten geſchmückt war des Haines
duftende Wölbung,
Und Philomelens Geſang lockte den Gat-
ten zur Luſt!
Siehe, da reichte die Göttin mir lächelnd die
Schaale voll Nektar:
„Nimm ſie! Das Leben enthüpft, wie
von den Blüthen der Thau!
„Niemals kehren ſie wieder die azurnen Wo-
gen des Stromes;
„Niemals kehret dir auch, Jüngling, die
Jugend zurück!
„Iſt ſie einmal entflohn, die roſenumgürtete
Hora,
„Ach, dann lächelt ſie nie wieder dem
Weinenden zu.

„Darum genieße des Lebens! Hier bring' ich ein blühendes Mädchen,
„Dir die Grazien selbst schmückten es bräutlich und hold!"
Sprache, und Wonne durchbebte mir Frohen den klopfenden Busen!
Seliger war noch kein Gott in dem Olympos, denn ich!
Freundlich lächelte mir mein rosiges Mädchen! Es schwanden
Vor des Trunkenen Blick Himmel und Erde dahin!
So entflieht dem Verklärten das irdische Leben! So tanzet
Auf der wogenden Fluth eilend die Blüthe des Strauchs!
Ach, ich träumte so süß! Doch drohend nahte die Wahrheit:
„Thor, was träumest Du hier, blick' in den Spiegel einmal!"

Ha, da ſah ich mein Eden! Ich ſahe feurige Schlangen!
Unter den Blumen des Thals ziſchten ſie gräßlich mich an,
Wanden ſich zu mir hinauf, durchbohrten mit glühendem Stachel
Mir das klopfende Herz, ach, und ich konnte nicht ſterben!
Nacht verhüllte den Azur des Himmels, und tödtende Blitze
Flammten auf mich herab; Drachen durchheulten die Luft!
Und mein Mädchen, es ſtand von ferne mit weinendem Auge!
Aber der freundliche Tod legte mich ſanft in das Grab.
„Träume fürder nicht mehr!“ ſo ſprach die finſtere Wahrheit.
„Was die Liebe Dir gab, war nur ein täuſchend Gebild!

„Was ich Dir zeigte, das war die Deutung des luftigen Traumes,

„Und die Deutung iſt recht! Lehre vom Leben doch nichts!“

Aber im Strahlengewand enteilte der Glaube dem Himmel:

„Armer, weine nicht mehr!“ ſprach er voll Mitleid zu mir.

„Reiche mir traulich die Hand! Dort über dem Sternengewölbe,

„Wo der Ewige thront, grünet die Palme Dir ſchon!

„Dort verſtummet die Klage, wo froh im tanzenden Jubel

„Sonnen um Sonnen ſich drehn! Heitre den weinenden Blick!

„Aufgeſchauet mit Freuden! Dort blühet ein ſchöneres Eden,

„Wo des Seraphs Geſang himmliſche Sphären durchhallt!“

Siehe, ſchon trocknet' ich mir die glühende Thräne vom Auge;
Aber mit finſterer Stirn eilte die Wahrheit daher!
Und in drohender Rechte hielt ſie den blitzenden Spiegel
Mir, dem Zitternden, vor, ach, und der Glaube verſchwand!
„Armer Verwegner, Du wageſt noch ferner dem Truge zu horchen?
„Was der Täuſchende giebt, zeige mein Spiegel Dir nun!"
Zagend blickt' ich hinein; noch ſchaudern mir alle Gebeine!
Schwarze grau'nvolle Nacht, Gräber an Gräber gedrängt,
Sah' ich! Es winkte mir nicht die purpurne Röthe des Morgens,
Welchen der Glaube mir doch jenſeits der Gräber verhieß!

Nur von ferneher flammte, gleich Blitzen am nächtlichen Aether,

Helle, leuchtende Schrift über dem Todtengefild:

„Hier ist dein Himmel, o Ther! Hier sind die ewigen Palmen!

„Hier ist der Jubelgesang, welchen Dein Glaube verhieß!

„Siehe, das Alles ist Wahn! Nun spotte des lustigen Traumes!

„Bald auch löschet der Tod ewig die Fackel Dir aus!“

Aber da nahte sich mit auf azurnen Schwingen die Freundschaft

Säuselnd: „Vom Himmel gesandt bring' ich dem Leidenden Trost!

„Mit nektarischen Blüthen durchwind' ich Dir freundlich Dein Leben!

„Scheuche das finstere Bild, welches die Hölle gebar!

„Liebe, dort harret ein Freund voll Sehnsucht der frohen Umarmung,
„Und die Tugend, sie selbst, führet ihn lächelnd Dir zu!“
Sprache; ich eilt' ihm entgegen, und heilige Thränen der Wehmuth,
Wie das Entzücken sie weint, strömten die Wang' uns hinab!
Ach, ich opfert' ihm Alles! Ich gab ihm die Hälfte des Lebens,
Gern auch opfert' ich noch heute mein Leben ihm ganz!
Doch da stürmte die Wahrheit daher auf rollendem Donner,
Und mit zürnendem Blick zeigte den Spiegel sie mir.
Weh mir! Ich sahe den Freund; mit blutigem Dolche durchbort' er
Höhnisch lachend mein Herz! Ach, und mein liebliches Kind

Mordete grauſam er mir! Es hallte das Win-
ſeln der Mutter
Und des Kindes Geſchrei laut auf zum
Himmel empor!
Aber die eiſerne Bruſt des Mörders erweicht
kein Erbarmen;
Spottend ins finſtere Grab ſtieß er die
Sterbenden nun:
Sprachlos ſank ich dahin! Verzweiflung rang
mir die Hände!
Tod, dir fleht' ich umſonſt, löſche die
Fackel mir doch!
O, verflucht ſey die Stunde, die mich in
das Leben hervorrief!
Unter den Nächten des Jahrs kehre ſie
nimmer zurück!
Ihr durchbore der Dolch des Sohnes den Bu-
ſen der Mutter!
Nimmer erwache für ſie, Morgen, dein
purpurnes Roth!

Ha, ſo nimm denn auf ewig die Roſengebilde der Täuſchung,
Grauſame Wahrheit und gieb lindernde Thränen mir nur!
„Thor, Du foderſt noch mehr? Die Gaben der Freundſchaft und Liebe,
„Schenk' ich, du Armer, Dir auch nichts als Verzweiflung und Tod!“
Darum willkommen, o Tod, du freundlicher Jüngling mit Palmen
Und mit Cypreſſen umkränzt ſeh' ich dein blühendes Haupt!
Leite mich ſanft in die Gruft, verſchließe mir lächelnd mein Auge,
Und kein ſchreckender Traum nahe dem Schlummernden je!

Das Blumenmädchen

von

St. James.

Kaufen Sie doch Blumen, herrliche Blumen von einem armen Waisenkinde! rief mit kreischender Stimme ein altes häßliches Weib hinter mir her, als ich vor sechs Jahren einmal in dem Garten von St. James gieng. Ich sahe mich um, und gewahrte ein vierzehnjähriges, sehr dürftig, aber reinlich gekleidetes Mädchen mit einem Korbe voll Blumen am Arm. Jeder Maler hätte das holde Geschöpf zum Modell einer Liebesgöttin gewählt. Mund und Wangen glichen den Rosen, der schönge-

formte Hals und die runden, weißen Arme den Lilien, die ſie in ihrem Körbchen trug. Ein ſchwarzes Haar, glänzend wie Ebenholz, umfloß die edle Stirn, und beſchattete die dunkeln ſprechenden Augen, welche eben ſo unſchuldig als betrübt unter den langen ſeidnen Wimpern hervorblickten. Ich glaubte, eine trauernde Hebe oder Grazie vor mir zu ſehn.

Die Kleine reichte mir ſchüchtern ihr natürliches Bild: eine Roſenknoſpe, welche ſich eben entfaltete.

Hier, liebes Mädchen, ſagte ich, und drückte ihr etwas Geld in die Hand; Gott erhalte Dir Leben und Unſchuld!

Ich wollte gehen; da rollte ein Thränenſtrom ihre Wangen hinab. Der Anblick ergriff mich auf's Tiefſte, und hielt mich zurück. Die kleine Unglückliche ſtammelte mir weinend und mit herzlicher Rührung ihren Dank.

Gott iſt ein Vater der Waiſen und Hülfloſen, liebes Kind! Er wird auch der Deinige ſeyn, wenn Du ihm nur vertraueſt. Bleibe recht fromm und gut, dann wird er Dein Schild und Dein großer Lohn ſeyn.

Ach, Mylord, das ſind die erſten freundlichen Worte, die mir zu Theil wurden, ſeit ich meine Eltern verlor, welche mich ſo innig liebten, und mir theurer als Alles waren. Gott, fuhr ſie, den thränenvollen Blick zum Himmel erhebend, fort, Gott, ich habe weder Vater, noch Mutter, noch Verwandte, und keinen einzigen Freund auf der Welt.

Sie konnte vor Betrübniß nicht fortfahren, und mir war es unmöglich, ihr eine Thräne des Mitleids zu verſagen.

Gott iſt mein einziger Freund! ſagte ſie endlich, als ich ihr noch einige Worte des Troſtes zuſprach. Auf ihn ſetze ich mein ganzes Vertrauen! Möge er nur ſo gnädig ſeyn, ihn

Kummer und die Leiden mir tragen zu helfen, welche ſeine Vaterhand mir auflegt. Möge er Sie gleichfalls immer beſchützen, Mylord! ſetzte ſie in einem ſanften, dankenden Tone hinzu, und verneigte ſich mit unausſprechlicher Anmuth.

Ich wünſchte ihr daſſelbe, und gieng.

Guter Himmel, ſagte ich nach einigen Secunden zu mir, wie war es möglich, Dich armes, unglückliches Kind ſo gleichgültig, ſo kalt zu verlaſſen? Was that ich für Dich, um auf Deine frommen Wünſche, um auf Deine Fürbitte bei Deinem einzigen Freunde Anſpruch zu machen? Ich gab Dir kaum ſo viel, um auf wenige Tage Dein ſchuldloſes Leben vor dem Tode zu ſichern. Das war Alles! Nein, nein, ich will Dich nicht der Hülfloſigkeit, nicht den verruchten Angriffen boshafter Verführer Preis geben. Dein Engelshaupt ſoll ſich nicht unter Elend

und Schande beugen. Auch Dich hat mütterliche Zärtlichkeit mit ihren Thränen benetzt! Gewiß wurdest Du von guten, Dich liebenden Eltern an stilles häusliches Glück gewöhnt. Du sollst in meinem Hause es wieder finden.

Ich eilte zurück, und ergriff die Hand der Kleinen.

Komm mit mir, liebes Kind! sprach ich. Meine Gattin und ich werden Deine Eltern, unsere Kinder Deine Geschwister, unser Haus das Deinige seyn. Du sollst unser Glück und unsere Freuden vermehren und mit uns theilen! Komm, meine Tochter!

Ihr Auge strahlte Freude und Entzücken. Sie warf sich zu meinen Füßen, und benetzte sie mit Thränen. Ich hob sie auf, legte meine Hand auf ihre dankenden Lippen, und nahm sie mit mir nach meinem Landgute, wo sie von meiner guten Frau und meinen Kindern als Tochter und Schwester auf das

Freundlichſte empfangen ward. Nun iſt das kleine Blumenmädchen von St. James die liebende und geliebte Gattin meines Sohnes, und die Mutter meiner Enkel, die dort auf ihrem Schooße ſpielen.

So erzählte Lord Selmours ſeinen Freunde, und ein kleines roſenwangiges Mädchen, ſchön wie ein Engel, brachte dem geliebten Groß-vater und ſeinem Gaſte ein Körbchen voll Blumen, welche die holde Mutter ſo eben gepflückt hatte.

An die Waltenden.

Als mit lautem Donner Gott die Menschen,
Einst aus Edens blühenden Gefilden
Bannte, flatterte mit bangem Aechzen
Um sie her die Wehmuth, und in Thränen
Schimmerte der Blick der Tiefbetrübten.
Flüchtig, wie ein Rosentraum entschwunden,
Waren ihre Wonnen. Schwarz und öde
War das Leben ihnen, das so freundlich,
Wie der Frühlingsthau von Hyacinthen,
Sonst enthüpfte

Liebe sah sie, und voll sanften Mitleids
Trocknete den Armen sie die Thränen
Mit den goldnen Locken, die den Busen
Ihr so wonniglich umwallten! Dennoch

Weinten ſie, da ſchwang auf Roſenflügeln,
Wie ein Adler ſich gen Himmel ſchwinget,
Und nicht achtend aller Donner Gottes,
Nicht des Cherubs mit dem Flammenſchwerdte
Achtend, ſich die jugendliche Liebe
Hin nach Eden.

Dort entwandte ſie die ſchönſten Blüthen,
Die im Garten Gottes jemals glühten.
Taucht' ich in des jungen Morgens Purpur,
Taucht' meinen Pinſel in des Himmels
Azur, nimmer könnt ich jene Schönheit
Malen! Mit der kindlichheitern Freude,
Ihrer holden Schweſter, kehrete die Liebe
Nun zurück, und kränzete mit Roſen,
Die in Eden ſie gepflückt, dem Menſchen
Seine Stunden.

Ha, da flogen, wie der Blitz des Himmels,
Herrlich, wie vom Morgenglanz umgoldet,
Den ſo hoch Beglückten Tag' und Jahre!

Du auch ſchmückteſt mir, du holde Liebe,
Mit des Paradieſes nektarvollſten
Blumen meine Stunden! Heiter leiteſt
Du, o Freude, mich in meines Mädchens
Liljenarme, und an ihrem vollen,
Hochgewölbten, ſüßen Buſen trink' ich
Götterwonnen.

Waltet ewig über uns, ihr Guten!
Holde Liebe, ſoll ich einſt entſchlummern,
Dann laß mich mein Mädchen noch umarmen;
Laß auf ihren ſüßen, ſchönen Roſenlippen
Meinen letzten Lebenshauch verathmen!
Mädchen, zitterſt du der Todesſtunde?
Weine nicht! Der Augenblick des Scheidens
Iſt für uns ein ewig Wiederſehen,
In dem Himmel, wo der hohe Seraph
Uns beneidet.

Des Kriegers Abſchiedslied.

So geht's denn hin in die finſtre Schlacht,
Schon donnert, ſchon blitzt es von ferne!
Und glänzend leuchten in ſchwarzer Nacht
Uns traulich die goldenen Sterne!

Leb' wohl, lieb Weibchen, lieb Kind leb' wohl,
Hebt betend gen Himmel die Hände!
Kein Tod den Biedern erſchrecken ſoll,
Nur redlich und treu bis ans Ende.

Wohl Mancher ſinket dahin ins Grab,
Drum blinken aus nächtlicher Ferne

So freundlich, so mild' auf uns herab,
Vom Himmel die glänzenden Sterne.

Dort oben im Himmel, dort nicht mehr rinnt
Die glühende Thräne der Sorgen!
Leb wohl, lieb Weibchen, leb wohl, lieb Kind,
Bald dämmert ein schönerer Morgen.

Die Reise zur Post;

Bruchstück aus einem Briefe von Selmar.

Zum Henker! Wer mit der Post reisen will, muß Geld haben! sagte der Postmeister, denn er war gewiß hoch in den Sechzigen, und weibliche Reize, selbst weibliche Thränen machten keinen Eindruck mehr auf ihn.

Ich habe mein Geld verloren! antwortete mit weinendem Silberton ein holdes liebliches Geschöpf, welches man, wenn es goldne Flügel gehabt, sicherlich für einen Engel gehalten hätte; aber hier will ich Ihnen mein Umschlagetuch als Unterpfand lassen. Es kostet funfzehn Thaler. Sie sehen ja, daß ich auf schlechten Wegen nicht fort kann.

Das ist nicht meine Sorge! versetzte der Hartherzige. Sehen Sie zu, wie Sie weiter kommen. Das Generalpostdirektorium fodert am Jahresschluß Geld und keine Umschlagetücher von mir. Und nun, meine Herren, sputen Sie sich. Der Postillon hat schon zweimal geblasen.

Wer weibliche Thränen sehen kann, und wären es auch die Thränen einer Manson, und dadurch nicht gerührt wird, der ist ärger als ein Heide. Aber ohne inniges Mitgefühl die Thränen eines so schönen holden Weibes oder Mädchens zu sehen, als hier vor mir stand, das wäre mir wohl nicht möglich gewesen, da ich erst zwanzig Jahre alt, Gottlob an Leib und Seele gesund, und kein solcher alter griesgramiger Eisbär war, wie der Herr Postmeister. Unwillkürlich griff ich in meine Westentasche, und zählte meine klingende Habe nach, um wo möglich das Porto für den

kleinen Engel mit dem ſeidenen Kaſtanienhaar, dem weißen blühenden Buſen, den ſchwarzen Augen und den runden, blendenden Lilienarm zu bezahlen. Leider war aber meine Baarſchaft zu klein, und zum erſten Male in meinem Leben beklagte ich es heimlich, daß ich kein Krösus, ſondern nur ein armer Dichter und Romanſchreiber war. Wie gern hätte ich mein beſtes Manuſkript hingegeben, um der reiſenden Grazie einen Platz auf dem Poſtwagen zu erkaufen. Für den Nothfall war ich freilich entſchloſſen, ihr meinen Platz einzuräumen; allein ich wünſchte noch ferner des Anblicks der Lieblichen zu genießen; und das konnt' ich doch unmöglich, wenn ſie im verdeckten Poſtwagen ſaß, und ich mit Apoſtelpferden hinterher reiſen mußte.

Das Poſtgeld will ich bezahlen! ſagte ein alter Deutſcher mit einem Knabengeſicht, um welches die langen gelben Locken, wie es jetzt

Mode iſt, herum hingen. Aber dann ſchönes Fräulein, dann muß ich unterweges auch ein Küßchen haben, denn ich bin ein Kriegsmann, und Ritter des knöchernen Kreuzes!

Und wenn Sie auch Ritter des eiſernen wären, erwiederte das ſchöne Mädchen, ſo hab' ich doch keine Küſſe für Sie. Hier, Herr Poſtmeiſter, iſt mein Ring einſtweilen als Unterpfand für meine vorige Schuld! Für mein Tuch erhalte ich ſchon ſo viel um den Ring wieder einzulöſen, und dann geh' ich zu Fuße.

Ich werde Sie begleiten! ſagte ich. Mein Poſtgeld geb' ich gerne verloren, denn allein laſſ' ich Sie nicht gehen. Es wird ſchon finſter, und wir müſſen weit durch einen Wald.

Vertrauensvoll ſah ſie mich an, und nickte recht freundlich.

Hätt' ich mehr Geld, fuhr ich fort, ſo wollt' ich Ihnen gerne vorſtrecken, aber ſehen Sie hier. Es ſind nur acht Groſchen.

Als ich dieſe wieder zu mir ſteckte, fühlt' ich noch etwas Hartes und Rundes in meiner Taſche. Es war in Papier eingewickelt. Gewiß Gold! Ich hab's! Ich hab's gefunden! rief ich aus. Jetzt fahren wir Beide!

Es war nehmlich der doppelte Friedrichsd'or, den mein Vetter, der alte reiche, geizige Hageſtolz mir lieh, und womit ich meinem Wirth die Miethe bezahlen ſollte.

Wer den bezahlen würde, fiel mir übrigens nicht weiter ein, denn wenn wir Dichter auch nicht ſo gottlos ſind, ſo befolgen wir doch in der Regel des Heilandes Gebot: Sorget nicht für den andern Morgen.

Ich werde Ihnen alles erſtatten! ſagte die Huldin, und der alte Deutſche ſchnitt ein Geſicht, gleich einem Uhu.

Niemand war jetzt liebreicher als der Herr Poſtmeiſter. Er behauptete, es müſſe der ſchlimmen Wege halber noch ein Pferd vorge-

ſpannt werden. Wir ließen es uns alle gerne gefallen, und jeder zahlte, um nur raſch vorwärts zu kommen, mit Vergnügen ein paar Groſchen mehr; bloß ein polniſcher Jude rief: Wai geſchrieen!

Meine ſchöne Schuldnerin erhielt ihren Platz neben mir; der Poſtillon, der Wagenmeiſter und ſogar der Poſtmeiſter waren beſchäftigt, unſere Sitze recht weich zu machen, und die Frau Poſtmeiſterin ſelbſt brachte eine Portion Chokolade, die ich für meine Nachbarin beſtellt hatte, mit der freundlichen Ermahnung, ſie ja recht warm zu trinken, weil es gegen die Nacht kalt werde.

Wir fuhren. Es war ein köſtlicher Abend. Ein goldner Roſenkranz umſaumte den weſtlichen Himmel; melodiſche Geſänge entwanden ſich den Blüthengeſträuchen des Waldes, neben unſerm Wege hin tanzte ein Silberſtrom durch duftende Blumen, und Alles ſchien zur

Freude und zum Entzücken uns einzuladen. Dennoch wünschte ich, daß es erst dunkel sein möchte, und bloß meine holde Gefährtin schien mit Wonnegefühl ihren reinen schuldlosen Blick an den tausendfachen Schönheiten zu weiden, womit Natur und Frühling uns umzauberten.

Dort ruht auch einer von unsern Vätern! sagte der Ritter des knöchernen Kreuzes, als wir vor einem Hünengrabe vorbei fuhren.

Er hat ausgeturnt! versetzte ich lächelnd.

Halt, Postelgon! Halt! rief der Jude, ich sehe á Beutelche:

Der Schwager hielt; der Hebräer stieg ab, und kam mit einem alten schmuzigen ledernen Geldbeutel zurück.

Wai geschrieen! sagte er. Hätt' ich doch geglaubt, daß es mehr wäre! Es sind nur fünf Pfennige.

Wahrlich, des Aufenthalts nicht werth! murrte der Deutſche.

Und doch vermuthlich ein großer Verluſt für den Verlierer! verſetzte ich. Vielleicht war es der ganze ſchmachvolle Tageserwerb eines Armen, der Chriſti Gebot: Bittet, ſo wird euch gegeben, der Polizei zum Trotz treulich erfüllte.

Nun mag es doch haben verloren, wer will, ich hab' es ja ehrlich gefunden! meinte der Iſraelit, dem für ſeinen Mammon ſchon bange ward.

Beſcheiden und demüthig lehnte er ſich in die Ecke des Wagens, und ſahe mit dem Blicke eines Falken auf die Landſtraße hinab: ob wohl nicht noch ein Beutelchen irgendwo verloren ſeyn möchte. Der Knöcherne neckte ihn freilich, allein die ächt jüdiſche Geduld des Hebräers ermüdete bald den faden Spötter, der jetzt meine holde Nachbarin zum Gegen-

ſtande ſeiner witzigen Verliebtheit wählte. Ein paar ernſte Blicke von ihr, ein paar noch ernſtere von mir ſollten ihn in ſeine Schranken zurückweiſen; er ward aber immer kühner, immer handgreiflicher.

Was wollen Sie, mein Herr! rief ich endlich voll Unwillen. Seyn Sie nicht unverſchämt. Wer ſind Sie?

Ein Deutſcher! verſetzte er. Das können Sie wohl an meinen langen Haaren und an meinem ſchwarzen Rock ſehen. Früherhin war ich Lieutenant im Dienſte Sr. Durchlaucht, des Fürſten von Schilda, der zwei und ein Sechstel Mann zum Bundesheer ſtellen muß, und jetzt bin ich Mitarbeiter am Märkiſchen oder hinkenden Boten, und befleißige mich nebenher der Gottesgelahrtheit und der Turnkunſt; allein davon muß Herr Scherer nichts wiſſen!

Gut, erwiederte ich, dann bleiben Sie bei der Gottesgelahrtheit, und laſſen Sie die Turnkunſt bei Seite, ſonſt ſag' ich's Herrn Scherer.

Dabei zeigte ich ihm meinen Säbel, runzelte die Stirne, und ſtieß mit meinen Füßen nach ſeinen Schienbeinen!

Ach wei mer! ſchrie der Jude. Das ſind ja meine Fieß!

Der Knöcherne war ruhig, und mit einem recht freundlichen, ſeelenvollen Blick dankte meine holde Nachbarin für meinen Schutz. O Gott, wem dies Entzücken ward, ſich einen ſolchen Dank von einem ſchönen weiblichen Weſen zu verdienen, der kann mit Recht ſagen, das er ein Vorgefühl himmliſcher Seligkeit gehabt hat. Ein Weib, ein Mädchen, ein Kind, kurz jedes liebenswürdige aber ſchwache menſchliche Geſchöpf, wird mir noch tauſendmal werther und lieber, wenn

ich nicht bloß ſagen darf, daß es mein iſt, wenn ich auch ſagen darf, daß ich ſein Beſchützer, vielleicht gar ſein Retter bin, und wenn es mir dafür dankt, daß ich es ward.

Endlich ſank die Sonne in das grüne, wogende Meer: Luiſe — ſo hieß ſie — Luiſe hieng mit ihrem unſchuldsvollen, heiligen Blick, den eine Silberthräne zu bethauen ſchien, an der Scheidenden, gleichſam als ob ſie ſie bitten wollte, noch länger bei uns zu weilen.

Die Nachtigall ſchien, gleich den übrigen Bürgern des Waldes und der Lüfte, bei dem hehren Schauſpiele zu verſtummen. Deſto lebendiger und lauter wurden die Fröſche und Unken in den Teichen. Auch ſie beſangen den Frühling, aber mit einem ſo widerlichen Gerächel und Gequäcke, daß bloß der ſchöne Abend uns für den Mißton entſchädigen konnte. Unglücklicher Weiſe bei dem Juden ebenfalls ein, in die Froſchſerenade zur Ehre Jehovah's

mit einzustimmen. Ohne sich viel um meine schöne Nachbarin zu bekümmern, entblößte er, mir nichts, Dir nichts, seinen linken Arm, umwickelte ihn mit einem langen ledernen Riemen, die zehn Gebote genannt, und begann in einem höchst einförmigen, ekelhaften Tone [illegible] Tütütütütütü Scholom Lecho, Scholom Lecho, tütütütütü in einem fort. Dabei legte er den Kopf in den Nacken, wie ein krähender Hahn.

Gütiger Gott, sagte ich französisch zu meiner Gefährtin, denn daß sie es verstand, davon durft' ich nicht mehr zweifeln, welch ein liebevolles Wesen muß es doch seyn, das alle seine Geschöpfe, die melodischsingende Nachtigall, den widerlich quackenden Frosch, und den häßlich tönenden Juden so väterlich liebt und gütig anhört, und wo es nur kann, wo es nur der Zweck des großen schönen Gan-

zen erlaubt, ihnen allen Freude und Wonne gewährt.

Das iſt wahrſcheinlich franzöſiſch, was ſie dort ſprechen! fiel der Altdeutſche gähnend ein. Kein Deutſcher und kein ehrlicher Mann ſollte franzöſiſch ſprechen, oder auch nur verſtehen. Herr Scherer und der hinkende Vo[illegible] verſtehen es auch nicht.

Sie meinen, verſetzte ich, Sie meinen alſo wohl, daß Einfalt und Unwiſſenheit zum Deutſchthum gehören? Ach, glauben Sie ſicher, wir ſind alle Gottes liebe Kinder, wir mögen am Don oder am Tajo, wir mögen diesſeits oder jenſeits des Rheines geboren ſeyn, wenn wir nur vor dem Herrn wandeln und fromm ſind. Gottes Güte und Erbarmung wird durch keine Ströme, durch keine Gebürge, durch keine Meere begränzt.

Deß tröſte ich mich gleichfalls! ſagte Luiſe, und ihr glänzender Blick hieng an dem ſilber-

nen Abendſtern. Ich bin auch keine Deutſche; ich bin aus Lothringen. Meine Eltern ſprachen nichts als franzöſiſch, und doch waren ſie ſo gut. Sie liebten alle Menſchen, es mochten Deutſche oder Franzoſen ſeyn.

Der gottesgelehrte Ritter geſtand freilich Ausnahmen von der Regel zu, indeſſen meinte er doch, daß die Deutſchen das auserwählte Volk Gottes wären, und einen beſondern Stein beim Himmel im Brete hätten.

Der Jude lachte uns alle aus, und blickte höhniſch bei Seite, als wollte er ſagen: Ihr Thoren, ich — ich bin das Hähnchen im Korbe! Ihr ſeyd ja nur Gojim.

Es war dunkler geworden. Unſer Geſpräch hatte eine ernſte, feierliche Wendung genommen. Der Saame Abrahams, welcher in der Finſterniß nicht mehr hoffen durfte, noch ein Beutelchen zu finden, ſchnarchte, und auch das knöcherne Schafsgeſicht war entſchlummert.

Sorgfältig beugte Luiſe allen meinen Fragen über ihre nähern Verhältniſſe aus. Ich konnte nichts von ihr herausbringen, weder ob ſie verheirathet, ob ſie Braut oder noch unverlobt ſey, und das waren gerade die Hauptpunkte der Unterſuchung, worüber Inquiſitin aber gar nicht Rede ſtehen wollte.

Mein Vater war ein franzöſiſcher Auswanderer, ſagte ſie mir, und flüchtete der Konſkription wegen ſchon nach Errichtung des Kaiſerthums mit meiner Mutter, mir und meinen Geſchwiſtern nach Deutſchland, wo wir von dem Ertrage des mitgenommenen Vermögens und einer kleinen ländlichen Haushaltung lebten. Vor einigen Jahren ſtarb mein Vater, und wir zogen ſämmtlich zu dem Forſtmeiſter von Haldenthal in Buchendorf, dem ich jetzt die Wirthſchaft führe.

Iſt der Forſtmeiſter noch jung? fragte ich ängſtlich.

Von Ihren Jahren! erwiederte sie. Aber lassen Sie doch meine Hand los. Sehn Sie einmal, was Ihr Landsmann, der Deutsche, für ein Gesicht macht.

Also älter ist der Forstmeister nicht, wie ich bin? fieng ich, vor Eifersucht grollend, von Neuem an.

Aelter gewiß nicht. Kommen Sie mit mir. Sie werden ihm sehr willkommen seyn, da Sie ein Dichter sind. Er macht auch Verse. Er hat noch neulich zu meinem Geburtstage —

Ich dachte, mich sollte der Schlag rühren. Was? Was hat er —

Ein Lied auf mich gemacht, und es auf ein rothseidenes Band drucken lassen. Ach, Sie sollen es sehen, wenn Sie mitkommen. Es ist gar hübsch.

Der schalkhafte Ton, in dem sie dies sagte, und ihre lächelnde schelmische Miene dabei, ließen mich nur zu deutlich merken, daß meine

Liebe und Eiferſucht ihr kein Geheimniß mehr waren. Zum Dank für alle Dienſte, die ich ihr geleiſtet hatte, und die wahrlich bei meinem ſchlechten Kaſſenbeſtande nicht geringe waren, neckte und quälte mich das gottloſe Geſchöpf recht unbarmherzig, und endlich mußte ich ihr förmlich verſprechen, mit zu ihrem Prinzipal, dem Forſtmeiſter, zu kommen.

Ich willigte recht gern ein. Wer weiß, dacht' ich, ob der Forſtmeiſter denn auch wirklich ſo jung iſt, wie ſie vorgiebt, und im Verſemachen kannſt du ihm ſchon die Spitze bieten. Ich ſtrich mir hierbei das Haar zurecht, und zupfte mein feines, weißes Vorhemde heraus, weil man in dieſer Rückſicht uns Dichtern ſelten viel Gutes zutrauet, und wären wir auch Mitarbeiter an der Eleganten. Das konnte nun freilich wenig Eindruck auf ihr Herz machen, denn es war ſo dunkel, daß man kaum eine Hand vor Augen ſehen konnte.

Indessen hatte ich Luisens Händchen genommen. Ich spielte mit ihren niedlichen, weichen Rosenfingerchen, und sog daran, wie ein Kind an einem Zuckerläpzchen. Luise litt es ganz freundlich; vielleicht war sie zufrieden, daß ich an so Wenigem mir genügen ließ.

Bei dem Spielen und Tändeln mit ihren Fingern hatte ich indessen den Ring abgezogen, und o Unglück, er entfiel mir.

Ach, mein Ring, mein Ring! rief Luise. Gottloser Mensch, wie können Sie mir den Ring abziehen und fallen lassen?

Seyn Sie doch ruhig, ich suche ja schon! versetzte ich, und suchte und suchte, und berührte in der Angst das niedliche Füßchen, worüber mir alle Neigung zum Finden verging. Der Hebräer war auch gewerken. Kaum hörte er, was verloren war, als auch er eifrig anfing, zu suchen. Wir baten ihn flehentlich,

ſich nicht zu bemühen, allein der Dienſtfertige ließ ſich nicht ſtören.

Weiß Gott, lauter ächte Steine! Ich hab's geſehen! ſagte er. Schade, wenn ich ihn nicht wieder fände.

Das wünſchten wir nun Beide nicht.

Ach, was wird mein — was wird der Forſtmeiſter ſagen, wenn der Ring fort iſt! jammerte Luiſe weinend, und mir durchbohrte es das Herz. Alle Luſt zum Suchen ergieng mir. „Was wird mein — was wird der Forſtmeiſter ſagen! Dieſe Worte klangen mir, wie ein Todesurtheil. Sichtlich hatte das gottloſe Mädchen mir ihr wahres Verhältniß zu dem Forſtmeiſter verſchwiegen, denn daß dieſer ihr den Ring gegeben hatte, und daß ſie ihm überhaupt mehr, als bloße Wirthſchafterin war, das hörte ich ja deutlich genug. Wirthſchafterin im Sinne der katholiſchen Geiſtlichkeit konnte ſie auch nicht ſeyn; da

für bürgte schon ihre Erziehung, ihr edler Anstand, ihr feines Ehr- und Zartgefühl. Also Braut oder Gattin war sie. Der Ring war vielleicht gar der Trauring, und den sollt' ich suchen. Man denke sich die Gefühle meines Herzens, welches von Groll, Eifersucht und Verzweiflung zerrissen wurde.

Hier ist der Ring! sagte ich, verdrießlich mich aufrichtend.

Au weh! rief Luise.

Was fehlt Ihnen? fragt' ich.

Sie haben mich ja gestoßen mit Ihrem alten häßlichen Kopf! antwortete sie in possierlich weinerlichem Tone.

Meine Undankbare! versetzte ich. Ich habe Ihren Ring Ihnen wieder gesucht, und nun schalten Sie mich obendrein. Der „alte häßliche Kopf" verdroß mich wirklich, denn ich weiß recht gut, daß ich so häßlich nicht bin, als man sich einbildet.

Undankbar! Ich dächte gar! Alſo ſoll ich Ihnen noch wohl danken, daß Sie mir den Ring abziehen und wegwerfen, und nachher, wie es Ihre Pflicht und Schuldigkeit iſt, ihn wieder ſuchen! antwortete ſie trotzend.

Aber den Zinderlehn müſſen Sie mir doch geben! ſagte ich, meinen Arm um ihren ſchlanken Leib legend.

Nichts von Zinderlehn! Sie wiſſen ja, daß ich kein Geld habe.

Aber ein Küßchen doch?

Kein einziges für Sie!

Ich dachte, ich ſollte verzweifeln. Verdrießlich lehnte ich mich in die Ecke des Wagens, und grollte.

Luiſe ſchlief, oder ſtellte ſich doch ſo. Sie hatte ſich in die andere Ecke des Wagens gelegt, und ihr ſchönes Köpfchen ruhte in ihrer Hand. Warte, Du Liebherzige, ſagt' ich heimlich zu mir, nun ſollſt Du mir doch ge-

den, was mir von Rechtswegen zukömmt! „Du sollt nicht stehlen!“ flüsterte mein Gewissen mir zu. „Es ist ja nur ein Küßchen, antwortete die Leidenschaft, und wo eins genommen wird, wachsen gleich zehn andre wieder. Der Bestohlne wird also immer reicher durch seinen Verlust.“ Leise beugt' ich mich zu der holden Schläferin über, und wollte eben meine Lippen auf dem schönen, halbgeöffneten Rosenmund drücken, als ich plötzlich ein paar derbe Kopfnüsse bekam.

Garstiger Mensch, können Sie nicht artig sein! sagte Luise halb zürnend, halb lachend. Unterstehen Sie sich dergleichen nicht wieder, sonst werd' ich böse —

Noch sind Sie es also doch nicht? fragte ich, die schöne Hand küssend, die mich so eben geschlagen hatte.

Aber erzählen Sie mir etwas! fuhr sie recht freundlich fort. Ich möchte sonst wieder einschlafen.

Ich fieng ein Mährchen an von einem überaus weisen und gerechten Könige, der, ich weiß nicht wo? einmal regiert haben sollte, von einer bezauberten Prinzessin und einem verliebten Prinzen.

Ach, unterbrach sie mich gähnend, das ist ja so albern und langweilig, wie Scherers Turnfehde oder wie ein Mährchen von meiner Mutter Gans. Etwas Gutes! Etwas Vernünftiges; ich bin ja kein Kind mehr!

Das war nun wirklich zu arg! Noch nie hatte ein Recensent mich so tief gekränkt. Mich mit einem solchen Schriftstellergenie verglichen zu sehen, mußte mir, der ich doch auf gesunden Menschenverstand Anspruch machte, zehnmal schmerzhafter seyn, als jene Backenstreiche, die mir der kleine Unhold gegeben hatte.

Ich schwieg. Luisens ganzes Betragen bewies mir die Undankbarkeit der Weiber aufs Klarste. Ihr seyd allzumal kleine Teufel in Engelsgestalt, Ihr Weiber und Mädchen! brummte ich für mich. Freilich seyd Ihr viel lieblicher anzuschauen, als die cartesianischen, miltonischen und klopstockschen Teufel; aber darum auch desto gefährlicher. Ihr seyd schwache, gebrechliche Geschöpfe, immer in Furcht, in Angst und in Noth. So lange Ihr uns gebraucht, heuchelt und schmeichelt, weint und lächelt Ihr, je nachdem Ihr glaubt, unser Herz am Besten rühren zu können. Aber habt Ihr nur erst, was Ihr wollt, dann seyd Ihr wahre Trotzköpfe, und gönnt uns kaum ein Küßchen, ja nicht einmal ein freundliches Gesicht. Wollen wir uns etwa nehmen, was uns von Gottes- und Rechtswegen zukömmt, so gebt Ihr uns Kopfnüßchen, schreit und prellt uns, wie ein schlech-

ter Schriftſteller ſeinen Verleger; und ver-gleicht uns wohl gar mit dem geiſt- und witz-loſeſten Gegner des Patriarchen der Turner. Man hat für Kaffee, Zucker und andere Ge-würzwaaren Erſatzmittel erfunden; wäre doch ein Scheidekünſtler oder Naturkundiger ſo ver-nünftig geweſen, ein Surrogat für die Weiber und Mädchen zu erfinden. In Gold müßte man den Mann einfaſſen laſſen; denn wahrlich,

Wären keine Mädchen mehr auf Erden,
Wir würden alle ſelig werden!

wie Uz ſagt. Aber ich will ein Buch über die Undankbarkeit der Weiber ſchreiben, ſo dick-leibig, wie Dieterici's Werk über den preuſ-ſiſchen Adel. Ja, ja, ich will! rief ich laut.

Was wollen Sie denn? fragte Luiſe.

Ein Buch ſchreiben, und Sie ſollen die Hauptrolle darin ſpielen.

Ach, thun Sie es doch ja; ich werde mich recht freuen, wenn mein Name gedruckt wird.

Ich hatte meinen Arm auf die Rücklehne der Bank gelegt. Meine Finger waren unwillkürlich an Luisens seidenes, dunkles Haar gerathen; ein entzückendes Wonnegefühl durchbebte mein ganzes Seyn; und aller Groll, aller Unwille, aller Haß gegen das holde, liebliche Weib war, wie durch einen Zauberschlag, aus meinem Herzen verbannt. Wer ein schönes, weibliches Geschöpf hassen will, hüte sich wohl, das Haar desselben zu berühren. Es sind diamantene Fesseln, die unsere Phantasie, unsere Sinne, unser Herz bestricken, und oft nicht eher zerreißen, als bis das Alter sie mit Silber bestreuet.

Fast so gieng mir es mit Luisen. Voll glühender Leidenschaft ergriff ich ihre Hand, und drückte sie an meine brennenden Lippen. Mädchen, Mädchen, rief ich wonnetrunken aus, und wollte die sich Sträubende an mein hochklopfendes Herz schließen.

Ach, sehen Sie! Sehen Sie! sagte sie, da liegt Buchendorf schon! Das ist der Forsthof, dort unten am Holze. Sie kommen doch mit, und bleiben einige Tage bei uns? setzte sie freundlich hinzu. Mein — der Forstmeister wird sich recht freuen.

Wie durch einen Donnerschlag, fühlte ich mich durch das häßliche Mein, welches ihr schon zum zweiten Male entfuhr, und mich nur zu gewiß überzeugte, daß sie in sehr genauen Verhältnissen mit dem Forstmeister stand, aus meinem Himmel voll Seligkeit herausgeschleudert. Der letzte Schimmer von Hoffnung war mir entflohen, und ich ärgerte und schämte mich, ihr, die ich so glühend geliebt hatte, die Gefühle meines Herzens verrathen zu haben. Luise schien mir mit den heiligsten Empfindungen einen frevelnden Scherz zu treiben. Ist sie Braut, oder gar schon Gattin, warum, dacht ich, warum

sucht sie mir es zu verheimlichen? Daß ich sie liebe, muß sie mehr, als zu deutlich, gemerkt haben. Warum sucht sie denn die unselige Flamme in meinem Busen zu erhalten, die bei einem Dichter ohnehin zehnmal verzehrender, zehnmal unheilbringender ist, als bei jedem andern Erdenbürger. Gewiß — mag sie Gattin, oder Braut seyn, sie ist eine unwürdige Buhlerin; sie ist meiner Liebe nicht werth, sie will eine Laura und ich soll ihr Petrarch werden, aber dafür bedank' ich mich, denn für Sonette, und wären sie auch noch so holpericht und in lauter weiblichen Reimen abgefaßt, giebt kein Buchhändler mir ein rohes Ei. Ich machte ein recht saures, bitterböses Gesicht, und blickte starr vor mich hin. Ich wollte Luisen gar nicht wieder ansehen, und wollte sie auch gar nicht wieder lieben.

Das war nun leicht beschlossen, aber schwer ausgeführt. Neugierig und verstohlen schielte

ich ſie ſeitwärts an. Der Purpur des Morgenroths erhöhte die Roſen auf den ſchönen jugendlichen Wangen. Luiſe hatte den unſchuldigen, ſelenvollen Blick gen Himmel gerichtet. Sie ſchien zu beten. Eine glänzende Silberthräne hieng an der langen ſeidenen Wimper. Andacht und Liebe, Freude und Entzücken verklärten das holde, ſchöne Geſicht immer mehr, der volle Buſen hob ſich immer höher, immer ſehnſuchtsvoller, je näher wir dem, freundlich aus dem grünenden Gebüſche hervorblickenden Forſthofe kamen. Noch nie hatt' ich ein ſo bezauberndes, ein ſo entzückendes Geſchöpf geſehen, wie in dieſem Augenblicke Luiſe mir ſchien. Es iſt ein Trotzkopf, eine Undankbare, ein Weib, und alſo ein Teufelchen! ſagt' ich zu mir ſelbſt. Ich will ſie laſſen und verabſcheuen; aber gerne hätt' ich doch meine Arme um ſie geſchlungen, und ſie mit tauſend Küſſen an mein hochſchlagend

Brust gedrückt, wären nicht der schnarchende Jude und der Mitarbeiter am Hinkenden von ihrem Schlummer erwacht.

Halt! rief die kleine Schöne dem Postknecht zu. Steigen Sie herunter, und helfen Sie mir! sagte sie zu mir, und wie ein Blitz war ich vom Wagen, und streckte meine Arme aus, um die liebliche Gebieterin aufzufangen.

Da ist mein Handkorb, und da ist mein Umschlagetuch, und hier sind meine Handschuhe! Halten Sie einmal! sprach sie lächelnd. Ich gehorchte, und in einem Nu stand sie neben mir. Ich ärgerte mich, und küßte verstohlen ihr Umschlagetuch.

Nun kommen Sie nur! sagte sie, und faßte mich unterm Arm. Unwillkürlich gieng ich mit ihr.

Ach, Mutter kömmt! Liebe Mutter! rief ein kleines rosenwangiges Mädchen mit eben

so glänzenden, rabenschwarzen Augen, wie meiner holden Begleiterin ihre. Das Kind hüpfte uns entgegen, Luise hob es auf, drückte es küssend an ihre Brust, und ich knirschte vor Wuth.

Mütterchen, lieb Mütterchen! jubelte ein kleiner goldlockiger Junge uns zu. Ach, Vater, Vater, komm doch; laufe geschwind! Mütterchen kömmt ja.

Ich wollte, daß Euch Alle — brummte ich.

O, meine Luise, meine Luise, bist Du es? rief ein junger, schöner Mann, in einer stattlichen Jagduniform auf uns zueilend. Luise flog an seinen Hals. Ach, mein Adolph! Mein geliebter, einziger Adolph! koste sie, und jegliches Wort war mir ein Dolchstich in's Herz. Zürnend, unruhig, verzweifelnd, stand ich, mit weit herunter hängender Unterlippe da. Das Wasser drang mir bis an die Seele, wie der Psalmist sagt.

Ich hätte gern geschimpft, getobt, geflucht, gebetet; allein ich konnte kein Wort hervorbringen. Meine Zunge klebte an meinem Gaumen.

Aber hier — hier hab' ich uns einen Gast mitgebracht! Einen berühmten Dichter! Herr von — Ach, wie heißen Sie doch recht?

Ich nannte mich, und glühte vor Zorn. Mich für einen berühmten Dichter zu scheiten, und nicht einmal meinen Namen zu wissen; das war mehr, als Leichtsinn; das war der bitterste Spott.

Der Herr wird einige Tage bei uns bleiben, fuhr Luise fort. Ich hab' ihn eingeladen —

Seyn Sie mir herzlich willkommen! sagte der Forstmeister, mir traulich die Hand reichend. Ich verneigte mich feierlich und kalt.

Aber, wo ist Julchen denn? fragte Frau von Haldenthal.

Noch nicht wieder von Schönwalde zurück!

Ach, das gottlose Mädchen! sagte sie. Es ist meine Schwester. Sie sollen einmal sehen, wie ähnlich wir einander sind. Nicht wahr, lieber Adolph?

Er bejahte es, seiner Gattin die rosige Wange küssend.

Das wird auch gewiß die Rechte seyn! dacht' ich bei mir selbst, wenn sie Dir gleicht. Indessen beschloß ich doch einige Tage zu bleiben, um Fräulein Julchen auch kennen zu lernen. Warum ich das wünschte, wußt' ich selbst nicht so recht, und doch wünschte ich sehnsuchtsvoll, daß das Ebenbild des kleinen niedlichen Weibchens, dem ich seit zwölf Stunden abwechselnd wohl zwanzig Mal Liebe, und zwanzig Mal Haß zugeschworen hatte, recht bald erscheinen möchte. Julchen kann ja auch besser seyn, als ihre Schwester, dacht' ich, und vielleicht ist sie noch —

Nun kommt, Kinderchen! sagte Luise ganz traulich, als ob ich ein alter Bekannter wäre. Jetzt sollt' Ihr erst frühstücken. Nachher will ich mich schlafen legen, und Ihr könnt dann dasselbe thun, oder ein Bischen auf die Jagd gehen. Sie müssen aber gütigst fürlieb nehmen, fuhr sie, recht freundlich zu mir sich wendend, fort; denn unser Koch heißt Armuth.

Das können Sie leicht denken; denn sonst hätt' ich meine Luise nicht mit der Post reisen lassen! fiel der Forstmeister ein. Aber was wir haben, das geben wir gewiß recht gerne, und freuen uns, wenn es uns nicht verschmähet wird.

Dabei schüttelte er mir so ehrlich und treuherzig die Hand, daß aller Haß gegen ihn aus meinem Herzen verschwand. Wirklich war ich ihm sehr böse gewesen, weil er Luisens Gatte, und weil sie so schön war, daß ich

ſie ſelbſt gerne gehabt hätte. Jetzt war mir es auch möglich, die kleinen rothwangigen Kinder, die ſich traulich an mich drängten, zu umarmen und zu küſſen. Luiſe hat ja noch eine Schweſter, dacht' ich, und wer weiß —

Das einfache, ländliche Frühſtück war beſorgt. Aber, Männchen, willſt Du auch böſe ſeyn? fragte die kleine niedliche Forſtmeiſterin.

Dir? — Gewiß nicht! antwortete er, ſie zärtlich an ſeine Bruſt drückend. Worüber ſollt' ich es ſeyn?

Ich habe all' mein Geld verloren! Unſer Freund hier — ich glaube doch, daß Sie es ſind? — hat das Poſtgeld und alles Uebrige bezahlt, ſonſt hätt' ich zu Fuße gehen müſſen.

Gottloſes Weibchen, erwiederte er, die Liebliche küſſend. Ich danke Ihnen tauſendmal; (zu mir ſich wendend) allein heute iſt mir es unmöglich, Ihnen meine Schuld —

Ach, das ist nicht nöthig! Wenn es auch erst in acht Tagen geschieht, fiel Luise tröstend und voreilig ein. So lange bleiben Sie doch bei uns und dann gebrauchen Sie kein Geld.

Eine leichte Röthe überflog die Wangen der jungen Ehegatten, als sie mir den hohen Grad ihrer Dürftigkeit, die ihrem Stande so sehr zu widersprechen schien, gestehen mußten. Aeußerst verlegen stammelte ich, daß ich der Kleinigkeit jetzt und lange noch nicht bedürfe, da ich mit gar vielem Gelde zu Hause versehen sey. Es giebt wohl keinen peinlichern Zustand, als mit einem zartfühlenden Dürftigen von Stande zu schaffen zu haben, der uns gerne sein drückendes Verhältniß verbergen möchte, und doch es wider Willen verrathen muß. Indessen that es mir recht wohl, gewissermaßen mich als den Vertrauten meiner neuen Bekannten ansehen zu können. Gerne

hätt' ich mit ihnen jeden Kummer, jede Sorge, jede Noth, welche die Nesentage ihres Lebens und ihrer Liebe ihnen verbitterten, getheilt; allein wie hätt' ich sie merken lassen dürfen, daß ich ihre Lage ahnte, ohne nicht schon dadurch sie zu kränken.

Während des Frühstücks berichtete Luise bald in ernsten, bald in leichtfertig schalkhaften Tone ihre Reisegeschichte, wobei sie mich dann und wann recht schelmisch ansah. Sie war bei ihrer kranken Mutter zum Besuche gewesen, welche aber nun zu ihrer und ihres Gatten Freude wieder hergestellt war. Wann wir allein sind, sagte sie, mit einem lächelnden Blicke auf mich, dann will ich Dir noch weit mehr erzählen, Adolph. Du sollst recht lachen.

Nur nichts von mir! fiel ich ein.

Haben Sie etwa kein gutes Gewissen? fragte sie.

Ich erröthete. Zu trauen war ihr nicht; das wußte ich schon, und was sollte ich mir von ihrem Gatten versprechen, wenn er mich als seinen Nebenbuhler kennen lernte? Entweder Haß oder Spott. Ich rechnete auf sein gutes Herz, welches aus allen seinen Mienen so freundlich mich ansprach.

Nach dem Frühstück hüpfte Luise, ihrem Adolph verstohlen zuwinkend, in ihr Kämmerchen. Er folgte ihr. Ich hörte sie kichern und flüstern, und dachte es möchte wohl eheliche Angelegenheiten betreffen; allein plötzlich wurde mein Name genannt, und der Forstmeister schlug ein lautes Gelächter an. Alles Blut stieg mir zu Kopfe. Noch nie hatt' ich gehorcht, und ich würd' es nicht thun, wenn man sich auch zu einem Anschlage wider mein Leben verschwöre; allein diesmal — ich muß es gestehen, obgleich ich noch jetzt erröthe, — diesmal konnt ich mich nicht länger

beherrſchen; ich ſchlich leiſe hinzu, und lehnte mein Ohr an die Thür. Leider hörte ich aber nichts mehr, als die Worte: wenn Julchen nur erſt hier wäre.

Raſch ging die Thür auf! Ach, um Entſchuldigung! ſagte der Forſtmeiſter ſchalkhaft, aber mitleidig lächelnd. Ich habe Sie doch nicht geſtoßen? Verzeihen Sie! ſtammelte ich, voll Verdruß und Scham, ich wollte nur —

Da ſtockte ich, denn ich wußte ſelbſt nicht, was ich vorſchützen ſollte. Das Geſicht meines Wirths ſagte mir indeſſen deutlich genug, daß er wohl wüßte, was ich gewollt habe, und damit war die Sache ja abgemacht.

Ich war nicht ſchlafluſtig. Die kleinen Abentheuer der vergangenen Nacht und die Beſchämung welche in dieſem Augenblick mir zu Theil ward, ſchienen den Schlummergott gänzlich verſcheucht zu haben.

Desto bereitwilliger nahm ich auf die Frage des Forstmeisters: ob ich mich gleichfalls niederlegen, oder mit ihm einige Stunden auf die Jagd gehen wollte? den lezern Vorschlag an.

Ein glänzender Azurstrom, in dem sich die Purpurblüthen des wilden Rosengebüsches, welches ihn beschattete, spiegelten, durchwallte feierlich die mit tausend farbigen Blumen geschmückte, duftende Wiese. Immer höher und höher schwang sich die Lerche zum blauen Himmel empor, und sang ihr fröhliches Morgenlied, und immer lauter und melodischer erklangen aus den grünen, vergoldeten Wipfeln des Haines die silbernen Töne der Nachtigall, die uns zur Andacht, zur Liebe und zum Entzücken rief.

Nicht wahr? Dies ist der Tempel des Herrn, wie keiner noch mit Händen gemacht ist? sagte der Forstmeister zu mir.

Freilich, antwortete ich, und dachte an — Julchen.

Ach, für Sie hat unsere ländliche Natur wohl keinen Reiz! fuhr er fort, aber für mich. Sie glauben nicht, wie glücklich ich trotz meiner Armuth bin! Mit innigem Wonnegefühl freue ich mich, wenn der Frühling die Erde in Blumen und Blüthen hüllt, oder wenn der segnende Herbst die Bäume und Auen mit Purpur und Gold bedeckt, oder wenn der kalte, eisige Winter sein diamantenes Silbergewand über Seen und Ströme, über Wälder und Fluren wirft, denn immer und ewig, in allen ihren Abwechselungen, bleibt die Natur groß, entzückend und schön.

Dreimal glücklicher Mann! versetzte ich, dem es vergönnt ist, das in seinem ganzen Umfange zu empfinden.

Das bin ich auch! Ich bin recht glücklich! Recht sehr glücklich! erwiederte er mir, und

ſein von hoher Wonne verklärtes Geſicht beſtätigte er. Ach, ich ſagte vorhin, daß ich arm wäre! aber ich bin ja ſo reich. Ich habe meine ſchöne, herrliche Luiſe, die mich ſo innig liebt, meinen kleinen Adolpf, mein Julchen.

Das kleine Julchen iſt wohl eine Pathe von —. Ich ſtockte.

Von meiner Schwägerin! erwiederte er.

Wie weit iſt Schönwalde von hier? fragte ich.

Das kann ich nicht ſagen. Meine Frau wird es wiſſen! antwortete er mit halbverheimlichtem Lächeln. Wie meinen Sie das?

Ich meine nur ſo.

Wir ſtanden hinter einem Gebüſch. Ein paar Rehe tanzten, uns nicht gewahrend, recht luſtig auf der bunten Wieſe zwiſchen den Erlen umher. Der Forſtmeiſter legte ſein Gewehr an —

Um Vergebung, Julchen, Ihre Fräulein Schwägerin —

In einem Nu waren die Rehe verſchwunden.

Ich wollte, daß Sie der — konnten Sie denn nicht ſchweigen? ſagte er halb verdrieß-lich, halb freundlich. — Aber was wollten Sie? fragte er nach einer Pauſe.

Mich nur erkundigen — Ich ſtockte ſchon wieder.

Wornach?

Ob Fräulein Julchen viel jünger wäre, als Ihre Gemahlin?

Zehn Jahre älter iſt ſie! erwiderte er mit abgewandtem Geſichte.

Dann iſt es auch die Rechte! dacht' ich. Zehn Jahre älter, und Luiſe muß, ihren Kindern nach, ſchon wenigſtens zwanzig Jahre alt ſeyn, wenn ſie auch im funfzehnten ge-heirathet hätte, welches unter unſerm kalten Himmel doch ſelten geſchieht. Ich ward ganz

verſtimmt, und wirklich hätt' ich aus Aerger und Aetheit bald einen Haſen erſchoſſen, wenn er nur ein Bischen hätte warten wollen. Der Forſtmeiſter that es ſtatt meiner, und wir gingen mit unſerer Beute zu Hauſe.

Ich hatte feſt beſchloſſen, nicht länger zu bleiben, denn Julchen war ja ſchon dreißig Jahre, und alſo für mich viel zu klug. Mein Begleiter ſah mir aber ſo ſchelmiſch aus, daß ich endlich anfing, mistrauiſch gegen ihn zu werden. Ich will mich bei Luiſen erkundigen, dacht' ich; freilich ſind die Frauen und Mädchen mit ihrem Taufſchein weit geheimnißvoller, als ſonſt womit, indeſſen verrathen ſie doch deſto leichfertiger das Alter ihrer Mitſchweſtern.

Die Forſtmeiſterin war eben dabei, das Mittageſſen zu bereiten, denn das that ſie ſelbſt, ohne daß ihr ſchönes roſiges Geſicht dadurch gelitten hätte. Ich ſchlich mich

zu ihr in die Küche. Gnädige Frau, ſprach ich, im vorigen Winter glaub' ich Ihre Fräulein Schweſter in D. auf einem Ball kennen gelernt zu haben. Wenigſtens ſah' ich dort ein Fräulein la Rocque, ein junges Mädchen von etwa ſechzehn Jahren.

Das war nun eine Lüge von mir, denn ich war den ganzen Winter nicht in D., am Wenigſten dort auf einem Ball geweſen.

Dem Alter nach könnt' es meine Schweſter freilich ſeyn, erwiederte ſie, allein Julchen hat ſich im vorigen Winter immer bei mir aufgehalten, und war, meines Wiſſens, noch niemals in D.

Sie muß es durchaus geweſen ſeyn, meine Gnädige; Sie hatte eine ſprechende Aehnlichkeit mit Ihnen. Ungefähr ſechzehn Jahre war ſie alt?

Wollen Sie etwa wiſſen, wie alt meine Schweſter iſt?

Das eben —

Nun dann — dann müssen Sie fragen, wenn sie kömmt. Ich weiß es selber nicht so recht. Aber jetzt gehen Sie mir aus der Küche! Was wollen Sie hier? sagte sie lachend.

Ich fühlte freilich das Unschickliche meiner Nachfrage, indessen glaubt' ich, meine Sache so fein gemacht zu haben, daß Luise eigentlich nichts merken könnte. So viel wußt' ich doch schon, daß der Herr Forstmeister mir nicht die Wahrheit gesagt hatte; ich trat deshalb mit einem sehr ernsten Gesicht ins Zimmer, und warf ihm einen recht finstern Blick zu.

Er that dasselbe gegen mich, doch verzog sich seine Miene zum Lächeln.

Hätten Sie nur ein Bischen still schweigen können, sagt' er, so hätten wir morgen statt des jämmerlichen Hasen, einen Rehbraten gehabt. Jetzt werden Sie schon so fürlieb

nehmen müſſen, wenn das Glück mir heute Nachmittag nicht günſtiger iſt.

Ich hätte ihm gerne alle Rehe und Haſen gelaſſen, wenn er mir nur die Wahrheit von Julchens Alter, Geſtalt, Geiſtes- und Herzensgaben hätte ſagen wollen. Indeſſen entſchuldigte ich mein Vergehen mit der Ausrede, daß ich die Rehe nicht geſehen hätte.

Er ſchlich ſich zu ſeiner niedlichen Frau, wahrſcheinlich um das völlig mit ihr abzuhandeln, was heute früh unerörtert geblieben war. Ich trat unterdeſſen vor ſeinen kleinen, zufällig offenen Bücherſchrank, und fand hier, außer manchen der neueſten und beſten Forſtſchriften, die Werke mehrerer unſerer vortrefflichſten Dichter, eines Göthe, Schiller, Schilling, Wildungen, Kind, Theodor Hell, und Anderer. Daß ich aber auch die Schriften eines Petrarch und Taſſo, eines Shakeſpeare, Gay, Fielding, Bloomfeld, Sommerville,

Greffet, Berquin, Florian und ſo weiter hier unverdeutſcht und unentſtellt, im Grundtexte treffen würde, hatt' ich mir nicht gedacht. Ich erhielt eine ganz neue Vorſtellung von meinem Wirth, der um ſo höhere Achtung verdiente, je weniger Anſprüche er machte. Ich ſahe voraus, daß ich mich nicht langweilen würde; alſo beſchloß ich Fräulein Julchen ruhig zu erwarten, und ihren Taufſchein nebſt allen Uebrigen dem Himmel anheim zu ſtellen.

Indeß hüpften die kleinen roſenwangigen Kinder herein; Onkelchen, zu Tiſch kommen! Zu Tiſch' in dem Garten! rief Julchen, ihre runden Aermchen mir entgegen ſtreckend. Ich hob das liebliche Kind in die Höhe, und küßte es tauſendmal, weil es Onkelchen zu mir ſagte, und Julchen hieß, und weil es Julens Tochter war. Nun kamen auch die Aeltern, nahmen mich in ihre Mitte, und führten mich ſcherzend und lachend, ohne daß

ich wußte, worüber ſie lachten, in den Garten, wo unter einem duftigblühenden Aepfelbaum das ländliche Mahl uns erwartete. Die Freundlichkeit meines fröhlichen, geſprächigen Wirths und ſeiner holden Gattin würzten die einfachen Speiſen. Ein König hätte mir ſeine Tafel anbieten können, ich hätte nicht mit ihm getauſcht. Ich wähnte mit Philemon und Baucis zu ſpeiſen, nur daß meine gaſtfreien Wirthe weit jünger und fruchtbarer, gewiß auch weit geiſtreicher waren, als Jene, die hinter einer Gans herliefen, und ihre göttlichen Gäſte allein ließen. Ich wähnte mich in das Blüthenalter der Menſchheit verſetzt, ſo traulich war unſer Geſpräch. Die kleinen Kinder nannten mich Onkelchen, und das that mir wohl, denn Julchen war, nach der Ausſage ihrer Schweſter, erſt ſechzehn Jahre alt. Ein gutes Omen! dacht' ich. Kinder haben oft eine beſſere Ahnungsgabe, als alle neuern

Propheten, die beiden Adam Müller, welche, Einer des Andern, gleich würdig sind, mit eingeschlossen.

Der Nachmittag war schon zur Hälfte verplaudert. Freilich hatte mich es manchmal verdrossen, daß Herr und Frau von Haldenthal noch immer nicht aufhörten, mit einander heimlich zu flüstern und zu kichern, und dabei schalkhaft nach mir hinzuschielen; allein die Gutmüthigkeit, womit dies geschah, ließ mich nichts Arges vermuthen, und ich machte ihnen bloß durch eine feine Anspielung begreiflich, daß es unartig sey, in Gegenwart eines Fremden und eines Gastes dergleichen zu thun.

Wir sind Herren in unserm Hause, antwortete Luise schelmisch, und Sie sind nur unser Gast. Sie müssen sich also hübsch in unsere Weise schicken. Sind Sie denn immer gleich artig, junger Herr? Und nun suchen Sie nur Ihren Hut und Stab, denn wir

wollen Julchen entgegen geben, die, wie Sie mir ſchreibt, noch heute Abend gewiß eintreffen wird. Sie iſt freilich wohl nicht ſo ganz jung und hübſch mehr, aber dafür deſto vernünftiger!

Dann iſt es auch die Rechte! dacht' ich. Vernunft gebrauche ich nicht, denn die iſt für einen Dichter das unnützeſte Hausgeräth, wie ſich aus unſern neueſten Trauerſpielen, Sonetten und Legenden ganz klar und lieblich erſehen läßt. Etwas Unvernunft wäre mir lieber, und beſonders — ein bischen Schönheit und Jugend. Indeſſen gieng ich, ziemlich verſtimmt, mit.

Sie glauben nicht, ſagte Frau von Haldenthal unterweges, wie gut meine Schweſter iſt. Jeder der ſie kennt, achtet und ſchätzt ſie wegen ihres edeln Herzens und wegen ihrer ganzen Art zu ſeyn und zu handeln. Freilich durch ihr Aeußeres muß man ſich nicht ab-

ſchrecken laſſen, ihr Geſicht iſt ſehr von den Blattern entſtellt.

Hierbei dacht' ich an Dich, Tante Pinchen, deren Herz auch ſo edel und gut iſt, daß Du wohl ein Hühnchen eſſen, aber keins abſchlachten kannſt; allein Dich heirathen wollen, würde doch der Ehrfurcht zuwider ſeyn, die ich Dir und Deinem Filetgeſicht ſchuldig bin.

Meine ſchöne Begleiterin und ihr Gatte erzählten mir übrigens ſo manche kleine Züge von Julchen, daß ich wirklich anfieng, ſie, trotz ihrer Blatternarben, zu ſchätzen.

Ihre Fräulein Schweſter, meine Gnädige, erwiederte ich, iſt alſo ein Beweis der alten Wahrheit, daß die Pocken wohl ein Geſicht, aber kein Herz entſtellen können.

Eben! — Und überhaupt was iſt denn auch äußere Schönheit und äußerer Glanz? verſetzte ſie. Den Vernünftigen kann dergleichen nicht blenden.

Freilich nicht! antwortete ich. Für mich iſt das gute Julchen keine Frau, dacht' ich heimlich bei mir, denn ich bin ein Dichter, und muß etwas Hübſches haben, wenn ich einmal — mich begeiſtern will.

Sie ſagten mir aber, gnädige Frau, fuhr ich fort, Ihre Fräulein Schweſter wäre Ihnen ſo ähnlich?

Ja, in der äußern Erſcheinung wohl nicht, allein in ihrem — Handeln.

Ach — ſo gut und ſo edel iſt ſie auch, wie Sie ſind? ſagte ich lächelnd.

Boshafter Menſch! Ach, dort kömmt ſie! Julchen! Es iſt Julchen! rief ſie, riß ſich von mir los, und eilte der Kommenden entgegen. So jugendlich, wie Hebe, und ſo ſchön und lieblich, wie eine Idylle von Geßner, war das himmliſche Mädchen, welches ich mit wonnigem Entzücken vom Wagen hob. Purpuriſch erröthete das reizende Geſchöpf,

denn ich war, als ich ihr meine hülfreiche Hand reichte, so unglücklich oder so glücklich, den vollsten, blühendsten Lilienbusen zu berühren, der jemals über einem Mädchenherzen sich wölbte. Indessen verneigte sie sich ganz freundlich, und eilte in die Arme ihrer Schwester, die mir so viel Wahres und Unwahres von ihr gesagt hatte. Julchen war kaum sechzehn Jahre alt, und von der bezaubernden, in üppiger Fülle glänzenden Blüthe ihrer Jugend hatten weder die Blattern, noch der Ehegott, noch das Alter das Mindeste abgestreift. Sie übertraf Luisen weit an Schönheit und Anmuth, so ähnlich beide Schwestern auch übrigens einander waren. Schüchtern bot ich jetzt der kleinen Huldin meinen Arm, und überließ mit Freuden die leichtfertige Forstmeisterin der Führung ihres Gatten. Wer war entzückter, als ich. Ein so holdes, liebliches Mädchen hatt' ich noch nie

geſehen. Ach, daß Julchen erſt mein wäre! das war mein einzigſter, mein glühendſter Wunſch, und jeder Gedanke an die Undankbarkeit der Weiber und Mädchen war entſchwunden. Ohne meine reizende Begleiterin konnte ich keine Freude, kein Glück auf Erden, keine Seligkeit im Himmel mir denken. Gerne hätt' ich ſchon jetzt ihr die Gefühle meines Herzens geſtanden, wären wir nur ohne Zeugen geweſen. Heimlich und unbemerkt drückte ich Julchens weiße Hand an meine brennenden Lippen. Ich mußte jedoch meine Empfindungen nur zu deutlich verrathen haben, denn die Forſtmeiſterin kicherte; ein hohes Roſenroth überflog Julchens Wangen, und ſie wollte mir durchaus die kleinen niedlichen Finger entziehen, die ſie mir bis dahin ſo ruhig gelaſſen hatte. Sie ward bei jedem meiner Blicke immer ängſtlicher, immer verlegener, und ihr dunkles, ſeelenvolles Auge ſenkte ſich zur

Erdt, gleichsam als hätte sie sich geschämt, daß sie so schön war.

Mit Blitzesschnelle enteilte der köstliche Abend, mir zu früh, den beiden Ehegatten, wie es schien, viel zu langsam. Auch ich werde glücklich seyn! Morgen will ich Julchen meine Liebe entdecken, — sprach ich zu mir, und sann schon auf eine recht zierliche Anrede, womit ich meine Hand und mein Herz ihr zu Füßen legen wollte. Dies war eine der längsten Nächte meines Lebens, und ich freuete mich, als der purpurne Morgen lächelnd in mein Fenster blickte. Ich sahe hinaus, und gewahrte Julchen im Garten. Rasch, mit laut klopfendem Herzen kleidete ich mich an, und eilte zu ihr hinunter. Ihr freundlicher Morgengruß gab mir den Muth zurück, den die Schüchternheit der Liebe mir geraubt hatte, und schon wollte ich in den glühendsten Ausdrücken ihr gestehen, was ich seit dem ersten

Augenblicke für ſie fühlte, als die gottloſe Forſtmeiſterin uns ſchäkernd zum Kaffee rief. So vergingen mehrere Tage, bis ich endlich den ſeligen Augenblick fand, wo auch meine Lippen dem holden Mädchen bekennen konnten, was meine Blicke ihr ſchon ſo lange geſagt hatten. Entzückt und entzückend ſank das ſchöne, roſige Geſchöpf als glückliche Braut in meine Arme.

Wenn Ihr fertig ſeyd, Kinderchen, dann kommt mit uns! rief die Forſtmeiſterin lachend und in die kleinen niedlichen Hände klatſchend uns zu, denn ſie und ihr Mann hatten uns in einiger Entfernung belauſcht.

Wie leichtſinnig, fuhr ſie fort, wie leichtſinnig die Männer doch ſind. Ich möchte wetten, daß dies ſeit den wenigen Tagen, wo wir uns zuerſt ſahen, ſchon Ihre zweite Liebe iſt. Ach, könnt' ich nur ein Buch ſchreiben, Sie ſollten die Hauptrolle darin ſpielen.

Denke Dir einmal, ſetzte ſie, Julchen umarmend, hinzu, denke Dir, der junge Herr ſchien mein Lärvchen gleichfalls recht hübſch zu finden. Weil er nun ſo fromm und ſo chriſtlich ausſah, wie eine der neueſten Legenden von Fouqué, ſo lud ich ihn ein, uns auf einige Zeit zu beſuchen. Er hatte mich nicht ganz häßlich gefunden; Du mußteſt alſo in ſeinen Augen bezaubernd erſcheinen, und ich dürfte hoffen, ein Paar Leutchen zuſammen zu bringen, die von dem Himmel vielleicht für einander beſtimmt waren. Wäre das aber auch nicht geweſen, ſo hätteſt Du ihn ja mit einem Körbchen zu Hauſe ſchicken können, und er hätte dann Stoff zu Elegien und Sonnetten gehabt.

Liebe böſe Schweſter, erwiderte Julchen in einem ſanften, halb verweiſenden Ton. Die ſchalkhafte Luiſe drückte das holde Mädchen an ihre Bruſt, und gab mir jetzt freiwillig einen

Schwesterkuß. Auch ihr Gatte reichte mir jetzt treuherzig die brüderliche Hand zum ewigen Freundschaftsbunde.

Nun bin ich mit meinem Julchen drei Jahre verheirathet, und zwei rosenwangige braunäugige Kinder spielen zu ihren Füßen; das dritte schlummert auf ihrem Schooße. Noch kein Wölkchen hat den azurnen Himmel unserer Ehe getrübt. Plutus hat uns von seinen Gaben nicht mehr gespendet, als nöthig ist, um sorgenlos und fröhlich zu leben. Wie innig werden wir uns freuen, mein Trauter, wenn Du uns recht bald besuchen, und Zeuge unserer Liebe und unsers Glücks seyn wirst.

An die Schönen.

Wann auf hyacinthnem Flügel
Zephyr uns vom Blumenhügel
Süße Nektardüfte bringt;
Wann das Lied der Nachtigallen
Silbern in dem Walde klingt;
Und in bunten Wiesenthalen
Lerchenton die Luft durchdringt;

Wann in Purpurblüthensträuchen,
Und in schilfumkränzten Teichen
Alles sich der Freude weiht;

Wann euch Flora junge Roſen
Nun zu friſchen Kränzen beut;
Und euch, Mädchen, liebzukoſen
Nachtviolenbalſam ſtreut;

Dann ruft euch, ihr holden Schönen,
Jede Sorge zu verhöhnen,
Eros in das Veilchenthal;
Uns die Stunden zu beflügeln
Mahnet euch die Nachtigall;
Und von buntbebüſchten Hügeln
Wiedertönt der Silberhall.

Blumen in das Haar gewunden!
Eros kürzet unſre Stunden,
Hymen ach verlängt ſie nur!
So erſchallt's in Morgenhainen
Und auf neubegrünter Flur!
Darum folget doch des Kleinen
Süßen Friedenſtörers Spur.

Holde Mädchen, liebt und küſſet,
Denn das Lebensbächlein fließet
Sonſt uns unter Dornen hin!
Lächelt nur, ſo müſſen Roſen
Uns in öden Wüſten blühn,
Und der Weſt, euch liebzukoſen,
Von Cytherens Inſel fliehn.

Die Sippſchaft;

ein

Eheſtandsgemälde.

Als mein ſeliges Oelgardchen ſtarb, verbat ich mir alle Beileidsbezeugungen; aber nicht deshalb, weil ich etwa fürchtete, daß ſie meinen Schmerz nur vermehren würden, ſondern weil ich als Chriſt mit der Fügung des Himmels völlig zufrieden war, und daher auch mit ziemlich trocknen Augen von dem Grabhügel meiner verewigten Rippe zu Hauſe gieng, und an ihrem Begräbnißtage zum erſten Male nach drei Jahren — denn ſo lange waren wir gerade durch Hymens dornenvolle Roſenfeſſeln

mit einander verbunden gewesen — wieder recht vergnügt mein kleines Abendessen verzehrte. Aufrichtig gesprochen wird mir immer das Grab meines Delgardchens das liebste Plätzchen auf der Welt bleiben, und hierin geb' ich also den zärtlichsten Wittwern nichts nach, die dasselbe versichern. Eben so hab' ich gleichfalls das Gelübde gethan, nie wieder zu heirathen, und wenn auch die schönsten Jungfrauen und Wittwen mir mit allen Schätzen der Welt ihre sammtenen Lilienhände darböten. Vielleicht weil ich fürchte, werden meine holden Leserinnen denken, daß ich kein Delgardchen wieder bekomme! Gerade das Gegentheil! Zur Ehre der Schönen glaub' ich gewiß, daß es noch viele solche Delgardchen giebt, wie mein seliges Hauskreuz war, und daß ich nicht lange darnach zu suchen brauchte.

Von Todten und Abwesenden soll man nichts als Gutes reden! lautet ein altes,

halb kluges, halb unkluges Sprüchwort; indeſſen wäre es wohl beſſer, man ſpräche von den Todten nur die Wahrheit, und von den Abweſenden bloß das Gute. Den erſtern ſchadet es ja nicht, wenn man ihre Fehler und Gebrechen zur Lehre und Warnung für Andere aufdeckt, und dieſen dabei ſagt: „der Selige war recht gut, allein er machte da einen Pudel, oder ſchoß dort einen Bock; ſonſt hätte er wohl länger und glücklicher bei uns gelebt.“ Dergleichen Beiſpiele ſind ſehr nützlich und heilſam, und deßhalb waren, nach meiner Anſicht, die Todtengerichte der Aegypter weit erſprießlicher für die Sitten der Lebenden, als manche unſerer jetzigen Wohlthätigkeits- und Klatſchvereine, wo die Zungen mit Kaffee, Thee, Wein und Punſch gelöſt, die Tugenden der armen Abweſenden verkleinert, ihre Fehler und Schwachheiten vergrößert, Ehre und Kredit ihnen abgeſchnitten, ihre

Vermögensumstände verdächtig gemacht werden, und wodurch also in der Regel wenig Nutzen gestiftet, und dem Fremden, der mit den Verhältnissen unbekannt ist, die peinlichste Langeweile gemacht wird. Aber ein recht ernstes Todtengericht, wie ich es jetzt über mein seliges Dolgerchen zu halten gedenke, kann manchen Lebenden sehr vortheilhaft seyn, und daher will ich meine und meines verstorbenen Weibchens Liebes- und Ehestandsgeschichte haarklein von Anfang bis zu Ende erzählen, und das Urtheil meinen andächtigen Lesern und Leserinnen anheim stellen.

Mit einer kleinen Kasse, aber mit einer recht hohen Meinung von meiner werthen Person, meinen Kenntnissen und Einsichten kam ich vor ungefähr zehn Jahren als Kaufmannsdiener oder vielmehr als Buchhalter nach Berlin. Von einem französischen Unteroffizier aus dem Elsaß hatte ich in meiner kleinen Vater-

ſtadt etwas franzöſiſch radebrechen gelernt; dazu ſchrieb ich eine Kaufmannshand und einen erbärmlichen Styl, blies die Flöte wie ein Nachtwächterhorn, und tanzte nach dem Urtheile meiner Landsmänninnen gleich einem Engel; Gründe genug, mich für einen gebildeten jungen Mann zu halten, der in der großen Stadt ſchon ſein Glück, und auf die Tochter des erſten, chriſtlichen Bankiers Anſpruch machen könnte. Meine kaufmänniſchen Kenntniſſe waren gleichfalls nicht zu verachten; ich konnte rechnen wie Adam Rieſe, wußte auf ein Haar Pfeffer und Ingwer zu unterſcheiden, und verſtand auch etwas vom Cours der gewöhnlichen Münzſorten. Ich war drei und zwanzig Jahr alt. Mein Prinzipal, Herr Pinſch, eine ehrliche Haut, war ganz mit meiner äußern Erſcheinung, mit meinen Kenntniſſen, die den ſeinigen ziemlich gleich kamen, und mit meinem Betragen zufrieden.

Ich glaube gewiß, er hätte mir mit Freuden sein schönes Hannchen gegeben, wenn mein Sinn nicht auf etwas Höheres wäre gerichtet gewesen. Zu meinem größten Verdruß bemerkte er gleich nach meiner Ankunft in Berlin, daß mein Rock gar nicht den rechten Schnitt hatte, und meine erste Sorge, so wie meine letzten Mutterpfennige wurden auf meinen Anzug verwendet, um mich mit Ehren in den großen Kaufmannshäusern einführen zu können. Vor Allen schaffte ich mir eine Brille an, allein dadurch verdarb ich es ganz mit Herrn Pinsch, der sich gar um die Moden der jungen Welt nicht kümmerte. „Er ist ein Narr, Monsieur Wipps. Er braucht sich in Berlin keine Brillen zu kaufen; man wird sie ihm wohl von selbst aufsetzen!" sagte er mir in spöttischem Tone. Das verdroß mich nicht wenig. So gerne ich Hannchen auch anfangs leiden mochte, so unmöglich wäre mir es jetzt

gewesen, an eine Heirath mit ihr, deren Vater mich einen Narren gescholten hatte, weiter zu denken. „Sie sollen sehen, daß ich kein Narr bin, Herr Pinsch!“ erwiederte ich, und warf dem alten, vieljährigen Freunde meines Vaters einen recht finstern Blick zu. Von nun an besuchte ich nicht allein täglich die größten Gast- und Speisehäuser der Stadt, sondern auch alle Bälle und Konzerte, ging jeden Abend ins Theater, und bekrittelte, gleich einem jüdischen Elegant, Schauspieler und Dichter, spielte alle Nachmittage mit einigen reichen Kaufmannssöhnen und Buchhaltern mehrere Stunden Billard, und ließ den alten Herrn seine Tüten selbst drehen.

Monsieur Wipps, sagte er eines Abends, als ich gegen Mitternacht aus einem Kaffeehause heim kam, Monsieur Wipps, Er wippst mir zu viel umher; ich muß meinen Laden selbst hüten, und Er trägt Stiefel und

Sporen, und spielt den großen Herrn. Das Ding geht nicht länger; bloß Seines Vaters wegen duldete ich es; morgen trennen wir uns.

Mit Vergnügen! antwortete ich, und am andern Vormittage zahlte Herr Pinsch mir meinen vollen Jahrgehalt aus, wünschte mir viel Glück zu einem weitern Unterkommen, und gab mir eine Menge Lebensregeln, die ich ihm gerne erlassen hätte. Jetzt war es hoch an der Zeit, mich nach einer Ehehälfte mit ein paar Tonnen Goldes ernstlich umzusehen, denn leider, gieng mein Geld, wozu ich mehrere Schulden bezahlt hatte und noch größere bezahlen sollte, sehr schnell auf die Neige. Ich gab daher dem Versorgungs- und Heirathscomptoir in Jena, unter Adresse des Herrn Carl Slevogt daselbst, Nachricht von meiner werthen Person, und machte auch in dem Anzeiger der Deutschen bekannt,

daß ich nicht abgeneigt ſey, ein ſchönes, unſchuldiges und gutes Mädchen, welches mir etwa zweimal hunderttauſend Thaler zubringen könnte, mit meiner Hand zu beglücken. Es meldeten ſich wirklich der holden Bewerberinnen genug, aber ſie alle vertröſteten mich hinſichtlich des Brautſchatzes auf bald zu erwartende Sterbefälle von Oheimen, Muhmen und Baſen, die bereits entweder an Stein und Podagra, oder an Hauptflüſſen und Bruſtkrämpfen litten, und daher nächſtens das Irdiſche mit dem Himmliſchen verwechſeln müßten. Endlich, als gerade mein letzter Friedrichsd'or für Einrückungsgebühren in den allgemeinen Anzeiger ausgegeben war, kam ein Schreiben von einem Freunde meines Vaters an, welches mir den Tod des letztern mit nachfolgenden kurzen und rührenden Worten meldete: „Ew. „Edelu zeige hierdurch ergebenſt an, daß Dero „Herr Papa ſeliger, der ſich dem guten Herrn

„Pinsch zu fortdauerndem Wohlwollen empfeh-
„len läßt, gestern Abend zwischen zwölf und
„ein Uhr mit Tode abgegangen ist. Wenn
„sämmtliche Schulden bezahlt werden, so
„möchte wohl für Ew. Edeln wenig über
„325 Thaler 4 Groschen 6 Pfennige übrig
„bleiben. Sintemal der Wohlselige in der
„letzten Zeit von den Franzosen hart mitge-
„nommen ist, so wie wir Alle. Zeichne mit
„Achtung als Ew. Edeln ergebenster Martin
„Klockrose, Kauf- und Handelsherr."

Diese Nachricht brach mir das Herz. Ich hatte meinen Vater immer sehr geliebt, und er mich gleichfalls. Wie viel mochte er sich nicht versagt haben, um nur mich unterstützen zu können, und wie bittere Vorwürfe mußte ich mir machen, die Opfer, welche er mir gebracht, so schlecht verwandt zu haben. Ich eilte mit dem Briefe zu Herrn Pinsch. Der

alte Mann war tief gerührt über den Tod ſeines Freundes.

„Wären Sie bei mir geblieben, Monſieur — Herr Wipps! ſagte er mit einer Thräne im Auge. Aber das ſollte nicht ſeyn! Nun iſt es vorbei! Meine Tochter heirathet, und mein künftiger Schwiegerſohn, ein braver junger Mann, wird meine Handlung übernehmen. Reiſen Sie jetzt zu Hauſe, nehmen Sie Ihr Geld in Empfang, und wenn ich ſehe, daß ſie es vernünftiger treiben, als bisher, ſo will ich Sie nach Möglichkeit unterſtützen.“

Er gab mir hierauf das nöthige Reiſegeld, ich befolgte ſeinen Rath, und kehrte mit meiner kleinen Habe nach Berlin zurück, um mit Hülfe meines väterlichen Freundes eine Handlung zu errichten. Er hörte meinen Entſchluß, lieh mir erſt einige hundert Thaler, und als er ſich von meiner Thätigkeit und meiner gu-

ten Wirthschaft überzeugt hatte, borgte er mir noch mehrere Tausende. Schnell kam ich jetzt zu einem Wohlstande, der mir um so angenehmer war, da ich ihn größten Theils meiner eigenen Anstrengung verdankte. Ich konnte dem alten Pinsch nach und nach schon verschiedene Summen wieder abtragen, und er rieth mir, nunmehr mich nach einer vernünftigen Gattin umzusehn. Dieser Rath meines Wohlthäters war mir um so angenehmer, da ich bereits ein Mädchen gefunden hatte, welches mir der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten zu seyn schien. Es war meine liebe, selige Oelgard, die ich auf einem benachbarten Dorfe, wo sie mit ihren Eltern, nach Berliner Weise, Schafmilch aß, hatte kennen gelernt. Sie sprach, gleich mir, ein Mäulchen voll Französisch, das sich gewaschen hatte, sie sang die neuesten Opernarien zum Entzücken, schlug Triller wie eine

Nachtigall, tanzte wie eine Drathpuppe, hatte ein paar Augen ſo liebevoll und ſchmachtend, wie ein Turteltäubchen, Mund und Wangen wie aufgeblühte Roſenknospen, und kleine ſammtene Händchen von Schnee. Unter dieſen Umſtänden war es vorauszuſehen, daß Oelgardchen eine gute Hausfrau, Gattin und Mutter werden würde, zumal da ſie Ewalds Buch über die Kunſt, dies Alles zu werden, gründlich ſtudirt hatte, und über häusliches und eheliches Glück zu ſprechen wußte, wie ein Buch. Der Vater meiner Holden war freilich Geheimekriegsrath, aber ein ſehr friedlicher und rechtlicher Mann, der mit den Seinigen von einer kleinen Penſion lebte. Manche Leute hielten ihn für allzu ehrlich, und meinten, er ließe ſich von ſeiner Frau Hörner und von ſeinen Töchtern Brillen aufſetzen; das glaub' ich aber nicht, denn ich hab' ihn gewöhnlich wohl mit einer Schlaf-

müße, aber nie mit Hörnern oder mit einer Brille gesehen. Uebrigens hielt er auf seinen langen Titel ganze Stücke, und machte daher große Augen, als ich eines Tages bei ihm um Delgardchens schönes, weißes Händchen ansprach.

Bester Herr Wipps, antwortete er, die Mütze hin und her schiebend, Sie sind ein braver, ehrlicher Mann; Sie haben Ihr Brod und können eine Frau ernähren; allein Herr Wipps, Sie haben keinen Charakter.

Um Verzeihung, Herr Geheimer et caetera, in Rücksicht meines Charakters kann man mir wohl nichts zur Last legen —

Ach, so mein' ich das nicht! schnarrte der Alte. Aber Sie haben keinen Titel, und ich möchte meine Tochter ungern einem Mann geben, der keinen Charakter hat. Noch heute hab' ich gelesen, daß ein Mann ohne Charakter weit verächtlicher ist, als der ärgste Böse-

wicht, Sie machen bedeutende Geſchäfte mit Cichorien; wie wäre es, wenn Sie Sich den Charakter eines Geheimen-Cichorienraths zu verſchaffen ſuchten?

Indem kam zu meinem Glücke oder Unglücke die Frau Schwiegermutter herein, und erklärte durch einen Machtſpruch, daß es gar auf den Charakter nicht ankäme, und daß Delgardchen mein werden ſollte. Wer war glücklicher, als ich? Voll Entzücken ſchloß ich die holde Braut in meine Arme, und unſere Lippen fanden ſich im glühendſten, ſeligſten Kuſſe der Liebe.

Voll Wonne taumelnd eilte ich zu Herrn Pinſch, um auch ihm zu verkünden, daß ich der glücklichſte Sterbliche ſey. Er ſchüttelte jedoch mächtig den Kopf. „Wir wollen das Ende loben!“ meinte er, und verdrießlich ging ich von ihm.

Nach acht Tagen ſchon ward unſere Hoch-

zeit gefeiert. Ich wünschte, dies möchte in der Stille geschehen. „Behüte Gott, antwortete die Mutter, unsere nächsten Blutsverwandten müssen gebeten werden! Wir können doch nicht die ganze Familie erzürnen!

Delgardchen pflichtete ihr bei; ich mußte mich also in Geduld fügen, und ein Kapital, welches ich Herrn Pinsch abtragen wollte, und welches den ganzen Werth der Mitgabe meines Delgardchens um das Doppelte überstieg, zur Ausrichtung der Hochzeit und zur Bewirthung der lieben Blutsverwandten hergeben.

Man hat viel von den Süßigkeiten der Flitterwochen gefabelt; allein ich weiß nichts davon zu berichten. Kaum hatte mein Delgardchen das Brautbette verlassen, als sie mir mit einer recht heitern Miene ankündigte: Tante Pinchen und Tante Trinchen, Kusine Jettchen und Kusine Nettchen, Fiekchen und Riekchen würden sich einige Monate bei uns

aufhalten, um die Schönheiten der großen Königsstadt zu besehen. Ich machte den Einwand, daß es uns an Raum für so viele Gäste fehle. Oelgardchen meinte aber: „Die Nette und die Jette könnten in einem Bette, und mit Fiekchen und Riekchen auf einem Stübchen schlafen; Trinchen und Pinchen würden sich schon auf dem Saal, den ich zu meinem Waarenmagazin eingerichtet hatte, behelfen. Dieser Saal brauche bloß abgeräumt, möblirt und die Fenster mit Gardinen versehen zu werden; daß er nach hinten hinaus gehe, mache nichts aus, denn die beiden Tanten hätten aller Augenluft entsagt, und machten sich aus dem Anblicke der jungen Herren vom Civil- und Militärstande eben so wenig, wie diese sich aus dem ihrigen.“ Ich versicherte, daß ich den Saal nicht missen könnte; da fing Oelgardchen an zu weinen und zu schluchzen, und grollte und schmollte so lange mit

mir, bis der Saal geräumt und für die beiden Tanten möblirt war.

Am Kirchgangstage ward ein großes Gastmahl gegeben, und Tages darauf wurde meine alte Haushälterin aus dem Dienste gejagt, weil sie gegen Jettchen und Nettchen grob gewesen war. Statt der Haushälterin ward jetzt eine Ausgeberin angeschafft, welche, als die Tochter der Amme meines Oelgardchens, mit zur Sippschaft gehörte.

Tante Pinchen trank zu Hause zwar Cichorienmixtur, bei mir war ihr aber der Domingo-Kaffe nicht gut genug, weil er zu öffig war, worin auch Oelgardchen, so wie die Kusinen Jettchen und Nettchen und meine schönen Schwägerinnen Linchen und Minchen völlig mit einstimmten. Tante Trinchen, die zu Hause sich mit einer Reigenbiersuppe behalf, war desto genügsamer; sie trank Morgens und Nachmittags bloß Chokolade mit Roth-

wein, und Abends einige Taſſen Thee mit Rum, wozu ſie ein Butterbrödchen mit geräucherter Ochſenzunge, Caviar, oder im Nothfall mit Hamburger Rindfleiſch aß. Kaum waren acht Tage vergangen, als meines ſeligen Hauskreuzes Geburtstag einfiel. Dieſer mußte recht herrlich gefeiert werden, und nun erfuhr ich, daß die Geburtstage meiner weiblichen Blutsverwandten ſehr raſch hinter einander folgten. Meine Frau verlangte von Rechtswegen, daß alle dieſe glücklichen Tage feſtlich begangen werden ſollten, um keine der lieben Angehörigen zu beleidigen. An Geſchenken durfte es Anſtands halber gleichfalls nicht fehlen, und ich ſchlich zu Herrn Pinſch, um zu dieſen Spekulationen ein neues, nicht unbedeutendes Kapitälchen aufzunehmen. Die ſo ſchnell ſich folgenden Gaſtmähler hatten indeſſen meinen Hausgenoſſinnen den Magen und mir den Appetit verdorben, darum war

die Geburtstagsfeier der Schwiegermama und des alten Herrn bis auf Weiteres ausgesetzt. Endlich erschien der erstere dieser glücklichen Tage, zu dem viele Oheime und Tanten, Freunde und Bekannte, und auch Herr Pinsch eingeladen waren. Alle kamen, nur der letztere erschien wie immer, so auch dies Mal nicht. Dessing recht hoch her, und nunmehr that ich, der ich an dem lustigen Leben Geschmack zu finden begann, den unmaßgeblichen Vorschlag, den nahe bevorstehenden Namenstag des Herrn Schwiegervaters gleichfalls in meinem Hause zu begehen. Die Kosten hätte ich ja ohnehin dazu hergeben müssen. Leider, ward aber dieses Fest nicht gefeiert. Der alte Herr hatte sich nehmlich an dem Geburtstage seiner Ehehälfte den Magen überladen, und verschied bereits am folgenden Abende. Ich mußte dafür die Kosten seiner Beerdigung, und sogar seinen Sarg bezahlen, und that

es recht gerne, den jetzt trat eine ganz andere Ordnung der Dinge ein. Basen und Muhmen mußten das Haus räumen, und der Schwiegermutter und den Schwägerinnen Platz machen, die ich nun, dem Anscheine nach, auf Zeitlebens in die Kost nehmen sollte. Jetzt begann ich übrigens mit meiner lieben Fräu eine ernsthafte Sprache zu führen. Ich verstand mich zu der Aufnahme ihrer Sippschaft, aber unter der Bedingung, daß keine Geburtstage weiter gefeiert werden sollten. Delgardchen willigte weinend ein, und schalt mich hinter meinem Rücken einen geizigen Filz, der gar keinen Sinn für häusliches Glück habe. Meine Lage hätte sich jedoch wenig gebessert, wenn ich nicht, um nicht zum Betrüger zu werden, meinen Delgardchen alle Schlüssel genommen, sie öffentlich kreditlos gemacht, und ihre Milchschwe-

ser, die Ausgeberin, zum Kuckuck gejagt hätte. Das mußte ich leider thun, denn meine Ausgaben überstiegen bereits meine Einnahme um das Doppelte, und nicht bloß für sich und ihre Mutter und Schwestern nahm Delgardchen die kostbarsten Kleider und Puzsachen aus, sondern auch die ganze Sippschaft von Tanten und Kusinen erhielt von ihr so viele Geburtstags-, Neujahrs- und Weihnachtsgeschenke, daß ich ohne die fortwährende Unterstützung des Herrn Pinsch, der täglich bedenklicher wurde, bald anderer Leute Thüren hätte besuchen müssen.

Mein Delgardchen starb bald darauf an einem Ball, auf welchem sie sich zu heiß getanzt und zu kalt getrunken hatte. Indessen versicherten ihre sämmtlichen Verwandten und Freundinnen, daß ich durch die häßliche Anzeige, wodurch ich den Kredit meiner guten

Frau ſo gewiſſenlos zerſtört, ihr den Hauptnagel zu ihrem Sarge geſchmiedet hätte. Kurz vor Delgardchens Tode wäre ich bald ſo unklug geweſen, dieſen Nagel zurück zu nehmen, hätte mich Herr Pinſch nicht davon abgehalten. Sie wurde übrigens von den Ihrigen, welche mich nunmehr als ihren Mörder und als den grauſamſten geizigſten Tyrannen verſchrieen, und gleich nach der Beerdigung mein Haus verließen, auf das Tiefſte betrauert, und mancher rechtliche Mann bemitleidete das ſchöne, edle Weib, das ſo unglücklich war, die Gattin eines Unholds zu werden, der ihren Werth nicht zu würdigen verſtand.

In einem Wandſchranke fand ich nach Delgardchens Tode ein Päckchen Briefe. Dies war das Einzige, was die Gute, außer dem Kummer über ihren unerſetzlichen Verluſt, mir hinterließ. Das letzte, kurz vor ihrem Ende an ſie erlaſſene Schreiben lautet, wie folgt:

„Theuerſtes Oelgardchen!

Schon drei Jahre ſind es, das ich Dich in den Armen eines abſcheulichen, filzigen Gewürzkrämers wiſſen muß, der wohl Sinn für Kardemom und Muskatnüſſe, aber nicht für die Tugenden und Reize meiner holden Oelgard hat. Wir ſelige Stunden und Tage und Nächte habe ich einſt mit Dir verlebt, und wie trauervoll ſchleichen mir jetzt Stunden und Tage und Nächte dahin. Was helfen mir einige glückliche Augenblicke, wenn ſie von ſo vielen unglücklichen Monaten und Jahren unterbrochen werden, wo ich Dich nicht ganz und ausſchlieſslich mein nennen darf! Aber auf dem nächſten Ball bei — ß, den ich inkognito beſuchen werde, ſprechen und umarmen wir uns doch gewiß, Du himmliſches Weib? Dieſe letzten vier Wochen, in denen ich Dich nicht an mein liebendes Herz drückte, waren eine Ewigkeit für mich. Für die mir geſandten zehn Brie-

drichsd'or meinen herzlichsten Dank. Ich umarme Dich, mein holdes, reizendes Weib, auf das Glühendste. Bringe Deinen Argus nur nicht mit auf den Ball, und liebe ferner

Deinen
Dir ewig treuen Fürchtegott
Spatz, der Gottesgelahrtheit
Kandidat."

Herr Fürchtegott Spatz würde mich sehr verpflichten, wenn er mir die Antworten meiner seligen Ehehälfte, von denen ich nur Bruchstücke in ihrem Schreibepulte vorfand, sämmtlich mittheilen wollte, um sie als Musterliebesbriefe zur bevorstehenden Michaelismesse in Druck geben, und dadurch meine gesunkenen Umstände verbessern zu können.

Hans Wipps.

Elise.

Auf der kleinen stillen Wiese,
Wo der Bach, gleich einem Silberband
Sich durch bunte Blumen wand,
Ruhte jüngst mit mir Elise.
Süße Melodien klangen
Uns so froh, so wonnereich,
Nachtigallen wiegten sich und sangen
In dem blühenden Gesträuch
Uns der Liebe hohe Götterlust.
Vor Entzücken hob sich meine Brust
Und purpurisch glüheten Elisens Wangen,
Als ich innig sie umschlang,

Als ſie mir nach bangem Widerſtreben,
Ach, mit wonniglichem Leben
Zärtlich in die Arme ſank.
Ha, nun fühlt' ich erſtlich mich geboren!
Jede meiner Stunden war verloren,
Die mir ohne Lieb' enteilt.
Selbſt ein Leben in dem Paradieſe,
Wo der Seraph voll Entzücken weilt,
Iſt mir traurig ohne Dich, Eliſe!

Maurerlied.

Schöner iſt, denn Königskronen
Edler Brüder Zärtlichkeit!
Wo ſie bei einander wohnen,
Süßen ſie ſich Luſt und Leid.
Nur dem Heiligen, dem Reinen
Werd', o Bruderliebe, kund!
Nur dem Heiligen, dem Reinen
Oeffne ſich der Maurer Bund.

Tretet näher zum Altare
Den die Tugend ſelbſt geweiht!

Brüder, ſchwöret bis zur Bahre,
Schwört Euch Lieb' und Einigkeit!
Nur dem Heiligen, dem Reinen
Werd', o Bruderliebe, kund!
Nur dem Heiligen, dem Reinen
Oeffne, Maurer, ſich Eu'r Bund.

Brautlied.

Mit Blüthen umwunden,
Mit Blüthen vom Mai,
Wie hüpfet ihr Stunden
So rosig vorbei.
Nun halt' ich mein Liebchen
Im bebenden Arm
Und küsse so zärtlich
Die Wangen ihr warm!
Wie bin ich so selig,
Im duftigen Hain
Ist nimmer so fröhlich
Ein Vögelein.

Im jauchzenden Himmel
Iſt's ſchöner, als hier,
Doch freuten ſich nimmer
Die Engel, wie wir!
Es webet den Inglein
Mit ſchmeichelnder Hand
Die Liebe nicht Roſen
In's ewige Band
Des Lebens! Umwunden
Mit Blüthen vom Mai,
Wie taumelt, ihr Stunden,
So freundlich vorbei!

An Lucie.

Ob schwarz der Bart des Kaisers, ob weiß
er sey,
Von banger Sorge? Mädchen, was kümmert's uns
Wenn nur der Frühling die Laube
Schmückt mit Rosen uns, und Violen.

Darunter blühen lässet am Azurstrom
Daß wir auf weichen Rasen im Schatten ruhn,
Gaukelnd vom Zephyr umtändelt,
Und geküsset von bunten Blumen!

O, mehr als Alles hab' ich, Geliebte, dann,
Wofür der Kaiser gerne sein Kaiserthum
Misste! Den blühenden Busen
Küss' ich Dir und die Rosenwange.

Der Ring.

Unter den Unglücklichen, welche zur Zeit der groſsen Staatsumwälzung ihr Vaterland Frankreich verlieſsen, war auch Graf Beauchamp mit seiner Gemahlin. Mehr als der Verlust eines glänzenden Vermögens schmerzte sie die Trennung von ihrer kleinen Lucilie, welche in Frankreich zurückgeblieben war, und gerne hätte die Gräfin ihres geliebten Kindes wegen den grausamsten Tod erduldet, hätte sie es nur retten können.

Der Graf war, wie viele seines Standes, ein edler Mann, so lange sein politischer Adel nicht das Gegentheil heischte. Tief fühlte er das Unglück seines Vaterlandes, das schon

seit Jahrhunderten der grose Ball war, mit welchem Edelleute, Pfaffen und Günstlinge spielten; aber er knirschte vor Wuth, als einige Mitglieder der Nationalversammlung die gänzliche Abschaffung des Erbadels begehrten. Dies war ihm eine heilige Reliquie, die ihn an die vormalige Größe seines Hauses und an seine eigene Kleinheit erinnerte. Mit einem Muthe, der ihm zur Ehre gereicht hätte, wäre nur von etwas Besserm die Rede gewesen, suchte er sich dem allgewaltigen Strome der öffentlichen Meinung entgegen zu stemmen; aber vergebens! Er sprach, er tobte, und man hörte ihn nicht.

Wenn mich Niemand versteht, Gott versteht mich! sagte Sancho Pansa zu dem edlen Ritter von la Mancha; allein so glücklich war Beauchamp nicht. Es gieng ihm, wie manchen Mystikern, die sich selbst nicht verstehen, und Gott versteht sie auch nicht. Seine Re-

den waren ein Gewirr unbeſonnener, zorniger Ausfälle, und oft nahm man bloß an ſeinen Mienen wahr, was er wollte, denn ſeine Worte ſagten nichts.

Nur zu bald ward es auf den Gütern des Grafen bekannt, wie abhold er den neuen Grundſätzen war. Durch Stolz und Härte hatte er ſchon lange die Gemüther ſeiner Unterthanen gegen ſich empört, und der freie, edle Sinn ſeiner Gemahlin vermochte es nicht mehr, das Verdorbene wieder gut zu machen. Wild ſtürmten eines Abends die verſammelten Bauern, mit Piken und Senſen bewaffnet, auf den Schloßplatz. Beauchamp ſaß ſo eben mit ſeiner Gattin an dem Bette ihrer kleinen, kranken Lucilie, die erſchrocken zuſammen fuhr, als der gräßliche Ausruf: Ermordet ihn! Ermordet den Verräther des Vaterlandes und der Freiheit! erſcholl. Weinend und zitternd vor Angſt und Entſetzen riß die Gräfin das geliebte

Kind aus dem seidenen Bettchen, und wollte zu den Lebenden hinab eilen, um für das Leben ihres Gemahls zu flehen, denn für sich selbst fürchtete sie nichts; allein eine ihrer Kammerfrauen hielt sie zurück.

Kommen Sie, kommen Sie mit mir! sagte das gute Weib, indem sie Lucilie von dem Arme der Mutter nahm, und von ihren Herrschaften begleitet durch einen unterirdischen Gang des Schlosses flüchtete. Die Nacht war stürmisch und dunkel, allein kaum war man im Freien, als die Flammen hoch zum Himmel emporloderten, und den Weg der Fliehenden beleuchteten. Laut hallte das wilde Rachegeschrei der Bauern ihnen nach, und unter Angst und Entsetzen erreichten sie endlich ein Dorf, wo Marie, so hieß ihre treue Gefährtin, eine Schwester hatte. Bei dieser kehrten sie ein. Luciliens Zustand. Schrecken und Kälte hatten den Zustand der kleinen Lu-

cilie aufs Aeußerſte verſchlimmert. Man ſetzte ſie in ein Bette; aber bald ließen ſich die Verwünſchungen der verfolgenden, nach Rache dürſtenden Bauern immer lauter und näher vernehmen.

Retten Sie Sich! rief Marie. Ich ſehe die Fackeln der Wüthenden ſchon; ich höre Flüche. Man wird Sie hier aufſuchen, und Sie und Ihr Kind ermorden. Retten Sie Sich. Meine Schweſter ſoll Sie durch jenen Wald bis zur nächſten Stadt bringen. Fräulein Lucilie iſt zu krank, um mit Ihnen zu reiſen. Ich bleibe bei ihr, und ſobald ſie hergeſtellt iſt, folgen wir Ihnen nach Mannheim.

Den unglücklichen Eltern blieb keine Wahl. Durch längeres Weilen hätten ſie ſich und ihre Tochter dem ſchrecklichſten Tode Preis gegeben. Mit den heißeſten Thränen umarmten ſie noch einmal das geliebte Kind, und überließen es der Sorgfalt und Pflege ihrer treuen Marie.

Still und betrübt saßen sie, lange nach ihrer Flucht, eines Abends am lodernden Kamin, der heller als der matte Schimmer der Lampe das Zimmer erleuchtete. Sie dachten Beide einer schönern Vergangenheit, über der jetzt ein so dunkler Nebel lag.

Schon vierzehn Jahre sind es heute, als wir aus Frankreich entflohen. Wo ist mein Kind, wo ist meine geliebte Lucilie wohl? sagte die Gräfin, ihr weinendes Auge verhüllend.

Nicht mehr hienieden, liebes Weib! Aber weine nicht; Deine Thränen rufen sie nicht wieder zurück.

Gott, so werd' ich sie doch künftig wiedersehen, versetzte sie. Für mich muß ein Himmel seyn. Ich habe ja so viel gelitten.

Schluchzend trocknete sie ihre Thränen. Marie, fuhr sie fort, Marie versprach es mir damals so heilig, Lucilien zu mir zu bringen.

Aber die gute Marie! Sie lebt ja nicht mehr! Arme kleine Lucilie, was haſt Du wohl gelitten! Noch weiß ich es, wie ich ihr einen Diamantenring an einem roſenfarbenen Bändchen um den Hals hieng. Es war gewiß mein letztes Geſchenk!

Und ſicherlich ihr Verräther, Weib! fuhr Beauchamp heftig auf.

Die gute Gräfin erſchrack, und weinte bitterlich. Kaum konnte ſie den Gedanken ertragen, Schuld an dem Tode ihrer geliebten Tochter zu ſeyn. Die bange, durch jene harten Worte ihres Mannes aufgeregte Ahnung nagte, wie ein freſſender Wurm, an ihrem Herzen, und welkte alle Blüthen ihres ſchönen, reinen Lebens, derer ſich doch nur ſo wenig entfalteten. Beauchamp merkte es bald, und nahm aufrichtigen Antheil an dem Kummer ſeiner edlen Gattin, deſſen Urheber er

war, und den er nun nicht mehr lindern konnte.

Jetzt willigte er in ihre früherhin so oft wiederholte Bitte, den Sohn ihrer Schwester, die lange schon in der größten Armuth gestorben war, zu sich zu nehmen. Er soll mein Sohn seyn! sagte er, vornehm sich in die Brust werfend, und in dem engen Stübchen auf und niedergehend. Er soll mein einziger Erbe werden, und meinen Namen annehmen! fügte der gräfliche Besitzer einer halben Bauerhufe hinzu, und seine Gattin weinte Thränen des Entzückens über diese Worte ihres Mannes.

Louis von Lioncourt kam. Bald liebte er mit der kindlichsten Zärtlichkeit seine vortreffliche Tante, die er bereits seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte; allein die Außenseite des grämlichen Oheims, der sich nicht wenig damit wußte, ihn zum Erben seines geringfü-

gigen Nachlaſſes gemacht zu haben, ſchreckte ihn mächtig zurück.

Louis war beinahe achtzehn Jahre alt; ein ſchöner, blühender Jüngling. Die Gräfin ſahe in ihm ihr und ihrer Schweſter Bild. In jenen Tagen des Friedens und der Wonne, die dem ſchweren Gewitter voraus giengen, wodurch ganz Europa erſchüttert ward, hatten die beiden Frauen ſich oft herzlich gefreuet, wenn Louis und Lucilie, unſchuldig tändelnd, um ſie herumſpielten. Sie können noch einmal ein Pärchen werden, meinten die Mütter dann, wenn Gott es nur will, und der Pabſt es erlaubt. Doch ließen ſie ihren Lieblingen gerne Sitz und Stimme für die Zukunft. Luciliens Mutter war bei der Wahl ihres Gatten dem Befehle ihrer Eltern, und nicht ihrer eigenen Wahl gefolgt. Deſto höher ſchätzte ſie jene Freiheit für ihre Tochter, obgleich ſie ihr nicht zu Theil ward.

Jetzt waren alle die süßen, seligen Träume dahin, wie ein Frühlingshauch. Louis Mutter schlummerte unter den Blumen eines einsamen Hügels, fern von den Gräbern ihrer Eltern und ihres Gatten.

Ach, welches Grab meine Lucilie wohl deckt! seufzte die Gräfin, und Louis trocknete, sie herzlich umarmend, ihre Thränen. „Weine nicht, meine geliebte Mutter, sprach er oft tröstend; wenn Du mir stürbest, dann hätt' ich ja keine Mutter, dann hätt' ich nichts mehr auf der Welt.

Louis hatte Recht. Für den Verlust der Guten hätten ihn alle Schätze der Welt nicht, am wenigstens das kleine Bauergut schadlos halten können, welches der Graf täglich mit neuen Schulden belastete, und ihm zu hinterlassen versprach. Sie war sein Alles! Mutter und Schwester und zärtliche Freundin. Doch jetzt fieng sie an, heftiger als jemals

zu kränkeln. Der harte Vorwurf ihres Mannes hatte ſie zu tief erſchüttert, und der heimliche Gram über den Tod ihres Kindes drohte ihr freudenloſes Leben zu enden. Louis ſuchte umſonſt, ſie durch ſeine Theilnahme zu tröſten, nur ein banger, trauriger Blick dankte dem guten, kindlich liebenden Jünglinge, und vergebens bemühte die Leidende ſich, froh und heiter zu ſcheinen.

Ein freundlicher Herbſtabend rief ſie einmal mit ihrem Pflegeſohn in einen kleinen benachbarten Wald, wo ſie ſich oft und gern den bitterſüßen Empfindungen der Wehmuth und Hoffnung überließ. Ihr Leben war ein dunkles Gewebe von Kummer und Leiden geweſen. Still und ſchauerlich floß ihr Jungfrauenalter dahin, wie eine bange, ſchwarze Mitternacht, denn die himmliſchen Blüthen, welche die Liebe ſo herrlich vor ihr zu entfalten ſchien, zerpflückten Stolz und Eigennutz

grausam vor ihrem weinenden Blicke. In den Armen des Mannes, der ihre Hand raubte, und den ihr Herz haßte, lebte sie als Gattin allein mit sich und ihrer kleinen Lucilie beschäftiget, welche die einzige Wonne ihres Lebens war, bis das Schicksal ihr auch noch, außer ihrem Kinde, die glänzenden Zufälligkeiten entriß, wodurch sie in den Augen der Menschen ohne Sinn und Gemüth beneidenswerth schien. Ruhig und gefaßt hatte sie jeden Verlust ertragen, und mit hoher, stiller Würde trug sie auch jetzt den kränkenden Mangel, der ohne den zärtlichen Trost, welchen sie dem ungeliebten Gatten zusprach, ihn zu Boden gedrückt hätte. Aber ach, nie sollte sie ihre Lucilie wiedersehen, nie sie wieder an das bange wehmuthsvolle Mutterherz drücken! Dort nur konnte es besser werden, das hoffte, das wünschte sie, und freuete sich innig, wie der herbstliche Wind unter den goldnen Blät-

ſtern raſchelte, und Alles nur auf Tod und Grab zu deuten ſchien, was noch vor wenig Monden in voller üppiger Blüthe da ſtand. Louis ſuchte freundlich ſeine gute Mutter zu erheitern. Da gieng am Wege ein ſchönes, blühendes Mädchen vorüber, wandte ſich ſchüchtern noch einmal um, und kam, immer langſamer gehend, näher. Bittend ruhte ihr großes, dunkles Auge auf der Gräfin; doch vergebens öffneten ſich ihre zitternden Lippen, und hoch erröthete die bleiche Wange der kleinen Reiſenden, als Louis Pflegemutter in gebrochenem Deutſch ſie anredete. Sie antwortete franzöſiſch, daß ſie kein Deutſch verſtände, und mit verſchämtem, niedergeſchlagenem Blick ſetzte ſie hinzu: ſie hätte ſchon ſeit geſtern nichts gegeſſen.

Die Gräfin war eben ſo entzückt über die Anrede, wodurch ſie mächtig an ihr Vater-

land erinnert ward, als Louis über den Anblick des lieblichen Geschöpfs, welches, ein Päckchen unter dem Arme, so ärmlich und doch so wohl gekleidet, vor ihnen stand. Gastfrei nöthigten sie die holde Landsmännin, mit in ihre Wohnung zu kommen, denn der alte Beauchamp hörte noch immer so gerne von Frankreich, wie ein treuer Bräutigam von seiner ungetreuen Geliebten, und daher war ihm auch jeder Ausgewanderte ein willkommener Gast, wenn er nur mit ihm die neue Ordnung der Dinge verwünschte. Maria Dumont, so hieß die kleine Flüchtlingin, nahm dankbar die freundliche Einladung an, und Hand in Hand gieng man nach dem Häuschen hin, welches schalkhaft prahlend, weil es die Residenz eines Grafen war, hinter den goldbeladenen Obstbäumen hervorblickte. Unterweges erzählte Maria ihren Begleitern, daß sie in Deutschland ihre Eltern

aufſuchen wollte, bis jetzt aber bloß nordiſche Bären gefunden habe, die nicht einmal franzöſiſch verſtänden. Ihre Eltern, ſagte ſie, hätten ſie bei einer alten Tante gelaſſen, die hingerichtet wurde, weil ſie nicht geſtehen wollte, wo ihre Verwandten ſich verborgen hielten. Als ſie zum Richtplatze gieng, umarmte ſie noch einmal troſtlos die kleine Marie, und übergab ſie der mütterlichen Sorgfalt ihrer Schweſter. Zugleich vermachte ſie der erſtern ihren unbedeutenden Nachlaß, um dereinſt ihren Eltern nachreiſen zu können. Auch Mariens zweite Pflegemutter ſtarb bald, und nun durchwanderte ſie, in Begleitung einer alten, mit ihr bekannten Frau, einen Theil Deutſchlands, ohne von ihren Eltern das Mindeſte erfahren zu können. Ihre treue Gefährtin ſtarb, und von allen Menſchen verlaſſen, irrte ſie jetzt in einem Lande umher, deſſen Sprache ſie nicht verſtand, und ſehnte

ſich, ihr trauriges Schickſal beweinend, nach dem geliebten Heimathlande zurück.

Umſonſt erkundigte ſich die Gräfin bei ihr nach Lucilien. Marie wußte nichts von ihr, denn ſie war die Tochter eines Kaufmannes aus der Normandie, und Beauchamps Güter lagen bei Lyon.

So herzlich der alte Graf auch anfangs ſeine junge Landsmännin empfieng, ſo vornehm ward doch ſein Ton, als er hörte, daß ſie nur bürgerlicher Herkunft ſey. Indeſſen ließen ihn ihre Schönheit und Anmuth, und beſonders der Vorzug, den ſie als Franzöſin vor allen Deutſchen hatte, bald den Mangel der Ahnen vergeſſen, und er ſchwatzte recht traulich mit ihr, während ſeine Gattin und Louis im Garten goldne Birnen und Aepfel herabſchlugen, von denen die ſchönſten für Marie ausgeſucht wurden. Die Gräfin berei-

tete hierauf ein kleines Abendeſſen, ſo gut nur ihr ärmlicher Haushalt es vermochte, und ſo ſchnell es möglich war, um recht bald wieder in der Geſellſchaft zu ſeyn. Der alte Beauchamp fand das Mädchen ganz allerliebſt, nur Schade, ſagte er, daß ſie nicht von Familie iſt. Dies war ein Donnerſchlag für Louis; denn er fühlte es deutlich, daß er ohne alle Titel und Ahnen, nur nicht ohne Marien glücklich ſeyn könnte. Er kannte jedoch den unbiegſamen Stolz ſeines theuern Oheims zu gut, um zu hoffen, daß dieſer jemals in eine Verbindung mit Marien einwilligen würde. Doch leicht hüpfte ſein Sinn über jede Bedenklichkeit hinweg, wenn er nur in das ſchwarze, freundliche Auge der holden Geliebten blicken, im ſüßem, traulichem Geſpräch mit ihr den vollen blendenden Arm berühren und den Hauch ihres Roſenmundes einathmen durfte.

Er war hoch entzückt, als Marie nach einigen Tagen seinen Pflegeältern versprechen mußte, immer bei ihnen zu bleiben, und der Gräfin in ihrer Wirthschaft zu helfen. Der Graf machte es zur ausdrücklichen Bedingung, Niemanden wissen zu lassen, daß Marie nur die Tochter eines Kaufmanns sey, und seinem Neffen schärfte er recht ernstlich ein, sich ja in die kleine Bürgerstochter nicht zu verlieben. Louis versprach lächelnd, was er nicht halten wollte, pfiff ein französisches Liedchen, und hüpfte in den Garten, um mit Marien zu plaudern.

Nicht lange blieb Marien das zarte Gefühl verborgen, welches den liebeglühenden Jüngling so unwiderstehlich zu ihr hinzog, und sie empfand dasselbe für ihn, obgleich ihr jungfräulicher Blick sich schüchtern abwandte, wenn Louis entzücktes Auge sie ganz zu umfassen schien.

Die Gräfin merkte bald die Empfindungen ihrer beiden Lieblinge. Sie hatte ja ſelbſt einmal geliebt, und gerne hätte ſie die Glücklichen auf ewig mit einander vereint, wäre der Stolz ihres Mannes nicht der Dämon geweſen, welchen ſie fürchtete. Nur der Graf wußte nichts von Allem, denn einem nicht zarten Gemüth entſchwindet der feinere Geiſt der Liebe ſo ſchnell wie ein Morgentraum, und nur die grobe Hefe der Sinnlichkeit bleibt zurück.

Bloß durch Blicke hatten die Liebenden ſich es geſtanden, wie innig gut ſie einander waren, als Beauchamp mit ſeiner Gemahlin von einem benachbarten Adligen zu einem Gaſtmahle eingeladen ward. Louis und Marie mitzunehmen, wäre wider den Wohlſtand geweſen, denn ſie waren nicht gebeten, und ſie blieben auch viel lieber zu Hauſe. Sehnſuchtsvoll harrte Louis dem Augenblicke ent-

[illegible], wo die Alten abreisen würden, und [illegible] der Wagen nun dahin rollte, hüpfte er [illegible]zend auf das liebliche Mädchen zu, und drückte es wonneberauscht an die hochklopfende Brust. Marie, von gleichen Gefühlen hingerissen, wehrte sich nur schwach mit jungfräu[illegible] Mädchen, ich liebe Dich ja [illegible]! stammelte er und drückte den ersten, glühenden Kuß, das köstlichste Kleinod der Liebe, auf ihre rosigen Lippen. Einsam und entzückt ruhten sie jetzt, Arm im Arm, im Garten, an dem Violenufer des kleinen Wie[illegible], der sonnig und still, wie ihr Le[illegible] unter Blumen dahingaukelte. Lächelnd entschwand vor ihnen Himmel und Erde, wie vor dem Blick des selig Verklärten. Keine Ahnung der Zukunft störte sie im Genuß der bezaubernden Gegenwart, die, in Rosen[illegible]mmer gehüllt, ihren Becher voll Nektar [illegible] Glücklichen bot. Ach, süßes, heiliges

Leben der Liebe, warum biſt du ſo ſelig, und doch nur ſo kurz.

Mariens Tuch war verſchoben, und Louis brennende Lippen küßten die vollen, üppig blühenden Lilienhügel, die, wie die Roſe aus der Knoſpe, aus ihrer Hülle ſich hervordrängten. Schwächer und immer ſchwächer ſträubte das liebende Mädchen ſich noch. Ein wonniges Beben durchſtrömte jede Ader der Entzückten. Wange und Buſen glühten, und der Genius der Unſchuld weinte.

Schluchzend riß ſich Marie aus den Armen des Geliebten los, als der unſelige Taumel verſchwunden war, allein bald rief die reine, innige Zärtlichkeit des Jünglings den verlorenen Himmel in Mariens Seele zurück, die Ein ſündiger Moment nicht entweihen konnte.

Tauſendmal ſchwuren die beiden Liebenden ſich ewige Treue. Noch heute wollten ſie ihrer vortrefflichen Mutter den jugendlichen Fehltritt

[illegible], denn sie war so so gut, und allein [illegible] ihr durften sie Trost und Hülfe erwarten. [illegible] wollten sie diese Gegend verlassen.

Ich verstehe ja so gut deutsch wie der Pfarrer, sagte Louis zu seiner kleinen Geliebten. Wir können Unterricht geben, ich [illegible] im Nähen und Stricken, wie glücklich werd' ich seyn, wenn Du erst mein Weib bist.

Ein süßer, inniger Kuß und ein sanftes Lächeln belohnten den Liebenden, aber doch [illegible] das Bewußtseyn der verlornen Unschuld [illegible] in Mariens schönes Auge, welche [illegible] vergebens vor Louis zu verbergen sich mühte.

Die Alten kamen noch früher, als man sie erwartete, zurück. Allein so fest auch Louis Anfangs entschlossen war, seiner Pflegemutter das traurige Geheimniß zu entdecken, so entschwand ihm doch gänzlich der Muth, [illegible] er mit ihr und Marien allein war. Sie

würde die Nacht nur noch kummervoller durchweinen, dachte er, und verschob das Geständniß bis auf den folgenden Tag.

Bange harrte er dem Morgen entgegen, und Marie weinte im einsamen Bettchen noch, als die röthliche Frühe schon wieder ihr die bleiche Wange küßte.

Heute will ich ihr es sagen! sprach Louis zu der mahnenden Geliebten, allein kindliche Furcht, die theure Pflegerin seiner Jugend zu kränken, schloß seine Lippen. Oft erinnerte ihn Marie weinend an seine Zusage, und erwiederte endlich nur kalt seine Liebkosungen; doch Alles half Nichts; es vergiengen Wochen und Monate, das Röckchen des holden Mädchens kürzte und ihr Leibchen ründete sich täglich mehr, und Louis gute Pflegemutter wußte von Nichts.

Doch zuletzt konnte er nicht länger den Thränen und Bitten der Geliebten widerstehen.

Als er eines Tages mit seiner Mutter und Marie allein in dem Garten war, trocknete diese verstohlen und still die bleiche, naßgeweinte Wange.

Warum bist Du so traurig, liebes Kind? fragte die Gräfin, sie sanft an ihr Herz drückend. Du weinst immer, und verblühest wie ja, wie die Rose die Dir den Busen schmückt.

Marie konnte sich länger nicht halten. Schluchzend warf sie sich vor der guten Pflegemutter zur Erde, und umfaßte ihre Knie. Indessen, wie über ihm das bebende Laub der Eiche, ergriff Louis die Hand des herrlichen Weibes, preßte sie an seine Lippen, und gestand weinend seine Schuld.

Böse, liebe Kinder, sagte die Gräfin voll Kummer und Mitleid, indem sie Marie zärtlich aufhob und an ihren Busen schloß, Ihr [illegible] den Trost und die Stütze meines Alters

ſeyn, und Ihr raubt mir ja Alles. Ich hatte nur Euch, und nun ſoll ich Euch gleichfalls verlieren? Der Groll meines Mannes würde mir meinen Tod noch verbittern, wenn er das unſelige Geheimniß erführe. Er würde Euch einander entreißen, und meine arme Marie in Schande und Elend verſtoßen. Darum kann, darum darf er Nichts wiſſen. Aber wie ſoll ich es ihm verheimlichen? Ach, daß ich mit Euch in eine Wüſte fliehen könnte, wie ſtill und ruhig würde dann der Abend meines Lebens ſeyn.

Liebreich tröſtete ſie die armen Gefallenen, und Wonne und Zärtlichkeit ſtrahlten aus ihren Blicken, als endlich der Beſchluß gefaßt war, daß Marie nach einem Städtchen in der Nähe gebracht werden ſollte, um bei Madame Armand ihre Niederkunft und ihren Louis zu erwarten. „Die gute Armand wird Euch unterſtützen, meine Kinder! Sie iſt meine viel-

[redacted], meine treueste Freundin. Dann kann ich doch manchmal heimlich Euch sehen und helfen, so viel ich vermag, wenn auch Zeit und freundliches Zureden meinen Gatten nicht mit Euch versöhnen.

[redacted] nachher verließ Marie das [redacted] Pflegemutter, welche, emsig rüstend, bemüht war, das Bündelchen ihres kleinen Lieblings mit allem Nöthigem zu füllen. Louis stand schweigend und betrübt neben ihnen, oft Mariens geschäftige Hand, oft ihre Rosenlippen küssend, die ihn freundlich [redacted] Zukunft mahnten. Die gräfliche Equipage, ein kleiner, zierlich bemahlter Leiterwagen mit zwei wohlbetagten Pferdeleibern bespannt, hielt vor der Thüre, als die Gräfin noch verstohlen ihr weniges Geld der geliebten Pflegetochter aufdrang. Zärtlich umarmten sie sich noch einmal, und Louis [redacted] traurig der holden Geliebten nach, die

von ferne ihm noch ein freundliches Lebewohl zuwinkte.

Marie war nun fort, allein um deſto behutſamer mußte die Gräfin ihrem argwöhniſchen Gebieter den Vorſchlag anbringen, daß auch Louis ſich von ihnen trennen ſollte; denn Alles war verloren, wenn er etwas merkte.

Indeſſen gaben ihre traurigen Verhältniſſe, die ſich von Tage zu Tage verſchlimmerten, ihr bald einen ſchicklichen Vorwand. Sie ſtellte ihrem Gatten es vor, wie viel ſorgenfreier und und glücklicher ſie leben könnten, wenn Louis jetzt ſelbſt für ſeinen Unterhalt ſorgte. Das Herz der edeln Frau blutete freilich bei dem Gedanken an die Trennung von ihrem Pflegeſohne, der in ihrer kummervollen Lage ihr einziger Troſt, ihre letzte Stütze war; aber die Umſtände waren zu dringend, und mit Vergnügen nahm der unglückliche Beauchamp den Antrag ſeiner Gattin an, wodurch

[illegible] Sorge überhoben und in den Stand [illegible] ward, sich öfterer als bisher ein Räusch[illegible] zu erzeugen.

Louis reiste ab, und mit heißen Thränen sahe seine Pflegemutter ihm nach, bis sie ihn [illegible] verlor. Mit ihm war ihr [illegible] entschwunden, was ihrem Leben noch einigen Werth gab. Den heitern, freundlichen Tagen, die ihr in seiner und Mariens Umgebung, wie ein leichter zephyrischer Blüthenhauch, entflohen waren, folgte jetzt eine bange, schwere, grauenvolle Nacht, und nur weit, weit jenseits des Grabes dämmerte ein purpurner Morgen.

Desto glücklicher waren die beiden Liebenden. Selig und entzückt sanken sie einander, [illegible] die Arme, und mit herzlicher Freude empfing die gute Armand den jungen Gast, welchen sie ihren Sohn nannte. Das mußt Du

mir vergönnen, denn Deine Marie iſt meine Tochter.

Wie? Wie? Ihre Tochter? rief Louis erſtaunt.

So, wie Du auch mein Sohn biſt. Ihr ſeyd beide meine Kinder. Ich habe keine andere; aber noch morgen müßt Ihr Euch trauen laſſen, ſonſt —

Sie drohte mit dem Finger, und mit Freuden ward ihr Wunſch ſchon am folgenden Tage erfüllt. Nichts trübte von jetzt an das Glück der beiden Liebenden, als das Andenken an ihre edle Pflegemutter, von der ſie gar keine Kunde erhielten. Alle ihre Briefe kamen unbeantwortet zurück, und erſt nach einigen Monaten erfuhren ſie, daß Beauchamp, von ſeinen Gläubigern gedrängt, das kleine Landgut verkauft hatte, und in eine entfernte Stadt gezogen war. Dieſe Nachricht war um ſo ſchmerzhafter, da auch die Verhältniſſe der

[illegible] Armand nichts weniger als glänzend waren. Durch den Fall eines Handlungshauses hatte sie den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt, und das Wenige was ihr noch blieb, reichte kaum zu ihren eigenen Bedürfnissen hin. Freilich suchte sie mit der zar[illegible] jungen Eheleuten dies Unglück zu verhehlen, allein ihre dürftige Lage hatte nur zu bald den höchsten Gipfel erreicht, und Louis und Marie waren jetzt ernstlich darauf bedacht, durch angestrengte Thätigkeit das Schicksal ihrer Freundin und [illegible] zu erleichtern.

Eines Abends saßen sie alle drei traulich um den Ofen versammelt, und baueten spanische Schlösser für ihre Zukunft. Die Ausführung ihrer Entwürfe schien ihnen so leicht, die Erfüllung ihrer Hoffnungen so gewiß, daß selbst Frau Armand ihre Sorge vergaß, und [illegible] jungen Leuten einstimmte, daß nichts

zu ihrem künftigen Glücke mehr fehle als die geliebte Gräfin, die ihnen allen als Freundin und Mutter ſo theuer war. Wild brauſte der Sturm draußen mit der Wetterfahne, und in dem herbſtlich vergoldeten Laube der beiden Linden, welche das niedre Dach des Häuschens beſchirmten. Die Stadtuhr und des Nachtwächters Ruf mahnten ſchon an das Bette, als plötzlich ein raſſelnder Wagen vorfuhr und ſtill hielt. Neugierig eilte die kleine Familie hinaus, und o Wonne! Meine Lucilie! Meine Tochter! rief die Gräfin, und lag ſeligkeittrunken in Mariens Armen.

Nur mit Mühe konnten Louis und Frau Armand die ſich feſt Umſchlingenden in die warme Stube hereinbringen.

Du biſt meine Tochter, meine liebe, todtgeglaubte Lucilie! Gott, wie glücklich, wie unausſprechlich glücklich bin ich, daß ich Dich wieder umarme!

Wonne und Entzücken schlossen die Lippen [illegible], welche an dem Busen ihrer Kin[illegible] und ihrer Freundin, die noch über jene Worte staunten, glühende Thränen weinte.

„Ich will das Räthsel Euch lösen, fuhr sie fort, als sie sich etwas gesammelt hatte. Seht, [illegible], welches ich heute erst fand, verlor meine Marie bei mir, und diesen Ring, den es enthält, schenkte ich einst meiner geliebten Lucilie. Ach, ich kenne ihn noch so gut, als ob ich ihn gestern Dir gab. Es war das Letzte, was ich Dir schenkte, als ich mit Deinem Vater aus dem Schlosse zu Beauchamp [illegible], und Dich Mariens Fürsorge überließ.

O Gott, sie lebt nicht mehr, meine gute Marie! sagte Lucilie. Sie wurde hingerichtet, weil sie nicht bekennen wollte, wo und wer meine Eltern wären. Mich gab sie für die Tochter eines Kaufmanns Dument und sich für meine Tante aus, und entdeckte auch mir je-

nes Geheimniß vielleicht deshalb nicht, damit ich es nicht verrathen möchte. Ehe ſie zum Richtplatze gieng, vertrauete ſie mich ihrer Schweſter Anne, und wir beſtreueten jährlich an ihrem Sterbetage ihr einſames Grab mit Rosmarin und Veilchen. Die freundliche Anne, die mich bis zu ihrem, ſie plötzlich überraſchenden, Tode pflegte, nannte mich nach ihrer unglücklichen Schweſter Marie. Jetzt erinnere ich mich dunkel, daß ich in meiner Kindheit Lucilie hieß. Anne ſchien mich wirklich für die Tochter eines Kaufmanns Dumont zu halten, bei dem ihre Schweſter eine Zeitlang mit mir gewohnt hatte, und der gleich dieſer, jedoch weit früher, zum Tode verurtheilt, aber glücklich mit ſeiner Gattin nach Deutſchland entkommen war. Um meine vermeintlichen Eltern hier aufzuſuchen, verließ ich gleichfalls mein Vaterland, o Gott — warum mußte ich nicht früher erfahren, daß

Tochter Lucilie hieß. Vielleicht hätte sie denn schon lange mich wieder erkannt.

Wer mag das unnennbare, himmlische Gefühl zu schildern, mit welchem die Gräfin ihre so innig geliebte, lange vermißte Tochter in den Armen hielt! Wer nicht selbst Vater oder [redacted] Hoffnung ei- nes irdischen Widersehens von den Seinen ge- trennt war, kann es nicht nachempfinden!

Mutter Armand schlich sich in einen Win- kel und weinte, denn die Gräfin wollte ihre Kinder jetzt zu sich nehmen.

Sie wollt Ihr mich denn verstoßen? klagte sie, und ich war doch auch Eure Mutter!

O, Gott, nein, versetzte die Gräfin, sie herzlich umarmend. Mein Gatte ist todt, und ich habe einen bedeutenden Theil meiner Güter in Frankreich gerettet. Jetzt kehren wir zu- rück in unser schönes Heimathland, und Du bleibst lustig bei uns.

Mit Freuden ward der Vorſchlag angenommen, und jetzt leben Louis und Lucilie mit ihren beiden mütterlichen Freundinnen in einer arkadiſchen Gegend am Ufer der Rhone, umſpielt von lieblichen Kindern, welche die Wonne und Hoffnung ihres Lebens ſind.

Lieder

der

Liebe und des Scherzes.

Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien
Keine Miene belauscht, der es nicht fassen kann,
Daß der Liebling der Freude
Nur mit Sokrates Freunden lacht.

Klopstock.

Eros.

Der Lieblingsgott der Schönen
Durchhüpfte Thal und Fluren,
Ihn grüßten Nachtigallen
Im bunten Blüthenhaine,
Ihm jubelten die Lerchen
Im nektarvollen Aether;
Ihm sangen junge Hirten
Mit Blumen in den Locken;
Ihm weihten sich die Schönen,
Mit Rosen hold bekränzet!
Da Alles Eros folgte,
Warum sollt' ich ihn fliehen?

Wunsch an Eros.

Den kleinen Eros fand ich
In Rosenduft gehüllt;
[illegible] er seinen Bogen
Mit Maienblümchen zu.

Und hüpfte mir entgegen
Und bracht' ein Veilchen mir!
Wie lächelte so freundlich
Das liebe Kind mich an!

Nun will ich nicht mehr zürnen
Auf Dich, Du kleiner Gott!
Ach, hätt' ich nur ein Mädchen,
Wie zärtlich wollt' ich seyn!

Des Mädchens Bitte.

Am elyſiſchen Geſtade,
Wo der Frühling ihren Schleier
Floren raubte, da verfolgt' ich
Einſt die Lieblichſte der Schönen,
Ihren hochgewölbten Buſen
Deckte nur ihr weißes Händchen,
Und ihr Haar, das braun und ringelnd
Niederhüpft' um ihn zu küſſen.
Purpurroth, wie Apfelblüthen,
Lächelten des Mägdleins Wangen:
Doch es wäre mir entflohen,
Denn es lief, wie Mädchen ſelten
Nur vor jungen Männern laufen.
Da kam Eros, und mit goldnem
Pfeile traf er ihren Buſen;
Und auf ſammtene Violen

Sank das Mädchen sterbend nieder;
Hob auf ihren Rosenlippen
Mir ihr schon das kleine Seelchen.
Da sank ich in ihre Arme;
Und ich küßte sie so zärtlich,
Küßte glühend mich die Wunden
[illegible]
Und ich spielt', ihr süßen Schönen,
Ach, ihr wißt schon, was ich spielte!
Es entzückte so das Mädchen,
Daß es wiederkehrt' ins Leben;!
Und es sprach mit schlauem Lächeln:
Lieber, sollt' ich wieder sterben,
Rufe mich zurück ins Leben!

Die Flucht des Täubchens.

Auf dem Schooße hielt Lucinde
Ihr geliebtes, weißes Täubchen,
Und ſie ſtreichelte ſo freundlich
Ihres Täubchens ſeidne Flügel;
Und ſie ſprach: Du liebe Kleine,
Deiner will ich zärtlich warten,
Wie man eines Kindleins wartet.
Will Dir einen Tauber fangen,
Und der ſoll mit Dir ſich küſſen;
Denn was iſt wohl ohne Tauber
Dir Dein Leben! Syrjch, Du Arme?
Koſend drückte ſie die Kleine
An den vollen Liljenbuſen!

Daß ihr Täubchen schwang die Flügel,
Flog davon, und sagte fliehend!
„Will mir selbst ein Männchen suchen!“
Sprächest Du mit mir so freundlich,
Drücktest Du mich, o Lucinde,
So an Deinen schönen Busen,
[illegible] ich Dir entfliehen?

Des Traumes Erfüllung.

Vom goldnen Weine trunken
Ruht' ich in der Umlaubung
Des blühenden Gebüsches;
Und von den Purpurflügeln
Des Abends wehte Kühlung
Auf mich, den Müden, nieder.
Da sang in süßen Schlummer
Mich Philomele. Freundlich
Umhüpften leichte Träume
Mich Seligen. Ich träumte,
Ich sey in jenem Läubchen,
Das Eros und Cythere
Für mich und für Lucinden
Aus Rosenzweigen wölbten.
Hier hielt ich sanft umschlungen
Das lieblichste der Mädchen
Auf meinem Schooß es wiegend.

Hier küßt' ich jene vollen,
[illegible] Lilienlippen,
Wovon die Unschuld scheitert;
Und spielt' im dunklen Haare
Des himmlischsüßen Mädchens;
Und Alles, was nur Schönes
[illegible] fühlt' ich
[illegible]eine meines Mädchens.
Die Rosenwangen küßt' ich
Der Holden, schlürfte Nektar
Von ihren Purpurlippen.
Mit wonniglichem Beben
Wand ich ein Myrthenkränzchen
Aus ihren seidnen Locken;
Und Erd' und Himmel schwand mir
Im Wonnekuß des Mädchens,
Als mich, recht schelmisch lächelnd
Mit zärtlicher Umarmung
Mein schönes Mädchen weckte. —

An Flora.

Flora, holde Schöpferin der Blumen,
Wölbe mir an dieses Stromes Ufer
Doch ein Läubchen, anmuthsvoll geflochten
Aus des Rosenbusches Purpuräſten!
Bei des Frühlings ſanftem Lächeln flieh' ich,
Und bei ſeinem Nektarkuß voll Liebe,
Schmücke mir, Du wonnigliche Göttin,
Mit den ſchönſten Blumen das Geſtade!
Rufe dann den Zephyr, daß er zärtlich
Um Violen und um Hyacinthen
Schmeichle, und die ſüßen Blüthenküſſe
Meinem lieben, ſchönen Mädchen bringe,
Denn es will in jener kleinen Laube,
Die Du, Gütige, aus roth- und weißen

Rosenzweigen wölbest, mit mir spielen.
Ach, Du holde Göttin, einmal fleh' ich
Noch, laß himmlischer die kleine Laube,
Laß uns Thal und Hügel schöner blühen,
Als Arkadien. Mit Silbertönen
Müsse Philomele Wonnelieder
Hallen! Wie Lucindens zarte Wangen,
Ach, so süß und blühend müssen Rosen
Uns umathmen! Wie ihr Schwanenbusen
Müssen Liljen blendend sich entfalten!
Und der Himmel lächle still und azurn,
Alles athme Freude nur und Wonne,
Daß aus meinen Armen fortzueilen,
Doch mein liebes Mädchen ganz vergesse!

An die Liebe.

Ach, holde Liebe,
Ach laß mich los;
Und laß mich schlummern
Im Erdenschooß!

Voll Sorg' und Kummer,
Voll Angst und Neid,
Ist ja das Leben,
Und süß der Tod!

An die Nachtigall.

Du kleine, liebe Nachtigall,
Wie freust Du Dich im bunten Thal!
Und singst im wonniglichem Sinn
Dein liederreiches Leben hin!

Doch ach, viel schöner sangst Du mir,
Als meine Lucie jüngstens hier
Mit zarter, schwanenweißer Hand
Mir Veilchen um die Schläfe wand.

Wie? Tönet Dir mein Silberhall
Nicht lieblich? frägst Du, Nachtigall.
Ach, wohl! Nur weint mein trüber Blick,
Mein liebes Mädchen nie zurück.

Dort, wo die junge Blüthe bebt,
Wenn Dir Dein ſüßes Lied entſchwebt,
Dort, wo das Turteltäubchen girrt,
Und wo der Bach durch Veilchen irrt;

Dort, wo der ſanfte Zephyr rauſcht,
Wenn Eros unter Blumen lauſcht,
Iſt Alles, Alles traurig mir,
Mein Mädchen weilt ſo fern von hier.

Durch Liebe biſt Du hoch beglückt,
Du ſingſt und jeder Ton entzückt,
Gern tauſcht' ich, Nachtigall, mit Dir!
Ach! tauſche, Liebchen, doch mit mir?

Die Entflohene.

An

Eros.

Hier in dem Blüthenschatten
Von Rosen und Jesminen;
Hier, wo der junge Zephyr
Bald auf den goldnen Wellen
Die kleinen Flügel kühlte,
Bald unter Blumen schwärmte
Und ihnen Küsse raubte
Mit Florens Götterathem
Lucinden zu umgaukeln;
Hier fand ich sie entschlummert.
Ihr Busen war so blendend,
So rund gewölbt, so niedlich
Und ihre Wänglein glühten
Wie junge Pfirsichblüthen.

Die runden Aermchen ruhten,
Das eine auf Violen,
Die unter ihr entblühten,
Das andere auf dem vollen,
Gewölbten Schwanenbuſen,
Den Zephyrs Athem küßte.
Und ihre zarte Schulter
Und jene runden Klippen,
An denen meine Lippen
Oft Himmelswonne nippen,
Umtanzten braune Locken.
Und kleine Liebesgötter
Umhüpften ſie, und ſcherzten
Bald in den Augenbraunen,
Bald auf den Roſenwangen,
Und auf den Purpurlippen,
Die ſeligſten im Buſen
Des lieblichblüh'nden Mädchens.
Ach, wär' ich doch das Veilchen,
Das Deinen Arm berühret!

Wär' ich doch jenes Röschen,
Das Deinen Athem athmet!
Wie wär' ich dann so selig!
Schmeichelnd' ich, wonnig bebend,
Dich Liebliche zu küssen,
Als plötzlich sie erwachte.
Sie hüpfte fort, und eilte
In jenes Blüthenwäldchen.
So fliehet vor dem Jäger
Kein junges Reh, so bange!
Umsonst such' ich im Wäldchen
Das kleine, süße Mädchen,
Das, wie ein Traum aus Eden
So flüchtig mir entschwunden.
Ach, Eros, hilf mir suchen!
Wo ist das holde Mädchen?
Schön ist es, wie Cythere,
Und lächelnd, wie der Frühling.

Selmar an Selma;

am

Morgen vor der Vermälung.

Freueſt Du, Mädchen, Dich nicht, gleich
mir des wonnigen Tages,
Welchen am Himmel uns dort kündet ein
glänzendes Roth,
Weil er, Du Himmliſche, Dich mir Frohen
auf ewig vermälet,
Ach, dann kehre mir nie wieder ein Mor-
gen zurück.

Rath des Mai's.

(Frei nach dem Englischen.)

Schon singt im buntbebüschten Thal
Ihr Wonnelied die Nachtigall,
Und Rosen bringt der liebe Mai
Für unsre Mädchen auch herbei.

Auf Blüthen wiegt er sich im Hain,
Und ruft: Nun müsset ihr euch freun,
Denn bald wird duftender Jesmin
Euch nicht so lieb entgegen blühn.

Noch lächeln Mädchen, hold und zart
Euch hier im Thal, und Alles paart
Mein' Allgewalt, und Alles freut
Der Myrthen sich, die Gros beut.

Die Blüthen küss' ich hier am Strauch
Mit meinem linden Balsamhauch,
Ich küsse, was ich liebe! Seht
Wie Röschen dort erröthend steht.

Der Mai des Lebens flieht ſobald,
Dann kömmt der Winter rauh und kalt,
Der Silber in die Locken ſtreut,
Und uns kein ſüßes Blümchen beut.

Dann ſingt euch keine Nachtigall,
Dann fliehen euch die Schönen all',
Auch giebt's kein Mädchen, wie ihr wißt,
Das gerne alte Männer küßt.

Und wahrlich! iſt's auch keine Luſt,
Als Greis an einer Liljenbruſt
Zu ruhn; ein zierlich Hirſchgeweih
Schmückt nur den armen Hahnerei.

So ſpricht der Mai! Und wollet ihr
Ihn hören, in den Blumen hier,
Und in dem klaren Waſſerfall
Spricht er, und in der Nachtigall.

Dem Aermsten.

Der in der Blüthe rosiger Jugend nicht
Die Liebe fühlte, welchen sie nie entzückt,
Und nie betrübet; o dem gebiet' ich
Stürze Dich in des Meeres Wogen,

Daß Du nie wieder athmest! Denn todt bist Du
Schon jetzt für alles Hohe und Himmlische,
Und todt auf ewig für jede Tugend,
Die uns freundlich das Leben schmücket.

Treffen mit Eros.

Mit Eros war ich jüngſtens
In einem ſchweren Treffen.
Ich ſiegte ſchon, doch ſchelmiſch
Entfloh der loſe Kleine
In Julchens ſchönen Buſen.
Das war ihm eine Feſtung.
Da war es wohl kein Wunder,
Daß er mein Herz beſiegte.

Bitte an Eros.

Hier in der Blüthenkühle
War jüngst ein holdes Mädchen
Entschlummert auf Violen.
Und junge Weste hüpften
Und küßten wonnetaumelnd
Des Mädchens vollen Busen,
Und Götterchen der Liebe,
So klein; so zart, so niedlich
Umschwärmten in Gewölken
Von Blüthenduft das Mädchen,
Bald auf den Rosenwangen,
Bald in dem süßen Busen,
Bald in dem dunkeln, seidnen,
Bekränzten Haare scherzend,

Und bald das Mädchen küſſend,
Sie winkten mir ſo freundlich:
Nun küſſe doch die Holde!
Sprach einer von den Kleinen.
Allein ich war zu blöde,
Und ſeufzte nur, und bebte,
Und konnte ſie nicht küſſen.
Da rauſchte Zephyr ſchalkhaft
Im Buſentuch des Mädchens,
Und zeigte mir den ſchönen
Gewölbten Liljenbuſen.
Doch ach, die kleine Huldin
Erwachte, hoch erglühten
Die Wangen ihr, wie Roſen
Die Florens Hand entfaltet.
Sie eilte fort, ich flehte:
Nimm mich doch mit, Du ſüßes,
Du roſigblüh'ndes Mädchen!
Da zürnte ſie, und warf mich
Im Fliehen noch mit Blumen,

Die ihren Busen kränzten,
Die pfleg' ich nun so zärtlich,
Und küsse sie. Voll Wehmuth
Manch Thränchen sie bethauet.
Dann wehe mir! die Kleine
War mir enteilt. Ich Blöder!
Sie kehrt wohl niemals wieder.
Ach, ich, Du kleiner Gros,
Hier in dem Blüthenschatten
Das Mädchen wieder schlummern!
Doch laß den Zephyr schweigen,
Und mache mich auch dreister;
Dann sollst Du mir zum Kusse
Gewiß nicht zweimal winken.

Eros ein Friedenſtifter.

Eros wollte Frieden einmal
Zwiſchen mir und Julchen ſtiften;
Denn wir ſtritten uns um Küſſe,
Warfen uns mit Roſenblättern,
Und wir küßten uns im Kriege.
Nun verſöhnt Euch, liebe Kinder,
Wollt Ihr ewig denn Euch ſtreiten?
Doch ich bat den kleinen Mittler.
Laß uns noch ein wenig kriegen,
Nichts iſt lieblicher, nichts ſüßer,
Als mit Mädchen Krieg führen.

An Lucinde.

Du zürnest mir, Lucinde,
Daß ich von Deinen Lippen,
Den süßen Rosenlippen
Ein einzig Küßchen raubte?
Was zürnst Du, liebes Mädchen!
Gern geb' ich für das Eine
Dir hunderttausend wieder!

Die Blumendiebin.

Lucinde sah' ich einmal
In meinem Blumengarten
Die schönsten Rosen pflücken.
Da wollt' ich sie erhaschen,
Und ihre Bosheit strafen,
Als mir die holde Kleine
Laut lachend doch enteilte.
Die schöne, holde Diebin,
Sie winkte mir noch schalkhaft,
Und spottete des Armen,
Dem sie so leicht enthüpfte,
Und ihre Wangen glühten
So purpurn, wie die Rosen,
Die ihren Busen schmückten.

Da raubte Zephyr plötzlich
Das Tuch vom vollen Busen
Der lieblichblüh'nden Mädchens.
Ich hob es auf und eilte
Ihr nach in jene Laube,
Wo sie mit Bluthenzweigen
Und ihren zarten Händchen
Die runden Liljenhügel
So hold erröthend deckte,
Das Tuch und mich erwartend.

Frühlingsluſt an Eros.

Als jüngſt mit Purpurblüthen
Sein Haar der Frühling ſchmückte,
Da fand ich hier, o Wonne,
Mein ſüßes, holdes Mädchen
Im Dunkel dieſer Laube.
Es ſchlief, und Zephyr küßte
Verliebt den vollen Buſen
Des lieblichſten der Mädchen;
Und ach, ich war ſo ſelig:
Mit ſüßen Beben naht' ich
Der Holden mich, und küßte
Das zarte, weiße Händchen
Das in dem Buſen ſpielte.
Doch ſie erwachte zürnend,
Und wollte mir entfliehen.

Da bat ich: Nur ein Küßchen,
Nur Einen! Aber Eros,
Du kleiner, lieber Guter,
Du hörtest mich, und zieltest
Ihr nach dem schönen Busen.
Verwundet sank das Mädchen
Mir seufzend in die Arme
Und küßte mich, und leerte
Mit mir den Kelch der Liebe.
Ach, käme doch die Kleine
Bald wieder in die Laube,
So wollt' ich Dir, mein Eros,
Dort einen Altar bauen,
Und bunte Blumen opfern,
Die duftendsten, die schönsten,
Die ich nur finden könnte.

Geſtändniß.

Kaum wand mir der ſechste Frühling
Roſ' und Myrthen um die Schläfe,
Als auf meinem Steckenpferdchen
Ich ſchon hinter Mädchen jagte,
Bis die Kleinen mir ermüdet
Küſſend an den Buſen ſanken.
Nahm mich gar ein ſüßes Mädchen
Tändelnd auf den Schooß, dann ſpielt ich
Gleich verrätheriſch um den Buſen,
Und trieb lauter böſe Künſte!
So war ich vor zwanzig Sommern,
Und ein Spiel mit ſchönen Mädchen
Iſt mir immer noch das liebſte;
Denn ich habe mich, ihr Holden,
Noch bis jetzt um Nichts geändert.

An die Geliebteste.

Wie lieb' ich Dich, o Mädchen!
Dich mit dem braunen Haare,
Und mit den schwarzen Augen,
Und mit den Rosenwangen,
Und mit den süßen, vollen,
Geliebten Liljenhügeln,
Die nach Cytherens Busen
Mein kleiner Eros wölbte.
Von allen meinen Mädchen
Bist Du mir noch das liebste.

Sehnsucht der Liebe.

Noch des ſüßen, holden Augenblickes
Eingedenk, da ich mit Dir, Lucinde,
An des Stromes blüthumkränztem Ufer
Ruhte, wo mit Silbermelodieen
Philomel' uns grüßte, pflück' ich trauernd
Jedes Blümchen, das, Dir liebzukoſen,
Flora blühen ließ. Ach, welch Entzücken,
Welche Wonnen, ſchönes, holdes Mädchen,
Schlürft' ich hier aus Deinen Purpurlippen,
Trank ich hier an Deinem vollen Buſen,
Der ſo weiß, wie Lilien, ſo düftend,
Wie Violen mir entgegen blühte!
Wie die kleinen, runden, zarten Arme
Sich ſo ſanft um meinen Nacken ſchmiegten!
Zärtlich drückt' ich ſie! Mit trunknen Küſſen
Röthet' ich die wonniglichen Wangen,

Wo der Unschuld heimlichstes Verlangen
Und die Liebe holde Rosen mischten.
Ach, wie flogen uns auf Adlerflügeln,
Schneller als des Maies Blüthen hüpfen,
Wenn der Zephyr sie dem Strauch entführet,
Unsre Stunden hin in süßem Taumel.
[illegible] fühlen nimmer dies Entzücken,
Ahnten nimmer diese Seligkeiten,
Die uns da durchbebten! Wann, Lucinde,
Wann umarm' ich wieder Dich voll Wonne?
Kehre mir zurück! Cythere winket,
Ihren Kelch voll Nektar freundlich bietend.
Ach! wie dort die Nachtviole welket,
So verwelket ohne Dich mein Leben.

Die Götter der Liebe.

Mir wohnen im ſehnenden Herzen
Die holdigen Götter der Liebe.
Mit roſenduftigen Schwingen
Umgaukeln ſie lächelnd mich Frohen,
Ihr klopfendes Häuchen verlaſſend.
Wie ſind ſie ſo loſe, die Kleinen,
So ſchalkhaft, ſo tändelnd, ſo flüchtig!
Sie kränzen mich ſchmeichelnd mit Myrthen,
Und ſingen in wonnigen Tönen
Den himmliſchen Namen: Lucinde!
Ach, daß ſie mir ewig ihn ſängen!

An die Helden.

Die Myrthen und die Reben
meine Lorbeern! Seht,
Ihr Helden, wie so herrlich
Der holde Kranz mir steht!

O, folget nur der Fahne
Des Mars ins Siegesfeld!
Ich bin bei Wein und Mädchen
Gewißlich auch ein Held.

Der
Schweizerspiegel,
ein
Angebinde
für

Schweizer und Nicht-Schweizer, für Regenten und Völker, für Geistliche, Pfaffen und Laien,

von

Martwig Mundt-Radowsky,

dem Verfasser des Judenspiegels, des neuen Judenspiegels und des Christenspiegels.

Stuttgart,
C. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1831.

Ihre Fürsten sind, wie reißende Wölfe, Blut zu vergießen, und ihre Priester predigen, lose Theidinge und weissagen ihnen Lügen, und sagen: so spricht der Herr, Herr, so es doch der Herr nicht geredet hat.

Ezechiel.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorwort.

Nicht die großen Heldenthaten der schweizerischen Vorwelt sollen hier erzählt und gerühmt werden; obgleich auch von ihnen hin und wieder die Rede seyn wird! Nichts werde ich in diesem Werkchen sagen von dem „herrlichen Schauspiel und von der fast zermalmenden Ueberraschung des ersten Eindrucks", welche der Rheinfall bei Schaffhausen gewährt; nichts von dem Staubbach bei Lauterbrunnen und von dem „entzückenden, bezaubernden Anblick der Pissevache bei St. Maurice," deren Name allein schon so reizend und anziehend klingt. Auch wird man hier nichts davon finden, wie hoch dieser oder jener Berg oder Hügel sich über die Fläche des mittelländischen Meers erhebt, oder ob dieses oder jenes Felsengebürge aus Sandstein oder Kalkstein besteht. Dieß Alles sind Dinge, die in andern Büchern oft ausführlich und schon genug beschrieben und dargestellt sind; denn schwerlich giebt es ein Land und ein

Volk in Europa, worüber seit einem halben Jahrhundert so viele Schriften erschienen wären, als über die Schweiz und ihre Bewohner.

Eben so wenig, wie von jenen Dingen, wird man aber auch in diesem Büchlein von der Freiheit, dem Wohlstande, der sittlichen und geistigen Veredlung, der Aufklärung und den vortrefflichen Einrichtungen finden, wodurch die gnädigen, gestrengen und wohlweisen Herren in Bern, in Luzern, in Solothurn, in Basel, in Freiburg, in Wallis, und in den meisten andern Kantonen „ihre Unterthanen" beglückt haben; denn da ich während meines neunjährigen Aufenthalts in der Schweiz von dergleichen fast gar nichts oder doch äußerst wenig erfuhr, so konnte ich keinen Bericht davon erstatten.

Obgleich in dieser Sammlung vermischter Aufsätze hauptsächlich von dem Charakter und einigen Eigenthümlichkeiten der Schweizer, von ihren innern und äußern Verhältnissen, von den Fehlern und Mängeln mancher Einrichtungen, Behörden und Volksklassen, von ihrer gegenwärtigen politischen Lage und andern Gegenständen, die zunächst die Schweiz berühren, die Rede seyn wird, so glaube ich doch Manches bemerkt zu haben, was für nichtschwei-

terische Leser, und selbst für Solche, denen die Schweiz durchaus gleichgültig ist, nicht ganz ohne Interesse seyn wird. So wie unsere Pfarrer in Ermangelung eines Bessern sehr oft einen Text aus dem alten Testament wählen, um den Christen ihre Pflichten einzuschärfen, so habe ich meinen Text häufig aus der Schweiz genommen, um Nicht-Schweizern Wahrheiten zu sagen, die ihnen in unserer starkbewegten Zeit sehr heilsam seyn dürften, und durch deren frühere ernsthafte Beherzigung man vielleicht manche Stürme und Erschütterungen, die wir seit einigen Monaten erlebt haben, und die uns wahrscheinlich noch ferner bevorstehen, hätte beschwören können.

Vorsätzlich habe ich diese Aufsätze nicht nach den Gegenständen geordnet, von denen sie handeln, sondern ich habe die Karten, so gut, wie mir möglich war, gemischt, weil ich nicht gerne immer eine Farbe ausspielen mag, und weil ich glaubte, daß auch meinen Lesern dies angenehmer seyn würde, als wenn ich Alles nach einer ganz systematischen und ermüdenden Ordnung auf einander hätte folgen lassen.

Und so gehe denn hin, mein geliebtes Büchlein, in alle Welt, in Germanien, in Helvetien, Gallien und Sarmatien, und über den Neckar, den Rhein

und den Bodenſee; gehe auch zu den Geſtaden der Donau, wo man dir gewiß recht freundlich lächeln wird, und zu den Ufern der Elbe, der Oder, der Pleiſſe, der Elſter und Spree! Und wenn du den Herrn Erzähler in Sankt Gallen und den Herrn Waldſtätter Boten in Luzern triffſt, dann grüße ſie beide von mir! Sage dem Herrn Erzähler, er möge immer die Wahrheit erzählen, und kein Falſamolium begehen! Den Herrn Waldſtätter Boten aber frage: was ſein lahmer Fuß mache, und ob er noch immer ſo ſehr am Kreuz ſchmerzen leider! Und den biedern Schweizern und ſchönen Schweizerinnen ſage: daß ſie ſich recht fleißig beſpiegeln ſollen, um zu ſehen: ob ſie auch recht ſauber und hübſch ſind?

I.

Einleitung.

Es ist nicht gut, in einem Lande zu seyn, wo ein Einziger unumschränkt herrscht; aber noch schlimmer ist es, in einem Lande zu wohnen, wo eine Anzahl bevorrechteter Familien den Scepter führen, denn leichter läßt sich die Laune des Einzelnen ertragen, als die thörichten, selbstsüchtigen, oft einander durchkreuzenden und widersprechenden Grillen und Leidenschaften Vieler, die Alle sich als den Zweck, die von ihnen unterjochte Menge des Volks bloß als Mittel, oder wohl gar als ihr Eigenthum betrachten. Und dieß ist der Fall in den meisten und größten Schweizerkantonen, welche die monarchische Willkühr vielleicht deßhalb nicht aus der Reihe selbstständiger Staaten vertilgte, damit sie die Völker vor republikanischen Regierungsformen zurückschrecken möchten. Als die alten Schweizer sich vor fünf Jahrhunderten von dem österreichischen Joche freimachten, und späterhin für Freiheit und Vaterland so ruhmvolle und glänzende Siege gegen die Burgunder erfochten, da

ahneten sie gewiß nicht, daß ihre fernen Nachkommen zum Theil von Aristokraten und Landvögten würden beherrscht werden, deren Druck oft um nichts gelinder seyn würde, als der Despotismus ihrer früheren Tyrannen.

Endlich scheint aber das, an großen und wichtigen Ereignissen so reiche Jahr 1830 die Schweizer mit Muth und Kraft zu beseelen, um die eisernen Ketten auf immer zu vernichten, welche herrschgieriger Aristokratismus und verfinsterndes Pfaffenthum ihnen in katholischen und protestantischen, in oligarchischen und sogenannten demokratischen Kantonen auflegten. Von Basel bis zum Splügen, von dem kunstreichen Genf bis zum Bodensee fordern alle freiheitliebende Eidgenossen fast einstimmig Aenderung und Verbesserung ihrer Verfassungen, und wahrlich, es ist nicht allein für sie, sondern für alle Völker, die frei und glücklich werden wollen, sehr rathsam, einen Zeitpunkt, wie der gegenwärtige, wo alle Menschendränger mit dem Löschen ihrer eigenen, in Flammen stehenden Häuser vollauf beschäftigt sind, nicht unbenutzt verstreichen zu lassen.

Die Vermittlungs-Urkunde, welche Napoleon Bonaparte am 19. Februar 1803 den Schweizern nach manchen heftigen, innern Erschütterungen und Stürmen gab, und welche sie als das Grundgesetz ihrer Staaten betrachten sollten, ward theuer genug von ihnen mit dem Blut ihrer Söhne bezahlt, die sie zu seinen Kriegen ausrüsten und ins Feld stellen mußten; und hierzu kam noch die Lähmung des Handels und

der Gewerbe durch die ſtrengen Sperrgeſetze und durch die große Verarmung, in welcher ſich das benachbarte Deutſchland befand. Dennoch raubte dieß den thätigen und genügſamen Schweizern den Muth nicht zu mancher nützlichen Unternehmung und zur Gründung mehrerer vortrefflichen Bildungsanſtalten. Selbſt in der trüben *) und verhängnißvollen Zeit von 1807 bis 1813 ward die Eindämmung der Linth begonnen und ausgeführt, deren Koſten zu 320,000 Schweizerfranken angeſchlagen waren, aber nachher weit höher geſtiegen ſind, und größtentheils durch freiwillige Beiträge von Einwohnern aller Kantone zuſammengebracht wurden.

So ſchön und herzerhebend dieß war, ſo widerlich und unangenehm erſchienen dagegen die Uneinigkeiten und inneren Zwiſte, die der große Gewalthaber Napoleon durch ſeine Vermittlungsakte mehr gefördert, als erſtickt hatte. Kaum hatte die neue, napoleoniſche Ver-

*) Der Linthfluß hatte ſein Bett durch eine Menge von Steingeſchiebe und Sand, welche er aus den Gebirgen von Glarus brachte, verändert und um zehn Fuß erhöhet, ſo daß der Abfluß in den Wallenſtädter-See gehemmt war. Hierdurch hatte ſich an den Ufern der Linth ein großer, ſaurer Sumpf gebildet, der nicht allein ſich immer vergrößerte und viel gutes Land dem Ackerbau entriß, ſondern auch mit ſeinen giftigen Ausdünſtungen die ganze Gegend verpeſtete. Um dieſes Uebel zu heben, mußte der Fluß eingedämmt und das Bette tiefer gelegt werden. Der verſtorbene Eſcher von Zürich, dem die Leitung dieſes wichtigen Unternehmens übertragen war, erhielt zur Belohnung von ſeiner Regierung den Ehren-Namen von der Linth, der ihm gewiß zu höherem Ruhme bei der Nachwelt gereichen wird, als wenn man ihm für eroberte und verwüſtete Länder einen Fürſtentitel gegeben hätte.

faſſung ein Jahr lang beſtanden, als man die Loskaufung von Grundzinſen, Zehnten und dergleichen Berechtigungen auf alle mögliche Weiſe zu erſchweren und das Volk unter das alte Joch zu beugen ſuchte. In vielen Gemeinden des Kantons Zürich kam es darüber zum Aufſtande, der zwar bald gedämpft ward, aber nun mußten Mehrere der Theilnehmer mit dem Leben, Andere mit ihrer Freiheit büßen, und 42 zum Theil ſehr arme Gemeinden wurden mit einer Geldſtrafe von mehr als 200,000 Gulden belegt, die zum Erſatz der angeblichen Kriegskoſten dienen ſollte. Die Kriminalrichter der Schweizer ſchreiben ihre Urtheile ſehr häufig und gerne mit Blut, denn ſie laſſen ſich mehr von ihren Leidenſchaften, als von den Geſetzen und der Gerechtigkeit leiten; und was noch ſchlimmer iſt, an manchen Orten hat man gar keine peinlichen Geſetze; da hängen dann Leben und Tod gänzlich von der Willkühr der Richter ab; ſchwerlich wird man in Deutſchland eine ſo bedeutende Anzahl der himmelſchreiendſten Juſtizmorde finden, als in der kleinen, aber freien Schweiz.

Als 1813 die Kriegsheere der Verbündeten den Boden der Schweiz betraten, hob die Hyder der Ariſtokratie frecher, hochmüthiger und anmaßender als jemals ihre ſtolzen, herrſchgierigen Häupter empor. Die Berner Patrizier machten den Anfang und hatten nichts Geringeres im Sinn, als die alte Eidgenoſſenſchaft der dreizehn Kantone, wie ſie vor dem Jahre 1798 geweſen war, herzuſtellen, die freigewordenen Kan-

tone Waadt und Aargau ihrer Herrschaft zu unterwerfen, und das, zu den schweizerischen Revolutionsjahren 1797 und 1798 untergegangene Aussaugesystem auf's Neue einzuführen. Sie wollten die Sklavenketten wieder zusammen schmieden, die man ihnen damals in's Antlitz geschleudert hatte, und erklärten deßhalb Napoleons Vermittlungsakte, zufolge welcher Stadtbewohner und Landbewohner gleiche Rechte, und Niemand Familien- und andere Vorrechte haben sollte, für nichtig. In Bern, in Zürich, in Luzern, Solothurn, Basel u. s. w. waren nämlich die Landleute von allen Aemtern, die mit Ansehen und Einkünften verbunden waren, selbst von Pfarren und Schulämtern ausgeschlossen; sie durften nicht studiren, und im Kanton Zürich mußten sie sogar alle Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Fleißes, die sie verkaufen wollten, nach der Hauptstadt bringen, und mit dem geringen Preise sich begnügen, den der Stadtbürger ihnen zu geben beliebte. Das war und ist noch jetzt schweizerische Freiheit! Noch schlimmer waren aber die Unterthanenländer der alten Eidgenossenschaft daran, die jetzigen Kantone Waadt, Aargau, Thurgau, das Rheinthal, Toggenburg u. s. w., die durch Eroberung oder auf andere Art den Eidgenossen zugefallen waren. Ihre freien Herren setzten ihnen nämlich Statthalter und Vögte, die sie mit unerschwinglichen Auflagen, mit Geldstrafen und Frohndiensten marterten, mit ihren Urtheilsprüchen, mit Recht und Gerechtigkeit einen Handel trieben, und sie eben so arg mißhandelten und quälten, als Geßler und Ghal-

bar, die Vorfahren der freien Schweizer und Bündner. Diese Zeit wollten die Junker von Bern und die übrigen aristokratischen Herren den Eidsgenossen zurückbringen! Welch' einen schrecklichen Einfluß ein solcher Despotismus auf die geistige und sittliche Entwicklung der Völker hat, kann man in mehreren der genannten ehemaligen Sklavenländer noch jetzt sehen! Rohheit, Unwissenheit, Aberglauben und Sittenverderbniß sind die gräßlichen Folgen des heillosen Drucks, unter welchem jene unglücklichen Menschen Jahrhunderte lang seufzen mußten; und aus mehreren der ehemaligen Unterthanenländer gehen die meisten Missethäter hervor, die auf dem Blutgerüste endigen müssen, und den Herren und Pfaffen fluchen, die durch ihre Tyrannei und Verfinsterungssucht sie zu einem solchen Grade sittlicher Verderbtheit gebracht haben.

Der österreichische Minister, Herr von Senft, war es, der zuerst, im Einverständnisse mit der aristokratischen Parthei, den großen, aus Land- und Stadtbürgern zusammengesetzten Rath am 21. December aufforderte, seine Gewalt niederzulegen, da, wie er versicherte, die verbündeten Mächte die Herstellung der alten (aristokratischen) Ordnung verlangten. Anfangs weigerte man sich zwar, dieser Aufforderung Folge zu leisten; am 23. December gab aber der große Rath wirklich Senfts harten Drohungen nach.

Am folgenden Tage erließ die wieder eingesetzte aristokratische Regierung ein Dekret, worin sie gebot, daß die Kantone Waadt und Aargau ganz in ihr altes

Unterthanenverhältniß zurückkehren sollten, und zugleich ward den Regierungen dieser beiden Freistaaten befohlen, alle Kriegsvorräthe und Gelder, wornach die Herren in Bern besonders lüstern waren, zu ihrer Verfügung bereit zu halten; der kleine Rath in Lausanne und die Regierung zu Aarau erklärten indeß jedes Herumbieten der Berner Bekanntmachungen für Hochverrath, mit der Drohung, die Verbreiter als Ruhestörer zu bestrafen. So war denn die Fahne des Bürgerkriegs in Folge der, von den Monarchen den Aristokraten geleisteten Hülfe in der Schweiz aufgepflanzt.

Nun hieß es freilich, daß Senft seine Vollmacht überschritten habe, und zu einer solchen Aufforderung nicht beauftragt gewesen sey; allein die Aristokraten blieben im Besitz der ihnen zurückgegebenen Gewalt, und die Schweiz befand sich am Rande eines Abgrundes, in welchen die Herrschgier und Selbstsucht einiger patrizischer Geschlechter sie zu stürzen drohten.

Der Stadtadel in Freiburg und Solothurn folgte bald dem Beispiel seiner Berner Standesgenossen. In der letztern Stadt begaben sich die Mitglieder der ehemaligen aristokratischen Regierung sogar um Mitternacht vom 8. auf den 9. Januar in den Rathssaal, und erklärten sich dort auf das Feierlichste für die einzige rechtmäßige Regierung. Darauf nahmen sie fast mit Gewalt dem Amtsschultheiß das Kantonssiegel ab, machten in einer Proklamation bekannt, daß sie die „ihnen gebührende" Regierungsgewalt bei nächtlicher Weile an sich gerissen hätten, und ließen, um als fromme

Christen ihr Werk zu krönen, ein lautes „Herr Gott dich loben wir" singen. — Wie können Regierungen, die sich auf solche Weise der höchsten Gewalt bemächtigten, auf Achtung und Folgsamkeit ihrer Mitbürger Anspruch machen? Aber diese Patrizier pochen eben so gut auf ein „göttliches Recht," auf eine unmittelbar vom Himmel stammende Legitimität, wie die Kaiser und Könige. Die Völker sind jedoch nicht mehr so verblendet, wie vor mehreren Jahrhunderten; sie betrachten die sogenannten göttlichen Rechte nicht mehr durch das täuschende Prisma des Aberglaubens, das Zwingherren und Pfaffen ihnen aufzudringen suchen. Man forsche nur in der Geschichte nach dem Ursprunge der „göttlichen Rechte," und fast überall wird man finden, daß derselbe sehr ungöttlich war, daß alle jene sogenannten göttlichen Rechte durch Anmaßung und Mißbrauch, und oft durch die gräßlichsten Verbrechen erworben wurden. Der Wille der Völker ist die einzige, wahre Quelle einer rechtmäßigen Regierungsgewalt; allein kein Volk hat die Befugniß, einer Familie diese Gewalt über Geschlechter, die noch nicht geboren sind, zuzusichern; denn wie kann es hinter den Schleier der Zukunft blicken, und voraussehen, ob die Nachkommen einer solchen Familie im Stande seyn werden, einen Staat zu regieren, und ob die künftigen Geschlechter, die eben so gut freie Menschen sind, und dieselben Befugnisse haben, wie ihre Vorfahren, sich von einer Familie wollen regieren lassen?

In Freiburg entriß der aus Patriziern bestehende

kleine Rath dem großen Rath die höchste Gewalt, und in Luzern bemächtigten sich die Aristokraten gleichfalls wieder des Staatsruders. Aber allenthalben, wo sie die Oberhand erlangten, herrschten sie mit despotischer Tyrannei. Den Bürgern und Nichtpatriziern wurde jede Theilnahme an der Verwaltung der Staaten von ihnen entzogen, sie besetzten alle Aemter und Ehrenstellen nach Willkühr mit ihren Verwandten, und nannten sich gnädige und gestrenge Herren der Republiken, deren erste Diener sie hätten seyn sollen. An strenger Herrschaft ließen sie es nirgends fehlen; die Kerker waren voll Gefangener, die sich ihren Argwohn oder Unwillen zugezogen hatten, und Mancher wurde aus seinem schönen Vaterlande verbannt, oder mußte daraus flüchten, um schrecklicherem Unglück zu entgehen. Endlich kam jedoch ein Bundesvertrag der 19 Kantone zu Stande, die sich gegenseitig den Besitz ihrer Gebiete garantirten, und zum Schutze ihrer Neutralität ein Bundesheer von ungefähr 30,000 Mann aufzustellen beschlossen. Jener Zustand innerer Wirren und Zwiste war übrigens nicht geeignet, den guten Schweizern und ihren schlechten aristokratischen Regierungen die Achtung der auswärtigen Mächte zu sichern, und der gebieterische Ton, den die letzteren späterhin bei manchen Gelegenheiten gegen sie führten, zeigte deutlich genug, daß sie die Schweiz für eine leichte Eroberung hielten, und nicht daran glaubten, daß Wilhelm Tells und Arnolds von Winkelrieds Nachkommen vielleicht jemals die

Schlachten von Morgarten, von Sempach, von Näfels, und am Stoß siegreich erneuern könnten.

Gegen Ausgang des für die Schweizer so verhängnißvollen und unruhigen Jahres 1814 ward ihnen noch von den Miniſtern der Verbündeten die demüthigende Weiſung zu Theil: daß die Diplomaten der zu Wien verſammelten Könige ſich ſehr ernſtlich mit den Angelegenheiten der Schweiz beſchäftigten, und daß ſie ſich ruhig verhalten und die Entſcheidung erwarten möchten, die man ihnen zu geben für gut fände.

Wahrlich, wenn es mit einem Volke dahin gekommen iſt, daß die Fremden ihm vorſchreiben, welche innere Einrichtungen es in ſeinem eigenen Hausweſen treffen ſoll, dann muß ſeine Stärke und die Weisheit ſeiner Regenten in ſehr hohem Grade bezweifelt werden, und es iſt nahe daran, ſich ſelbſt aufgeben zu müſſen!

Indeſſen waren die Schweizer glücklicher, als ſich erwarten ließ! Außer den drei Kantonen Genf, Neuenburg und Wallis, die mit der Eidgenoſſenſchaft verbunden wurden, erhielt ſie noch mehrere beträchtliche Landſtriche und Ortſchaften; ihr wurde eine ewige (!) Neutralität von den fünf Großmächten Europa's garantirt, und außerdem hatte ſie in Bern, in Freiburg, in Luzern, und an andern Orten alle die alten ariſtokratiſchen Perücken-Regierungen wieder, die durch einen mehrere hundert Jahre langen Mißbrauch ſich das vorgebliche göttliche Recht erworben haben, ihre Mitbür-

ger zu beherrschen und zu schinden, und dafür von den letztern gemästet zu werden.

Aber dadurch ist nur das biedere Schweizervolk so wenig in seinem Innern einträchtiger, selbstständiger, glücklicher und besser, als nach außen hin stärker, unabhängiger und geachteter geworden. Das war indessen auch gar nicht die Absicht der schlauen Verfertiger der schweizerischen Bundesakte! Man wollte gefliſſentlich, daß die frommen Eidsgenossen wohl kräftig und stark als Einzelwesen seyn möchten, damit man sich ihrer hin und wieder als Schergen und Büttel bedienen könne; um unglückliche, nach Freiheit und Menschenrecht schmachtende Völker im Zaume zu halten, oder Despoten zu beschirmen, die so grausam, so schlecht und unwürdig waren, daß sie ihren eigenen Völkern nicht trauen durften; aber man wollte aus hohen politischen Gründen nicht, daß die Schweizer als Staat und Volk mächtig und stark werden sollten: denn man hatte sicherlich noch sehr hohe Absichten mit ihnen! Wer weiß, ob nicht irgendwo für sie ein kleiner König oder Großherzog in petto saß, den man ihnen als künftigen, legitimen Monarchen zugedacht hatte?

Ihr, gute Eidgenossen, waret höchlich erfreuet über die ewige Neutralität, die von Europa's Großmächten Euch zugesichert ward! Glaubt Ihr etwa, daß die Ewigkeit dieser Neutralität auch von so unendlicher Dauer sein werde, als die Ewigkeit der Höllenstrafen, womit Eure Pfaffen Euch ängstigen, um Euch Eure Brabanter und Batzen aus der Tasche zu locken? Ich

glaubt weder an das Eine, noch an das Andere! Ihr verlaßt Euch auf das Wort der großen Monarchen! Ach, verlasset Euch nicht auf Könige und Fürsten, sagt David, der wohl wußte, wie es die Könige machen, und wie er selbst es seinen nur allzu treuen Knechten Uria, Joab und Andern, zum Theil noch auf seinem Sterbebette, gemacht hatte. Ihr wißt wohl nicht, was die Eid: und Verheißungen unserer Erdengötter sind? Ihr glaubt in Eurer treuherzigen, ehrlichen Einfalt, Eide, Verträge und Zusagen müssen gehalten werden, und darum legt Ihr auch einen so hohen Werth auf den Namen „Eidgenossen," den Ihr nur leider, selbst gar häufig, von Pfaffen und schlechten Regenten verleitet, entweihet habt. Aber blickt in die Geschichte der vorigen Zeiten, wie viele Friedensschlüsse und Verträge werdet Ihr finden, die im Namen der heiligen und hochgelobten Dreieinigkeit, auf ewige Zeiten geschlossen waren, und schon auf das Schändlichste gebrochen und verletzt wurden, wenn kaum die Tinte getrocknet war, mit der man sie geschrieben hatte. — Werft einen Blick auf die Begebenheiten unserer Tage, wie viel ist da nicht den Völkern verheißen, was man gar nicht den Willen hatte, ihnen zu halten? Wie viele Eide sind nicht geschworen worden, die man auf das Treuloseste und Nichtswürdigste gebrochen hat? Fragt in Deutschland und Frankreich, in Spanien und Portugal, in Neapel und Piemont! Seht in den Verhandlungen der Congresse von Karlsbad, von Troppau, von Laibach und Verona nach, so werdet Ihr

die Ueberzeugung erlangen, daß unſere irdiſchen Herrgötter viel zu erhaben ſind, um ſich durch ihre Verheiſſungen, ihre Verträge, und ſelbſt durch ihre Schwüre gegen die Nationen zu verpflichten; daß es ſelbſt ein Majeſtätsverbrechen und ein Hochverrath iſt, ſie auch nur an die Erfüllung ihrer Zuſagen demüthig zu erinnern, und daß Jemand der allerchriſtlichſte König und zugleich der meineidigſte, wortbrüchigſte Menſch ſeyn kann. Die Gewaltigen dieſer Erde, ſtehen hoch über aller Verantwortung; hoch über aller Verbindlichkeit ihrer Verſprechungen und ihrer Eide; hoch über allen Geſetzen; ſie haben das göttliche Recht, welches ein ganz natürlicher Ausfluß ihrer, vom Himmel ſtammenden Legitimität iſt, jeden Schwur zu brechen und die heiligſten Geſetze und Rechte mit Füßen zu treten, wenn ihr Intereſſe es fordert. Sie haben nur dann die Pflicht, ihre Zuſagen zu erfüllen, wenn man phyſiſche Kraft genug hat, ſie dazu zu zwingen.

Die Bundesakte, welche die Schweizer ſich auf dem Wiener Völker- und Seelenmarkt oder Congreß hatten verfertigen laſſen, war freilich weit wohlfeiler, aber auch ihrem wahren Heil weit weniger entſprechend, als jene, welche Napoleon ihnen gegeben. Durch dieſe Letztere, die einen mehr republikaniſchen Geiſt athmete, waren viele Hinderniſſe des innern Friedens und Glückes, viele Brennſtoffe, wodurch Bürgerkriege, gewaltſame Staatsumwälzungen und Unruhen entſtehen können, vernichtet; man ſahe, daß Napoleon wirklich das Beſte der Schweizer gewollt, nur hatte es ihm

vortheilhaft und seinen großen Entwürfen nicht nachtheilig seyn sollen. Die Bestimmung, wodurch alle Vorrechte von Städten, Familien und einzelnen Personen aufgehoben, allen Angehörigen der Eidgenossenschaft gleiche Rechte, und jedem einzelnen Schweizer die Freiheit zugesichert worden, im ganzen Umfange seines Vaterlandes sich einen Niederlassungsort zu wählen, und sein Gewerbe zu treiben, war eine der weisesten und ersprießlichsten Anordnungen für das Wohl des Ganzen und jedes Einzelnen, der nicht widerrechtlich angemaßte Vorrechte zu opfern hatte. Die höchst verderbliche Aristokratie war hierdurch vernichtet; man durfte hoffen, daß weisere, dem Geiste der Zeit, den Bedürfnissen der Völkerschaften, und der Beförderung der Aufklärung und Civilisation angemessenere Verfassungen der einzelnen Kantone hervorgehen würden. Die nicht erblichen Regierungsbeamten hatten nicht wie jene Aristokraten ein so großes Interesse, das Volk zu verfinstern und in Dummheit zu erhalten, sondern sie mußten vielmehr wegen ihres eigenen Bestens nach Möglichkeit für dessen geistige und sittliche Ausbildung sorgen, denn der, welcher heute an der Spitze der Regierung stand, durfte erwarten, daß er morgen oder übermorgen in den Privatstand zurück kehren, und denen würde gehorchen müssen, denen er in dem gegenwärtigen Augenblick zu gebieten hatte. Welcher Vernünftige will aber nicht lieber von einsichtsvollen und klugen Menschen, als von rohen, ungebildeten regiert werden? Durch die Aussicht, welche ein

Jeder, mochte er in einer Bauernhütte oder in einem Palaſt geboren ſeyn, vor ſich hatte, bei gehöriger Fähigkeit dereinſt zu den erſten Staatsämtern zu gelangen, ward dem ganzen, ohnehin nach Titeln und Ehren ſehr lüſternen Schweizervolke *) ein weit höherer Geiſtesſchwung gegeben; denn die Hoffnung, in einem gröſſern Kreiſe dereinſt Achtung, Ehre und Anſehen, und vielleicht gar Ruhm und Unſterblichkeit bei der Nachwelt zu erwerben, iſt einer der mächtigſten Hebel der geiſtigen und ſittlichen Entwickelung und Ausbildung des Menſchen, und oft auch einer der ſchönſten und edelſten. Die Gewißheit hingegen immer auf einem niedrigen Standpunkte bleiben zu müſſen, und nie in der Welt Etwas werden zu können, iſt die Mutter des Stumpfſinns, der Gleichgültigkeit und Rohheit, welche man bei faſt allen Völkern findet, durch deren erbliche und bevorzugte Kaſten und Familien die untern Klaſſen von den höhern, ehrenvollern und einträglichern Staatsämtern ausgeſchloſſen ſind. Durch die Aufhebung der ariſtokratiſchen Vorrechte ward auch der wichtige Vortheil erreicht, daß die Regierungen und Beamten in dem Bewußtſeyn, dereinſt dem Volke Rechenſchaft von ihrer Verwaltung ablegen zu müſſen, einen ſehr ſtarken Antrieb fanden, durch treue Pflichterfüllung ſich des ihnen übertragenen Amtes würdig zu zeigen; ein Vortheil, der bei den ariſtokratiſchen Re-

*) Von der Titelſucht der Schweizer wird in der Folge die Rede ſeyn.

gierungen nicht vorhanden ist, da sie, gleich den Königen und Fürsten, sich von aller Verantwortlichkeit gegen die Völker freisprechen, und keine andere Gesetze kennen, als die Befriedigung ihrer oft sehr verderblichen und unwürdigen Leidenschaften und Launen.

Auch die andere Bestimmung der von Napoleon ausgestellten Vermittelungsurkunde, „daß es nemlich jedem Schweizer freistehen sollte, sich in dem ganzen Umfange der neunzehn Kantone niederzulassen, und ungestört sein Gewerbe zu treiben, wo er wollte," war in der That überaus heilsam. Wie kann Eintracht, wie kann ächte Vaterlandsliebe unter einem Volke und in einem Lande statt finden, wo fast jede Gemeinde den Angehörigen der nächsten benachbarten Gemeinde als einen Fremden betrachtet; wo kein Eingeborner sich in einem andern Kanton und einer andern Gemeinde, als wo er geboren worden, niederlassen und ein Gewerbe betreiben darf, ohne vorher für eine ungeheure, mit den Vortheilen, die er erlangen kann, in gar keinem Verhältnisse stehende Summe, das Bürgerrecht erkauft zu haben? Wie kann da sich ächte Vaterlandsliebe in ihrer vollen Kraft entfalten, wo der Bewohner des einen Kantons von dem benachbarten Staat nicht geduldet wird, weil er nicht dieselben Heiligen verehrt, vor denen die Bewohner des letztern ihre Knie beugen? Welche Ungerechtigkeit, daß der Bewohner von Appenzell, der eine Sanct-Gallerin heirathet, seiner künftigen Gattin erst mit großem Kostenaufwande, wodurch ihm oft der Betrieb seines Gewer-

des unmöglich gemacht wird, ein Bürgerrecht im Appenzellerlande ankaufen muß? Welch' ein Unsinn, daß der Appenzell-Ausserrhoder, der zur katholischen Kirche übertritt, sein Bürgerrecht in Ausserrhoden verliert und nach Innerrhoden gehen muß, und so umgekehrt, in Hinsicht Innerrhodens und Ausserrhodens? Welch' eine Lächerlichkeit endlich, daß es den Appenzell-Ausserrhodern in ihrem Landrecht sogar bei fünf Gulden Strafe verboten ist, mit einer Katholikin zu trinken? Doch auf diese Gegenstände komme ich in der Folge zurück. Einrichtungen der Art, die nur der finstere, unduldsame Geist des Pfaffenthums ausgeheckt hat, sollten billig aufgehoben werden; bei einem Volke, wo dergleichen Dinge statt finden, kann nie ein kräftiger Gemeingeist sich entwickeln, denn Alles deutet darauf hin, daß die Eidgenossen nur in den Zeiten der Noth und der Gefahr Eidgenossen seyn, daß sie aber in den Tagen des Glücks und des Wohlstandes einander mit beinahe feindseliger Härte als Fremde behandeln wollen. Dies ist der Todeskeim, der sie in den Abgrund des Verderbens und der Vernichtung führen kann, und den Napoleon durch seine Vermittelungsakte vertilgen wollte.

Durch das freie Niederlassungsrecht, welches allen Schweizern an allen Orten ihres Vaterlandes durch jene Urkunde zugesichert war, würden die Bewohner der Kantone mit einander näher bekannt und inniger befreundet worden seyn; das Licht der Aufklärung, das in manchen Gegenden, und besonders dort, wo sich

vor fünfhundert Jahren zuerſt die Fahne der politiſchen Freiheit erhob, ſehr dunkel oder faſt gar nicht ſcheint, würde ſich weiter und ſchneller verbreitet haben! Man muß in der That erſtaunen, wenn man von Zürich oder Aarau in die Urkantone kömmt, denn man glaubt aus einem glänzend erleuchteten Saal in die ſchwarze finſtere Nacht eines unterirdiſchen Kerkers zu treten, wo die Schreckgeſtalten mönchiſcher und pfäffiſcher Baſilisken und Blindſchleichen Einen mit Schauder und Entſetzen erfüllen. Schönes, liebliches Land, mit welchem Kummer müſſen die Geiſter der Helden im Grütli und Arnolds von Winkelried auf dich herabblicken, wenn ſie deine Wege und Stege voll dicker Pfaffen und fetter Mönche, voll liederlicher frömmelnder Pilger und zerlumpter Bettler ſehen, wenn ſie vernehmen, wie man in allen Kirchen und Kapellen zu Götzen heult und ſchreiet, die weder Geld noch Gut geben können; die keinen Menſchen vom Tode erretten, und keinen Schwachen wider den Starken helfen; die ſich der Wittwen nicht erbarmen, und die Waiſen nicht beſchützen; denn ſie ſind hölzern, mit Gold und Silber geziert, den Steinen gleich, die man aus den Bergen hauet: darum müſſen Alle, die ſie ehren und anbeten, zu Schanden werden! Wie müſſen jene Helden zürnen, wenn ſie hören, wie die pfäffiſche, ſcheinheilige Brut dem biedern, gutmüthigen, tapfern Volke von Unterwalden, Ury, Zug und Schwyz nichts weiter vorpredigt als blinden Glauben an Alfanzereien und Narrentheidung, unbedingten Gehorſam gegen die Obern,

Haß und Verfolgung gegen Alle, die ſie mit dem Namen Ketzer und Freigeiſter zu brandmarken ſuchen, und Unterdrückung der Vernunft, des ſchönſten, des edelſten Geſchenks, welches der Schöpfer dem Menſchen gegeben hat. Iſt das die Gaſſe der Freiheit, die du, hochherziger Winkelried, deinen Nachkommen mit deinem Blute geöffnet haſt? O wahrlich nicht, es iſt die Straße der Finſterniß und des Todes! Nur wo Licht iſt, da iſt auch Leben und Freiheit, und wo Freiheit iſt, da iſt auch Licht. Tauſendmal beſſer iſt es, durch das Henkerbeil eines Nero, eines Don Michel, eines Kaligula umkommen, als unter dem Gezücht verworfener, heuchleriſcher, verfinſterungsſüchtiger Bonzen, Schamanen und Gaukler täglich in Freude und Wonne leben, und mit ihren Ablaſſen, Sündenvergebungen und Segenſprüchen überſchüttet werden. Jene ſuchen nur den Leib zu feſſeln und das irdiſche Leben zu rauben; dieſe wollen auch den Geiſt in Ketten legen und die Seele verderben.

Die verbündeten Monarchen hatten freilich durch ihre Miniſter an Bern und andere Kantone hinſichtlich der gewaltſamen Herſtellung der ariſtokratiſchen Regierungen Abmahnungsſchreiben erlaſſen, und es ſcheint daher, daß ſie jene Anmaßungen der patriziſchen Geſchlechter in Bern, Solothurn, Freiburg, Luzern, Graubünden nicht billigten; allein es iſt ein Hauptzweig der feinern und höhern Politik im Stillen zu befördern und anzuſchüren, was man öffentlich verleugnet, mißbilligt und tadelt, denn auf dieſe Weiſe ge-

winnt man am Sicherſten das Vertrauen aller Partheien. Auch bewies die in Wien ausgefertigte neue Bundesurkunde der Schweizer, daß die Verbündeten mit der Wiedereinführung aller verderblichen Ariſtokratien vollkommen zufrieden waren. Wie hätte überdies ein untergeordneter Diplomat, wie Herr von Senft-Pilſach, es wagen können, in ſo wichtigen Angelegenheiten ſeine Vollmachten zu überſchreiten? Das würde ja ſelbſt ein Miniſter des erſten Ranges, ein Metternich oder Hardenberg kaum gethan haben, wenn er nicht der nachherigen Genehmigung völlig ſicher hätte ſeyn dürfen!

Dem ſey, wie ihm wolle, durch die Herſtellung der ariſtokratiſchen Verfaſſungen ward ein grauenvoller Vulkan unter der unglücklichen Schweiz geöffnet, der, käme er jemals zu einem kräftigen Ausbruche, den heilloſeſten Untergang des ganzen Volkes zur Folge haben könnte. Alle jene ariſtokratiſchen Geſchlechter, welche ſich ſo keck die Regierungsgewalt und manche Vorrechte vor ihren Mitbürgern aufs Neue anmaßen, haben ſie bloß durch Liſt, durch Gewalt und durch die ſchnödeſte Ungerechtigkeit erlangt, und faſt in allen ariſtokratiſchen Kantonen iſt es darüber zu häufigen, oft ſehr blutigen Auftritten gekommen, die vielleicht für die gnädigen, regierenden Herren am ſchlimmſten abgelaufen wären, wenn nicht dieſe Gnädigen und Geſtrengen in der Schweiz, wie überall ſich zu gegenſeitigem Schutz ihrer Anmaßungen mit einander gegen die Regierten verbündet hätten, und wenn die Völkerſchaf-

ten nicht so nachläſſig geweſen wären, ähnliche Bündniſſe zum wechſelſeitigen Schutz ihrer Rechte mit einander gegen die Regierenden zu ſchließen. Nur erſt, wenn Verträge der Art errichtet werden, kann ein Gleichgewicht zwiſchen den beiden Mächten, zwiſchen den Regierenden und den Regierten, zu Stande kommen, das für die Menſchheit heilſamer ſeyn wird, als das Gleichgewicht von ganz Europa, wo man bald in die eine, bald in die andere Schale eine Menge von Blut und Leichen ſchütten mußte, damit keine das Uebergewicht erlange.

Gott hat allen Menſchen gleiche Geſetze gegeben, und alle ſind mit gleichen Rechten auf Leben und Lebensgenuß geboren worden. Darum ſoll auch Keiner den Andern als ſein Mittel und als ſein Eigenthum betrachten, über das er nach Laune und Willkühr verfügen kann. Höhere Veredlung und Ausbildung unſerer ſittlichen und geiſtigen Anlagen iſt der Zweck unſeres irdiſchen Daſeyns, und wer ſeine Erreichung bei einem einzelnen Menſchen oder gar bei einem ganzen Volke zu hindern ſtrebt, der iſt ein eben ſo arger und noch ärgerer Raubmörder, als der lauernde Böſewicht, der einen einſamen Wanderer überfällt, niederſchlägt und ausplündert, denn er ſucht mit frevelnder, tollkühner Hand die Abſichten der Vorſehung zu hindern, und die Menſchen von dem, ihnen beſtimmten Ziel zurück zu halten. Ungehinderte Entwickelung unſerer ſittlichen und geiſtigen Kräfte und freie, vernünftige Anwendung derſelben für uns und für An-

dere ſind nothwendige Erforderniſſe zur Erreichung jenes Ziels. Wie kann aber dies Alles beſtehen mit einer ariſtokratiſchen Regierung, die Unterdrückung aller menſchlichen Freiheit, Verfinſterung der Vernunft, blinde, unbedingte Unterwerfung ihrer Untergebenen zum Gegenſtande hat, die Menſchen und Völker als Laſtthiere und Schlachtvieh, den Staat als eine fette Pfründe für die Regierenden, und ſich allein als den höchſten Zweck derer betrachtet, die ſo unglücklich ſind, unter ihr leben zu müſſen?

Ariſtokratiſche und unbeſchränkt monarchiſche Regierungen ſtehen in einer Wahlverwandtſchaft zu einander, und unterſcheiden ſich hauptſächlich nur dadurch, daß die unbeſchränkte Gewalt bei den letztern bloß in der Hand eines Einzigen, bei den erſtern aber in den Händen Mehrerer liegt. Dennoch iſt in der Regel eine unbeſchränkte Monarchie bei weitem nicht ſo unheilbringend, als eine erbliche Ariſtokratie. Der unbeſchränkte Monarch ſteht zu hoch, als daß er ſich, wofern er nicht große Urſache zu Furcht und Mißtrauen hat, um die Geringfügigkeiten des niedern Lebens bekümmern ſollte; er fühlt ſich zu ſtark und mächtig, um wegen jeder kleinen Gefahr ängſtlich beſorgt zu ſeyn, und er hält es, wenn er anders Gefühl für ſeine Würde hat, unter derſelben, jedes Wort, jeden Blick und jede Miene zu belauſchen und belauſchen zu laſſen. Ganz anders iſt es in einer Ariſtokratie; hier ſind Horcher und Lauſcher überall; alle Thüren haben ihre Ohren, aller Fenſter ihre Augen, jeder Winkel ſein

Echo, und der Gedanke hat oft schon einen Verräther gefunden, ehe er noch ausgesprochen ward. Der Alleinherrscher verzeiht aus Stolz und Großmuth, wenn er sich überzeugt hält, daß der unbedeutende Beleidiger nicht im Stande ist, ihm weiter zu schaden; wer in einer Aristokratie aber Einem der gnädigen Herren mißfällt, der hat es nicht bloß mit allen Uebrigen, sondern auch mit ihren Frauen, ihren Fräulein und Junkern, mit ihren Oheimen, Tanten und Muhmen, Gevattern und Gevatterinnen, Knechten und Mägden, mit ihren Handwerks- und Arbeitsleuten, ja sogar mit ihrem Haarkräusler verdorben, der ihre großen Staats- und Rathsperücken in Ordnung halten muß, damit ihr biedern Verstand an der Gränze der Schneelinie nicht völlig erstarrt. Aber noch in anderer Hinsicht kann man in der Aristokratie zu Schaden kommen, wenn man das Glück oder das Unglück hat, das Wohlwollen eines gnädigen Herrn zu gewinnen, der unter seinen hochweisen Amtsbrüdern mächtige und einflußreiche Widersacher zählt. In diesem Fall wird man sicher der Sündenbock seines patrizischen Gönners, und muß als Opfer der kleinlichen Rache fallen, die eigentlich gegen ihn gerichtet seyn sollte.

Kurz, unter keinen Verhältnissen kann man sich eine jämmerlichere, unheilbringendere Regierungsverfassung denken, als die aristokratisch-patrizische! Wo herrschte jemals in einem monarchischen Staat so ununterbrochen und so lange dauernd wohl ein so schändliches Spionen- und Angeberwesen, wie unter den re-

publikanischen Formen von Venedig, welches dieselben sind, die man 1813 in Bern, in Luzern, in Freiburg, in Solothurn u. s. w. herstellte, und deren Aufrechthaltung im August 1816 von den eidsgenössischen Gesandten feierlich beschworen ward.

Unter allen Revolutionen, sagt ein großer Staatsmann (Fox), ist keine unglücklicher und weniger wünschenswerth für ein Volk, als eine Restauration. Dieß ist ein goldenes und ein sehr wahres Wort, dessen volle Bestätigung das Jahr 1830 geliefert hat. Alle Restaurationen der, durch die Revolution gestürzten Regierungen haben den Nationen nichts als Unglück und Jammer gebracht. Die Throne von Frankreich, Spanien, Neapel, Piemont, den Niederlanden, von Braunschweig und Hessenkassel, der schön gepolsterte Lehnstuhl des hochwohlgebornen und gnädigen Herrn Amtsschultheißen zu Freiburg im Uechtlande und der prachtvolle Stuhl des heiligen Vaters im Vatikan zu Rom haben hiefür Beweise genug geliefert. Die Meisten der wieder eingesetzten Regenten kehrten nicht mit einem versöhnlichen Herzen, nicht mit dem Wunsche, zu thun, durch fürchterliche Kriege erschütterten Völkern zurück, die alte Schuld abzutragen, und das Unrecht, das sie und ihre Väter begangen, zu vergüten; Viele von ihnen hatten Groll und Rache im Herzen und süße Worte auf den Lippen; sie verhießen den Nationen goldene Zeitalter voll Wonne und Glück, und berechneten heimtückisch die Köpfe, die durch ihre Mörderbeile fallen sollten und die Zahl ihrer wirklichen oder

vermeintlichen Beleidiger, die sie ächten, einkerkern und verbannen wollten. Fast Alle träumten von dem Wohlleben und den rauschenden Freuden, denen sie sich auf Kosten der armen, hart genug bedrängten Völker hingeben wollten, fast kein Einziger war fähig und werth, zu regieren, die meisten aber sehr würdig, Karls X. Schicksal zu theilen oder noch ein weit schlimmeres zu erfahren. Jene aristokratischen Häuptlinge der Schweiz, die als Empörer und zum Theil sogar auf eine ehrlose Weise, als Räuber und Diebe in der Nacht, die Regierungsgewalt an sich rissen, die sie in alten Zeiten auf ungerechte Art erworben, und der sie im Jahre 1798 freiwillig und ungezwungen entsagt hatten; diese letzteren hätten indessen noch eine weit härtere Strafe verdient, als irgend ein Anderer. Sie schmiedeten ihre Mitbürger und Mitbrüder, deren Vorfahren in den ruhmwürdigsten und heldenmüthigsten Kämpfen für Freiheit und Recht ihren Nachkommen die heiligsten und edelsten Güter des Menschen mit ihrem Blute errungen hatten, wieder in schändliches, drückendes Sklavenjoch; sie handelten schlimmer, als Oesterreicher oder Franzosen es machen würden, wenn sie die Schweiz mit offenem Kriege überzögen, um sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

Gewiß muß Jeder, sey er Schweizer oder nicht, wünschen, daß jene aristokratischen Perücken-Regierungen vom Erdboden vertilgt, daß die demüthigen, spießbürgerlichen, gnädigen Herren, die sich wundergroße Diplomaten dünken, und für ein Ordensband, ein Pen-

ſtöcken, einen Kammerherrnſchlüſſel, ihr Vaterland mit der ganzen darin lebenden und webenden, Handel, Landbau und Viehzucht treibenden Eidgenoſſenſchaft dem Fürſten der Hölle verſchachern würden, endlich einmal aufhören mögen, zu regieren, damit die Schweiz nicht länger eine ſonderbar verſchlungene Kette demokratiſcher und ariſtokratiſcher Republiken, deren letzter Ring ein poſſierliches Zwittergeſchöpf von Monarchie und Republik iſt, ſondern einen feſt zuſammenhaltenden Bund, eine wahre Eidgenoſſenſchaft wirklicher Freiſtaaten bilden könne. Das Band, welches dieſen Staatenbund jetzt umſchlingt, iſt in der That ſo locker, und bei der angedeuteten Sinnesart mancher ſeiner Regierenden ſo unzuverläßig, daß eine leichte Erſchütterung von auſſen oder von innen, ja vielleicht gar der lockende Glanz eines andern Bandes, ich meine eines Ordensbandes es zerreißen könnte. Ging doch ſchon einmal das allgemeine Gerücht, daß ein katholiſch gewordener Rathsherr, der als Freund der Reſtaurationen ſehr bekannt iſt, ſo wenig auch ſeine Schriften geleſen werden, einem großen Monarchen die Schweiz als Apanage für einen ſeiner jüngern Prinzen angeboten habe!

Der Staat Neuenburg, den die Schweizer als Kanton in ihren Staatenbund aufnahmen, war keine ſehr wohlthätige Zugabe für ſie. In andern ältern und neueren Freiſtaaten, ja ſelbſt in einigen Kantonen der Schweiz, die freilich keine Ariſtokratien ſind, darf Niemand eine Würde oder ein Amt von einer auswär-

tigen Macht annehmen, wofern er nicht sein Bürgerrecht aufgeben will; und hier ist sogar ein ganzes, einem fremden Monarchen angehöriges Fürstenthum Mitglied der schweizerischen Eidgenossenschaft! Gesetzt, der deutsche Bund, dessen Mitglied auch der König von Preußen ist, und der schweizerische Bund geriethen in einen Krieg, welches zwar keine Wahrscheinlichkeit, aber doch eine Möglichkeit wäre, für wen sollte dann das kleine Neuenburg sich erklären: für seinen allergnädigsten König und Herrn, oder für seine lieben Eidsgenossen? Im Fall eines Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich, wo die Schweizer offenbar weit klüger handeln würden, sich an das letztere, als an das erstere anzuschließen, wäre eine solche Möglichkeit sehr denkbar! Vermuthlich war der Beitritt des Fürstenthums Neuenburg eine bloße Lockspeise, wodurch man sich von Seiten der Monarchen einen immerwährenden Zugang zu den schweizerischen Staatsgeheimnissen sichern wollte, oder, was noch wahrscheinlicher ist, man suchte durch die Verbindung dieses so heterogenen Bestandtheils mit der Schweiz, das ohnehin sehr lose Band noch etwas loser zu machen. Für den geringen Gewinn, den das kleine Neuenburg den Eidgenossen an materieller Stärke gewährt, verlieren sie, wegen der Verschiedenartigkeit der Regierungsformen und der Interessen dieses Ländchens und der ihrigen desto mehr an moralischer Stärke. Gegen Frankreich kann die Schweiz Neuenburg nicht schützen, und Neuenburg kann die letztere gleichfalls weder gegen Frankreich,

noch gegen andere Angriffe in ſeine Obhut nehmen. Sie ſind in dieſer Hinſicht gegenſeitig einander ſo nützlich, wie das fünfte Rad an der Kutſche, und ihre Verbindung kann unter gewiſſen Umſtänden ſehr nachtheilig für beide werden. Daß man das Unterthanen-Verhältniß nicht auflöste, welches bei der damaligen Stimmung Preußens ſehr möglich und für eine billige Summe zu erlangen war, lag bloß an dem Willen jener Neuenburger Patrizier, die nach den preußiſchen Kammerherrnſchlüſſeln, Ordenskreuzen und Ehrenſtellen eben ſo lüſtern ſind, wie Mutter Eva nach den Früchten des verbotenen Baums, und wie ihre Standesgenoſſen in Bern, in Solothurn, in Freiburg, in Luzern, in Chur u. ſ. w. nach den öſtreichiſchen, neapolitaniſchen, piemonteſiſchen und andern Ordenszeichen und Penſionen, ſo wie nach dem Orden vom goldenen Sporn und den Reliquien, die der Dalai-Lama in Rom ſeinen ſchweizeriſchen Lieblingen ſchenkt. Für Belohnungen und Spielwerke der Art verkaufen die meiſten dieſer Herren mit Freuden Alles, Ehre und Treue, Freiheit und Vaterland. Sie ſind, wie kleine Kinder, die Alles mit ſich machen laſſen, und das Koſtbarſte hingeben, wenn ſie nur etwas Buntes und Blankes ſehen! Wer mag es den Schweizern verdenken, wenn ſie nicht länger ſolche eitle, thörichte, hochmüthige und herrſchgierige Menſchen zu ihren Regenten haben wollen? Wer kann es ihnen verargen, wenn ſie Männern die Regierung abnehmen, die weder zu regieren, noch zu gehorchen verſtehen, und fremden Deſpoten ergebener

und treuer ſind, als ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern? Möchten ſie doch mit Schande und Spott verjagt werden, jene elenden Buben, die das ſchöne, herrliche Land entweihen; die das Land, wo einſt, als die ganze Welt in Ketten und Banden der Finſterniß lag, ſo hochherzige Männer ihr Blut für Freiheit und Menſchenrecht verſtrömten, in Werbeplätze für fremde Herrſcher verwandeln, und die Nachkommen jener Helden der Freiheit und Tugend in entfernte Reiche verſchleppen, um dort, als verächtliche Sklaven und Scheſgen, alle Rechte der Menſchen mit Füßen zu zertreten und die unglücklichen Völker in Feſſeln zu ſchmieden.

Aber nicht allein in den ariſtokratiſchen, auch in manchen ſogenannten demokratiſchen Staaten der Schweiz herrſcht Ungerechtigkeit und Druck von Seiten der Regierungen, der Beamten und — Pfaffen! Ja, es möchte in dieſer Hinſicht von Helvetien daſſelbe Liedchen geſungen werden können, das man vor dreißig und mehreren Jahren von unſerem deutſchen Vaterlande ſang:

Umhüllt mit Flor den umgeſtürzten Becher
Und trauret um ihn her!
In ganz Helvetien. Ihr Herren Zecher,
Herrſcht Deſpotismus ſchwer!

Er kömmt nicht aus der Schule wahrer Weiſen,
Noch von den Göttern her!
Ihn mögen wohl die Pfaffen heilig preiſen.
Wer glaubt den Pfaffen mehr?

Von den zuletzt genannten ſehr ehrwürdigen Herren, die in manchen Gegenden der deutſchen Schweiz

vorzugsweise die Herren genannt werden, will ich noch an einem besondern Orte reden, und übergehe sie hier mit Stillschweigen. Vielleicht möchten sie es mir ganz und gar erlassen, überhaupt von ihnen zu sprechen; da aber Manche von ihnen nicht allein in Zeitungen und Flug- oder richtiger Fluchschriften, sondern selbst auf Kanzeln von mir geredet, und sogar im Kanton Appenzell-Innerrhoden ein Ketzermandat gegen mich verlesen haben; so halte ich mich verpflichtet, in der Folge etwas ausführlicher von ihnen zu handeln, nach der sehr billigen Rechtsregel: manus manum lavat *).

Die biedern Eidgenossen hatten also in der That durch die neue Staatsumkehr und durch die gänzliche Aufhebung der Vermittlungs-Urkunde Napoleons nichts gewonnen; da sie aber bekanntlich sehr artig sind, und vorzüglich die ewige Neutralität und die Wiederherstellung ihrer aristokratischen Verfassungen zu einem hohen Werth anschlugen, so bedankten sie sich am 27. Mai 1815 für die großen, ihnen von den verbündeten Monarchen erzeigten Wohlthaten auf das Höflichste und versprachen demüthigst, allen Bestimmungen der Wiener Congreßakte in Betreff der Schweiz gewissenhafte Folge zu leisten.

Man muß bekennen, daß besonders die aristokra-

*) Zu deutsch: Eine Hand wäscht die andere. — Ich bemerke dieß bloß wegen der Herren Geistlichen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß nicht Alle gleich stark im Lateinischen bewandert sind.

tischen Regierungen sich in dieser Hinsicht mehr denn zu gewissenhaft benommen haben! Mit einer nichtswürdigen Kriecherei, mit einer gänzlichen Vergessenheit ihrer Würde und Unabhängigkeit, mit einer spießbürgerlichen Aengstlichkeit und Feigheit suchten sie nicht allein jeder Forderung der fremden Gesandten zu genügen, sondern sogar zuvor zu kommen. Statt sich hiedurch bei den ausländischen Regierungen beliebt zu machen, verloren sie alle Achtung derselben, und man erlaubte sich immer mehr gegen sie, je tiefer sie sich demüthigten. Höchst knechtisch bewiesen sie sich in Rücksicht der Censur, der Fremdenpolizei, der neapolitanischen, piemontesischen, deutschen und französischen Flüchtlinge. Dinge, die in allen deutschen und französischen, ja sogar in ministeriellen und Staatszeitungen gedruckt und daraus übersetzt oder wörtlich geborgt waren, durchstrichen die engbrüstigen, kleinmüthigen Censoren mit rother Tinte. In mehreren Kantonen, wo unbeschränkte Preßfreiheit als Staatsgrundgesetz bestand, und wo man also den besten Grund hatte, jeden auf Beschränkung der Presse gerichteten Antrag abzulehnen, ward ohne Weiteres eine viel strengere Censur eingeführt, als in den monarchischsten Staaten Deutschlands waltete. Ja, auf der Tagsatzung von 1823 ward sogar über die Beschwerde eines Ministers berathen, der sich in einer Note über die „in der Schweiz herrschenden, antimonarchischen" Grundsätze beklagte. Statt eine so läppische Beschwerde auf gebührende Weise zurückzuweisen und dem Herrn Gesandten zu bedeuten: daß es eben so

kindiſch ſey, bei den Schweizer-Regierungen ſich über die republikaniſchen Anſichten der Einwohner zu beklagen, wie es widerſinnig von einem ſchweizeriſchen Geſandten ſeyn würde, bei einer monarchiſchen Regierung über die antirepublikaniſchen Geſinnungen der monarchiſchen Staatsbürger Beſchwerde zu führen; ſtatt deſſen zogen die hochweiſen Väter des Vaterlandes in ernſte Berathung: „uf welcherlei Wies und durch welcherlei Mittel“ ſie ihren lieben, biederen Eidsgenoſſen und „Landlüten“ monarchiſche Prinzipien einflößen und die republikaniſchen Grundſätze aus der Schweiz gänzlich vertilgen und ausrotten könnten.

Wahrlich, deutſche, franzöſiſche und ruſſiſche Diplomaten trieben mit den ſchweizeriſchen Landamännern, Amts- und Staatsſchultheißen oft ein ſo komiſches, lächerliches Spiel, wie junge, muthwillige Lieutenants und Fähnriche im Kriege mit den alten, feigen, ſpießbürgerlichen Bürgermeiſtern kleiner Städte und Marktflecken. Freilich tragen Helvetiens hochwohlgeborne, hochgeachtete und wohlweiſe Standeshäupter in ihren Rathsverſammlungen und Tagesſatzungen immer einen Degen, und zwar die meiſten an der rechten Seite, weil ſie linkiſch ſind; aber ihr Heldenmuth war in ihr Degenſcheiden ganz feſt geroſtet. Ihre großen Dreifaltigkeitshüte mit den drei Ecken waren ihnen immerwährende Sinnbilder der heiligen Dreieinigkeit des Bundes von der Newa, ſtets erinnerten ſie ſich dabei an Oeſterreich, an Preußen und Rußland. Daher ſie denn

auch gar der ewigen Neutralität, welche die fünf Großmächte ihnen auf ewige Zeiten verheißen und verbürgt hatten, gar nicht recht ordentlich froh werden konnten.

Alle jene Anmaßungen, all' jener Unfug fremder Abgeordneten hätte nicht statt gefunden, hätte nie statt finden können, wenn mehrere der schweizerischen Regierungen sich nicht gegen die auswärtigen Mächte sehr herabgewürdigt hätten, wie zum Beispiel, durch ihre schmeichelnde Kriecherei; durch ihre knechtische Feigheit; durch ihre krummen Katzenbuckel und Kratzfüße, die sie für diplomatische Künste und Feinheiten hielten; durch ihre widerrechtliche Anmaßung der höchsten, ihnen gar nicht zukommenden Gewalt; durch ihre gemeinen Ränke und Schliche, die sie anwandten, um ihre werthen Personen wieder an's Ruder zu bringen; durch ihre Verkäuflichkeit und Bettelhaftigkeit, womit sie nach ausländischen Aemtern, Würden, Ehrenzeichen und Pensionen gierten; durch ihre Schlechtigkeit und ihre Jüderei, womit sie ihre eigenen Mitbürger als Schergen und Sklaven an ausländische Despoten verschacherten. Sie dachten nie daran, was Georg Berli auf dem Blutgerüste sagte: „der Bürger eines freien Staats hört auf ein freier Mann zu seyn, wenn er die Gunst fremder Fürsten zu hoch schätzt."

Mit dem Unwillen ihres Volks, mit der Verachtung Derer, vor denen sie im Staube krochen, mit dem Hohn und Spott ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt haben sich jene Menschen bedeckt, die so kühn und

verwegen die höchste Gewalt an sich rissen, und so wenig im Stande waren, sich ihrer würdig zu zeigen! Was soll aber und was wird aus der Schweiz unter allen den Wirren und innern Zwistigkeiten, selbst wenn man sie für diesen Augenblick unterdrücken und beschwören könnte, dereinst werden? Ein Polen im Kleinen? Ein ungerechter Raub der mächtigeren Nachbaren? Das steht wohl nicht zu erwarten! Die Schweizer sind moralisch stärker und mächtiger, als die Polen selbst zur Zeit der ersten Theilung waren, und ihre Nachbaren haben, wo ich nicht irre, gerade jetzt genug im eigenen Hause zu löschen, als daß sie um die Angelegenheiten der Eidgenossen sich kümmern könnten. Ueberdieß wäre es sehr leicht möglich, daß die antimonarchischen Grundsätze, über welche jener Herr Gesandte sich 1823 so bitter beklagt hatte, auch unter die Söldner derer verbreitet würden, die hier vermuthlich Neigung hätten, eine fette Beute zu machen! Böse Beispiele sind ansteckend, und republikanische Grundsätze noch ärger, als die Cholera Morbus, die selbst den Beschützer der gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe in Europa, den Herrscher an der Newa verhindert hat, mit 500,000 Mann Kosacken und Kalmücken das unbeschränkt monarchische Prinzip und die Legitimität in Frankreich und den Niederlanden herzustellen. Die Schweizer können also immer getrost ihre legitimen aristokratischen Perückenköpfe von den angemaßten Rathsherrenstühlen verjagen. Europa's Großmächte werden sich wahrscheinlich sehr wenig darum kümmern.

II.

Ueber den Charakter der Schweizer.

Unter den größten Nationen Europa's herrscht wohl keine solche Verschiedenheit des Charakters, als unter den zwei Millionen Menschen, welche die Schweiz bewohnen. Dieß ist übrigens sehr natürlich bei einem Volke, das sich durch Abstammung, Sprache, Religion, Regierungsverfassungen, Erwerbzweige und Lebensart, und dessen Land sich durch Klima und Erzeugnisse auf so mannichfache Weise unterscheidet. In vielen Gegenden kann man keine Stunde reisen, ohne eine Verschiedenheit der Temperatur, und so auch einen sehr merklichen Unterschied in der Sprache, den Sitten, den Gebräuchen und den Lebensmitteln der Bewohner wahrzunehmen. Eine Vermischung der Hauptbestandtheile des Schweizervolks, wodurch sich bei ihnen, wie bei andern aus verschiedenen Rasen oder Völkern zusammengesetzten Nationen, zum Beispiel bei den Engländern, ein allgemeiner Nationalcharakter entwickeln würde, konnte bis jetzt nicht statt finden, indem die Schweizer durch die Verschiedenheit der Religion, der Sprache und selbst der politischen Einrichtungen zu sehr von einander abgeschlossen sind, und auch erst seit wenigen Jahrhunderten, nach und nach, und immer in langen Zwischenräumen sich zu Einem Staatenbunde gestaltet haben. Wäre Napoleons Vermittlungsurkunde aufrecht erhalten worden, wodurch alle Vorrechte von Städten, Gemeinden, Familien aufgehoben waren, und

jeder Schweizer die Freiheit erhielt, ſich wohnhaft anzuſiedeln, wo, und Erwerbzweige zu treiben, welche er wollte, ſo würde eine ſolche allmählige Verſchmelzung der verſchiedenartigen Beſtandtheile des Schweizervolks, eher zu Stande gekommen ſeyn, und das Ganze hätte dadurch an Feſtigkeit, an Dauer, an Sittlichkeit, an Aufklärung und an wahrem Glück unendlich gewonnen. Allein das lag nicht in den erhabenen Abſichten und der feinen Politik der großen Monarchen, ſo wie der Herren Ariſtokraten und Patrizier, und wo dieſe verwalten, muß billiger Weiſe das Wohl der Völker nachſtehen.

Bei den deutſchen Schweizern, die den Hauptſtamm des Ganzen bilden, herrſcht im Allgemeinen viel ächte Treue und Redlichkeit; ein religiöſer, oft zu Aberglauben und Schwärmerei ſich neigender Sinn; Gefühl für Tugend und Sittlichkeit, ſtrenge Ordnungsliebe, Thätigkeit und Erwerbfleiß. Auch die glühende Liebe für Freiheit und Vaterland und der kriegeriſche Muth ihrer Vorfahren haben ſie nicht verlaſſen, ſondern werden durch die ſchönen und großen Erinnerungen, die ſich an ſo manche Gegenden ihres Vaterlandes ketten, durch patriotiſche Geſellſchaften, durch mündliche Sagen und Geſchichtbücher fortwährend entflammt und genährt. Heiterkeit und Freude künden ſich in fröhlichen Geſängen ſelbſt von den Lippen der Aermeren an, für die an manchen Orten durch recht gute Anſtalten oft nur zu reichlich geſorgt wird, welches manchen Anlaß zu Müßiggang und Ausſchweifungen gibt. Uebrigens ſind die deutſchen Schweizer

in der Regel mißtrauiſch und argwöhniſch gegen Fremde, beſonders gegen Nichtſchweizer; deſto offener und zutraulicher werden ſie aber, wenn man durch Geradheit und Aufrichtigkeit ihr Vertrauen zu gewinnen ſucht. Dienſtbegierde, Wohlthätigkeit und freundliche Theilnahme bei den Leiden Anderer bilden gleichfalls höchſt achtungswerthe Züge in dem Charakter der deutſchen Schweizer. Dagegen ſind ſie aber äußerſt reizbar, empfindlich und rachgierig. Wehe dem, der ihren Zorn erregt hat; an Verſöhnung iſt in langer Zeit nicht zu denken! Doch hat man ſeltene Fälle, daß heimtückiſche, mordgierige Rache geübt wird. Statt des Dolchs oder der aqua toffana der Italiener, bedienen ſie ſich lieber des kleinen beweglichen Gliedes, welches nach St. Jakobus Verſicherung, ein unruhiges Uebel, und gleichfalls voll tödtlichen Giftes ſeyn ſoll. In einigen der Fabrikarbeiten treibenden Kantone iſt die Reinheit der Sitten vielleicht nicht ſo ſehr zu rühmen, wie in jenen, die ſich hauptſächlich nur mit Viehzucht beſchäftigen; dieß iſt aber keineswegs Folge der größern Aufklärung, die in den fabrizirenden, oder richtiger der größeren Finſterniß, die in den Hirtengegenden herrſcht, ſondern einzig und allein das Ergebniß davon, daß man eine Menge junger Menſchen beiderlei Geſchlechts oft Tagelang, beſonders in den Spinnereien und Webereien mit einander ohne Aufſicht arbeiten läßt, wornach ſie denn des Abends durch Buſch und Wald ſelbander zu Hauſe ſchleichen. Da iſt es ganz natürlich, daß hin und wieder dem Hymen prä-

numerirt und etwas außereheliche Vorwitz getrieben wird, welches zuweilen Folgen hat, die aber durch eine frühere oder spätere Heirath und durch eine Kleinigkeit, die man dem Herrn Pfarrer zahlt, leicht wieder vor Gott und Menschen gut zu machen sind. Mit den zehn Geboten, und vorzüglich in diesem Punkt, nimmt der biedere Schweizer es auch nicht so genau, wenn man nur den Glauben und die Sakramente in Ehren läßt. Aber Wehe dem, Wehe dem, der ihm davon auch nur ein Titelchen streitig machen oder gar an den Pferdefuß des Teufels und an Bileams Eselin nicht glauben wollte. In Hinsicht ihrer Rechtgläubigkeit ist also, so weit ich als Laie und aus Erfahrung es beurtheilen kann, den Schweizern beider Confessionen durchaus nichts vorzuwerfen. Sie halten in der Regel mit einem wahren Feuereifer auf ihre beiden Staatsreligionen eben so strenge, wie auf die Unverletzlichkeit der „ewigen" Neutralität, die ihnen von den fünf Großmächten Europa's zum Voraus auf ewige Zeiten gewährleistet ist. Wer ihnen von diesen Gegenständen nur das Mindeste zweifelhaft machen will, der darf sich ruhig und getrost auf St. Stephans oder Johann Hußens Schicksal gefaßt halten, denn in dem schönen, lieben Alpenlande findet man noch ächte, kraftvolle Streiter vor dem Herrn, die nicht mit Gründen der von ihnen und ihren meisten Herren Seelsorgern vermaledeieten und bis in den Abgrund verfluchten Vernunft, sondern mit den überzeugenden Waffen der Ge-

rechtigkeit und des Glaubens, mit Steinwürfen und Ketzermandaten kämpfen.

Ueberhaupt zeigen die deutschen Schweizer eine große Anhänglichkeit an Alles, was von ihren Vorfahren auf sie vererbt ist. Daher sind sie gegen neue Einrichtungen, selbst wenn diese noch so nützlich und vortheilhaft seyn sollten, immer eingenommen, und deßhalb behalten manche alte, wirklich schädliche Anstalten, Gesetze und Anordnungen ihren unerschütterlichen Bestand. Noch jetzt werden in den meisten Kantonen zur Schande der dortigen Regierungen und der Menschheit die Kindesmörderinnen mit dem Tode bestraft. Sollte man wohl glauben, daß die Schweiz, das Vaterland des ehrwürdigen Pestalozzi seyn könne, der so herrlich gegen die Todesstrafe der Kindesmörderinnen geschrieben hat? Ueberhaupt ist die Menge der Todesstrafen in der deutschen Schweiz grausenhaft. Für Helvetiens Gesetzgeber und Richter sind aber Beccaria's, Montesquieu's, Guizot's, Feuerbachs u. A. Werke umsonst geschrieben. Das Volk, und vorzüglich (wie fast überall) die Frauen und Kinder scheinen eine innige Sehnsucht nach dergleichen blutigen Schauspielen zu fühlen. Mehreremale sind mir während meines, etwa neunjährigen Aufenthalts in der Schweiz, in dem schrecklichsten Wetter und auf schlimmen, beschwerlichen gefahrvollen Wegen ganze Schaaren von Menschen, meist Frauen und Kinder, unter denen sogar Manche krank und schwach zu seyn schienen, begegnet, und auf die Frage: wohin? ward mir erwiedert, daß die Wallfahrt nach ei-

nem ſechs, acht, ja einmal ſogar, daß es nach einem zehn Stunden weit entlegenen Ort gehen ſollte, um der Hinrichtung eines unglücklichen Miſſethäters zuzuſehen! Guter Gott, kann es denn ein ſo angenehmes Gefühl erregen, den ſchrecklichen, verzweiflungsvollen und ſchauderhaften Tod eines armen Menſchen zu ſehen, der vielleicht beſſer war, als Alle die ihn zum Sterben verurtheilten, als Alle, die voll Neugier an ſeinem letzten Leiden ihre Blicke weideten, und die vielleicht in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen tauſendmal ſchlimmer gehandelt haben würden, als er? Kann denn wirklich ein Menſch ſich das Recht anmaßen, einen Andern zum Tode zu verurtheilen? Jeder Einwohner eines Staats ſagt man freilich, unterwirft ſich den darin beſtehenden Geſetzen, und ſelbſt denen, deren Verletzung mit Todesſtrafe verbunden iſt. Es beſteht zwiſchen ihm und dem Staat ein Vertrag, durch den er ſich verpflichtet, den Tod zu erleiden, ſobald er ſich gewiſſer Verbrechen ſchuldig machen wird. Wahrlich, eine ſeltſame Art von Rechtsphiloſophie! Ihr behauptet: der Menſch darf nicht ſelbſt über ſein Leben verfügen; er darf ſich nicht ſelbſt tödten. Verfüge ich denn nicht über mein Leben, wenn ich einen Vertrag eingehe, durch den ich für gewiſſe Fälle, die ich gar nicht vorausſehen kann, Andern das Recht zugeſtehe, mich zu tödten? Iſt ein ſolcher Vertrag nicht ſchon an und für ſich ungerecht und nichtig, und kann mein Mitkontrahent wohl vernünftiger Weiſe ein Recht für ſich daraus ableiten? Was haben alle Todesſtrafen der Sittlichkeit jemals geholfen?

Sie ſollen von Verbrechen zurück ſchrecken, und gerade in den Ländern, wo die meiſten Todesſtrafen vollzogen werden, werden auch die meiſten und größten Verbrechen begangen. Die Schweiz liefert hierfür einen ſehr ſprechenden Beweis. Trotz ihrer vielen und grauſamen Todesſtrafen, ſind gewiß verhältnißmäßig mehr peinliche Rechtsſachen bei ihren Gerichten anhängig, als in andern Ländern, wo man Todesſtrafen, Territion und Tortur längſt abgeſchafft hat *). Es giebt gewiß nichts Unklugeres, als einen Menſchen, der dem Staat oder ſeinen Mitbürgern Nachtheile zugefügt hat, aus der Welt zu ſchaffen. Man laſſe ihn doch arbeiten, damit er wenigſtens einen Theil des angerichteten Schadens wieder gut machen und auch ſittlich gebeſſert werden möge.

Die nach Verhältniß gegen manche andere Länder ſehr ſtarke Anzahl von groben Verbrechen in der deutſchen Schweiz fällt nicht ſo ſehr den Völkern als größtentheils ihren Regierungen, und ganz beſonders ihren Pfaffen zur Laſt. Das Volk iſt bieder und gut, im hohen Grade empfänglich für jede Art geiſtiger und ſittlicher Aufklärung und Veredlung, und ſelbſt den Hang zu religiöſer Schwärmerei, der in der Schweiz ſich noch weit ſtärker, als in dem benachbarten Schwa-

*) In einigen Kantonen finden, in gewiſſen Fällen, noch Verſchärfungen der Hinrichtungen ſtatt, z. B. das Handabhauen vor der Enthauptung. Auch Tortur und Territion befinden ſich an mehreren Orten noch in gutem Gange, mit allen dazu gehörigen Werkzeugen.

ben äuſſert, könnte, wenn er gehörig geleitet und nicht ſo häufig von herrſchgierigen, ehr- und habſüchtigen Regierungen, und vorzüglich von den Pfaffen gemißbraucht würde, ſehr viel zur Sittlichkeit wirken. Die weltlichen Leiter, ſelbſt in den demokratiſchen Kantonen, bekümmern ſich häufig um Alles, was ſie nichts angeht, aber um nichts, wodurch ſie für das ihnen anvertraute Wohl ihrer Mitbürger ſorgen können. In den demokratiſchen Staaten, wo die Geburt kein ausſchließliches Recht auf die Regierungsgewalt giebt, herrſcht der Ariſtokratismus des Geldes, und den meiſten Regierenden liegt die Füllung ihrer Caſſen und die Erweiterung ihres Einfluſſes und Anſehens näher am Herzen, als das Heil ihres Vaterlandes. Da ſie gröſtentheils aus den Kaufleuten und Fabrikanten gewählt werden, manchmal wenig Geiſt, Kenntniß und Aufklärung beſitzen, und gar oft mit dem Betrieb ihrer ausgedehnten Fabrik- und Handelsgeſchäfte vollauf zu thun haben, ſo mangelt ihnen nicht ſelten Alles, Fähigkeit, Neigung und Zeit für das Beſte ihrer Untergebenen, auf eine kräftige Art wirkſam zu ſeyn. Sie glauben genug zu thun, wenn ſie mit einem heiligen Dreieinigkeitshut auf dem Kopf, einen kleinen Spießbürgerdegen an der Seite, und in einen ungeheuren Mantel gehüllt, den Rathsverſammlungen beiwohnen, und recht eifrig dafür ſorgen, daß doch ja Alles im alten Geleiſe bleibt, wie ſie es von ihren lieben Vorfahren, für deren Anſehen und Nachlaß ſie eine übergroße Ehrfurcht und Zärtlichkeit he-

gen, erhalten haben. Die ehrwürdigen Herren der schwarzen Legion, für die sie als fromme Christen und als geschworne Feinde der verwünschten Vernunft und der vermaledeieten Aufklärung gleiche Gefühle nähren, müssen für sie beten, ihnen ihre heimlichen und öffentlichen Sünden vergeben, und dafür sorgen, daß das Volk ja nicht die heiligste aller menschlichen Pflichten, die Ehrfurcht, und den unbedingten Gehorsam gegen unsere hochgeachteten, wohlweisen und hochgebietenden Herren Landammänner und Herren des großen und kleinen Raths aus den blöden Augen verliere.

Die Pfaffen *) sind eine wahre Pest der Schweiz, und leider, handelt man keineswegs ungerecht, wenn man den größten Theil jener Menschen, die von ihren lieben Mitchgenossen zu Religionslehrern auserkohren sind, ohne Rücksicht auf ihre Confession, ihre Dogmen und kirchlichen Bocksbeuteleien, mit den Namen Pfaffen bezeichnet. Sie sind die verfolgerischsten, verfinsterungssüchtigsten Ungeheuer, die man sich denken kann. Wehe dem der einen schweizerischen Pfaffen auch nur durch ein Wort, nur durch ein Lächeln beleidigt! Re-

*) Ich muß hier bemerken, daß ich unter Pfaffen nicht den mir sehr achtungswerthen Stand der Volkslehrer verstehe, sondern jenes verwünschte Blindschleichengezücht, es möge angehören welcher Confession es wolle, das unter dem Deckmantel der Religion die Menschen zu verfinstern und zu verdummen sucht, statt, wie es Pflicht jedes rechtschaffenen Volkslehrers ist, sie durch vernünftige geläuterte Begriffe und Ansichten zu ächter Religiosität und Sittlichkeit anzuleiten und zu erheben.

formirte und katholiſche Bonzen der Schweiz ſind ſich einander völlig gleich; die erſtern ſind nicht beſſer, als die letztern, dieſe nicht boshafter als jene, denn es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein Theil den andern an Schlechtigkeit, an Bosheit, an Verworfenheit übertreffen könnte! Es iſt ein wahres Heer leibhafter Torquemada's; faſt alle Wälder der Schweiz möchten ſie zu Scheiterhaufen verbrauchen, um Ketzer und Freigeiſter zu braten; auf allen Alpen, auf allen Hügeln möchten ſie Autos da Fe halten; jeden Schimmer von Licht, der in ihre düſtern Schafſtälle eindringen könnte, ſuchen ſie mit dem ſchwärzeſten Gewölk des finſterſten Aberglaubens zu verhüllen, und durch die gräßlichſten Bannflüche zu beſchwören. Unbedingter Gehorſam gegen den Willen der Obern, ſo lange er nemlich ihnen nicht ſchadet, ſclaviſche Ehrfurcht und Folgſamkeit gegen die hochwürdige Geiſtlichkeit, blinder Glaube an jedes ihrer Worte, reiche Geſchenke an ihre Küchen, Keller und Kaſten, fromme Gaben an Kirchen und Klöſter, fleißiges Mitmachen aller kirchlichen Alfanzereien und Poſſen, andächtiges und ernſthaftes Anhören ihrer albernen Gaukeleien und Mährchen, Unterdrückung der Vernunft, der Freiheit der Rede und der Freiheit der Preſſe, das ſind die Hauptgrundſätze der Sittenlehre, die ſie predigen. Ueberall wollen ſie Finſterniß, Aberglauben, Dummheit, Knechtſchaft wieder zurückführen, um dem geiſtlichen und weltlichen Zwingherrnthume auf den blutigen Trümmern jammernder Völker prachtvolle Throne, Tempel und Altäre zu bauen.

Sie wollen den Sonnenroſſen den Weg verſperren, die den ſtrahlenden Wagen der Wahrheit ziehen, damit die glänzende Fackel der Aufklärung nicht die dunkeln Gemächer ihrer heimlichen Sünden, ihrer Gräuel und Schandthaten beleuchten möge! Wo die Regierungen und Obrigkeiten mit ihnen von gleichen Standpunkten ausgehen und auf gleiche Zwecke hinarbeiten, da können sie den Untergebenen jenen unbedingten, knechtiſchen und entehrenden Gehorſam nicht ernſtlich, nicht dringend genug als eine der erſten aller Tugenden empfehlen; aber wo die Obrigkeiten und Regierungen das Wohl, die Aufklärung und die ſittliche und geiſtige Veredlung des Volkes befördern wollen, da treten ſie ihnen überall in den Weg, da iſt es das eifrigſte Streben dieſer giftigen Nattern, die Abſichten der weltlichen Vorgeſetzten auf jede mögliche Weiſe zu verdächtigen, zu verläſtern, zu verketzern und anzuſchwärzen; den Charakter derſelben durch die gröbſten Unwahrheiten und Verleumdungen in den Augen der Völker herabzuwürdigen, die Letztern von jeder Pflicht zu Gehorſam und Achtung gegen die Regierenden loszuſprechen, und ſelbſt die Flamme offenbaren Aufruhrs und blutiger Bürgerkriege aus Leibeskräften anzublaſen.

Es iſt ein wahres Unglück für die Schweiz und ihre Bewohner, daß man die Aufſicht über das Schulweſen den Pfaffen überläßt. Hieraus entſpringen die verderblichſten, nachtheiligſten Folgen für den Charakter und die Geſittung des Volks. Warum ſoll der Mann, der dem Staate viele hundert nützliche und thätige

Bürger erziehen muß und vielleicht ſchon erzogen hat, der Willkühr und Aufſicht eines plumpen, unwiſſenden, faulen, verfinſterungsſüchtigen Pfaffen unterworfen ſeyn? Wahrlich, der treue, gewiſſenhafte und fähige Schullehrer, der eine Menge guter, rechtlicher und einſichtsvoller Menſchen bildet, und dafür vom Staat und von den Eltern gewöhnlich nur eine ſehr geringe Belohnung und wenig äußere Ehre genießt, verdient doch wohl weit höhere Achtung, und iſt auch gewiß weit unentbehrlicher für die Staatsgeſellſchaft, als der feiſte, ſich mit dem Mark des Landes mäſtende Pfarrer, der oft fremde Predigten für ſeine eigenen, und manchmal ſogar Unſinn für Gottes Wort ausgiebt. Welche Achtung ſollen die Schüler behalten für ihren Lehrer, wenn ſie ſehen, wie er ſich von einem ſolchen rohen, gebieteriſchen, herrſchgierigen Prieſter auf eine verächtliche Weiſe muß behandeln laſſen, und welcher Muth, welche Freudigkeit bei ſeinem ſchweren, ſchlecht belohnten Geſchäft ſoll ihm bleiben, wenn er, ſelbſt in Gegenwart ſeiner Zöglinge, ſich auf eine ſolche Art behandelt ſieht? Wie können Menſchen, die nur die Abſicht haben, die Völker zu verdummen und in Unwiſſenheit und Knechtſchaft zu erhalten, wohl gute Leiter und Aufſeher von Schulanſtalten ſeyn, welche beſtimmt ſind, Tugend und Sittlichkeit, Aufklärung und Freiheitsſinn zu befördern? Heißt das nicht offenbar, Ziegenböcke zu ſeinen Gärtnern und Marder zu Wächtern ſeines Taubenhauſes beſtellen? Werden dieſe, die Finſterniß mehr als das,

Licht liebenden, geiſtlichen Salamander, dieſe Schwarzröcke in der Uniform des Vaters der Lügen, nicht jede Art des Unterrichts, nicht jedes gute Buch, wodurch nützliche Kenntniſſe verbreitet, der alte Aberglaube vernichtet, das ſittliche Gefühl erhöhet und veredelt, der Sinn für Freiheit und Menſchenrecht geweckt und ausgebildet, und Haß und Abſcheu gegen Tyrannei und Sclavenjoch entflammt werden können, aus den Schulen verbannen? Werden ſie nicht dem Schullehrer jede mündliche Aeuſſerung, wodurch der Ideenkreis ſeiner Zöglinge erweitert, ihre Begriffe und Anſichten aufgehellt und geläutert, ihre Neigung zum Selbſtdenken und Forſchen aufgeregt werden könnten, als eine Todſünde, als ein höllenwerthes Verbrechen anrechnen? Wäre es daher nicht höchſt vernünftig, daß die Staatsbürger aus ihrer eigenen Mitte Schul-Commiſſionen erwählten, die von den Regierungen ſowohl, wie von der Geiſtlichkeit durchaus unabhängig ſeyn, und aus aufgeklärten, freiſinnigen Männern beſtehen müßten, und daß man dieſen die höhere Leitung des Schulweſens übertrüge?

Iſt es nicht entſetzlich, die Kinder in den meiſten ſchweizeriſchen Landſchulen vom fünften bis zum fünfzehnten Jahre faſt ausſchließlich mit dem trockenen Religionsunterrichte zu beſchäftigen? Iſt die erhabene Lehre unſers göttlichen Erlöſers nicht ſo einfach, ſo klar, ſo natürlich, daß man ſie einem verſtändigen Kinde von ſechs Jahren in wenigen Stunden, ja ich möchte ſagen, in einer Viertelſtunde begreiflich machen, und für ſeine ganze Lebenszeit einprägen kann? Wozu

läßt man alſo die Kinder in jenen Schulen faſt durchgehends nichts weiter lernen, als eine Menge alberner und veralteter Gebetsformeln, von denen ſie kein Wort verſtehen; eine noch größere Menge von Bibelſprüchen, die aus dem Zuſammenhange geriſſen gar keinen Sinn haben, und über deren wahren Sinn ſelbſt unſere größten Schriftforſcher und Sprachgelehrten ſich häufig ganz vergebens die Köpfe zerbrechen und die Federn zerkauen? Und wozu müſſen ſie endlich dicke, ſogenannte Katechismen voll unſinniger Fragen und eben ſo unſinniger Antworten von Wort zu Wort auswendig lernen, wodurch ſo wenig ihre ſittliche, als ihre geiſtige Ausbildung gefördert, ſondern gar häufig auf immer unterdrückt wird? Wozu in den proteſtantiſchen Landſchulen das Leſen der Bibel, die vom erſten Capitel des erſten Buchs Moſis bis zum letzten Verſe der Offenbarung Johannis jährlich einmal durchgepeitſcht werden muß, ohne daß man auch nur eine, der vielen, auf die Sittlichkeit der armen Zöglinge ſo nachtheilig wirkenden, Sumpfſtellen überſchlagen ſollte?

So müſſen die armen Schweizerkinder die ſchönſte Blüthenzeit ihrer Jugend, wo das Herz ſo empfänglich für jeden Genuß ſchuldloſer Freude iſt, aufopfern, um ſich für ihr übriges Leben verdummen zu laſſen; denn was kann ein ſolcher Unterricht ihnen für die Zukunft nützen? Faſt gar nichts! Die ganze Frucht dieſer elenden Quälerei beſteht in der Regel darin, daß die Zöglinge oder Züchtlinge mit Mühe und Noth ein wenig leſen lernen, wobei es ihnen aber immer geht, wie dem Kämmerer aus dem Mohrenlande, ſie wiſſen

nie, was ſie leſen; dann können ſie auch ſchreiben, das heißt, nach vorher gezogenen Linien langſam einige ſchlechte Buchſtaben malen und etwas rechnen. Außerdem bringen ſie aber einen ungeheuren Wuſt theologiſcher Kenntniſſe aus der Schule mit, der häufig einen wilden Spuck in ihren Köpfen anrichtet; denn daß eine ſolche Maſſe dogmatiſcher, apokalyptiſcher und chiliaſtiſcher Weisheit, bei ihrem natürlichen Hange zu religiöſer Schwärmerei, eine furchtbare Gährung erregen muß, kann man leicht denken! Es wimmelt unter ihren Schädeln in manchen Gegenden von einer ſo zahlloſen Menge grauſenhafter, vielköpfiger, theils gekrönter, theils nicht gekrönter Thiere, daß ſie gewiß in Noah's Arche keinen Platz finden würden. Manche Schwaben haben freilich auch viele Thiere in ihrem Hirnkaſten, die noch aus der Menagerie des ſeligen Albrecht Bengel herſtammen, der ſich bekanntlich mit der großen babyloniſchen Hure ein wenig zu tief eingelaſſen hatte; allein ſie machen nicht ſo vielen Lärm damit, und deshalb nennt man ſie auch die Stillen im Lande.

Wer iſt nun aber Schuld an dergleichen Schwärmereien, welche oft bei Vielen, die ſich ihnen hingeben, ein ganz verfehltes, unglückliches Leben zur Folge haben? Wer anders als die Pfaffen, die voll Eigennutz und Selbſtſucht, die armen Menſchen mit Schreckbildern jeglicher Art zu martern und zu plagen ſuchen, um deſto leichter die Gemüther zu unterjochen, und für ihre geiſtlichen Güter, für ihre Troſtſprüche, ihre Ab-

solutionen und Sündenvergebungen, ihre Segnungen, ihre Heiligenbilder und Reliquien desto mehr irdische Güter und blanke, klingende Münze zu bekommen! Die reformirten und katholischen Bonzen handeln hier ganz auf gleiche Weise, ihre Mittel sind dieselben: Unachtung der Vernunft, Unterjochung der Gemüther durch schreckhafte Vorstellungen und blinder Glaube an die Worte der hochehrwürdigen Herren Schwarzröcke, die sie für Gottes Worte ausgeben! Nur ihre Gaukeleien und Possen, und die angeblichen geistlichen Schätze, die sie ihren gläubigen Schafen spenden, um ihnen nicht allein mit Bequemlichkeit die Wolle abzuscheren, sondern sogar Haut und Fleisch wegzuschinden, sind verschieden.

Die gräßliche Kreuzigungsgeschichte zu Wildenspuch, der ungeheure Zulauf, den Frau von Krüdener auf ihrer Reise durch die Schweiz, sowohl in katholischen als reformirten Kantonen, von Seiten aller Volksklassen fand, der ausgebreitete Wirkungskreis der obskurantischen Traktatengesellschaft zu Basel, die Memiers und andere Schwärmer, die zwar ihren Hauptsitz in den Kantonen Waadt und Genf, aber überall ihre Anhänger haben, das Entzücken und der Beifall, womit nicht allein Katholiken, sondern auch Reformirte in der Schweiz die Ansiedelungen der Jesuiten betrachten, die zärtliche Liebe und die innige Verehrung, welche die hochweise Regierung zu St. Gallen und besonders der Herr Präsident Reuti jesuitischen, schwachköpfigen und despotischen Andenkens für den Erzspitz-

buben Schuhkrafft hegten, sind hinlängliche Beweise des starken Hanges der Schweizer zur Schwärmerei und des Obskurantismus mancher ihrer Regierungen, und vorzüglich ihrer sogenannten Geistlichen. Eine sehr ehrenvolle Ausnahme von den letztern durch thätigen Eifer für Beförderung der Aufklärung machen freilich mehrere vortreffliche Männer in Zürich, in Bern, in Genf u. s. w., aber die meisten Werke derselben zum Beispiel von Schultheß und Orelly sind hauptsächlich nur für Gelehrte bestimmt, und werden vielleicht mehr im Auslande, als in der Schweiz selbst gekauft und gelesen.

Unstreitig sind die Schweizer von französischer Herkunft, besonders die Waadtländer und Genfer, im geselligen Umgange angenehmer und liebenswürdiger, als jene vom deutschen Stamme. Sie sind lebhafter, offener, herzlicher, zuvorkommender, und im Ganzen genommen auch weit aufgeklärter. Man findet bei ihnen nicht das Steife und Unbehelfene, was so manchem deutschen Schweizer anklebt, nicht den finstern Ernst und das mürrische Wesen, wodurch man häufig von dem deutschen Schweizer, ehe man genauer mit ihm bekannt ist, zurückgestoßen wird. Auch glaube ich, daß sie alle jene sittlichen Vorzüge und mehr geistige besitzen, als unsere deutschschweizerischen Halbbrüder. Sie zeichnen sich durch alle Liebenswürdigkeiten des Charakters, die den Franzosen eigenthümlich sind, aus, ohne die Fehler zu haben, die man den letztern zu häufig vorwirft. Durch die sehr bedeutenden Unterstützun-

gen, die sie den unglücklichen Griechen gaben, bewies, daß sie vor ganz Europa einen hohen Grad von Edelsinn, von achtmenschlichem Gefühl und von heiligem Enthusiasmus für Freiheit und Völkerrecht. Der vortreffliche Genfer Eynard hat sich weit glänzendere Verdienste um die Menschheit erworben, als die drei hohen, zwischen den Türken und Griechen intervenirenden Mächte, und als alle Monarchen Europa's überhaupt. Er hat sich ein unsterbliches Denkmal in der Weltgeschichte gesetzt, das von der spätesten Nachwelt gesegnet seyn wird, wenn sie laut ihren Fluch über manches gekrönte hocherhabene Haupt ausspricht, das jetzt im Rathe der Erdengötter über das Schicksal der Völker eine Stimme führt. Wären die großen Monarchen von Eynards Gesinnungen beseelt gewesen; wie viele hundert tausend Menschen hätten dann gerettet werden können! Wie viele Ströme unschuldigen Blutes wären dann weniger geflossen; wie viele Millionen Thränen dann weniger geweint worden! Welchen Ruhm würde dann die Weltrichterin, die auch den Kaisern und Königen ihr gerechtes Urtheil spricht, den Geschlechtern dereinst zuerkannt haben, den sie ihnen, unter den jetzigen Verhältnissen, mit sehr ernster, finsterer und zürnender Miene verweigern wird.

Nicht weniger Gutes als von den deutschen und französischen Schweizern läßt sich über die jetzigen Eidgenossen des italienischen Stammes sagen. Sie besitzen in der Regel alle die Untugenden, die man den Italienern zur Last legt, ohne sie durch die rühmlichen

Eigenschaften derselben zu vergüten. Arglist, unversöhnliche Rachgier, niedrige Habsucht, Falschheit und Neigung zum Betruge sind Hauptzüge in ihrem Charakter. Man vermißt fast bei einem jeden italienischen Schweizer die biedere Redlichkeit, die Treue, die Sittlichkeit und Offenheit der übrigen, und so auch die feine, zuvorkommende Artigkeit der Waadtländer und Genfer, woferne man nicht eine knechtische Kriecherei für Artigkeit rechnen will. In den meisten Wirthshäusern herrscht Betrug und Prellerei im höchsten Grade, und in denen auf dem Lande noch überdies eine Unreinlichkeit und ein Schmutz, wie man sie kaum in den jüdischen Dorfschenken in Polen, aber nirgend in der Schweiz findet. Alles dieß ist ganz natürliche Folge des ungeheuren geistlichen und weltlichen Drucks, der schon so lange auf dem herrlichen, wunderschönen Lande lastet, und durch die neuere politische Gestaltung wenig erleichtert ist. Aberglauben, Verarmung und sittliche Verworfenheit gehen immer Hand in Hand; sie sind die eheleiblichen Kinder des Pfaffenthums und der Zwingherrschaft, und sie werden im Tessiner Lande durch die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu gewiß recht sorgsame Pfleger finden. Wie wird sich dies Völkchen, so lange es unter der gegenwärtigen Leitung steht, jemals zu den edlen, hohen Gesinnungen erheben können, deren ein republikanisches Volk so sehr bedarf, wenn es seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit behaupten will? Sollten nicht alle ächte Schweizer ernstlich dahin streben, dem Pfaffenunwesen in

Wallis und in Teſſin ein Ende zu machen, zumal da dieſe beiden Kantone als Vormauer gegen Italien äuſſerſt wichtig für ſie ſind?

Die Bündner ſtehen freilich in ſittlicher und geiſtiger Rückſicht hoch über ihren Nachbaren; allein von ächtſchweizeriſchem Gemeinſinn wiſſen ſie nichts. Noch immer nennen ſie ſich Bündner, und betrachten ihr Gebirgsland, als ein, gar nicht zur Schweiz gehöriges Land. „Kommen Sie aus der Schweiz? Reiſen Sie wieder nach der Schweiz? Welche Nachrichten hat man in der Schweiz von —?“ Das ſind die Fragen, die jeder Fremde bei ſeinem Eintritt ins Bündnerland hört, und die mich, als ich das erſte Mal über die Zollbrücke in den Kanton Graubünden kam, in nicht geringe Beſtürzung verſetzten. Ich glaubte nemlich, verirrt zu ſeyn, und mich auf öſterreichiſchem Grund und Boden zu befinden; ein Glück, wornach ich, aus gewiſſen Urſachen, nicht ſehr begierig war. Nicht Mangel an Freiheitsſinn iſt übrigens die Urſache dieſer kalten Gleichgültigkeit der Bündner gegen die übrigen Schweizer, denn in der Rückſicht werden jene von dieſen gewiß nicht übertroffen; allein das Band, das ſie beiderſeits umſchlingt, iſt noch zu neu: die Erinnerung an jene Zeiten, wo Graubünden einen für ſich beſtehenden, kleinen Staatenverein bildete, und wo ſelbſt Kaiſer und Könige um die Freundſchaft der großen, ſtarken, kriegeriſchen und heldenmüthigen Graubündner ſich bewarben, hat vielleicht für Manchen unter ihnen ſo viel Schmeichelhaftes und Einladendes,

daß ſie gerne die Tage zurück rufen möchten, wo ſie bald für Oeſterreichs und Spaniens, bald für Frankreichs Intereſſe, bald auch wohl für die eine oder die andere alleinſeligmachende Kirche ihre Hochgebirge und Thäler mit ihrem eigenen Blute benetzten. Betrachtet man aber unbefangen die ſchimmernde Rolle, welche ſie in jenen Kriegen ſpielten, ſo war ſie in der That nicht ſehr ehrenvoll. Die Bündner waren bloß das unglückliche Werkzeug, deſſen ſich jene ausländiſchen Herrſcher und einige ihrer eigenen ehrgeizigen und goldgierigen Familien, die Planta's, Salis und Bavier's, oder, was noch trauriger war, eine Hetze fanatiſcher, blutdürſtiger Pfaffen zur Befriedigung ihrer Selbſtſucht, ihrer Rachgier und ihrer Tollheiten bedienten. Ein Volk das für fremde Anmaßung, für fremde Leidenſchaften kämpft, und wären es auch die ſeiner eigenen Regenten, kann ſelbſt durch die größten, glänzendſten Siege ſo wenig wahren Ruhm, als Glück erlangen; aber eine Nation, die für ihre eigenen Rechte, für ihre eigene Selbſtſtändigkeit und Freiheit, oder für die Rechte der Menſchheit und anderer Völker Kriege führt, und wäre es ſogar gegen ihren eigenen Regenten und Herrſcher, und beſtänden ihre Kriege aus einer einzigen Kette der ſchrecklichſten Niederlagen, müßte ſie ſelbſt bis auf den letzten Mann ihr Blut verſtrömen; eine ſolche Nation erwirbt ſich den höchſten, den glorreichſten, den glänzendſten Ruhm in der Geſchichte; ihr verwüſtetes, von herrſchgierigen

Tyrannen zerstörtes Vaterland wird als der ehrwürdigste Friedhof heiliger Märtyrer betrachtet, den abgeschiedenen Geistern ihrer Erschlagenen werden Tempel und Altäre errichtet; ihr reicht die Weltgeschichte die herrlichsten Kronen dar, die mehr als alle Sieger- und Königekronen werth sind; ihr rinnen die Thränen der spätesten Nachwelt; in den erhabensten Gesängen wird ihr Andenken von den begeistertsten Dichtern gefeiert; ihre Lorbeeren welken nie; ihr Ruhm dauert ewig, so lange Menschen die Erde oder Menschenseelen den Himmel bewohnen!

Die fremden Mauthen, von denen die Schweiz rings umgeben wird, und die Menge von Handelssperren und Zöllen, welche die klugen eidgenössischen Regierungen aus vaterländischer Liebe im Innern aufgestellt haben, um auch den inländischen Verkehr nach Möglichkeit zu hemmen, und Treue und Redlichkeit zu vergiften, haben gewiß den verderblichsten Einfluß auf den, sonst biedern und geraden Charakter der Schweizer; da ich aber über diese, so wie über manche andere, eigentlich hierher gehörige Gegenstände, besonders, oder bei vorkommender Gelegenheit reden werde, so bemerke ich bloß, daß es in der ganzen Schweiz verhältnißmäßig wohl keine größere und keine glücklichere Anzahl von Schmugglern giebt, als in dem frommen rechtgläubigen Basel; ein Beweis, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nützlich ist.

III.

Die Garantie der ewigen Neutralität, Untheilbarkeit und Unverletzbarkeit.

Wahrlich, Ihr guten, biederen Schweizer, es ist ein köstliches, ein herrliches Kleinod, die Gewährleistung der ewigen Neutralität, Untheilbarkeit und Unverletzbarkeit Eures Gebiets, die Ihr der Großmuth der fünf erhabensten und legitimsten Monarchen des Erdkreises und der feinen, gewandten Politik Eurer klugen, einsichtsvollen, scharfblickenden Diplomaten verdankt! Hättet Ihr nicht so schlaue, geschorte Staatsmänner nach Wien gesandt, und hätte Europa nicht fünf so edeldenkende, hochsinnige Potentaten gehabt, von denen leider, bald nachher, und in einer kurzen Reihe von Jahren, zum Unglück unseres ganzen Welt- und Planetensystems, drei den Weg alles Fleisches giengen; so möchte man Euch vielleicht nur auf eine halbe, oder gar nur auf eine Viertel-Ewigkeit die Unverletzbarkeit, Untheilbarkeit und Neutralität zugestanden und verbürgt haben! Nun aber habt Ihr und Eure werthen Nachkommen doch das Recht, Euch in keine fremde Händel mischen zu dürfen, die etwa zwischen den Schwaben und Engländern, den Sachsen und Türken, den Oesterreichern und Lichtensteinern, den Amerikanern und Preußen, den Würtembergern und Algierern, den Franzosen und Grönländern, so wie zwischen andern mächtigen Nationen entstehen können, von denen Ihr und Eure

S. T. Herren Landammänner, Staats- und Amtsburgermeister, Staats- und Amtsschultheißen, groß und kleine Räthe, auch Wochenräthe, einfache Landräthe, zweifache Landräthe, dreifache Landräthe und Heimlicher (secrets), größtentheils noch weniger wißt, als ich selbst. Kein Kaiser und kein König, kein doppelter oder einfacher Adler, oder anderer Raubvogel darf jetzt Euer schönes Alpenland verlieren und es, wie einst das arme Polen, zerreißen, theilen oder gar viertheilen wollen. Jetzt habt Ihr und Eure lieben Kinder und Kindeskinder nicht bloß bis ins tausendmaltausendste Glied, sondern sogar bis in alle Ewigkeit, so lange in der Hölle Pech und Schwefel gebrannt und im Himmel Halleluja gesungen werden, allein das ausschließliche Recht, auf Euren Alpen und in Euren Thälern zu jodlen, den Kuhreigen zu singen, Eier zu laufen, Euch mit einander zu boxen, zu katzbalgen, zu ringen, zu schwingen, Hosen zu lüpfeln, und Niemand darf Euch das wehren oder verbieten, als etwa Eure hochgeachtete, wohlweise Obrigkeit und der Herr, (seliger Pfarrer), die aber dieß, und auch gerne viel mehr als dieß, gestatten, wenn Ihr nur darüber nicht die unterthänige Ehrfurcht, den unbedingten Gehorsam und den blinden, allein seligmachenden Glauben aus den Augen verliert. Kein Oesterreicher darf Euch Euren Speck, kein Preuße Eure Wurst, kein Würtemberger Eure Klöße, kein Russe Euer Hafermus auffressen; kein Franzose und Badener wird künftig Euren Wein, kein Bayer und Norddeutscher Euer Bier und

Euern Most, kein Kosack und Kalmuck Euren Kirschengeist und Branntwein austrinken; Alles wird Euch und den Eurigen bleiben, oder wenigstens Euren hochwohlgebornen, hochgeachteten, gnädigen und gestrengen Obrigkeiten, Euren hochwürdigen Herren Pfarrern und Euren Mönchen und Nonnen, welches übrigens eben so gut ist, als ob Ihr es selbst genösset, oder eigentlich noch besser, da Ihr sodann durch allzustarken sinnlichen Genuss weder an Eurem Magen, noch an Eurer Seele Schaden leidet, denn was hülfe es Euch, wenn Ihr auch die ganze Welt gewönnet, und das Letztere der Fall wäre?

Ihr werdet auch künftig nicht in Gefahr seyn, Eure Söhne in Schlachten gegen fremde Krieger für Freiheit, Vaterland und Menschenrecht fallen zu sehen. Ihr werdet sie erziehen können, damit sie und ihre Kinder ein Trost, eine Stütze, eine Freude Eurer letzten Lebenstage sein mögen! Welch ein Glück für Euch, wenn Ihr einst von Hinfälligkeit und Alter, von den Sorgen und Mühen des irdischen Daseyns ermattet, nicht mehr arbeiten und den nothdürftigen Unterhalt Euch nicht mehr schaffen könnt; welch' Glück für Euch, sage ich, wenn Ihr dann eine Schaar tugendhafter, gesunder, fröhlicher Kinder und Enkel um Euch sehen werdet, welche den rauhen Winter Eures Lebens Euch erheitern, Euch so manches Leid, das Ihr erduldet, so manche Aengsten, die Ihr um sie gehabt, so viele Thränen, die Ihr um sie geweint habt, durch Liebe, durch Dankbarkeit, durch zärtliche Pflege zu vergelten suchen, und

die einſt, wenn der Engel, der Euch durch dies Thal der Nächte in eine ſchönere Heimath, in die Wohnungen des Friedens und der ewigen Ruhe geführt hat, Eurer indiſchen Hülle die gebrochenen Augen zudrücken werden. Aber vielleicht iſt Euren Söhnen ein weit herrlicheres und glänzenderes Loos bereitet, und dafür werden nach ihrer bekannten Milde, nach ihrem ruhmwürdigen Eifer für Euer und der Eurigen Wohl und beſonders ihres eigenen Beſtens wegen die meiſten Eurer gnädigen und väterlichen Regierungen ſorgen. Sie werden nämlich finden, was ſie ſchon immer gethan haben, Werbeplätze für den Dienſt ausländiſcher Autokraten errichten, um von den letztern für ſich und ihre eigenen Söhne, Ehren- und Officierſtellen, Orden, Penſionen, Kammerherrnſchlüſſel, goldene Tabacksdoſen und noch viel andere herrliche Sachen zu erlangen. — Auf jenen Werbeplätzen wird man, wie immer geſchehen iſt, ſchlaue Werber halten, die im Verein mit ſpitzbübiſchen, geldgierigen Wirthen und liederlichen Dirnen, für die fremden, von ihren Völkern verwünſchten und verabſcheueten Deſpoten treue Schergen und Söldner ſuchen, welche die unglücklichen, erbitterten und bis zur höchſten Verzweiflung gemarterten Völker völlig zu Grunde richten ſollen. Sagt nicht Ihr Väter und Mütter, ſagt nicht, Ihr jungen Bräute und Frauen, mein Rudolph oder Heinrich, mein Jakob oder Karl wird nicht ſeine Eltern, ſeine Kinder, ſeine ſchönen Alpen verlaſſen; er wird nicht ſo unwürdig ſeyn, ſich zum Büttel fremder Nationen, zum Beſchützer feiger,

verächtlicher Sultane, oder zur Spielpuppe hochmüthiger, prunkender Zwingherren gebrauchen zu lassen. Er will ja selbst frei seyn, warum sollte er sich denn zu dem schändlichsten aller Dienste, zum Bedrücker unglücklicher Nationen verkaufen? Wie sollte es ihm möglich seyn, jemals als Schergo eines Despoten, Andern die Freiheit und die heiligsten, unveräußerlichsten Rechte des Menschen rauben zu wollen, für die unsere hochsinnigen Vorfahren ihr kostbares Herzblut vergossen haben?

Auf jenen Werbeplätzen, die Eure wohlweisen und liebvollen Regierungen, welche für ihren Vortheil noch weit mehr, als für den Eurigen besorgt sind, errichtet haben, versteht man es schon, Jünglingen und Männern die Liebe für Eltern und Kindern, für Gattinnen und Bräute, für Freiheit und Vaterland, für Ehre und Tugend aus den Köpfen und aus den Herzen zu bringen. Die listigen Werber, die geldgierigen Wirthe, die buhlerischen Dirnen haben alle Mittel in Händen, durch Karten und Würfel, durch Trunk und andere Ausschweifung, sie in einen Zustand zu versetzen, wo sie voll Wein, voll Scham und Verzweiflung sich entschließen, das dargebotene Werbegeld anzunehmen, und, wie es der Wunsch ihrer hochgeachteten, aber sehr zu verabscheuenden Regierungen ist, sich dem Tyrannendienste hinzugeben.

Weid' eine Wonne für Euch, wenn Ihr dereinst erzählen hört, daß Eure, in den abscheulichen, von Euren frommen, weisen, landesväterlichen Regierungen so hoch begünstigten Kloaken des Lasters angeworbenen Söhne, Gatten, Väter, Brüder und Geliebten gegen

viele Tausende empörter Bürger mit Löwenmuth gefochten, daß sie dem Despoten, den Millionen verfluchten, die unerschütterlichste Treue bewiesen haben, daß die Meisten von ihnen in dem heldenmüthigen Kampfe geblieben, daß die übrigen mit Wunden bedeckt sind, und von der siegreichen Nation mit Schande und Spott zu Hause geschickt werden? Und, wenn dieß auch nicht ist, welch' eine Freude, die Eurigen einst an Leib und Seele verderbt, mit allen Lastern und den schändlichsten Krankheiten behaftet, zur Arbeit unfähig und an Müssiggang gewöhnt, in Eure Mitte zurückkehren zu sehen, wo sie Alles, was mit ihnen in nähere Berührung kömmt, sittlich und physisch vergiften, Euch von ihren begangenen Schelmenstreichen und Nichtswürdigkeiten vorprahlen, und Euch und den Eurigen zur Last sind? Welche Freude, welcher Ruhm für Euch, wenn Ihr die Söhne Eurer Landammänner, Staatsschultheißen und Rathsherren mit den glänzenden Ordenszeichen umherprunken, und sie die Besoldungen und Pensionen verschwelgen seht, die Ihr mit Eurem Blut, Eurem Wohlstande, Eurem ganzen Lebensglück ihnen erkauft habt? Dieß hätten Ihr nicht können, wenn Eure weisen und väterlich gesinnten Regierungen aus Dankbarkeit für die Euch zugesicherte und auf einige Zeiten verbürgte Unverletzbarkeit, Untheilbarkeit und Neutralität der Schweiz Euer schönes Land nicht in einen großen Werbeplatz des Despotismus und der Willkühr verwandelt hätten.

Aber Ihr blickt ja ganz niedergeschlagen, ganz

traurig umher, Ihr guten, ehrlichen Eidgenossen? — Ihr fürchtet, daß es Euch und Euren Nachkommen fürder an so glänzenden Aussichten, Ruhm und Ehre zu erwerben, und große, glänzende Thaten zu thun, fehlen werde, da man bereits von den Niederlanden und von Frankreich Eure treuen Schergen zu Hause geschickt hat, weil man vielleicht in dem ersten Lande glaubte, es stehe einer Regierung sehr schändlich an, in Fremde mehr Vertrauen setzen zu müssen, als in ihr eigenes Volk, und weil man in dem letztern keiner verächtlichen Büttel und Schergen künftig bedarf, da kein Fürst mehr auf dem Throne sitzt, der sie zu seiner Leibwache nöthig hätte.

Doch seyd nur nicht mißvergnügt! Vertraut auf Gott, und besonders auf die weise, väterliche Fürsorge Eurer gnädigen und gestrengen, aristokratischen Obrigkeiten, die Euch bereits durch die, von fünf großen Monarchen, für alle Ewigkeiten verbürgte Unheilbarkeit, Selbstständigkeit, Neutralität und Unverletzbarkeit Eures Gebietes den einleuchtendsten Beweis ihres hellen Verstandes und ihrer feinen, diplomatischen Gewandtheit gegeben haben. Bloß durch diesen einzigen meisterhaften Zug politischer Weisheit erwarben sie bei der ganzen vernünftigen Welt ihrem Vaterlande den Ehrennamen des Abdera von Europa. Ueberall wo sie, während der Verhandlungen über jene ewig hochwichtigen Gegenstände in Wien erschienen sind, ist man ihnen mit dem allerfreundlichsten Lächeln entgegen gekommen, und wo sie gegangen sind, hat man ihnen nachgepfiffen. —

Verlaßt Euch also nur auf Eure aristokratischen Regierungen; sie werden es schon machen!

Und gibt es nicht noch ein Kaiserreich jenseits des Oceans, Brasilien genannt? Haben sie nicht schon einmal mit Don Pedro Unterhandlungen wegen jährlicher Lieferungen recht treuer, sklavischer Schergen anknüpfen wollen? Wahrlich, da würden Eure Söhne und Brüder ein rechtes „Ländle" finden; viel, viel größer, als die Schweiz; größer, als Vorarlberg, Tyrol und ganz Schwabenland; ja, größer noch, viel größer, als ganz Deutschland und das Lichtensteiner Gebiet. Und Berge gibt es da, die noch weit höher sind, als Eure Schweizerberge, höher als der St. Gotthard, als die Jungfrau, die Rosa, und der Montblanc! Was würden Eure Tapfern nicht zu erzählen wissen, wenn sie von dort zurückkämen, von allen den Wundern, die sie da gesehen, von allen Gefahren, die sie erlebt, von allen den großen Heldenthaten, die sie vollbracht hätten!

Doch Mancher unter Euch fürchtet das Heimweh, und wahrlich nicht mit Unrecht! Ihr Schweizer klebt an Eurem Alpenländchen so fest, wie Eure Pfaffen an den Glaubenslehren ihrer beiden alleinseligmachenden Staats-Religionen; so fest, wie die Schnecke an ihrem Laubblatt, von dem sie sich immer nur mit Schmerz und Unbehagen trennt, wenn nichts weiter als das Gerippe davon übrig ist.

Seyd unbesorgt, Ihr Guten! Fast überall gibt es ja der großen, legitimen Herrscher genug, die so

treue Büttel und Schergen, wie Ihr seyd, gebrauchen könnten! In Neapel, in Piemont, und bei dem heiligen Vater findet Ihr noch immer Euer Unterkommen und „guot Tractament!“ Und Don Michel, Mahmud II. und Ferdinand VII. würden recht gerne mit Euren hochwohlgebornen, hoch- und wohlweisen, gnädigen und gestrengen Herren Kapitulationen abschließen, wenn sie nur Geld hätten und aufzutreiben wüßten! Doch kömmt Zeit, kömmt Rath, und welche herrliche Aussichten habt Ihr dann für Euch und die Eurigen! Hätte Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst Konstantin hunderttausend so treue Hofrekel und Leibwächter gehabt, wie Ihr seyd, so wäre er nicht in wichtigen Angelegenheiten so schleunig aus Warschau abgereist! Hätte der Herzog Karl von Braunschweig, bei seinem letzten Versuche gegen sein Vaterland eine Schaar von 20—30,000 Mann Schweizerschergen gehabt, dann hätte er nicht am Harz einen Salto mortale aus dem zweiten Stockwerk und zum Fenster hinaus gewagt, und würde nicht nachher auch noch über die Stadtmauer bis an den Hals in den Morast gesprungen seyn.

Vertrauet Ihr nur fest auf die erhabene, feine Politik Eurer klugen Aristokraten, die Euch so glänzende Beweise von väterlicher Fürsorge und von Vaterlandsliebe gegeben haben! Sie werden sicherlich den, für sie und ihre Kinder so einträglichen Handel mit den Seelen ihrer lieben Landsleute nicht in Stockung gerathen lassen! Es gibt keine größere Wahlverwandt-

ſchaft in der Welt, als zwiſchen einem ſchweizeriſchen Standeshaupte oder Rathsherrn und zwiſchen einem ausländiſchen Ordensbande, einer goldenen, mit Dukaten gefüllten Schnupftabacksdoſe und einer fetten Penſion! Selbſt die Wahlverwandſchaft, die zwiſchen den Kindern Iſrael und den edlen Metallen herrſcht, iſt bei weitem nicht ſo groß. Seht, wie ehrwürdig und ernſt ſie dahin ziehen mit ihren Dreieinigkeitshüten auf den ſtolzen gebieteriſchen Häuptern! Welche unverſiegliche Quellen von Weisheit mögen unter dieſen Schädeln verborgen ſeyn, wovon keines Menſchen Auge jemals das Mindeſte geſehen, keines Menſchen Ohr etwas gehört, und Niemandes Sinn etwas wahrgenommen hat? Und wie ſie dort umherſtolzieren, ihre Söhne, die Werber-Hauptleute, mit den ausländiſchen Ordenszeichen auf der Bruſt, in welcher alles Gefühl für Freiheit, für Menſchenrecht und Vaterland, für Ehre und Tugend erſtorben iſt! O, Ihr Schweizer, wenn Eure Selbſtſtändigkeit, wenn Eure Freiheit und Euer Glück Euch lieb ſind, dann verbannt dieſe elenden Wichte, dieſe mißgerathenen Nachkommen ruhmwürdiger Vorfahren! Sie haben den ſchönen Boden entweihet, den Eure edlen, heldenmüthigen Altvordern durch ihr Blut geheiliget haben; ſie verdienen nicht, länger dort zu leben, und noch weniger, dort zu regieren.

IV.

Was wird aus der Schweiz werden?

Diese Frage würde sehr leicht zu beantworten seyn, wenn die Zukunft mit ihren Geheimnissen nicht viel zurückhaltender wäre, als manche schweizerische Schöne mit den ihrigen.

Wir haben eine große, eine tief und stark bewegte Zeit erlebt, und eine andere, die noch weit stürmischer, noch weit reicher an wundervollen Krisen, weit fruchtbarer und überraschender an Heil und Unheil bringenden Entwickelungen seyn wird, scheint ihr folgen zu wollen. Das Jahr 1830 ist vielleicht nur das Morgenroth einer Zukunft, welche die Prunkgebäude, die seit Jahrtausenden von weltlicher und geistlicher Tyrannei, von Herrschgier und Verfinsterungssucht, von Knechtschaft und Aberglauben, von gewaltsamer Anmaßung und feigherziger Schwäche, von List und Dummheit aufgeführt wurden, auf der Erde vernichten, und statt der, von Fürsten und Staatsmännern so hochgepriesenen, von jammernden Nationen so laut verfluchten „gesellschaftlichen Ordnung" einen neuen Zustand der Dinge hervorrufen wird, welcher der Civilisation dem Glück und den Bedürfnissen der Menschheit gemäßer und zuträglicher ist. Die alten, wurmstichigen „hölzernen Gerüste mit Sammt überzogen," wie Napoleon, der als Kenner ihren

Werth zu würdigen verstand, sie nannte, sind seit wenigen Monaten auf das Heftigste erschüttert worden. Gerne möchten wahrscheinlich die Meisten von denen, die darauf sitzen, jetzt das gewähren, was sie zu Anfange dieses Jahres noch mit so stolzem Uebermuth verweigerten, gerne mögen Einige jetzt sogar wünschen, von den erhabenen hölzernen Gerüsten herabsteigen und demüthig neben denen Platz nehmen zu können, die sie noch vor Kurzem, voll tollen Wahnsinns, mit den Füßen zerstampfen wollten; allein es ist zu spät, die furchtbare Flamme lodert von unten empor, und drohet, sie selbst zu ergreifen. Das Haus brennt an allen Ecken; die Löschanstalten, deren man sich ehmals mit so herrlichem Erfolge bediente, Kanonen, Bajonette und Mörser, Censuren, geheime Polizeien und Inquisitionen versagen entweder ihren Dienst, oder machen wohl gar das Uebel ärger, indem man durch sie noch mehr Brennstoff in die Flammen schüttet.

Was soll die Schweiz nun anfangen? Wird auch sie mit ihrer ewigen, von fünf Großmächten verbürgten Unverletzbarkeit, Untheilbarkeit und Neutralität ergriffen werden, von dem schrecklichen Vulkan, der nach allen Seiten hin feurige Lavaströme ergießt?

Das glaube ich nicht! Vielleicht hätten für die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der Schweiz keine günstigere Umstände sich ereignen können, als gerade die gegenwärtigen. Wären dieselben aber auch jetzt noch nicht eingetreten, denn daß sie über kurz oder lang statt finden würden, ließ sich schon längst aus Al-

lem vorherſehen; ſo hätten dennoch die Schweizer nie Urſache gehabt, für ihre Selbſtſtändigkeit zu zittern; es müßte denn der Fall geweſen ſeyn, daß ſie von ſchlechten Regierungen verrathen wären, oder ſich ſelbſt aufgegeben hätten; das Erſtere war ſehr möglich, allein das Letztere durchaus nicht denkbar.

Ich bemerkte ſchon früher, daß die Schweiz, ungeachtet der kleinen Anzahl von Menſchen, einen weit höhern Grad moraliſcher Kraft beſitzt, als Polen zur Zeit ſeiner erſten Theilung, und daß ihre Bewohner folglich nicht ſo leicht in einem Kampfe gegen auswärtige Anmaßungen erliegen würden, wie die Polen im Jahr 1773.

Die moraliſche Kraft der Schweizer zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit von ausländiſcher Herrſchaft entſpringt aus ihrer innigen Liebe für ihr Vaterland, aus ihrem Freiheitsſinn, aus den begeiſternden Erinnerungen an eine groſſe, ruhmvolle, heldenmüthige Vorwelt, und aus ihrem glühenden Haß gegen allen fremden Deſpotismus, ich ſage vorſätzlich: fremden Deſpotismus, denn an eigenem, welchen manche ihrer Regierungen über ſie ausüben, fehlt es, wie ich in der Folge zeigen werde, in der That nicht! Sind aber auch die frommen Eidgenoſſen in einigen Kantonen nichts weniger als frei, ſo giebt ihnen doch die Vorſtellung, daß ſie es ſind, faſt dieſelbe moraliſche Kraft, welche ihnen der Beſitz und das Gefühl wirklicher Freiheit gewähren würden. Selbſt der Gedanke: ich bin frei, iſt ſo bezaubernd und erhebend,

daß er für den schrecklichsten Druck entschädigt, unter dem man erliegen muß. Haben wir doch Völker gesehen, die, voll Wuth und Zorn, die Freiheit, welche man ihnen darbot, von sich stießen, und in den hartnäckigsten, blutigsten Kämpfen, das eiserne Joch wieder zu erringen strebten, das man ihnen abgenommen hatte, bloß, weil sie glaubten, daß sie freier darunter lebten, und weil es ihnen entehrend war, sich von Fremden Gesetze vorschreiben zu lassen. Man denke nur an den Kampf der Tyroler gegen Baiern, und an den langen Krieg der Spanier gegen die Franzosen!

Ganz anders sah es hingegen zur Zeit der ersten Theilung in Polen aus. Bloß der Adel und die katholische Geistlichkeit waren gegen die Zerstückelung ihres Vaterlandes ergrimmt, weil sie fürchteten, die großen Vorrechte zu verlieren, womit sie die andern Stände und ihre nicht katholischen Landsleute bedrückten. Der Bauernstand, die Hauptmasse des Volks, war bis zu den werthlosen Thieren herabgewürdigt, und wenig besser ging es den Bürgern, die in den Städten der reichen Magnaten und Geistlichen lebten. Weder bei ihnen, noch bei den, von Edelleuten, Pfaffen und Juden auf das Schrecklichste gemißhandelten Bauern konnte damals von Vaterlandsliebe und moralischer Kraft die Rede seyn; denn wie kann der Mensch ein Vaterland lieben, das ihm nichts als Jammer und Elend darbietet?. Wie kann er sich mit edler Begeisterung für irgend eine Idee erheben, wenn durch den fürchterlichsten Despotismus alle Kräfte des

Geiſtes gelähmt ſind, und man ihn bis zum äußerſten Grad von Stumpfſinn und Verzweiflung gebracht hat? Außerdem waren zu jener Zeit noch viele Diſſidenten (Nicht-Katholiken), denen man auf alle mögliche Weiſe ihre wenigen Rechte zu rauben und zu beſchränken ſuchte, der Theilung Polens zwiſchen Rußland, Preuſſen und Oeſterreich günſtig, weil ſie die Rettung der Freiheit ihres Glaubens und ihrer Gottesverehrungen dem Fortbeſtehen ihres Vaterlandes vorzogen.

An eine Unterjochung oder Theilung der Schweiz konnten die großen Monarchen vernünftiger Weiſe nie denken. Ein ſolcher Kampf würde ſicherlich eine gröſſere Menge von Kriegern koſten, als Bewohner im Lande ſind, und am Ende würde man, nach jahrelangem Morden, nichts weiter erobert haben, als eine, mit Blut und Leichen und Aſchenhaufen bedeckte Wüſte, die man erſt aufs Neue wieder anbauen und bevölkern mußte. Ein König der Schweizer würde überdies die nämliche Rolle ſpielen, wie der Klotz in der Fabel, den der Vater der Götter den Fröſchen auf ihre Bitte zum Könige gab. Sie würden auf ihm herum hüpfen und ſpringen, und ihn mit ihrem Unrath beſudeln, und das könnte doch keine Freude für einen legitimen Prinzen ſeyn? Gewiß iſt auch nie einem Fürſten der Gedanke an eine ſolche Unternehmung ernſtlich in den Sinn gekommen. Wäre es indeſſen wirklich der Fall geweſen, ſo würden die übrigen Nationen Europa's gleichfalls ein ernſtes Wort dazu geſprochen haben. Viele tauſende freiheitliebender Männer und Jünglinge,

aus Deutschland und Frankreich, aus England und Italien, aus Polen und Rußland, kurz aus allen Theilen Europa's, ja selbst aus Amerika, würden den Schweizern zu Hülfe geeilt seyn. Ueber die Trümmer rauchender Burgen und Schlösser würden sie sich den Weg gebahnt haben, und die Ereignisse, die wir im Jahr 1830 erlebten, wären dann höchst wahrscheinlich weit früher eingetreten. Mit sehr großer Sicherheit ließ dies sich voraus sehen und erwarten; denn die Stimmung der Völker, ihre Theilnahme und ihre Anstrengungen für die Griechen, zeigten hinlänglich, was sie in einem ähnlichen Fall für die Schweizer thun würden. Zuverläßig würden sich mehrere Schweizervereine, als Griechenvereine gebildet haben, und man würde bei den Königen nicht lange um die Erlaubniß gebettelt haben, den Schweizern mit Waffen und Mannschaft zu Hülfe zu ziehen. Wie war es also möglich, daß die „hochweisen und klugen" Standeshäupter der Schweiz bei jeder läppischen Drohung fremder Diplomaten sich so kindisch und ängstlich gebehrden konnten? Wie war es möglich, daß die Nachkommen der Helden von Morgarten, von Sempach, von Näfels jedem Verlangen auswärtiger Herrscher, so feige, so knechtisch, so kriechend zuvorkommen, und oft sogar weit mehr thun konnten, als man von ihnen begehrte? Mußte nicht hierdurch das Volk, da es seine Obern so handeln sah, den Muth und alles Vertrauen zu sich selbst verlieren? Regierungen werden so gut wie einzelne Menschen ge-

nommen, wie sie sich geben. Der sclavische Kratzfüßler und Schmarotzer wird mit all' seinen Schmeicheleien, mit all' seiner Demuth und Kriecherei niemals Achtung gewinnen, sondern Jedermann wird ihn in den Staub treten und mißhandeln, weil er es nicht besser verdient, und gerade so haben will. Schon die elende Bettelei um Zusicherung und Gewährleistung einer ewigen Unverletzbarkeit, Untheilbarkeit und Neutralität, welche vernünftiger Weise sterbliche Kaiser und Könige niemals auf ewige Zeiten verbürgen können, da sie ja nicht einmal die Ereignisse des folgenden Tages in ihrer Gewalt haben, zeugte von erbärmlichem Kleinmuth und Stumpfsinn. Wahrlich, ein Gesandter, der Gefühl für die Würde seiner Nation und für seine eigene hat, sollte dergleichen Albernheiten gar nicht zur Sprache bringen, denn ein Volk, das die sterblichen Oberhäupter anderer Völker anfleht, ihm eine ewige Neutralität und Unverletzbarkeit zuzusichern und zu verbürgen, handelt in der That eben so lächerlich, wie der einzelne Mann, der in einer Gesellschaft die Uebrigen bittet, ihn nicht zu prügeln und zu ohrfeigen, und von Andern nicht prügeln und ohrfeigen zu lassen. Solche Narrheiten, deren Ihr guten, biedern Schweizer, Euch schämen müßt, und worüber ganz Europa spottet und lacht, bringen Eure schlauen, gewandten, feinen Staatsmänner Euch noch als wundergroße Verdienste, die sie um Euch sich erworben haben, in Rechnung! Ja, sie lassen es sogar in ihren eigenen Jahrbüchern drucken, damit auch die spätesten Nachkommen

erfahren ſollen, wem ſie die ewige Selbſtſtändigkeit, Neutralität und Untheilbarkeit zu verdanken haben. Hätten ſie doch nur die Geſchichte des letzten Jahrhunderts geleſen, dann würden ſie erfahren haben, wie lange die Ewigkeiten der Könige dauern! Wer ſich Verheißungen und Bürgſchaften geben läßt, deren Erfüllung nach der Vernunft und nach der Natur jedem Menſchen, und auch den mächtigſten Monarchen unmöglich iſt, und wer auf dergleichen Bürgſchaften und Verheißungen bauet und ſogar dafür dankt; der thut ſehr wohl, mit einſichtsvollen Aerzten über den Zuſtand ſeines Gehirns zu ſprechen, und ſich bei Zeiten nach einem bequemen Quartier im Narrenhauſe umzuſehen.

Geſetzt, die Regierungen von Baiern, Würtemberg und Baden ſchlöſſen im Namen der heiligen und hochgelobten Dreifaltigkeit ein Bündniß mit einander, ſich das Schweizerländchen zu theilen; wer wollte es jetzt ihnen wehren, wenn Ihr, gute Eidgenoſſen, ſelbſt zu ſchwach wäret, Euch zu ſchützen, und auch andere Euch nicht helfen wollten? Frankreich, welches Euch die Unverletzbarkeit und Neutralität Eures Gebiets auf ewige Zeiten verbürgt hat? „Was gehen uns Eure Geſchichten, was uns die Gewährleiſtungen Eurer ewigen Unabhängigkeit und Untheilbarkeit an? Wendet Euch deshalb an Ludwig XVIII, der längſt todt iſt, oder an Karl X, den wir fortgejagt haben, der mag Euch helfen. Wir haben eine ganz andere Dynaſtie, und haben Euch nichts verbürgt; Eure Angelegenheiten kümmern uns nichts!“ Das würden die Franzoſen Euch

hohnlachend zurufen, und noch wohl ein paar verbindliche Worte von den „petites maisons" hinzufügen. Ihr wendet Euch also nach Wien.

Oesterreich zeigt mit einem Finger nach Mailand, mit dem andern über Ungarn hinweg, nach Lemberg und Polen, und frägt mit betrübter Miene: „Könntet Ihr mir nicht fünfmalhunderttausend treue, biedere Schweizer leihen, um die Rebellen, die sich nach Freiheit sehnen, mit Füßen zu zerstampfen? Ich weiß, Ihr Schweizer macht Euch eine große Ehre daraus, die Büttel und Schergen anderer Völker zu seyn! Ihr gleicht darin gewissen Leuten in Italien, die sich für Geld zu Allem verkaufen! Deßhalb seit Ihr uns Monarchen auch halter sehr angenehm."

Preußen schüttelt mit dem Kopf, zeigt nach Posen, nach Warschau, nach Sachsen, nach den Rheinprovinzen, nach Frankreich und den Niederlanden, und spricht: „Meine Gestalt ist ganz verfallen vor Trauren, und ist alt geworden, denn ich werde allenthalben geängstiget."

Nun geht es nach Petersburg; aber, lieber Gott, da giebt es gar Jammer und Wehklagen und Herzeleid! Polen ist verloren, und der Himmel weiß, was noch weiter drohet.

Endlich kommt Ihr zu Eurem fünften Bürger, zu England; allein dort hat man mit Irland und sich selbst genug zu thun, behauptet, daß die Ewigkeit der Bürgschaft mit Georgs des Vierten Tode längst erlo-

ſchen ſey, und ſpricht von nichts weiter, als von Goddam und von Bedlam.

Der Schweiz bleibt alſo nichts übrig, als ſich ſelbſt zu helfen, und ſich für den Fall eines künftigen Angriffs ſicher zu ſtellen. Und das kann am zweckmäßigſten bewirkt werden, wenn die Eidgenoſſen das Band, das ſie miteinander verbindet, ſo feſt als möglich zuſammen zu ziehen ſuchen; wenn ſie alle Hinderniſſe entfernen, die der vollkommenſten, innern Eintracht zuwider ſind; wenn ſie den zwanzigſten Paragraphen des dritten Artikels der Napoleoniſchen Vermittelungsurkunde von 1802 *) in ſeinem vollen Umfange wieder herſtellen; jedem ihrer Mitbürger, er möge gehören zu welcher Religion, zu welchem Kanton und zu welcher Gemeinde er wolle, das Recht zugeſtehen, im ganzen Umfange der eidgenoſſiſchen Staaten ſich anzuſiedeln, und ſein Gewerbe zu treiben, wo es ihm beliebt. Alle Elemente des Lebens und Wirkens der ſchweizeriſchen Völkerſchaften unterſcheiden ſich, nach Maßgabe des Flächenraums, den ſie einnehmen, weit mehr, als bei andern Nationen, die ſehr entfernt von einander wohnen. Sprache, Religion, ſittliche und geiſtige Bildung, Verfaſſung, Geſetze und Gewohnheiten, Erwerbzweige, Himmel, Erde und Erzeugniſſe des Bodens, Alles iſt hier verſchiedenartiger, als man es in irgend einem andern Lande von gleicher Größe finden kann.

*) In der Schweiz, heißt es dort, giebt es keine Unterthanen, keine Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familien und der [illegible].

Daher müssen die Schweizer nothwendig, wenn sie einen festen, der Zeit und jedem äußern oder innern Angriffe trotzenden Staatenverein bilden wollen, das Möglichste aufbieten, die Verschiedenheiten wenigstens in so weit zu mildern, daß sie nicht den Gemeinsinn stören. Manche dieser Verschiedenheiten, die nicht aus der Natur des Landes selbst entspringen, lassen sich gänzlich hinweg räumen, durch Einführung allgemein gleicher bürgerlicher und peinlicher Gesetze, und eines gleichen Gerichtsverfahrens; durch Gleichheit der Münze, der Gewichte und des Maßes *); allgemeine Verbesserung des Unterrichts und der Schulen; völlige Gleichstellung aller Religionspartheien in jedem Kanton und in jeder Civilgemeinde; sofortige Absetzung und Zuchthausstrafe, oder Landesverweisung für jeden Pfarrer, der Personen verschiedener Glaubensbekenntnisse nicht trauen will, oder sich Beleidigungen und Hetzereien gegen andere Glaubensgenossen erlaubt, Proselyten zu machen sucht, und Andere, sie mögen Fremde oder Schweizer seyn, wegen ihrer religiösen Grundsätze kränkt, verfolgt, schmähet und verläumdet, so wie für jeden sogenannten Geistlichen, der sich in weltliche Händel mischt; Aufhebung aller Zölle und aller An-

*). Welch' ein Uebelstand, wenn man in einem Ländchen von fünfzig oder hundert tausend Einwohnern, die gedrängt bei einander wohnen, drei bis vier Arten von Maß findet; wenn man an einem Ort sechszehn Unzen, am andern zwanzig Unzen auf das Pfund rechnet? Welche Betrügereien werden dadurch veranlaßt!

ſtalten, die dem innern Verkehr und Handel nachtheilig ſind; unbeſchränkte Preßfreiheit und Abſchaffung jeder Art von Cenſur, die überhaupt mit dem Begriff eines freien und wohlgeordneten Staats durchaus unverträglich iſt; ungehinderte Freiheit der Rede und der geiſtigen Mittheilung ſowohl in religiöſen, als in politiſchen Dingen; möglichſte Gleichſtellung und Uebereinſtimmung aller Kantonsverfaſſungen; Abſchaffung alles Ariſtokratismus, aller erblichen Titel und alles Erbadels.

Die Schweizer haben nicht allein mehrere vaterländiſche Geſellſchaften, die in Hinſicht der Wiſſenſchaften, der Künſte und der Gewerbe auf eine ſehr nützliche Art zu wirken ſuchen, ſondern auch andere, deren ausſchließlicher Zweck in der Beförderung des Gemeinſinnes durch die Feier der Heldenthaten ihrer, um Freiheit und Menſchenrecht hoch verdienten, Altvordern beſteht. Dieſe vortrefflichen, ächtrepublikaniſchen Anſtalten ſollten billig, nicht bloß von Privatperſonen, ſondern vorzüglich von allen Regierungen auf das Kräftigſte unterſtützt werden!

Auch würde es gewiß ſehr zweckmäßig ſeyn, wenn man die, beſonders in den katholiſchen Kantonen übergroße Menge von kirchlichen Feiertagen, wodurch das Volk nur von nützlicher Thätigkeit abgehalten, zu Müßiggang und Ausſchweifungen gewöhnt, und in ſeinem vorherrſchenden Hange zu religiöſer Schwärmerei beſtärkt wird, abſchaffte, und wenn man, ſtatt deſſen, einige vaterländiſche Feſte zur allgemeinen Feier

des Andenkens der großen Begebenheiten anordnete, denen die Schweizer ihre Rettung vom fremden Joch, und ihre Freiheit und Selbstständigkeit verdanken. Diese Tage müßten übrigens dazu bestimmt seyn, Junge und Alte mit den Thaten ihrer hochherzigen Vorfahren bekannt zu machen, und sie zu gleich edlen Gesinnungen, zu gleich innigem Gottvertrauen und Heldenmuth zu beseelen.

Aber leider, wünschen die Regierungsmitglieder vieler Kantone zum Theil, daß aller Freiheitssinn der Schweizer unterdrückt werden möge, damit sie dann ihr Ansehen und ihre Einkünfte auf Kosten des Volks recht ordentlich vergrößern können! Sie fürchten immer, wenn ein lautes Wort von Freiheit, Gleichheit und Menschenrecht geredet oder gesungen wird, man möchte in den Burgen der großen Höfe dadurch geärgert und in seiner Nachmittagsruhe gestört werden; sie haben eine solche Zärtlichkeit für die erhabenen legitimen Monarchen und deren Minister, daß sie mit Freuden, wenn sie nur dürften, ihren lieben Eidgenossen und Landleuten die Zungen ausreissen würden, damit sie nicht reden, nicht singen, und den Gewaltigen der Erde kein Aergerniß geben mögen. In Bern, in Luzern, in Freiburg, in Solothurn und besonders in Sanct-Gallen, wo der Herr Präsident Reuti, ein geschworner Feind aller Vernunft und Aufklärung, lebt, wofern er nicht bereits den Weg alles Fleisches gegangen ist, glaubt man, daß die „schweizerischen Unterthanen," wie man schändlich genug die an-

geblich freien Bürger sogenannter Freistaaten nennt, sich einer Todsünde schuldig machen, wenn sie nicht von ganzer Seele dem unbeschränkt monarchischen Prinzip huldigen, wie es Mahmud der Zweite, Don Michel und Ferdinand der Siebente in seiner vollen Reinheit herzustellen suchen.

Auch die schweizerischen Singegesellschaften sind vortreffliche Anstalten zur Beförderung des Gemeinsinnes, der Freiheits- und Vaterlandsliebe, der Tugend und Sittlichkeit, und eines reinen und frohen Lebensgenusses! Was kann den Geist wohl höher erheben, das Gemüth mehr veredeln, als ein schöner, gemeinschaftlicher Gesang? Da stürzen die finstern, kalten Scheidewände und Mauerwerke nieder, die Kirchenthum, Pfafferei und Politik zwischen den Menschen aufgeführt haben; da werden alle bürgerliche Verhältnisse und Kleinlichkeiten, alle besondere Interessen und Bestrebungen vergessen, die den Einen von dem Andern trennen; da vereinen sich Alle zu Einem Zweck, zu dem Zweck gemeinschaftlicher Freude und Geisteserhebung, die, wie jeder Einzelne fühlt, nicht vollkommen seyn würde, wenn nur Einer von ihnen fehlte. Da bietet der Feind versöhnlich dem Feinde die Hand, und jeder alte Haß, der noch vor wenigen Stunden ihre Herzen mit Rachsucht und Bitterkeit gegen einander erfüllte, wird durch den melodischen Zauberklang der Töne für immer hinweg gebannt. Menschen, die fröhlich mit einander essen, trinken und singen, vergessen schnell alle die Abneigungen und Verschiedenheiten, die

früher zwischen ihnen herrschten; die holde, rosige Freude umschlingt sie scherzend und lächelnd mit ihrem duftenden Blüthenketten, scheucht jeden Groll, jeden heimlichen Widerwillen hinweg, und versöhnt sie für immer.

Manche Schweizer klagen bitter über die allgemeinen Truppenmusterungen, die wirklich für manche Milizpflichtige, welche ihre Geschäfte oft einige Wochen lang versäumen müssen, beschwerlich sind. „Warum, sprechen sie, warum sollen wir noch stets dergleichen Kriegsübungen unterworfen seyn? Ist uns nicht eine ewige Neutralität und eine ewige Unverletzbarkeit unsres Gebiets von den Großmächten Europa's zugesichert? Was haben wir in unsern Alpen zu fürchten?" Dergleichen thörichte Ansichten und Meinungen, die besonders unter den niedern Volksklassen herrschen, sind die ganz natürliche Folge der eiteln Vorspiegelungen von dem hohen Werth, den die schlauen Diplomaten der Eidgenossenschaft, um sich ein recht wichtiges Ansehen zu geben, dem elenden Gaukelwerk beilegten, das sie sich in Wien hatten ausfertigen lassen. Nicht allein in militärischer Rücksicht, sondern auch zur Beförderung des Gemeinsinns und der Eintracht sind die allgemeinen Truppenmusterungen eben so unentbehrlich als nützlich. Auf diesen Uebungsplätzen lernen sich die jungen, waffenfähigen Männer uhd Jünglinge der meisten Kantone kennen; durch die Beschwerden, die sie dort gemeinschaftlich ertragen müssen, und durch manche Annehmlichkeiten und Vergnügungen, die sie mit einander genießen, werden sie nä-

her verbunden, der völkerſchaftliche Widerwille, der zwiſchen Einigen unter ihnen waltet, verliert ſich, und das gemeinſchaftliche Band, das ſie Alle zur Aufrechthaltung und Vertheidigung ihrer Freiheit vereinigen ſoll, wird immer mehr befeſtigt.

Die Selbſtherrſcher unſers Welttheils hatten freilich den erhabenen menſchenfreundlichen Vorſatz gefaßt, zur Belohnung für den ſchweren blutigen und leichenvollen Kampf, den die Völker gegen Napoleon beſtanden, und zur Vergütung der furchtbaren Leiden, die ſie durch die Schuld der erbärmlichen, ſchändlichen und nichtswürdigen Politik gewiſſer Diplomaten hatten erdulden müſſen, Europa in lauter unumſchränkte Monarchien zu verwandeln, damit die Nationen in Zukunft ſich aller der Seligkeiten erfreuen möchten, deren man bekanntlich in abſolut monarchiſchen Staaten zu genießen pflegt. Hatten die großen Monarchen auch wirklich in den Jahren 1813 bis 1815 den Völkern ſtellvertretende, der Zeit und den Bedürfniſſen angemeſſene Verfaſſungen, mit einer höchſt feierlichen und liebevollen Miene verheißen; ſo war das theils bloß aus Scherz, theils aus Angſt geſchehen, und konnte weiter nicht in Betrachtung kommen. Daher ward auch der Republik Genua, obgleich Lord Bentink, ihr, im Namen der brittiſchen Regierung, die feierlichſte Zuſicherung ertheilt hatte: „daß ihre ältere republikaniſche Verfaſſung von den Monarchen anerkannt werden ſollte, wenn ſie nur den brittiſchen Truppen ihren Hafen und ihre Thore öffnen würde,“ dieſe

Verfaſſung von dem Wiener Congreß nach wenigen Tagen wieder geraubt, und ſie ward gezwungen, ſich unter den ſchändlichen Zepter ihres erbittertſten Feindes, des Königs von Sardinien, zu ſchmiegen. Aus demſelben Grunde ſetzte man die Königin von Hetrurien, eine wahre Meſſaline, zur Herzogin der ehemaligen Republik Lucca ein; und um das monarchiſche Prinzip in ganz Europa geltend zu machen, wollte man auch den Griechen, die man früher für Rebellen und Aufrührer erklärt, und auf das Unverantwortlichſte hatte hinmorden laſſen, einen König geben. Man wählte einen Prinzen aus einem uralten deutſchen ſouverainen Fürſtenhauſe, der mit allen Mächten Europa's theils näher, theils entfernter verwandt war, und folglich ein Recht auf den griechiſchen Thron beſaß, obgleich er nie das Mindeſte zum Beſten Griechenlands gethan hatte. Der Prinz bewies aber, daß er, wenn gleich ein Prinz, doch ein rechtlicher und vernünftiger Mann war, denn da man ihm die Vortheile für die Griechen nicht zugeſtehen wollte, die er verlangte, und er alſo ſah, daß er der unglücklichen Nation als König nichts nützen würde, ſo bedankte er ſich für das Königreich. Dieſes hat zwar nachher andere Liebhaber in Menge gefunden; allein man hat, dem Vernehmen nach, über die Wahl noch nicht einig werden können.

Die vier deutſchen freien Städte verdanken die Herſtellung ihrer republikaniſchen Formen wohl hauptſächlich dem Einfluß der Engländer, denn dieſer kauf-

männischen Nation sind die schweren vollwichtigen Gold- und Silberstücke eines Republikaners lieber, als die leichten Bankzettel und Staatspapiere eines Kaisers oder Königs, die in gleichem Maße auf- und niedersteigen, wie sein Thron hin- und herschwankt und zu stürzen droht.

Auch die Stadt Krakau in Polen, welche, meines Wissen niemals frei gewesen ist, ward von dem heiligen Bunde zu einer freien Stadt ernannt. Sie ist wohl in gleichem Maße eine freie Stadt, wie der gedachte Bund ein heiliger war.

Daß man die republikanischen Formen der Schweizer nicht antastete, war ganz natürlich. Die großen Monarchen erinnerten sich aus ihren Jugendjahren der erwähnten Fabel von dem Klotz, welchen Jupiter den Fröschen zum Könige gab, und da verging allen Fürsten die Neigung, Schweizerkönig zu werden. Auserdem ließen sie die Schweiz auch deshalb als einen republikanischen Staatenverein fortbestehen, um sich seiner als eines gemeinschaftlichen Werbeplatzes von Pförtnern, Bütteln und Schergen zu bedienen; denn wo konnten sie diese am Besten finden, als unter den, wegen ihrer sclavischen Treue hochgelobten Schweizern? Haben sie nicht erst vor fünf Monaten (zu Ausgang des Julius 1830) wieder in Paris die glänzendsten Beweise von ihrer, zum Sprichwort gewordenen Treue abgelegt? In einem Zeitpunkte, wo gewisse Machthaber die Völker zu einem so hohen Grade von Verzweiflung und Unzufriedenheit gebracht haben, wie

jetzt, müssen ihnen solche Leibwächter sehr willkommen seyn; allein die Ehre, der Leibwächter eines Fürsten zu seyn, der vor seinem eigenen Volke zittern muß, ist bei weitem nicht so groß, als die Gefahr, die damit verbunden ist.

Ein Republikchen von wenigen hundert Einwohnern entgieng auf sonderbare Weise der liebevollen Absicht der Großmächte, ganz Europa zu monarchisiren. Es ist ein kleines Dorf an den Gränzen der Niederlande, das nach dem Pariser Frieden von 1815 bei der großen Seelen- und Ländertheilung übersehen oder vergessen ward, weil man nicht wußte, welchem der Erben von Napoleons Nachlasse es zufallen sollte. Ein Beweis, daß die Hirten, die dort Köpfe, Seelen und Länder theilten, nicht in die Kategorie des treuen Hirten gehörten, der die neunundneunzig in der Wüste ließ, um das eine verlorne zu suchen. Vielleicht war es ein Glück für die Menschheit, daß nicht allein die Völker Europa's, sondern auch ihre Fürsten, durch einen langen Krieg erschöpft, sich nach Frieden und Ruhe sehnten, sonst hätte man wahrscheinlich die wichtige Frage, wer den kleinen Freistaat unter seine landesväterliche Obhut nehmen solle, durch die Schärfe des Schwerdtes entschieden, denn wie oft hat man schon um weit unbedeutendere Gegenstände vieljährige Kriege geführt? Die Einwohner dieser Miniatur-Republik leben übrigens auch ohne einen legitimen Regenten recht vergnügt und zufrieden. Sie kennen weder Gerichte, noch Prozesse, und wählen alljährlich bloß

einen Schultheißen und ein paar Ortsvorſteher, die ihre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten beſorgen müſſen. Man hat weder Pfarrer, noch Kirche, ſondern bloß eine Schule und einen Schullehrer, denn das Dörfchen ſelbſt iſt nach einem größeren Dorfe und Flecken hin eingepfarrt. Glückliches Völkchen, ich will ſo wenig Deinen Wohnort, als die Gegend nennen, in welcher Du lebſt, obgleich Beides in einer Zeitſchrift, die vor mir liegt, ſehr genau angegeben iſt. Durch mich ſollſt Du nicht verrathen werden; denn das würde ich mir zu einer nicht geringeren Todſünde anrechnen, als wenn ich einen unglücklichen Verfolgten ſeinen blutdürſtigen Mördern verrathen hätte. Möchten doch alle Kaiſer, Könige und Fürſten der Erde, die für Deine Neutralität und Unabhängigkeit auf ewige Zeiten eine etwas beſſere Garantie leiſten können, als jene war, welche die fünf Großmächte, die ſelbſt in ſteter Gefahr ſchweben, über kurz oder lang fünf Kleinmächte zu werden, den ehrlichen Eidgenoſſen zugeſichert haben. Durch Dein unbekanntes Daſeyn wird das monarchiſche Prinzip nicht bedrohet. Möge Deine ſtille, ruhige Verborgenheit nie durch Einfalt oder Bosheit einem doppelten oder einfachen Adler, einem Löwen, einem Vogel Greif oder einem andern Raubthiere bekannt werden; Du bedarfſt weder des Legitimitäts- noch des Stabilitätsſyſtems, weder eines abſoluten, noch eines konſtitutionellen Regenten, um glücklich zu ſeyn.

Manchen Fürſten und manchen ihrer Miniſter tönt das Wort Republik eben ſo fürchterlich, wie ihnen in

früheren Zeiten der Name Napoleon in die Ohren klang. Sie zittern bei jedem Zeichen, das nur auf Freiheit und Menschenrechte hinzudeuten scheint, noch ängstlicher als die feigherzigen, tyrannischen Bourbons bei dem Anblick einer rothen Nelke oder eines Veilchens. Die Erinnerung, wie ehrlos sie die Völker durch die nichterfüllte Zusicherung zeitgemäßer, stellvertretender Verfassungen einst betrogen, und zu dem schweren, blutigen und leichenvollen Kampfe gegen Napoleon aufgereizt haben, verfolgt sie, wie ein grauenvolles Gespenst bei Tage und bei Nacht; es verwirrt ihre Gedanken und beängstigt jeden ihrer Träume. Daher der thörichte Wahn, daß das Fortbestehen republikanischer Formen in Europa und die Errichtung einer neuen griechischen Republik dem so hochgepriesenen monarchischen Prinzip gefährlich seyn könne! Daher die ängstliche Sorge, womit man dieses zarte Prinzip gegen die geringste Verletzung zu schützen sucht! Elender Wahnsinn, wenn dieß herrliche Prinzip wirklich vom Himmel stammt; wenn es, wie Ihr behauptet, wirklich göttlichen Ursprungs ist, was habt Ihr, großmächtigste Vertheidiger der Legitimität, dann wohl zu fürchten? Laßt den Himmel doch selbst für das herrliche Pflänzchen sorgen, womit er durch die Kraft Eurer Lenden die Menschheit beglückt hat. Es bedarf dazu keiner geheimen Spione, keiner politischen Inquisitionen, keiner Censuren und Bücherverbote, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen, dem monarchischen Prinzip, wenn es nicht wirklich ein ganz göttliches

und himmliſches wäre, mehr ſchaden, als nützen würden.

Uebrigens ſind die Bewohner der monarchiſchen Staaten auch weit entfernt, alle Monarchien für Despotien und alle Republiken für Freiſtaaten zu halten. In den Kantonen Bern, Luzern, Solothurn, Freiburg und mehreren andern gehört die Freiheit bloß zu den exotiſchen Pflanzen, die nur in den Gewächshäuſern der Patrizier und Reichen gedeihen, aber in den Hütten der niedern Volksklaſſen gänzlich verkümmert oder durchaus unbekannt ſind. Deſto herrlicher aber ſproſſen dort Knechtſchaft, Unwiſſenheit, Aberglauben, Armuth und Nahrungsloſigkeit empor, und ſie werden von patriziſchen Deſpoten und Pfaffen auf das Sorgſamſte genährt. So erließ noch unter Anderm die hochweiſe Regierung des Kantons Bern am 10. Januar 1824 ein Verbot, wodurch den niederen Ständen unterſagt ward, ihren Kindern eine höhere Erziehung zu geben, und gewiß aus keinem andern Grunde, als um die untern Volksklaſſen in einem Zuſtande von Unwiſſenheit zu erhalten, der ihnen die Verwaltung von Staatsämtern unmöglich macht und ihnen die Neigung dazu benimmt. In einem Lande, wo das heiligſte und unveräußerlichſte Recht der Staatsbürger, ihre Kinder ſo gut erziehen zu laſſen, wie ihre Vermögensverhältniſſe es ihnen erlauben, auf eine ſolche Weiſe beſchränkt wird, da kann von Freiheit nicht die Rede ſeyn. —

Warum ſoll der talentvolle Sohn eines Bauern oder Handwerkers nicht ſo gut die Befugniß haben,

ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, wie der dumme, geiſtesarme Sohn eines Patriziers? Wie viele große und ausgezeichnete Männer würden wir unter unſern Gelehrten vermiſſen, wenn man den untern Volksklaſſen überall unterſagt hätte, ihren Kindern eine höhere Erziehung zu geben? Dergleichen empörende Geſetze müſſen ein Volk erbittern, zumal wenn man ihm bei allen Gelegenheiten zuruft, daß es kein Sklaven-Volk, ſondern ein freies Volk ſey, und daß ſeine wohlweiſe Obrigkeit von den landesväterlichſten Geſinnungen beſeelt werde? Aber man hat große Urſache, dem Volke im Berner Gebiet dieſen Zuruf recht oft zu wiederholen, denn es ſoll in dieſer Hinſicht nur ein kurzes Gedächtniß haben.

Unter den gegenwärtigen Verhältniſſen haben die Schweizer von auſſen nichts für ihre Selbſtſtändigkeit zu fürchten. Die beiden mächtigſten Staaten des Feſtlandes, Oeſterreich und Frankreich, werden die Schweiz lieber als eine Scheidewand zwiſchen ſich beſtehen laſſen, als daß ſie dieſelbe unterjochen und aus getreuen Nachbaren aufrühreriſche Unterthanen machen ſollten. Durch die wechſelſeitige Eiferſucht jener beiden Großmächte wird die ſchweizeriſche Unabhängigkeit kräftiger geſchützt, als durch alle Garantien ſterblicher Fürſten, die ſelbſt befürchten müſſen, daß ihre Throne in wenigen Jahren zertrümmert werden.

Der ausländiſche Kriegsdienſt der Schweizer, den man als ein ſo vortreffliches Mittel empfohlen hat, den kriegeriſchen Sinn der jungen Mannſchaft zu nähren

und sie geschickt zu machen, für Freiheit und Vaterland siegreich zu kämpfen, verdient die glänzenden Lobreden nicht, die ehrgierige und geldgeizige Aristokraten ihm halten. Wie können feile Schergen, die im ehrlosen Söldnerdienste fremder Zwingherren alle Liebe für Vaterland und Freiheit verloren, und allen edleren Gefühlen entsagt haben, noch muthvolle Vertheidiger des, von ihnen entehrten und geschändeten Vaterlandes seyn? — Gerade nach den verderbtesten Ländern und Städten, wo der letzte Funke von Tugend und Sittlichkeit in ihrem Herzen vernichtet wird, schickt man sie hin, und als Krüppel an Seele und Leib, als arbeitscheue, dem Laster und dem Müssiggange ergebene Menschen kehren sie heim, und sind gar häufig eine Schande für die Ihrigen und eine unnütze, verderbliche Last für ihre Heimath. Daß es einzelne Ausnahmen gebe, wer vermag das zu läugnen? Aber die Mehrzahl bildet die Regel, und die meisten groben Verbrecher, die in der Schweiz mit dem Tode bestraft werden, sind früher in ausländischem Kriegsdienst gewesen. Man sagt der auswärtige Dienst bringt Geld in unser Land. Die Söhne unserer Rathsherren und reichen Patrizier bekommen grose Pensionen von den fremden Fürsten, und unsere Söhne verdienen und ersparen gleichfalls manchen Kreuzer im Auslande. Das leidige Geld! Steht dieß denn wohl im Verhältniß mit dem sittlichen und physischen Verderben, womit Eure jungen Landsleute nach ihrer Rückkehr ihre schönen, friedlichen Thäler verpesten? Welch' eine Nichtswürdigkeit der schweizeri-

schen Obrigkeiten, die immer mit ihren väterlichen Gesinnungen sich brüsten und prunken, und mit den Seelen ihrer Mitbürger einen eben so schändlichen Handel treiben, wie die schwarzen Tyrannen an der Küste von Afrika mit ihren Negersklaven. Wahrlich, sie sind nichts besser als jene deutschen Seelenverkäufer, die vor einem halben Jahrhundert ihre unglücklichen Unterthanen nach Amerika und Ostindien verschacherten, wo sie an den schrecklichsten Seuchen sterben oder gegen Völker fechten mußten, von denen sie niemals gehört hatten. Der angebliche Geldgewinn ist eine eben so ungegründete, als verächtliche Entschuldigung dieses ehrlosen Seelenhandels. Viele Eltern und Geschwister, sowohl Reiche, als Arme, geben häufig dem mißrathenen Sohn und Bruder noch ihre letzten Sparpfennige mit und senden ihm sehr oft Geld nach, das er ihnen unter mancherlei Vorwänden abzubetteln weiß, um es, ihrer Treuherzigkeit spottend, zu verjubeln und zu verschwelgen. Ersparen kann der Soldat in der Fremde nichts; das Wenige, was er vielleicht außer seinem Solde durch Arbeit verdient, bedarf er selbst, und Kenntnisse, die in der Heimath ihm nützlich werden, kann er in Neapel, in Turin, in Rom ebenfalls nicht einsammeln, denn überall sind die redlichen Einwohner, Hohe und Niedere, gegen den fremden Söldner, der auf ihre Kosten bezahlt und gefüttert wird, entrüstet, und Niemand läßt den Schweizersoldaten, er mag Officier oder Gemeiner seyn, gerne seine Schwelle betreten.

Alle die gerühmten Vortheile des ausländischen

Kriegsdienſtes ſind alſo bloße Blendwerke, womit jene ſelbſtſüchtigen Ariſtokraten und Patrizier das Volk zu täuſchen ſuchen. Die Behauptung, daß die Schweiz zu viele Menſchen habe, und daß es ſich ihrer entledigen müſſe*), iſt eben ſo grundlos. In manchen Gegenden, z. B. in den Kantonen Appenzell, Zürich, Aargau und Thurgau, fehlt es oft wirklich an Menſchen zum Betriebe der Fabriken und des Landbaues. In einigen Kantonen, wo man weder Garten-, noch Ackerbau hat, weil man ſich bloß mit Fabrikation und mit Viehzucht beſchäftigt, könnte man herrliche Strecken Landes urbar machen und mit Getreide beſäen, wenn nicht die Fabrikarbeiten, Webereien, Spinnereien u. ſ. w. faſt unabläſſig alle Hände in Anſpruch nähmen. Wie ſollten denn dort nicht geborne Schweizer Unterkommen und Beſchäftigung finden? Dem Schweizer, der nur arbeiten will, und zu arbeiten verſteht, wird es in ſeinem Vaterlande nicht leicht an Brod fehlen, und wäre dieß wirklich der Fall, ſo giebt es noch Länder genug in der Welt, die wenig bevölkert ſind, und deren fruchtbarer Boden nur fleißige Hände erwartet, um ihn zu bearbeiten. Iſt es denn nicht ehrenvoller unter einem fremden Himmel durch nützliche Thätigkeit ſeinen Unterhalt ſich zu erwerben, als die Spielpuppe oder der Bärtel eines auswärtigen Herrſchers zu ſeyn, und ſich mit dem Fluch anderer Völker zu belaſten?

Kräftiger als durch den ſchmählichen Kriegsdienſt

*) V. Memoires de Mr. le Baron de Besenval imprimés sur son manuscrit original. Tom. I. Paris 1805.

im Auslande würde man den Sinn für Freiheit und Vaterland und den Gemeingeist durch allgemeine Verbesserung der Schulanstalten, und besonders durch zweckmäßigen Unterricht in der vaterländischen Geschichte beleben können. Zschokke's Schweizerlandsgeschichten sollten billig in allen Landschulen und in den höheren auch Müller's, Glutz-Blotzheims und Anderer historische Schriften eingeführt werden. Das Lesen der großen und schönen Thaten ihrer Vorfahren würde in sittlicher und geistiger Rücksicht einen weit vortheilhaftern Einfluß auf die jungen Schweizer haben, als die Menge abergläubischer Mährchen und Alfanzereyen, welche sogar von den Regierungen als Schulprämien unter die Jugend vertheilt, und womit die Schädel so voll gestopft werden, daß das letzte Fünkchen von gesundem Menschenverstand völlig verlöschen muß. Da sieht man bei Jungen und Alten die Legenden von der schönen Genovefa, von Itha von Toggenburg und andere Abentheuerlichkeiten, die, wenn sie auch vielleicht nicht sittenverderbend sind, doch den Hang zu religiösen Schwärmereien, wovon die guten Schweizer ohnehin nur allzu sehr beherrscht werden, noch stärker aufregen und nähren. In dem klassischsten Theil des Schweizerlandes, in den Urkantonen findet man in Betreff der vaterländischen Geschichte die tiefste Unwissenheit. Die Kinder kennen alle Märtyrer- und Heiligen-Legenden von dem heiligen Eucuphales, dem heiligen Homobonus, der heiligen Verena; aber von Wilhelm Tell, von Arnold

von Melchthal, von Werner Stauffacher wissen sie nichts. In keiner Gegend der Schweiz sind die Geistlichen eifriger bemüht, das Volk zu verdummen, und nirgends zeigt man größere Neigung zum frem- den Söldner- und Pförtnerdienst, als unter diesen kleinen Völkerschaften, deren Vorfahren einst mit so edlem Heldenmuth für Freiheit und Menschenrecht kämpften.

Das Band, welches die Schweizer umschlingt, die- ser vor einem halben Jahrtausend geschworne Eid, der zu Zeiten erneuert worden ist, hat in der That viel Schönes und Ehrwürdiges, und man muß ihnen wün- schen, daß es nie, weder durch fremde, noch durch innere Gewalt möge zerstört werden. Aber das Streben ein- zelner Familien, sich ausschließlich alle Regierungs- rechte zuzueignen; der Druck, wodurch sie ihre Mitbür- ger belasten; ihre Anhänglichkeit an auswärtige Macht- haber, und die Anmaßung, mit welcher selbst in den demokratischen Kantonen die patrizischen und adelichen Geschlechter die Nichtadelichen von der Theilnahme an den öffentlichen Geschäften zu entfernen suchen; dieß Alles macht es sehr wahrscheinlich, daß der Eidgenos- senschaft heftige, innere Stürme bevorstehen. Die Prie- ster arbeiten hier, wie fast überall, im Einverständniß mit vielen Regierenden auf die Verfinsterung und Un- terjochung des Volks hin. Durch die Herstellung von Bisthümern, durch das Fortbestehen der Klöster, durch die Begünstigung der Jesuiten hat man sich leider selbst vieler Hülfsmittel beraubt, die man weit nützlicher zur

Beförderung der Aufklärung und Verbeſſerung der katholiſchen Unterrichtsanſtalten hätte verwenden können. Der Saame, den die frommen Väter von der Geſellſchaft Jeſu überall ausſtreuen, läßt bloß für ſie und ihre Bundesgenoſſen heſperiſche Aepfel erwarten, die ſich aber für alle übrigen Volkeklaſſen in Gift und Galle verwandeln. Der Religionshaß, den das jeſuitiſche Otterngezücht unter den Eidgenoſſen anzuflammen ſucht, und der den letztern ſchon ſo oft Ströme von Brüderblut gekoſtet hat, kann, wenn gleich keine Kriege, doch andere höchſt verderbliche Folgen haben. Außerdem gibt es der Gegenſtände des Mißtrauens, der Zwietracht und wechſelſeitigen Abneigung in der Schweiz mehr, als in irgend einem Lande von weit größerer Ausdehnung und Menſchenzahl. In einem Kanton findet man Aufklärung, Wohlſtand, gute Lehranſtalten, Freiheit der Rede und der Preſſe; im nächſten Nachbarſtaate herrſcht die dunkelſte Finſterniß, pfäffiſcher Aberglaube, Unduldſamkeit und Ariſtokratismus. In dem einen Lande wird ein freiſinniger Schriftſteller ſeiner Aemter entſetzt und aus dem Lande gewieſen, ohne bei irgend einer Behörde Recht und Gerechtigkeit erlangen zu können; in einem andern nimmt man ihn mit offenen Armen auf, und giebt ihm ein Amt, das ſeinen Kenntniſſen und Talenten angemeſſen iſt. An einem Ort verbietet man das Einbringen aller Münzen, die der benachbarte Kanton, mit dem man in ſtetem Verkehr ſteht, hat ſchlagen laſſen; und der Nachbar macht von dem Wiedervergeltungsrecht Gebrauch, ohne ſich

um den großen Nachtheil zu kümmern, den ſeine eigenen Angehörigen leiden. Da Handel und Gewerbe durch fremde Mauthen und Zölle noch nicht genug leiden, ſo führt man auch im Innern Handelſperren ein, wodurch der Verkehr im höchſten Grade erſchwert wird. In einem Kanton herrſcht demokratiſche Freiheit, in dem andern die fürchterlichſte Ariſtokratie mit ihrem ganzen Gefolge von geheimen Polizeien, Cenſuren, Angebereien und Inquiſitionen. Im Kanton A. bekommen die Beamten einen anſtändigen, oft ſehr guten Gehalt; im Freiſtaat B. müſſen ſie Alles umſonſt und der Ehre wegen thun, worunter das Volk auf andere Weiſe oft deſto ſtärker leiden muß.

Man ſage nicht, daß man die erwähnten Mängel auch in Deutſchland findet. Die deutſchen Staaten ſind faſt durchgehends größer, als die ſchweizeriſchen, und daher wird der Druck, der z. B. aus den Eingangs- und Ausfuhrzöllen, aus der Verſchiedenheit der Münze, des Maßes, des Gewichts, der Geſetze und des Gerichtsverfahrens entſpringt, bei weitem nicht ſo läſtig, als in den kleinern Schweizerſtaaten. Auch wird man in wenig Ländern Deutſchlands ſo viel Bigotterie und religiöſe Schwärmerei finden, als in den meiſten Gegenden der Schweiz, und überdies hält ein monarchiſcher Staatenbund im Fall der Noth und der gemeinſchaftlichen Vertheidigung kräftiger zuſammen, als ein republikaniſcher, deſſen Regierungsformen ſo verſchiedenartige Gepräge tragen, wie die eidgenoſſiſchen.

Weit entfernt, den Schweizern monarchische Verfassungen zu empfehlen, woran sie sich gewiß niemals gewöhnen würden, sondern bloß um die großen Verschiedenheiten zu zeigen, die in jeder Hinsicht zwischen ihnen obwalten, habe ich das so eben Bemerkte angeführt. Daß ein Staatenbund, der aus so abweichenden Elementen besteht, weder innern noch äußern Angriffen die gehörige Festigkeit entgegen setzen könne, ist sehr begreiflich; und daher sollte man Alles aufbieten, die, mit einander streitenden Grundstoffe, die jetzt überall zu einer gewaltsamen Gährung kommen, entweder gänzlich zu entfernen, oder möglichst mit einander auszusöhnen.

Unter den vielen Uebeln, welche manche Schweizer-Regierungen in neueren Zeiten für ihr Land gestiftet haben, bleibt immer nächst dem Aristokratismus, die Herstellung der Jesuiten unstreitig eines der schlimmsten. Ich beneide den ehrwürdigen Vätern keineswegs ihre Zufluchtsorte in Freiburg, Sitten u. s. w. — Sie müssen irgendwo leben, nur nicht als Jesuiten, nicht als oberste Leiter des Schul- und Erziehungswesens. Ein Staatenbund von so geringer Kraft und Ausdehnung, dessen Bevölkerung in zwei einander gegenüber stehende Religionsbekenntnisse, und dessen Gebiet in eine zahlreiche Menge kleiner Staaten getheilt ist, konnte für seine innere und äußere Ruhe und Selbstständigkeit wohl keinen unglücklichern Entschluß fassen, als die Aufnahme einer geistlichen Ordensgesellschaft, deren ganze Geschichte eine Kette von Ränken und Bos-

heiten iſt, und die nichts anderes als Verdummung der Menſchheit, Entzündung eines unverſöhnlichen Glaubenshaſſes, Unterdrückung aller Andersdenkenden und völlige Hemmung der freien Geiſtesentwicklung zum Zweck hat. Wie kann eine Nation, die durch liſtige Pfaffen wegen ihrer höchſten und wichtigſten Angelegenheit auf das Aeußerſte unter ſich verfeindet iſt, in der Zeit gemeinſchaftlicher Noth, voll Muths und wechſelſeitigen Vertrauens, dem Feinde die Stirne bieten? Wie zerſtörend muß der, von den Jeſuiten ihren Schülern gepredigte Grundſatz: daß man Ketzern weder Eid noch Treue zu halten ſchuldig iſt, auf den Gemeinſinn wirken? Und wie gewiſſenlos handelten die ſchweizeriſchen Regierungen, welche die Erziehung und den öffentlichen Unterricht ſolchen Händen anvertrauten?

Statt den ehrlichen Walliſern, deren Land durch ſeine Abgeſchloſſenheit und den kriegeriſchen Sinn ſeiner Bewohner eine ſichere Vormauer gegen Piemont und Italien bildet, durch zweckmäßige Verbeſſerung ihrer Schulanſtalten*) einen höhern Grad ſittlicher Kraft zu geben, rief man auch dort eine Heerde verfinſterungsſüchtiger Loyoliten nach Sitten, obgleich die Menge von Kreuzen, von Kapellen, Einſiedeleien, Wein-

*) Im Jahr 1808 gab es im Walliſerlande nur zwei Schulen, in denen Deutſch und Lateiniſch gelehrt ward. Dieß waren die einzigen Unterrichtsanſtalten. Man ſehe Escharsseriana lettre sur le Valais, sur les moeurs de ses habitans, avec les tableaux pittoresques etc. Paris, 1808. 8.

häusern und die große Anzahl anderer Pfaffen hinlänglich beweisen, daß es in diesem für die ganze Schweiz so wichtigen Kanton keineswegs an dem narkotischen Gifte der Religionsschwärmerei fehlt. Welchen Geist wird nun jene Rotte fanatischer Pfaffen unter den treuherzigen und leichtgläubigen Wallisern verbreiten? Mit welchen Gesinnungen werden sie dieselben gegen ihre ketzerischen Nachbarn in den Kantonen Bern, Waadt und Genf erfüllen? Sollten nicht die Walliser, wenn sie von solchen Führern geleitet werden, sich im Fall eines Kriegs gegen Piemont leichter an Sardinien anschließen, wo die Jesuiten in gleich hoher Gunst stehen, als für ketzerische Nachbaren kämpfen, die sie wegen ihrer Religionsmeinungen von Herzensgrund verachten?

Die freundliche Aufnahme der Jünger Loyola's in Solothurn, in Luzern und Freiburg, ward bloß durch den Wunsch der Machthaber veranlaßt, sich ihrer zur Befestigung des, nach der Aufhebung der Vermittlungsurkunde, hergestellten, göttlichen und legitimen aristokratischen Prinzips, und zur Unterdrückung der, überhandnehmenden Aufklärung zu bedienen. Der Zweck dieses Strebens ist zu sichtbar, als daß die Regierungen ihn verheimlichen könnten, und natürlich müssen Unzufriedenheit und Unwille der Völker hiedurch um so mehr gereizt werden, da die Gewaltthätigkeiten, deren sich die aristokratischen Regenten in den Jahren 1814 und 1815 zu Wiedererlangung der höchsten Gewalt bedienten, noch in frischer Erinnerung sind. Die empörenden Auftritte der damaligen Zeit, die harten Mis-

handlungen, die mancher noch Lebende oder dessen Familie schon lange vorher von den aristokratischen Patriziern erdulden mußte, und die Schicksale eines Henzi, eines Ebenaur und vieler Andern, welche als Opfer der despotischen Willkühr gefallen sind, leben in dem Gedächtnisse der Regierten fort, und werden gewiß über kurz oder lang eine völlige Umwälzung der Schweiz herbeiführen.

Daß man in diesem Fall nicht wieder von auswärtigen Mächten sich die Regierungsformen, die man einführen soll, wird verschreiben lassen, ist leicht zu erwarten; denn so wenig eine schweizerische Tagsatzung das Recht hat, den auf einem Congresse versammelten übrigen Mächten Europa's die Normen ihres Handelns zu bestimmen, eben so wenig wird die Eidgenossenschaft andern Regierungen eine solche Befugniß in Rücksicht der Schweiz gestatten. Thut sie es dennoch, so beweist sie deutlich genug, daß sie der Selbstständigkeit unwerth ist, die man ihr für alle Ewigkeiten auf das Feierlichste garantirt hat. — Selbst die Vermittlungs-Urkunde, welche Napoleon den Schweizern gab, war schlau genug darauf berechnet, sie in einem Zustande von Zertheilung und Zerstückelung zu erhalten, um sie desto besser nach seinem Willen leiten zu können. Er war ja mächtig genug, ihre ganze physische und sittliche Kraft zur Erreichung Eines Zwecks in Bewegung zu setzen, wenn er dessen bedurfte. Nur die von Albrecht von Haller und Johannes von Müller ihnen so oft gerühmte Eintracht durfte er

nicht bei ihnen zur Reife kommen laſſen, denn das alte Sprüchwort: divide et impera (herrſche und theile,) war die Maxime, die ſeine politiſchen Handlungen leitete. Bei der Errichtung des Rheinbundes verfuhr er faſt nach demſelben Grundſatze, und hiedurch wäre es ihm leicht geworden, nach und nach, wegen großer Maßregeln den ganzen Rheinbund (wie dieß auch wirklich mit Aremberg, Salm und Oldenburg geſchah) ſeinem Kaiſerreiche einzuverleiben.

Sollte die Schweiz, wie es den Anſchein hat, eine gänzliche Umwälzung in ihrem Innern erleiden, dann iſt zu hoffen und zum Beſten der Einwohner zu wünſchen, daß alle Kantone ſich zur Bildung einer einzigen und untheilbaren Demokratie verbinden. Nur dadurch können ſie ſich in den Stand ſetzen, allen auswärtigen Feinden kräftige Gegenwehr zu leiſten, ſich in ihrem Innern nicht von fremden Geſandten hudeln und Geſetze vorſchreiben zu laſſen, und unter den europäiſchen Staaten einen ehrenvollern Platz zu behaupten, als derjenige war, den ſie mit ihren engbrüſtigen, feigen, ehrgeizigen und ſelbſtſüchtigen Staats- und Amtsſchultheißen, Staats- und Amtsburgermeiſtern und Landammännern zu ihrer eigenen Schmach eingenommen haben. Dann wird man ihre Regierung nicht mehr für eine unbedeutende Munizipalität und ihr ſchönes Alpenland nicht weiter für ein europäiſches Abdera erklären.

V.

Censur und Preßfreiheit.

Ein Freistaat ohne Freiheit geistiger Mittheilung durch Rede und Schrift, gleicht einem Brunnen ohne Wasser; man findet dort Alles, nur das Wesentlichste nicht, wodurch er werden kann, was er dem Namen nach seyn soll.

Einige unter den schweizerischen Republiken, besonders unter den Demokratien, erfreuen sich einer ganz unbeschränkten Preßfreiheit, nur Schade, daß sie keine Buchdruckereien haben! Aber dann wäre es höchst zweifelhaft, ob sie lange im Besitz jener Freiheit bleiben würden, denn wahrscheinlich würden die wohlweisen Obrigkeiten und die hochehrwürdigen Pfarrer dieser kleinen Duodezrepubliken bald einer, aus ihrer Mitte ernannten Censurbehörde den christlichen Auftrag ertheilen, das Licht der Vernunft unter den Scheffel zu setzen, oder lieber es ganz zu verlöschen.

Als vor mehreren Jahren die erste Buchdruckerei im Kanton Appenzell Ausserrhoden errichtet ward, da wollte das hochwürdige Ministerium dieses demokratischen Staats sich die Censurgerechtigkeit anmaßen; allein die Regierung, welche mit Ausschluß des Herrn Landesstatthalters Schläpfer aus vernünftigen Männern bestand, ertheilte nicht ihre Zustimmung. Welche Tollheit, einer Klasse von Staatsbürgern, in einem Lande, wo

vorher nie eine Buchdruckerei war, die Cenſurbefugniß für ſich in Anſpruch zu nehmen. Und doch gab es unter jenen Geiſtlichen mehrere Männer, die für liberal gelten wollten, und es dem äuſſern Scheine nach wirklich waren. Päpſte giebt es überall, reformirte und katholiſche; die erſtern ſind aber oft noch ſchlimmer, als jener im Vatikan.

In den meiſten Kantonen hat man, wie es heißt, eine milde Cenſur; indeſſen ſind die Grade dieſer Milde ſo verſchieden, wie die Milde der Temperatur in Chamouny von jener auf dem Gipfel des Montblanc *).

Der höchſte Grundſatz der ſchweizeriſchen Cenſurbehörden iſt derſelbe, der den Cenſoren in Spanien, in Portugall, in Deutſchland und in Rußland zur Norm dient. Es darf nemlich nichts gedruckt werden, was gegen die Religion, gegen die guten Sitten, und gegen den Staat verſtößt. Doch muß man ſehr bedauern, daß nicht allein in den genannten Ländern, ſondern auch unter den Cenſoren jedes einzelnen derſelben gar nicht ausgemacht iſt, was eigentlich der Religion, den Sitten und dem Staat zuwider ſeyn ſoll, und daß daher Verfaſſer und Verleger, ſelbſt bei der

*) Doch muß ich hier den bereits angeführten Kanton Appenzell-Außerrhoden ausnehmen, dem ſeine unbeſchränkte Preßfreiheit durch die Standhaftigkeit und die liberalen Anſichten ſeines Geſandten auf der Tagſatzung, des Herrn Landammanns Oertly vor mehreren Jahren gegen die Angriffe der Dunkelmänner geſchützt ward. Ob ſie noch fortdauert, weiß ich nicht.

unverfänglichſten Schrift, der Willkühr, der Laune und der Einſicht der Cenſurbehörden überlaſſen ſind, denn wer hat des Herrn Cenſors Sinn erkannt, um vorher zu wiſſen, was ihm irreligiös, unſittlich oder ſtaatswidrig ſcheint? Ich weiß mehrere Fälle in einer groſſen Stadt Deutſchlands, wo ein Cenſor häufig Schriften als irreligiös oder unſittlich zurück gab, zu deren Druck ein anderer unbedenklich ſeine Erlaubniß ertheilte, und umgekehrt.

Beſonders im Punkte der Religion, befinden ſich die ſchweizeriſchen Cenſoren in einer ſonderbaren Klemme; denn da ſie zwei Staatsreligionen haben, deren Lehrſätze ſich zum Theil geradezu widerſprechen, und da in mehreren ihrer Verordnungen ausdrücklich vorgeſchrieben iſt, daß keine dieſer Staatsreligionen in öffentlichen Schriften angegriffen werden ſoll, ſo müſſen die Herren Theologen manche ihrer kontroverſen Glaubenslehren für ſich behalten, oder ſich nach einem Cenſor umſehen, deſſen Gewiſſen in der Hinſicht etwas elaſtiſcher iſt, als das ſeiner Amtsbrüder. Hierdurch kann er aber leicht in Verlegenheit gerathen, wenn er allzu freiſinnig oder nicht freiſinnig genug iſt.

Die Religion wird nie durch Zweifel, die ein Schriftſteller gegen die Göttlichkeit ihrer Dogmen vorträgt, verlieren, ſondern immer gewinnen. Gelehrte und geiſtvolle Männer, wie der ſelige Herr Pfarrer Kürſteiner zu Heiden im Kanton Appenzell oder wie der hinkende Waldſtätter Bote, werden ſchon auftreten, und als kräftige Verfechter des Glaubens den

ungläubigen Ketzer zurecht weisen, und dann hat Mancher, der insgeheim sich mit ähnlichen Zweifeln gegen einen oder den andern kirchlichen Lehrsatz martert, den wichtigen Vortheil, ganz unerwarteter Weise zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Wir würden keine einzige gute Vertheidigung der Religion Jesu haben, wenn nicht manche Glaubenslehren, die man ihr aufbürdet, Widerspruch gefunden hätten; denn wo kein Angriff ist, da ist auch keine Vertheidigung denkbar.

Nicht die Untersuchung und Beleuchtung kirchlicher Lehrsätze und Gebräuche, sondern der mönchische Mährchen- und Legendenkram, die schwärmerischen und frömmelnden Traktätchen, die immer nur von Blut und Wunden, von Seitenhöhlen und Nägelmahlen sprechen, und jene albernen Lumpensammlungen und erlogenen Missionsberichte, womit man von Basel aus die Schweiz, ganz Deutschland und sogar den Elsaß und Lothringen überschwemmt, sind der Religion und Sittlichkeit nachtheilig. Sie verfinstern den Verstand, ersticken alles Gefühl für Tugend und Rechtlichkeit, und verleiten zu den empörendsten Verbrechen. Was soll den Menschen bewegen, recht und gut zu handeln, wenn man ihm durch Schriften und Predigten fortwährend einprägt, daß fremdes Verdienst, priesterliche Sündenvergebung, andächtiges Mitmachen kirchlicher Alfanzereien und Possen, Wallfahrten und reiche Geschenke und Vermächtnisse an Klöster und Pfaffen und dergleichen Dinge, ihn von allen zeitlichen und ewigen Strafen der Sünde befreien, ihn von den abscheulich-

ſten Laſtern und Miſſethaten, ſo rein wie Schnee, ſo weiß wie Wolle waſchen können? Muß der arme, bethörte Menſch nicht in Laſter und Bosheit verſinken? Schriften, die ſolche Grundſätze verbreiten, wie jene, ſollte man überall verbieten und ihren Druck ernſtlich zu hindern ſuchen. Wo pfäffiſches, die Finſterniß liebendes Geſindel dergleichen Drachenzähne ausſtreuet, da darf man in der That über Abſcheulichkeiten nicht erſtaunen, wie die Gräuelthaten zu Wildenſpuch waren; da iſt ſehr nöthig, die Menſchen durch Zweifel und Einwürfe, die man gegen manche Dogmen ihrer ſogenannten Staatsreligionen erhebt, aus dem tiefen Schlummer zu rütteln, in den ſie durch Aberglauben und Pfaffentrug ſich haben einwiegen laſſen.

In politiſcher Hinſicht kann die Cenſur oder Geiſtesſperre keinem Staate nützen; ſondern nur ſchaden. Jeder vernünftigen Regierung muß es angenehm ſeyn, wenn ihre Fehler und Mißgriffe gerügt werden; denn wie ſoll ſie dieſelben verbeſſern oder gut machen können, wenn ſie ihr unbekannt ſind? Nur ſchlechte Regenten, Miniſter und Beamte ſind Feinde der Preßfreiheit, weil ſie fürchten, daß man ihnen die Feigenblätter der Finſterniß, womit ſie ihre Schandthaten zu bedecken ſuchen, entreiſſen, und ſie in ihrer ganzen Blöße der Rache oder wenigſtens der Verachtung des Volks Preis geben wird. Die Fürſten und ſelbſt die größten, mächtigſten und legitimſten Monarchen, ſind ſo gut Menſchen, wie wir Andern, und können irren und fehlen, wie wir. Warum ſollte es denn ein Ver-

brechen seyn, ihnen ihre Fehler und Schwachheiten zu sagen, damit sie ihre Handlungsweise ändern? Von ihren Kammerherrn, ihren Mätressen und Beichtvätern hören sie dergleichen selten; deshalb ist es gut, wenn sie auf die Worte der Schriftsteller merken. Und soll man das Recht haben, über große Monarchen öffentlich die Wahrheit zu sagen, warum sollte man sie denn nicht über einen hochwohlgebornen, wohlweisen und gnädigen Staatsschultheissen von Bern oder Luzern, oder über einen Landesstatthalter, Spion und Briefaufbrecher in einem kleinen, demokratischen Kanton, über einen elenden Jämmerling sagen dürfen, der durch seine geheimen Sünden sich in so hohem Grade geschwächt hat, daß ihm kein Fünkchen von bloßem Menschenverstand, geschweige denn von Weisheit, übrig geblieben ist?

Freiheit der Presse und stellvertretende Verfassungen nebst den damit verbundenen Versammlungen der Volksvertreter sind in einem Staat von bedeutendem Umfange, die einzigen sichern Mittel eines Regierenden, die Stimmung, die Bedürfnisse und Wünsche der Staatsbürger, denen er angehört und die er glücklich machen will und soll, kennen zu lernen. Die Preßfreiheit ist durchaus unentbehrlich, denn man weiß, daß die Abgeordneten eines Volks, wohl ihre Taggelder verzehren, aber aus selbstsüchtigen Absichten, aus Unfähigkeit, oder aus Furcht sehr oft schweigen, statt für das Beste desselben zu sprechen. Haben die Staatsbürger dann auch keine

Freiheit der Presse, so sind sie ganz der despotischen Willkühr, den Leidenschaften und den irrigen Ansichten des Fürsten oder seiner Minister und Beamten hingegeben, und der Erstere, der nur allzu oft unzugänglich, und von einer Leibgarde erbitterter Volksfeinde umringt ist, erfährt nichts von den Uebeln, worunter das Ganze leidet. Wo also auch nur ein Schatten von Freiheit und von Sicherheit der Rechte bestehen soll, da muß unbeschränkte Freiheit der Presse durchaus seyn; denn soll der Verfasser oder Verleger eines Werkes, ehe er es drucken oder ausgeben läßt, es zuvor der, mit allen übrigen Beamten des Landes durch Schwägerschaft, Gevatterschaft und andere Verhältnisse nahe befreundeten Censurbehörde überreichen, so wird die Schrift, nach Prokrustes Manier, auf eine solche Weise zugestutzt werden, daß sie für die Sache, zu deren Bestem sie geschrieben ist, nicht das Mindeste wirken kann.

Aber, fragt Ihr, wie kann der Regierende wissen, daß das, was ein Einzelner schreibt, wirklich die Stimme des ganzen Volks oder der Mehrheit desselben ist? Wodurch kann der Schriftsteller sich als Fürsprecher des Volkes beglaubigen?

Hinreichend durch die öffentliche Stimmung! Entspricht wirklich eine Schrift den allgemeinen Bedürfnissen, so wird der Beifall, womit sie aufgenommen, gelesen und besprochen wird, schon dafür zeugen, daß sie von der Gottesstimme des Volkes eingehaucht wurde.

Gesetzt aber auch der Verfasser einer politischen Schrift irrte; was hindert das der Regierung? Erhält sie nicht gerade hierdurch Veranlassung und Gelegenheit, die Grundlosigkeit der irrigen Ansichten, und die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens öffentlich zu zeigen? Und kann der Irrthum, der, ohne ihr Wissen, im Stillen von Munde zu Munde fortgepflanzt wird, wie ein heimlich schleichendes Gift, ihr nicht weit verderblicher werden, als der laut ausgesprochene, ungegründete Tadel, den sie leicht widerlegen und berichtigen kann?

Durch Verbote und Konfiskationen von Büchern und Zeitungen, wirkt eine Regierung für ihre Absichten nie etwas Ersprießliches. Das Verbot spannt die Neugier immer höher, und jedes Exemplar der Schrift, welches sonst vielleicht nur fünf Leser gefunden hätte, findet bloß deshalb, weil es verboten ist, und weil man oft noch viel wichtigere Dinge erwartet, als darin enthalten sind, wohl fünfhundert Leser und Käufer, die den Inhalt, über den sie unter andern Umständen nie eine Silbe gesprochen hätten, allen ihren Bekannten mittheilen, die ihn nachher wieder in ihren Kreisen verbreiten.

Ach, es ist ein heilloses Ding, die leidige Buchdruckerei! Jedes Schriftkästchen ist eine Schublade aus Pandora's unglücklicher Büchse, und ich möchte rathen, alle Buchdruckereien von der Erde zu vertilgen, wenn nicht so herrliche Sächelchen, wie die Basler Sammlungen, das Restaurationswerk des Herrn von

Haller, die unſterblichen Werke des Herrn Profeſſors Gügler in Luzern, die hiſtoriſchen und andern Schriften der Sanct-Galler Gallina oder Henne, der Sanct-Galler Erzähler, der Waldſtätter Bote, die Schafhauſer Zeitung des Herrn Franz Hurter und andere ſchöne Siebenſachen und Traktätchen dadurch zu Tage gefördert und unter die frommen Eidgenoſſen verbreitet werden könnten!

Den meiſten Regierungen geht es mit den Völkern gerade, wie den Stubenuhren mit den Hausbewohnern. Dieſe ſind immer unzufrieden, und brummen beſtändig über die arme Uhr. Zeigt ſie auf Mitternacht, ſo ſchelten ſie, und behaupten, daß die Sonne bereits hoch am Himmel ſtehe; zeigt ſie zwei Stunden nach Mitternacht, ſo ſprechen ſie: es iſt ja hoch Mittag! Woher kömmt das? Ohne Zweifel daher, daß die Bewohner des Hauſes der Stubenuhr voraus geeilt ſind, und ſich immer nach der Sonne richten, die den ganzen Erdball beleuchtet; aber die Stubenuhren ſtehen feſt, unbeweglich, und allein in ihrem finſtern, kalten Winkel. Sie bekümmern ſich weder um Morgenroth, noch Sonnenlicht; ſo, wie ihr Weiſer zeigt, und wie der Hammer an ihre Glocke ſchlägt; ſo und nicht anders, ſoll es ſeyn. Darum ſind die Hausbewohner unzufrieden und brummen über ſie, denn ſie wollen ihre Augen nicht vor dem hellen Tage verſchließen.

Aber, ſagen die ſchweizeriſchen Regierungen, nicht unſerwegen, ſondern auf das heftige Andringen der

ausländiſchen Monarchen, haben wir ſo ſtrenge Cenſuren eingeführt. Wir fürchten für uns keineswegeſ die Freiheit der Preſſe in politiſchen Angelegenheiten; denn unſer Bewußtſeyn ſagt uns, daß wir „unſere Unterthanen“ als „gnädige Herren und als wohlweiſe Landesväter“ regieren, und daß wir alſo von der Preßfreiheit nichts zu beſorgen haben. Allein wie konnten wir zugeben, daß freie Urtheile über ausländiſche Regierungen und über ihre Handlungsweiſe gedruckt würden? Wie konnten wir dulden, daß man in öffentlichen Blättern Nachrichten verbreitete, die zwar der reinſten Wahrheit gemäß waren, aber manchen hohen Häuptern zu keiner Ehre gereichten? Wir würden ja unſer geliebtes Vaterland dadurch den gröſten Gefahren ausgeſetzt haben, und unſere „getreuen Unterthanen“ hätten ihre Freiheit und Unabhängigkeit deshalb verlieren können.

Wahrlich, Ihr gnädigen Herren, nicht allein die gebietereiſchen Drohungen fremder Monarchen und Miniſter, ſondern Eure eigenen Intereſſen bewogen Euch, jenen ſchändlichen Preßzwang einzuführen, wodurch aller freie Geiſtesverkehr gehemmt, alle höhere Entwickelung und Vervollkommnung der niedern Volksklaſſen unterdrückt werden ſollten. Obgleich ein groſſer Theil Eurer ſogenannten Junker aus hochmüthigen Tölpeln beſteht, denn Art läßt von Art nicht, ſo hattet Ihr doch die edelmüthige Abſicht, alle Aemter und alle Gewerbe, die geiſtige und wiſſenſchaftliche Bildung erfordern, in Pfründen und Monopole für Euch und

Eure Familien zu verwandeln; um nun dies zu bewirken, mußten Eure Mitbürger, denn Eure Unterthanen sind und waren sie nie, auf die Kenntniß solcher Gewerbe, und auf einen so geringen Grad von Kultur beschränkt werden, daß ihnen, vernünftiger Weise, es nicht in den Sinn kommen konnte, einen höhern Wirkungskreis in Anspruch zu nehmen. Dies war der Grund, warum Ihr gnädigen Herren von Bern, im Jahre 1821 den „nicht regimentsfähigen" und „nicht regierenden" Angehörigen Eures Kantons untersagtet, ihren Kindern eine bessere Erziehung geben zu lassen. Wahrlich ein schändliches Tyrannen- und Spitzbubenverbot, womit derjenige, der es in Vorschlag brachte, an den Pranger gestellt werden müßte! Kann man auf irgend eine Weise die Rechte des Menschen noch empörender verletzen?

Wer war Schuld an den gebieterischen Drohungen der auswärtigen Gesandten? Wer anders, als Ihr, hochwohlgeborne, gnädige, auch hochgeachtete und wohlweise Herren! Ihr, mit Euren demüthigen und unterthänigen Kratzfüßen, und mit Euren albernen, diplomatischen Ränken und Schwänken, wodurch Ihr Euch eine „ewige Garantie" Eurer Selbstständigkeit von sterblichen Menschen zu erbetteln suchtet, und Euch in Wien vor den Augen von ganz Europa zum Spott und Gelächter machtet! Ihr waret Schuld daran, mit Eurem feigen, hasenherzigen, schmarotzenden Betragen gegen jene Gesandten, denen Ihr noch immer mehr zugestandet, als sie verlangt hatten! Euer

Gieren und Haſchen nach ausländiſchen Adelsdiplomen, Penſionen, Titeln, Ordensbändern und goldenen, oder vergoldeten, mit böhmiſchen Steinen gezierten Tabacksdoſen! Das Verlangen der Geſandten, die Preßfreiheit einzuſchränken, war Euch ein herrlicher, willkommener Vorwand, Alles zu unterdrücken, was unter Euren Mitbürgern Licht und Aufklärung verbreiten konnte! Gegen den Schweizerboten, eines der beßten, gemeinnützigſten Blätter, hatte kein Miniſter eine Beſchwerde angebracht; dennoch ward er in Luzern und Bern verboten, weil er manche freie und vernünftige Anſicht über Eure vaterländiſchen Angelegenheiten enthielt. Geſchah dies auf Betrieb eines ausländiſchen Geſandten? Gewiß nicht; bloß das Volk ſollte in Dummheit erhalten werden, damit Ihr es deſto beſſer plagen und ſchinden und drücken konntet! Den Waldſtätter Boten, dies jämmerliche Machwerk jeſuitiſcher Blindſchleichen, ſucht man dagegen unter die freien Schweizer recht gefliſſentlich zu verbreiten, um jeden Sonnenſtrahl der Aufklärung, der ihre Thäler erleuchten könnte, durch Nacht und Nebel zu verdunkeln.

Nie würden die Geſandten des Auslandes manche ihrer gebieteriſchen Anmaßungen gewagt haben, nie hätten ſie eine ſo drohende Sprache geführt, hätten ſie nicht gewußt, wen ſie vor ſich hatten! Was in Deutſchland und Frankreich in allen Zeitungen zu leſen war, das ward in Arau, in Zürich, in Bern und an andern Orten ohne Gnade und Barmherzigkeit geſtri-

chen, und dennoch sprach man von schweizerischer Freiheit! Wahrlich, eine herrliche Freiheit!

Aber welch' ein Unsinn jener weisen Aristokraten in ihren kleinen Ländern Bücher und Zeitungen zu verbieten, die Jeder, wenn er zwei oder drei Stunden weit gehen oder schicken wollte, in der ersten, besten Buchhandlung oder auf dem ersten Postcomtoir erhalten konnte! Schon hierdurch verriethen sie den hohen Grad von Weisheit, der in ihren Schädeln Raum hatte! Jetzt trifft ein, was längst vorauszusehen war; jetzt müssen die wohlweisen Patrizier, mit dem Spott, dem Hohn und der Verachtung ihrer Mitbürger belastet, deren gnädige Herren sie sich nannten, nachgeben; die schönen Vorrechte, die ihre Ahnherren sich durch List, Gewalt, Bürgerkrieg und Justizmord angemaßt hatten, werden vernichtet; man wird die Trauerspiele von Henzi, Fueter, Bodmer, von Stäfa, Chenaux und andere nicht zum zweiten Male aufführen.

Von allen Gütern, die Ihr erringen wollt, Ihr Schweizer, müsse unbedingte Freiheit der Rede und der Presse das Erste seyn! Sie ist das beste und kräftigste Beförderungsmittel ächter Religiosität, Tugend und Sittlichkeit; die sicherste Schutzwehr Eurer Unabhängigkeit und politischen Freiheit; die dauerndste Garantie Eurer Unverletzbarkeit und Eures republikanischen Gemeinsinnes! Der Mensch, der nicht frei denken, und das Gedachte nicht Andern frei und öffentlich mittheilen darf, ist auch

kein freier Mann. Die Freiheit der Rede und der Presse ist tausendmal mehr werth, als alle Zoll-, Handels- und Gewerbefreiheit, denn sie ist die kräftigste Beschützerin der heiligsten und unveräusserlichsten Rechte des Menschen; die freundlichste Trösterin in seinem Unglück! Nehmt ihm Alles, und laßt ihm nur die Freiheit; andern seinen Schmerz zu klagen und seinen Kummer mitzutheilen, dann wird er sich im tiefsten Elend getröstet fühlen; dann werden auch über kurz oder lang kräftige Hände sich finden, die das eiserne Joch zerbrechen, das ihn zu Boden drückt.

VI.

Was ist Freiheit? Wo ist sie? Wo ist sie nicht?

Freiheit im außergesellschaftlichen Zustande ist die Macht des Menschen, sich in der Ausbildung und dem Gebrauch seiner physischen und geistigen Kräfte selbst zu bestimmen. Der Mensch im außergesellschaftlichen Zustande erkennt keine Rechte Anderer an; er ist durch keine Pflichten gefesselt; seine Befugnisse gehen so weit, wie seine physischen und geistigen Kräfte reichen. Er ist also ganz frei. Wer aber einer solchen Freiheit genießen will, der darf in keinem Staate le-

ben; er muß einzeln, wie der Adler, auf irgend einem hohen Felsen oder in einer Berghöhle seine Wohnung aufschlagen, um nicht von wilden Thieren oder andern Menschen, die gleich ihm sich im außergesellschaftlichen Zustande befinden, und weder Pflichten für sich, noch Rechte für andere Wesen anerkennen, umgebracht und zerrissen zu werden. Kein ruhiger Schlummer schließt sein Auge; kein Freund, keine Gattin, kein Verwandter steht, wenn er krank ist, an seinem Bette, um ihn zu trösten, zu verpflegen, und für seinen Unterhalt und seine Genesung zu sorgen. Er kann vielleicht durch die Abhärtung und die stete Uebung manche seiner physischen Kräfte in höherem Grade entwickeln, als die Menschen im gesellschaftlichen Zustande; dagegen aber werden alle seine geistigen und sittlichen Anlagen für ihn und für Andere verloren gehen, denn es sind bloß Keime auf einem wüsten Felsen, die weder Wurzeln fassen, noch Blüthen und Früchte tragen können. Gesellschaftliches Zusammenleben und wechselseitige Mittheilung unserer Gefühle, Vorstellungen, Begriffe, Ansichten und Kenntnisse sind die nothwendigen Elemente, deren wir zur Ausbildung aller unserer geistigen und sittlichen Kräfte bedürfen.

Darum pflanzte die mütterliche Natur in die Herzen aller Menschen den Trieb zur Geselligkeit und zum gegenseitigen geistigen Verkehr durch Sprache und Zeichen.

Die Freiheit im gesellschaftlichen Zustande besteht zwar ebenfalls in der Macht, uns in der Ausbildung

und dem Gebrauche unſerer phyſiſchen und geiſtigen Kräfte ſelbſt zu beſtimmen, allein nur in ſo weit, als dieſe Selbſtbeſtimmung ohne Verletzung der Freiheit Anderer und ohne Nachtheil für die Geſellſchaft, in welcher wir leben, beſtehen kann.

Durch den Eintritt in den geſellſchaftlichen Zuſtand muß der Menſch ſich freilich manchen Beſchränkungen unterwerfen; er muß Pflichten für ſich und Rechte für Andere anerkennen, und zum Beſten Anderer und des Ganzen Laſten übernehmen und Entbehrungen erdulden; dagegen gewährt ihm aber der geſellſchaftliche Zuſtand auch Schutz und Sicherheit, angenehmern Lebensgenuß, die Mittel zur Ausbildung ſeiner geiſtigen und ſittlichen Anlagen, und manche andere Güter und Vortheile, die mit jenen Einſchränkungen der natürlichen Freiheit in keinem Verhältniſſe ſtehen.

Eine ſolche Geſellſchaft oder ein Staat bedarf Anordnungen, wodurch die Rechte und die Sicherheit jedes Einzelnen, ſo wie das Wohl und die Unabhängigkeit des Ganzen gegen äuſſere Gewalt geſichert werden. Die Geſellſchaftsmitglieder müſſen ſich über die Gränzen der natürlichen Freiheit jedes Einzelnen und über die Pflichten und Laſten vereinbaren, die Jeder zur Erreichung des gemeinſchaftlichen Zwecks übernehmen ſoll. Nach der Billigkeit muß die Maſſe des Nutzens, welche die geſellſchaftliche Verbindung jedem Einzelnen gewährt, der Maßſtab deſſen ſeyn, was er zur Erhaltung und Sicherheit des Ganzen beitragen muß, und daher kann von keinen Vorrechten und von

keinen Befreiungen einzelner Klassen, Gemeinheiten und Familien die Rede seyn. Der Arme, der weniger Vortheile vom Bestehen der Staatsgesellschaft hat, als der Reiche, kann natürlich mit diesem nicht gleiche Lasten tragen, und der Letztere kann nicht verlangen, daß ihm wegen seines größeren Vermögens Vorzüge vor den Aermern zugestanden werden.

Nur in sehr kleinen Staaten ist es möglich, daß jeder Einzelne persönlich bei den Berathungen über das gemeinsame Beste seine Ansichten und Wünsche persönlich vortragen und seine Stimme abgeben kann, und daher scheint in ihnen mehr gesellschaftliche Freiheit zu walten, als in den größern Staaten. Allein dieser Vorzug wird durch den höheren Grad von Sicherheit und Stärke aufgehoben, den die letztern ihren Angehörigen gegen äußere Gewalt und Anmaßung darbieten. Ueberdieß kann auch in den größeren Staatsgesellschaften, wo keine persönliche Theilnahme aller Bürger an den gemeinschaftlichen Berathungen möglich und denkbar ist, diesem scheinbaren Mangel durch die freie Wahl einsichtsvoller und gewissenhafter Stellvertreter, die für die Bedürfnisse und das Beste ihrer Wähler sprechen müssen, hinreichend abgeholfen werden.

Da die Stellvertreter, welche die Gesetze, wornach das Ganze geleitet und für das Wohl jedes Einzelnen gesorgt werden soll, geben müssen, nicht immer versammelt seyn können; so ist eine verwaltende und vollziehende Staatsgewalt nöthig, die das Ganze leitet, über die Ausführung der gemeinschaftlichen Beschlüsse

wacht, und in dringenden Fällen die nöthigen Maßregeln für die Sicherheit und das Beste der Gesellschaft trifft. Ob indessen diese leitende oder regierende Gewalt sich in den Händen eines Einzelnen oder Mehrerer befindet, ist für das Wohl der Staatsgesellschaft und ihrer Angehörigen ziemlich gleichgültig, wenn sie nur in so ferne durch die Gesetze und Einrichtungen beschränkt ist, daß sie nicht zum Nachtheile aller oder einiger Staatsbürger in Eigenmacht und despotische Willkühr ausarten kann.

Wo der Mißbrauch gilt, daß bloß einzelne Familien und Kasten das Recht haben, an der Stellvertretung, der Gesetzgebung, der Regierung Theil zu nehmen; da ist keine Freiheit vorhanden; da giebt es nur Herren und Knechte. Die erblichen Stellvertreter werden einzig und allein für ihre Vortheile sprechen, nur ihre Familien und Kasten vertreten, und die heiligsten Rechte aller übrigen Staatsbürger zernichten.

Die aristokratischen Regierungen sind gar ein zweischneidiger, vergifteter Dolch für das Glück und den Wohlstand einer Staatsgesellschaft und ihrer einzelnen Angehörigen. Es ist leichter, den Wünschen eines einzelnen Despoten zu genügen, als einer hundertköpfigen Hydra gieriger, ehrgeiziger, tyrannischer und argwöhnischer Aristokraten, die noch tausendmal schlimmer ist, als alle bösen, vielköpfigen Ungeheuer aus dem Thiergarten der Apokalypse. Einen Nero kann ein einziger Messerstich, eine einzige Krankheit aus dem Wege

raumen; aber eine zahlreiche Brut von despotiſchem Otterngezücht iſt ſchwer zu erſticken; jeder Kopf hat ſeine Anhänger, die ihm beiſtehen; Jeder ſeine Spione, ſeine beſondern, mit den übrigen ſtreitenden Intereſſen. Wer den Einen befriedigen will, verdirbt es mit allen Uebrigen, denn obgleich Alle einen einzigen Punkt haben, worin ſie übereinſtimmen, nämlich Vertilgung aller Freiheit, aller, ſelbſt der unveräußerlichſten Rechte des Menſchen und gänzliche Unterdrückung; ſo handelt doch Jeder gewöhnlich für ſeinen beſondern Nutzen, und will die, mit Blut und Thränen benetzte Beute für ſich allein behalten. Sie gleichen dem, was man in dem Mährchen von den giftigen Spinnen ſagt: ſie verſchlingen Eine die Andere, weil Jede nach hundert Jahren, wenn ſie alle ihre Schweſtern gefreſſen hat, ein Juwel zu werden hofft. In den meiſten hohlen Schädeln der ſchweizeriſchen Ariſtokraten ſind ſchon kleine Fürſtenthrone genug aufgeführt, die dereinſt ihre ſpäten legitimen Nachkommen männlicher und weiblicher Linie beſteigen ſollen. Herrſchſüchtige Menſchen ſtreben immer nach Erweiterung und Ausdehnung ihrer Gewalt; wenn Einer oder der Andere den ganzen Erdkreis unter ſeinen Scepter gebracht hätte, ſo würde er auf Mittel ſinnen, die Sonne, den Mond und alle Planeten zu unterjochen! — Wollen die Schweizer wirklich für ihre Freiheit und ihren innern Wohlſtand ſorgen, ſo müſſen ſie bei den jetzigen Wirren darnach ſtreben, allen Ariſtokratismus in ihrem Lande auszurotten. — Kein Schweizer müßte von ausländiſchen Mächten

Würden, Titel, Ordenszeichen, Adelsdiplome und Geschenke annehmen, wofern er nicht sein Bürgerrecht verlieren wollte. Appenzell und einige andere Kantone haben in dieser Hinsicht vortreffliche Anordnungen, so altväterisch sie auch in ihren Landbüchern und Gesetzen klingen; nur sollten sie den fremden Pförtner-, Schergen-, Büttel- und Thürhüterdienst, wodurch sie sich vor der ganzen Menschheit herabwürdigen, gleichfalls abschaffen. Kein Sohn, kein Bruder, kein Schwager und Verwandter eines Regierenden und Staatsbeamten bis ins vierte Glied müßte dasselbe oder ein ähnliches Amt bekleiden können, und dazu gewählt werden; denn gerade dieß ist die Brücke zum Aristokratismus.

Reine Demokratie und erbliche Monarchie mit einer stellvertretenden, unumstößlichen Verfassung, die der Regierende nicht umzustoßen vermag, und nach welcher jede Klasse des Volks ihre eigenen Vertreter hat, die es, ohne Einmischung der Regierung oder ihrer Beamten, unter allen Aktivbürgern frei wählen, zurückberufen und durch Andere ersetzen kann; das sind unstreitig die besten, dem Wohl und der Freiheit großer und kleiner Völker entsprechenden Regierungsformen!

Wahlmonarchien sind in der Regel, wenn gleich nicht immer, eben so schlimm, als die erblichen Aristokratien. Gewöhnlich wird das Land, wenn es groß ist, der Tummelplatz blutiger Kriege, schändlicher Intriguen und Meutereien, welche die Ehrsucht

und Herrschgier inländischer und ausländischer Bewerber herbeiführt. Ist dann endlich Einer von ihnen über die Leichen des unglücklichen Volks auf den erledigten Thron hinauf geklettert, dann wird er ein Vampyr, der von dem Mark des Landes zehrt, die letzten Blutstropfen aussaugt, und auf Kosten der hartbedrückten Nation Reichthümer für sich und seine Familie zusammenscharrt, weil er voraussieht, daß sein Reich nicht lange dauern wird. Dieß beweist die Geschichte des Wahlkönigreichs Polen und aller übrigen Wahlreiche. Werden die Polen mit ihrer Selbstständigkeit und Nationalität, ihre alte Verfassung wieder in's Leben rufen; so ist unter allen Staatsumwälzungen, die seit vierzig Jahren Europa erschüttert haben, die ihrige gewiß die unheilbringendste und bedauernswertheste. — Darum, Ihr guten Schweizer, es mag aus Euch werden, was da wolle, nur keine Aristokratie, keine Wahlmonarchie und keine Pfaffenregierung! Die letztere ist freilich sehr reich an Segenssprüchen! Aber blickt einmal auf das herrliche Gebiet des Statthalters Christi! Ein Himmel und eine Erde so schön, so fruchtbar und milde, daß man kaum nöthig hat, zu arbeiten, um hundertfach zu ernten! Und dennoch unbebaute Felder, bleiche, verhungernde Menschen, ein feistes Heer schwelgerischer Pfaffen und Räuber, Diebe, Banditen und Bettler! Wahrlich, es scheint, daß die heiligen Segenssprüche ein Gift, eine wahre Aqua Tofana für Tugend und Sittlichkeit, für Handel und Gewerbe, für Glück, Freiheit und Wohlstand sind, und

daß alles Gute dadurch verdorren und erſterben muß! So wenig wirken Segen und Weihwaſſer, Gebete und kirchliche Alfanzereien zum Beſten der Menſchheit! — Arbeit und guter Dünger ſind unſtreitig weit beſſer! Uebrigens würde es Euch, wenn Ihr wirklich die hierarchiſche Regierungsform einführen wolltet, an Päpſten, ſowohl an reformirten, als katholiſchen, keineswegs fehlen; auf den meiſten Pfarrhöfen würdet Ihr Einen antreffen, der mit Freuden eine dreifache Krone annähme! Ich ſelbſt würde Euch Einen in Vorſchlag bringen, der obgleich er ein orthodoxer Reformirter war, eben ſo gut zum heiligen Vater getaugt hätte, wie einſt Hildebrand, genannt Gregor der Siebente! Aber leider iſt der fromme Mann, der tapfere Streiter vor dem Herrn auf ſeiner Kanzel an einem Bannfluch erſtickt, den er noch ſterbend über mich, den er nie geſehen, und der ihn nie beleidigt hatte, ausſprach. Doch Ruhe ſeiner Aſche! Man muß ihm verzeihen, was er, gleich den meiſten ſeiner Herren Amtsbrüder im Kanton Appenzell Ausſerrhoden, nicht laſſen konnte! Sie loben Gott und fluchen ihrem Nächſten! Euch, Katholiken, aber kann ich einen herrlichen Mann zum heiligen Vater vorſchlagen! Es iſt der Herr Rudolph von Buol-Schauenſtein, Fürſtbiſchof von Chur und St. Gallen, ein kräftiges Rüſtzeug, gepanzert mit dem Harniſch des Glaubens und mit dem Krebs der Gerechtigkeit! Ich ſelbſt, obgleich ich nicht ſeiner Konfeſſion huldige, ſondern, wie Ihr wiſſt, paritätiſch bin, habe ſeinen frommen, heiligen

Eifer erfahren, da er auf allen Kanzeln des Kantons Appenzell-Innerrhoden, vielleicht auch in andern Kantonen, ein Ketzermandat gegen mich verlesen ließ, worin er denjenigen, der mich verrathen und mich zur Haft bringen würde, zwanzig Gulden Konventionsgeld für meinen Kopf zugesichert hatte! Wahrlich, ein hoher Preis für einen alten Ketzerkopf, wie den meinige, der bereits an die Schneelinie gränzt! Ihr werdet mir zwar einwenden, daß der hochwürdige Herr Fürstbischof gar zu strenge auf die Enthaltung von Fleischspeisen hält, und daß die Meisten unter Euch der Fleischeslust ziemlich ergeben sind! Aber mir ist versichert, daß der Herr Bischof für strenger gehalten wird, als er ist, und daß er sich auch in den höchsten Fasttagen den Genuß von Fleisch selbst erlaubt, besonders von jungem, zartem Mädchenfleisch! Wenn Ihr nur brav Geld im Sack habt, und auf den Tisch zählen könnt, dann wird er Euch mit Vergnügen Dispensen ertheilen, so viel Ihr verlangt! Was hat aber die Religion in Eure Töpfe zu gucken? Wer hat sie zur Köchin bestellt? Wär' ich Katholik, ich würde, wie alle vernünftigen Katholiken es machen, hienieden essen, was mir schmeckte, und einst dafür leiden, was mir gebührte! In der Rücksicht laß' ich mir wohl von Aerzten, aber nicht von Pfaffen etwas vorschreiben! Der freie Mann muß sich an keine kirchlichen Possen binden!

Doch wo ist Freiheit?

Nur da, wo der Mensch sich selbst mit vollem

Bewußtſeyn in ſeinen Handlungen, in der Wahl ſeiner Lebensart, ſeines Gatten, ſeines Wohnorts, ſeiner Gottesverehrung beſtimmen, und in geiſtiger Hinſicht Andern ungehindert durch Rede, Schrift und Zeichen mittheilen kann.

Ein Menſch, deſſen Vernunft von pfäffiſchem Aberglauben verdüſtert iſt, hat nicht die Fähigkeit einer freien Selbſtbeſtimmung; er iſt kein freier Mann, und wenn er gleich in der vollkommenſten Demokratie lebt; er iſt eine Maſchine, ein elender Sklave fremden Einfluſſes, das Mittel und Werkzeug Anderer zur Erreichung ihrer ſelbſtſüchtigen Abſichten, ihrer Leidenſchaften, ihrer Launen und Narrheiten! Nur der Menſch, der nach ſeinen eigenen Anſichten, ſich in ſeinen Entſchlüſſen und Handlungen in der Art beſtimmt, daß die geſellſchaftlichen Rechte Anderer dadurch nicht verletzt oder gefährdet werden, nur der iſt völlig frei und bedient ſich bloß des Rechts, das jede vernünftige Staatsgeſellſchaft, wofern ſie nicht tyranniſch verfahren will, ihm zugeſtehen muß.

Verletzt aber wohl Jemand dadurch fremde Rechte, wenn er nicht glaubt, was Andere glauben? Wenn er gewiſſe kirchliche Gebräuche nicht mitmacht, die ihm anſtößig ſind, ihm wohl gar den Begriffen, die er ſich von dem höchſten Weſen gebildet hat, zuwider ſcheinen? Keineswegs! Er ſtört ja dadurch Niemanden in ſeinem Kultus; er ſucht keinen Andern zu zwingen, Dinge zu glauben, die er glaubt, oder das zu verwerfen und zu bezweifeln, was er bezweifelt und verwirft! Wenn

er hingegen Andere in ihren kirchlichen Gebräuchen ſtören, ſie durch Liſt oder Gewalt davon zurückhalten, ſie wegen ihrer Religionsanſichten verfolgen, verläſtern, belügen, und ihnen allen bürgerlichen und ſittlichen Werth abſprechen wollte; dann würde er natürlich die geſellſchaftlichen Rechte derſelben auf das Aeußerſte kränken; er würde ihnen die heilige Freiheit rauben, nach ihrer eigenen, oder wenigſtens nach derjenigen Anſicht zu handeln, die ſie für ihre eigene halten. — Dazu hat Keiner das Recht!

Beleidigt Jemand dadurch die Rechte eines Andern, wenn er ſeine religiöſen Anſichten öffentlich bekannt macht oder ſie äußert? Durchaus nicht! Der Andere kann ja dennoch ſeinen Glauben behalten; er wird nicht gezwungen, Jenem beizupflichten, und wenn er ſich dazu fähig hält, kann er den wirklich oder vermeintlich Irrenden eines Beſſern belehren, ohne ihn zu ſchimpfen und zu ſchmähen.

Handelt die Obrigkeit eines Freiſtaats den Rechten gemäß, die einem Jeden, Fremden und Einheimiſchen, geſichert ſeyn müſſen, wenn ſie ſich ſeiner, der Poſt anvertrauten Briefe bemächtigt, dieſelben entſiegelt, zurückhält und ihn dadurch in den größten Schaden verſetzt, ohne daß nach ihrem eigenen Geſtändniſſe auch nur der mindeſte Verdacht einer rechtswidrigen Handlung ſie dazu veranlaſſen konnte? Nein! Eine ſolche Obrigkeit handelt ſchurkiſch und niederträchtig; ſie mag Zuberbühler oder Schläpfer heißen, Gemeindehauptmann oder Landesſtatthalter ſeyn! Sie

kränkt die heiligſten Rechte des Menſchen. Die Verletzung fremder Geheimniſſe, die Entſiegelung fremder Briefe iſt die ſchändlichſte Schurkerei, die in wohlgeordneten Staaten mit Pranger und Zuchthausſtrafe belegt wird! Ein Staat, welcher dergleichen duldet, und mag er ſo demokratiſch ſeyn, wie er wolle, iſt kein Freiſtaat, ſondern ein Tyrannen-Land, und die Einwohner, denen ſolche Handlungen gut und recht ſcheinen, haben gar keinen Begriff von Freiheit und Menſchenrecht; ſie ſind der Freiheit nicht werth, die ſie genießen, und geben ſich ſelbſt der Gefahr Preis, daß ihre Obrigkeiten einmal gegen ſie auf gleich deſpotiſche Weiſe verfahren, wie gegen den Fremden!

Darf in einem wohleingerichteten Staat, möge er Republik oder Monarchie ſeyn, ein öffentlicher Beamter in die Wohnung eines ganz unverdächtigen, Jahre lang bekannten Mannes dringen, in deſſen Abweſenheit, Kiſten und Kaſten eröffnen, ohne Zuziehung anderer gerichtlicher Perſonen und ohne ein Protokoll aufzunehmen, die Briefſchaften und Papiere des Fremden durchleſen? Wahrlich nicht! Ein ſolcher Beamter kränkt die heiligſten, unveräußerlichſten Menſchenrechte; er iſt entweder ein Schurke oder ein Dummkopf, der deutlich beweist, daß er gar nicht weiß, wie weit ſeine amtlichen Befugniſſe reichen!

Doch genug davon und zu etwas Anderm!

Es iſt ſonderbar, daß die meiſten Menſchen verlangen, alle Uebrigen ſollen glauben, was ſie glauben, und zwar in Sachen, worüber wir doch, ſo lange wir

leben, nie zur vollkommenen Gewißheit gelangen können, in Sachen, worüber bereits ſeit vielen Jahrhunderten geſtritten werden, und in deren Hinſicht, die Möglichkeit, jemals ins Klare zu kommen, immer zweifelhafter wird, da die Gegenſtände, über welche man ſtreitet, auf angeblichen Thatſachen beruhen, die in einer Zeit geſchehen ſeyn ſollen, welche von Tage zu Tage immer weiter in den nächtlichen Hintergrund einer Vergangenheit tritt, deren dunkeln Schleier wir vergebens zu lüften ſtreben!

Es iſt ſonderbar, daß manche Leute andere Menſchen bitter haſſen und verfolgen, wegen Meinungen und Anſichten, die ihren Begriffen zuwider, aber Niemanden nachtheilig ſind, und daß ſie dagegen Andern eine Handlungsweiſe recht gerne verzeihen, die nicht bloß einem Dritten, ſondern ihnen ſelbſt das größte Unheil bringen kann! Ein Leben, das durch die empörendſten Verbrechen befleckt iſt, wird von den Meiſten leichter verziehen, als eine, von der ihrigen abweichende Denkart in Glaubensſachen. Der boshafte Miſſethäter, der für ſeine vielfachen Blutſchulden auf dem Hochgerüſt büßen muß, aber eine Stunde vor ſeinem Tode ſich zu den kirchlichen Glaubenslehren bekennt, und in ſeiner Herzensangſt einige angeblich heilige Gebräuche und fromme Grimaſſen mitmacht, der wird von Geiſtlichen und Laien weit eher ſelig geſprochen, als der ehrliche, keines Verbrechens, keiner Todſünde ſchuldige Zweifler, welcher aus ihm wichtigen Gründen von der Göttlichkeit jener Dogmen ſich nicht

überzeugen kann, und die kirchlichen Gebräuche nicht beobachtet, weil er keine unwürdige Heuchelei begehen will. Woher kömmt das? Ich glaube, die Vorsehung hat uns die Neigung, Andere in Sachen, die uns wichtig sind, zu unsern Ansichten herüber zu ziehen, deshalb eingepflanzt, um dem Triebe wechselseitiger Mittheilung, welcher die Grundlage aller höhern, geistigen Ausbildung und Veredlung ist, desto mehr Stärke zu geben; sie hat uns zugleich einige kleine Zankäpfel, über deren Werth und Unwerth wir in diesem Leben nie etwas Bestimmtes erfahren werden, zugeworfen, um die Kräfte und Anlagen unsers Geistes daran zu üben, zu entwickeln, zu stärken, und bei der Gelegenheit zugleich neue, uns nützliche Wahrheiten zu entdecken; so wie man einem kleinen Kinde ein rundes und glattes Stückchen Ebenholz oder Elfenbein giebt, um durch das Nagen daran, das Ausbrechen seiner Zähne zu beschleunigen, und es im Beißen und Kauen zu üben. Manche meiner Leser werden vielleicht dieses Gleichniß etwas unedel oder doch wenigstens für so wichtige Gegenstände unpassend finden; allein es erläutert, wie mir dünkt, das Gesagte. Wie albern, wie fruchtlos, wie trocken kommen uns jetzt die Streitigkeiten der Scholastiker und mancher christlichen Secten vor; und doch gaben sie die Veranlassung, daß manche heilsame Wahrheit, manche nützliche Ansicht aufgefunden wurde, die anfangs freilich unter der Spreu unbenutzt liegen blieb, in der Folge aber desto reichlichere Früchte trug. Der Streit der Stercoraner, welche die, an sich lä-

cherliche Frage aufwarfen: ob das Fleisch und das Blut des Heilandes, die wir leibhaftig im Abendmahl genößen, nach geschehener Verdauung wieder auf natürlichen Wegen von uns gingen, oder ob sie im Körper blieben; diese alberne Streitfrage, sage ich, gab wahrscheinlich den schweizerischen Reformatoren die Veranlassung, die vernünftigere Behauptung aufzustellen: daß das heilige Abendmahl nur ein Gedächtnißmahl sey; daß kein Fleisch in dem Brod gegessen, kein Wein in dem Blut getrunken werde. Die Lutheraner aber behaupteten, etwas weniger kraß, als die Katholiken, das Gegentheil, und Friedrich von der Pfalz verlor die böhmische Krone, weil er sich zum schweizerischen Glaubensbekenntnisse hielt, und deshalb von den Lutheranern verlassen ward. Nachher nahmen Voltaire und andere geistreiche Köpfe aus dem sternoranischen Streit, den Stoff zu manchem witzigen Einfall, sowohl über das lutherische, als über das katholische Dogma. Viele lutherische Theologen, die ihre Systeme immer mehr von den alten Schlacken des Papstthums, die Luther noch in die Reformation herüber gebracht hatte, reinigen wollten, um sich nicht ganz und gar dem Gespött vernünftiger Menschen Preis zu geben, wagten in neuern Zeiten nicht mehr, jene Glaubenslehre öffentlich auf den Kanzeln als göttliche Wahrheit zu predigen; man gab den Reformirten in dieser Hinsicht nach, und die letztern mußten dagegen, weil, bei einem Vergleich beide Theile etwas verlieren müssen, ihre starren, das Herz empörender Gnadenwahl ent-

ſagen. Hierdurch kam denn endlich nach vieljährigem Haß und manchem Blutvergießen zwiſchen beiden alleinſeligmachenden proteſtantiſchen Kirchen eine Vereinigung zu Stande, für deren bloße Idee der ſächſiſche Kanzler Crell früher ſeinen Kopf hatte hergeben müſſen. So können die albernen Zänkereien einfältiger Mönche am Ende eine ſehr wohlthätige Folge für die Menſchheit haben. Die Vorſehung geht bei der Entwickelung des Menſchengeſchlechts eben ſo wenig mit Rieſenſchritten, wie bei der Ausbildung des einzelnen Menſchen. Gott bedient ſich zur Erreichung ſeiner erhabenen Zwecke keiner Wunder, ſondern gewöhnlich der geringfügigſten Umſtände und Vorfälle, und hierin erkennen wir beſonders ſeine Größe und Weisheit! Daß er nicht plötzlich und mit einem Ruf Alles auf unſerer Welt ſo werden läßt, wie es nach ſeinem Plan werden ſoll, das ſcheint uns dunkel und räthſelhaft, und daher zerbrechen ſich Philoſophen und Theologen ihre Köpfe mit Unterſuchungen über das phyſiſche und ſittliche Uebel auf Erden. Eitles Bemühen!

Was in der Dinge Lauf hier mißtönt,
Löset dort in ewigen Harmonien!

Die Neigung alſo, Andere von der Richtigkeit unſerer Anſichten zu überzeugen, iſt ein bloßes Verſtärkungsmittel des Triebes zur gegenſeitigen Mittheilung, wodurch der hohe Zweck Gottes: ſittliche und geiſtige Vervollkommnung der Menſchheit erreicht werden ſoll! Möchte doch Niemand jene Neigung als etwas Höheres und Wichtigeres betrachten! Möchte doch Niemand

von dem Drange, Andern ſeinen Glauben mitzutheilen, ſich verleiten laſſen, dieſen Drang für eine göttliche Begeiſterung zu halten, Andere mit Gewalt zu ſeinen Proſelyten zu machen!

Wie ſchlimm iſt es für die Schweizer, daß ſelbſt durch geſetzliche Anordnungen dem Glaubenszwange ſo großer Vorſchub geleiſtet wird! Wie kann man in einem Lande von wahrer Freiheit ſprechen, wo die Geſetze der verſchiedenen Provinzen und Ortſchaften wechſelſeitig mit der größten Feindſeligkeit in Glaubensſachen verfahren; wo ſie ihrem Mitbürger die bürgerlichen Rechte rauben, und ihn für unfähig erklären, länger in ihrem Gebiet zu leben, ſobald er aus innerer Ueberzeugung zu der andern Kirche übergetreten iſt? Wird hierdurch nicht dem Menſchen das heiligſte aller ſeiner Rechte, die Befugniß, ſeine religiöſen Ueberzeugungen frei zu bekennen, auf die empfindſte Weiſe geraubt? Was geht mein Glaube meine Mitbürger an, wenn ich als rechtlicher Mann die ſtaatsgeſellſchaftlichen Pflichten erfülle, und Niemanden in der Ausübung ſeines Glaubens hinderlich bin? Wird durch dergleichen unduldſame Geſetze nicht Gelegenheit zu der unwürdigſten Heuchelei in Angelegenheiten gegeben, die jedem Menſchen das Widrigſte und Ehrwürdigſte ſeyn müſſen? Wird nicht Mancher, der, nach ſeiner innern Ueberzeugung, dem andern Glaubensbekenntniſſe huldigt, dies verheimlichen, um nicht durch öffentlichen Uebertritt ſein Bürgerrecht zu verlieren? Wird nicht Mancher, um in einem andern

Ländchen wohnen und ſein Gewerbe vortheilhafter betreiben zu können, des irdiſchen Gewinns wegen, den Glauben verleugnen, dem er in ſeinem Herzen ergeben iſt, und zu dem andern ſich bekennen, den er vielleicht für Gott mißfällig hält? Und was iſt in ſolchen Fällen von Menſchen der Art zu halten? Wie kann man in ihre Redlichkeit und Tugend noch das mindeſte Vertrauen ſetzen? Ich achte jeden Mann, der aus eigener, freier Selbſtbeſtimmung, ohne Rückſicht auf zeitliche Vortheile, zu einem andern Kultus übertritt, wenn mir der letztere auch wirklich ſchlechter und vernunftwidriger ſcheinen ſollte, als der erſte war, aber ich verabſcheue in gleichem Grade einen ſolchen Uebertritt, wenn er aus eigennützigen Abſichten geſchieht, ſelbſt dann, wenn das neue Glaubensbekenntniß des Apoſtaten mir beſſer und vernunftmäßiger dünkt, als ſein voriges. Ein Menſch, der dem höchſten Weſen und andern Menſchen eine Ueberzeugung verlügen will, die ſeinem Innern fremd iſt, hat allen ſittlichen Werth verloren! Der einzige Fall, wo ein ſolches Betragen ſich vielleicht entſchuldigen läßt, iſt der, wenn Jemand mit dem gänzlichen Verluſt ſeiner drei unerſetzlichen Güter, nemlich des Lebens, der Ehre und der Geſundheit von einer unabwendbaren Gefahr bedrohet wird.

Allein nicht bloß in ſittlicher, ſondern auch in bloß politiſcher Rückſicht haben, wie ich ſchon früher bemerkte, dieſe feindſeligen Geſetze den verderblichſten Einfluß für die Schweizer. Wie können jemals Gemeinſinn und Eintracht zur vollen Kraft gedeihen, in

einem Lande, wo dergleichen abscheuliche Einrichtungen bestehen? Wie viel vaterländisches Blut haben die Eidgenossen, von ihren Pfaffen und von fremden Mächten gegen einander verhetzt, bloß wegen kirchlicher Hirngespinnste vergossen? Der Religionsaristokratismus, die Bevorrechtigung dieser oder jener Religionspartei in diesem oder jenem Kanton, ist in der That eben so zerstörend und gefährlich für die Freiheit, die Selbstständigkeit, den Wohlstand und die Veredlung des Herzens und des Geistes, als der Aristokratismus der Geburt oder des Vermögens! Fort daher mit jenen Tollheiten, die von den Teufeln des Pfaffenthums, des Aberglaubens und der Unduldsamkeit eingehaucht wurden. Fast alle Nationen Europa's, mit Ausschluß Italiens, Spaniens und Portugals, die keinen wahrhaft gebildeten Völkern als Muster dienen können, haben sich zu einem Standpunkte der Civilisation erhoben, auf welchem sie dergleichen Ausgeburten der Hölle verabscheuen; dennoch sind die Schweizer größtentheils, von verfinsterungssüchtigen, herrschgierigen und unvernünftigen Regierungen und Pfaffen beider Partheien verleitet, bis jetzt dabei beharrt. Sie trennen sich eben so ungerne von den alten Mißbräuchen, die ihre Vorfahren ihnen hinterlassen haben, wie von ihren Alpen, woferne sie nicht etwa in den Bütteldienst fremder Despoten treten, und ein gutes Handgeldchen bekommen können!

Zur vollkommenen Freiheit und zum Begriff eines Freistaats im wahren und edlern Sinne des Worts,

gehört ferner, daß Niemand in der Wahl seiner künftigen Lebensweise und seines Gewerbes, in der freien Ausbildung und Vervollkommnung seiner physischen, sittlichen und geistigen Anlagen und Kräfte durch die Obrigkeit und ihre Beamten, oder mit deren Mitwirkung und Zulassung, durch Andere gestört werde. Dies geschieht aber, wenn die unwürdige Obrigkeit irgend einer Volksklasse verbietet, einen von ihr bestimmten Grad sittlicher, geistiger und physischer Ausbildung zu überschreiten, und den Eltern und Vormündern zur Pflicht macht, ihren Kindern und Pflegebefohlenen keine bessere Erziehung zu geben und geben zu lassen, als sie selbst genossen haben. Durch eine solche tyrannische Verordnung, die keinen andern Zweck hat, als die untergeordneten Klassen zur Bekleidung aller bürgerlichen Aemter unfähig zu machen, und von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen, verletzt die Regierung die vornehmsten Pflichten gegen das höchste Wesen und gegen die Menschheit. Die möglichste Entwickelung und Vervollkommnung aller unserer Kräfte und Anlagen, ist die von Gott gegebene Bestimmung unsers Daseyns. Wer also hieran einen oder mehrere Menschen vorsätzlich stört und hindert, der greift mit frevelnder Hand in die Plane Gottes, und hemmt den Menschen auf der Bahn zu dem Ziel, welches das höchste Wesen selbst ihm vorgezeichnet hat. Er verletzt ferner die unantastbarsten Rechte der ganzen Menschheit, indem eine Menge wichtiger, geistiger Fähigkeiten und Kräfte, die derselben äußerst nützlich

hätten werden können, wegen seiner schnöden Selbstsucht, seiner Herrschgier, seines Eigennutzes und seiner Willkühr unentwickelt und unwirksam bleiben müssen. Gleicher Verbrechen machen sich Regierungen, Obrigkeiten und Geistliche schuldig, die ein Volk durch Aberglauben, und Unwissenheit zu verdummen und zu verfinstern suchen. Wie strafbar, wie unsittlich und ungerecht erscheint eine Regierung, die auf solche Art die ihr anvertraute Gewalt mißbraucht!

Nur der Mensch, der im vollen Besitze seiner Vernunft ist, hat Freiheit; nur er hat die Macht, sich selbst zu bestimmen. Wenn also eine Regierung, wie dies in der Schweiz fast durchgehends geschieht, das Staatsgebiet, dessen Bürger sie glücklich machen soll, in einen großen Marktplatz des Seelen- und Menschenhandels verwandelt, bloß um ihre eigenen, niedlen und empörenden Leidenschaften zu befriedigen, und für sich und die Ihrigen durch den Verkauf ihrer Mitbürger glänzende Vortheile zu ziehen, so handelt sie unwürdig, und verdient nicht, länger das Staatsruder zu führen. Noch ehrloser verfährt sie dann, wenn sie listigen, verschlagenen Werbern, habsüchtigen, geldgierigen Wirthen und liederlichen Dirnen gestattet, auf jenen Seelenmärkten ihre Netze auszuspannen und junge, leidenschaftliche und unbesonnene Leute durch öffentliche Aushängung von verlockenden Werbeschildern, durch hochtönende, prunkvolle Verheißungen und andere Reizmittel in ihre Häuser zu locken, um sie auf die schändlichste Weise zum Fremdendienst anzukirren. Gar ab-

scheulich aber ist es, wenn die Söhne und Angehörigen der Regierungspersonen selbst mit jenem listigen und verworfenen Werbegesindel, das häufig unter ihrer Leitung und ihren Befehlen steht, gemeinschaftliche Sache machen, um leichtsinnige Jünglinge und Männer, unter denen oft Gatten und Väter sind, durch die schändlichsten Mittel in einen Zustand von Wahnsinn und Verzweiflung zu versetzen, und ihnen dann, wenn sie gar nicht wissen, was sie thun, das Handgeld aufdringen; nachher aber, wenn die Unglücklichen zum Bewußtseyn zurückgekehrt sind, sie bei einem Worte halten, das sie oft gar nicht gegeben haben, und auf die Erfüllung des Werbevertrags bestehen, den die Angeworbenen durchaus nicht rechtlich eingehen konnten, weil sie ihrer Vernunft nicht mächtig waren. Wendet sich in solchem Falle der arme, betölpelte Rekrut an seine landesväterliche Obrigkeit, und bittet um deren Verwendung und um Befreiung vom fremden Schergendienst, dann giebt man ihm lachend die höhnische Antwort: Es ist Euer freier Wille gewesen! Habt Ihr berauschter Weise Euch anwerben lassen, so müßt Ihr Eure Kapitulationszeit aushalten! Wir können Euch nicht helfen! Da zeigt der Verzweifelnde dann auf seine alten jammernden Eltern, deren einzige Stütze er war, auf seine flehenden Geschwister, auf seine knieende Gattin und auf seine kleinen schuldlosen Kinder. Das fruchtet Alles nicht; er muß fort nach Neapel, um seine Kapitulationszeit von vier oder sechs Jahren zu dienen, und den ersten, den einzigen Fehler

vielleicht, den er in ſeinem Leben beging, mit der Ruhe und dem Glück ſeines ganzen Lebens, ſo wie mit dem Wohlſtande der Seinigen zu büßen.

Der Staat hat Recht, von ſeinen dienſtfähigen Angehörigen zu verlangen, daß ſie ſich zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bereit halten, und ſich in den Waffen üben laſſen. Allein keine Regierung, am wenigſten eine ſchweizeriſche, hat dieſe Befugniß, verführeriſche Netze auszuſtellen, um ihre jungen leichtſinnigen Bürger zu fangen, und als rohen Stoff, als Waare an fremde Monarchen zu verſchachern. Pfui, der Schändlichen! Und ſolche Menſchen nennen ſich Landesväter, und gnädige Herren und Obrigkeiten ihrer Mitbürger! Lieber Gott!!

Blickt, Ihr Herren, blickt doch einmal in Eure Archive! Seht die peinlichen Verhandlungen nach, dann werdet Ihr finden, daß beinahe zwei Drittheile der Miſſethäter, die Ihr habt köpfen, hängen und rädern laſſen, von Euch zum auswärtigen Schergendienſte verſchachert waren, als arbeitſcheue, verderbte, zu nützlicher Thätigkeit unfähige Buben heimkehrten, raubten, ſtahlen und mordeten, und nachher ihre ſittliche Verworfenheit, die ſie Niemanden anders, als Euch, Ihr Väter des Vaterlandes, zu danken hatten, auf dem Blutgerüſt büßen mußten. Zwanzigtauſend, im fremden Kriegsdienſt entſittlichte Menſchen liefern alſo aus ihrer Mitte für das Henkerbeil zwei Verbrecher, wo die übrigen zwei Millionen, die zu keinem ausländiſchen Bütteldienſt verkauft worden, nur Einen liefern!

Wahrlich, es iſt ſchauderhaft! Wie könnt Ihr, die Ihr ſo gerne rädern und enthaupten, brandmarken und martern laßt, wie könnt Ihr ein Todesurtheil unterzeichnen, ohne Euch ſelbſt zu verabſcheuen? Muß nicht jeder Tropfen Bluts jener elenden Schlachtopfer, muß nicht jede Thräne, jeder Seufzer der Ihrigen gegen Euch um Rache zum Himmel ſchreien? Muß nicht die ganze, gebildete Welt, müſſen nicht ſelbſt jene Zwingherren, an die Ihr Eure Landsleute verhandelt, wenn ſie auch zum Theil noch ſo arge Despoten ſeyn mögen, ein ſolches Verfahren mit der größten Verachtung und mit Abſcheu betrachten?

Ihr antwortet immer in Eurer Bosheit und Tücke: Wir zwingen Keinen! Jeder hat ſeinen freien Willen! Das haben mir Manche von Euch oft mündlich erwiedert. Alberne Ausrede! Wie kann bei Menſchen, welche durch die Liſt und die ſchändlichen Künſte Eurer Werber und Eurer eigenen Söhne und Angehörigen, die zum Theil die Werber-Kommandanten ſind, in einen Zuſtand verſetzt werden, worin ſie gar nicht wiſſen, was ſie thun und was mit ihnen vorgeht, von freiem Willen die Rede ſeyn? Es iſt in manchen Ländern ſtrenge verboten, Nachtigallen und Singvögel aus ihren Neſtern zu nehmen und wegzufangen; wenn aber Jemand einen Vogelheerd anlegt, und alle Nachtigallen wegfängt, kann er ſich dann wohl mit der kahlen Ausflucht entſchuldigen, ſie haben ihren freien Willen gehabt; ſie ſind ſelbſt zu mir gekommen?

Bei Euch muß man weder Freiheit, noch Klugheit, noch Menſchengefühl ſuchen! Von dem Allen iſt bei Euch durchaus keine Spur vorhanden, obgleich ihr Euch gnädige und wohlweiſe Herren nennt! Weil Eure Kantone republikaniſche Formen haben, ſo ſollen ſie Freiſtaaten, und die Menſchen, die darin wohnen, ſollen freie Menſchen ſeyn! Welch' ein Unſinn!

Wer die Wörter Monarch und Despot für gleichbedeutend hält, der irrt gar ſehr! Der gehe nur zu Euch nach der Schweiz; da wird er geiſtliche und weltliche Despoten und Blutigel, die zum Theil im Bauernkittel umherlaufen, genug finden. Ein ſogenannter demokratiſcher Freiſtaat kann oft mehrere tauſend Despoten mäſten, die übrigens ſich mit ihren „humanen und liberalen" Geſinnungen mächtig brüſten, während in einer Monarchie kein einziger Despot und kein Schatten von Despotismus und zwingherrlicher Willkühr ſich findet. Das Zwingherrenthum ſetzt eine, den unveräußerlichen Rechten des Menſchen und des ganzen Volkes widerſprechende Gewalt voraus, die mit Unterdrückung des Schwächern von Seiten des Stärkern verbunden iſt, wie wenn zum Beiſpiel eine Regierung ein Verbot ergehen läßt, daß Niemand aus den untern Volksklaſſen mehr lernen und wiſſen ſoll, als ſeine Eltern gewußt haben. Ob übrigens der unterdrückende oder despotiſirende Theil aus hunderttauſend Köpfen und der unterdrückte nur aus Einem beſteht, oder umgekehrt, iſt

ganz gleichgültig. Dem Unterdrückten kann es völlig einerlei seyn, ob sein Tyrann Nero oder Populus Romanus heißt, ob das grausame Thier, das ihn quält und ängstigt, und seine heiligsten Rechte mit Füßen zerstampft, einen, oder zehn, oder tausend Köpfe und Leiber hat. Wer in einem sogenannten Freistaat ohne Urtheil und Recht gehängt wird, ist wahrlich nicht besser daran, als der, den man in einer Monarchie an den Galgen knüpft! Das Unrecht, das ein erbärmlicher Landesstatthalter in einem kleinen Freistaat sich gegen mich erlaubt, empört mich vielleicht mehr, als jenes, das mir Don Michel zufügen könnte, denn hier habe ich noch den kleinen Trost, daß ein Höherer, der mehr ist als ich, ungerecht gegen mich handelt; dort hab' ich aber den Verdruß, daß ein Mensch, der eigentlich gar keine Gewalt hat, mich tyrannisirt.

Nun hab' ich Euch Etwas von dem gehalten, was ich Euch in meinem Herzen geschworen habe! Aber wartet nur, Ihr großen Seelenverkäufer, Ihr Finsterlinge, Ihr Aristokraten- und Pfaffengesindel, Ihr Briefaufbrecher, Ihr sollt noch mehr haben! Ich will Euch so darstellen, daß das Volk, das Ihr verdummen wollt, um es desto besser martern und aussaugen und nach fernen Landen hin verschachern zu können, erfahren soll, was Ihr seyd, und Euch nicht länger für das halten wird, was Ihr so gern scheinen wollt! Möge es nur Gutes fruchten!

VII.

Was ſollten die Schweizer jetzt thun?

(Am 31. December 1830.)

Gerade jetzt, am Schluſſe des Jahres 1830, befindet ſich Europa in einer ſehr verhängnißvollen Kriſe. **Zwingherrenthum** und **Menſchenrecht** ſtehen, gerüſtet zum blutigſten Kampfe, einander gegenüber, und beide Theile haben Monarchien und Republiken in ihrem Gefolge, oder als Bundesgenoſſen in ihrer Nähe. Vielleicht ſtrahlt die Sonne, die heute Abend noch ſo freundlich durch ihren Nebelflor auf manche friedliche Städte und Dörfer herabblickt, ſchon nach einem Jahre auf ihre Aſchenhaufen und Trümmer! — — — — — — — —

Wer bloß auf die materiellen, und nicht auf die geiſtigen und ſittlichen Kräfte ſieht; wer zwar die Leiber, aber nicht die Geiſter, nur die Arme, aber nicht die Köpfe zählt, denen ſie angehören; wer bloß die Bevölkerungsliſten der verſchiedenen Staaten, die Mannszahl ihrer Kriegsheere, die Stärke ihrer Feſtungen gegen einander hält, aber gar nicht die Stimmung in Anſchlag bringt, von welcher die Nationen, die Kriegsheere, die Inhaber jener Feſtungen beſeelt ſind; der muß über den Ausgang des großen Kampfes ſehr zweifelhaft werden, und vielleicht, er möge angehören,

welcher Parthei er wolle, in Beſorgniß gerathen, denn die ſcheindare phyſiſche Stärke beider Theile würde ziemlich gleich ſeyn, ſobald es dem unbeſchränkten Zwingherrnthum der Chriſtenheit gefiele, mit dem unbeſchränkten Zwingherrnthum der Türken ein Schutz- und Trutzbündniß zur Bekämpfung aller konſtitutionellen Monarchien und aller Republiken zu ſchließen, um überall das göttliche und legitime monarchiſche Princip in ſeiner vollen Reinheit herzuſtellen und einzuführen.

Durch die polniſche Staatsumwälzung ward der abſolute Monarchismus bis zum höchſten Zorn entflammt, denn kaum hatte der Autokrat an der Newa in ſeinem Glückwünſchungsſchreiben an den König der Franzoſen die „beklagenswerthen Ereigniſſe“ bedauert, wodurch Carl X. von dem franzöſiſchen Thron entfernt worden, und Ludwig Philipp denſelben auf Verlangen der Nation beſtiegen hatte; kaum waren die donnernden Bannſtrahlen des nordiſchen Selbſtherrſchers, wodurch nicht allein die Revolution der Niederlande, ſondern ſelbſt die Rechte und Verfaſſungen anderer Nationen bedrohet wurden, bis zu den Ohren der civiliſirten Welt vorgedrungen, als in Polen ein Vulkan ausbrach, der ſchon lange im Verborgenen getobt hatte, und nun plötzlich die Vollziehung jener Drohungen hinderte.

Daß der Unwille des moskowitiſchen Selbſtherrſchers gegen Alles, was nicht völlig das Gepräge des reinſten unumſchränkteſten Monarchismus trägt, durch das

letztere Ereigniß auf das Aeußerſte geſteigert werden mußte, iſt ſehr begreiflich. Der größte und mächtigſte Kaiſer oder König iſt ſo gut Menſch, wie jeder Andere; ja er kann vielleicht, ſo ſehr er auch Selbſtherrſcher ſeyn mag, ſich ſelbſt noch weniger beherrſchen, als einer von uns, und wer möchte wohl von großen Dingen, die er ausführen will, geredet haben, und ſich plötzlich durch einen ganz unvorhergeſehenen Zufall daran verhindert ſehen? Eine ſolche unerwartete Vereitelung laut ausgeſprochener Entſchlüſſe kann nichts anders als Erbitterung bei demjenigen erregen, der durch ſeine Aeußerung den höchſten Grad von Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, Alles mit Staunen und mit der geſpannteſten Erwartung erfüllte, und ſich gerade in dem Augenblick, wo er den großen Schlag vollführen will, durch ein unüberwindliches Hinderniß gehemmt ſieht! Es gibt nur einen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, ſagte Napoleon, und ich möchte hinzufügen: es gibt nur einen Schritt vom Komiſchen zum Tragiſchen. Man denke ſich, daß ein großer, ſtarker Mann ſich von einem weit ſchwächern zur Wuth gereizt fühlte, und plötzlich mit einem Mordgewehr auf den letztern zueilte, um ihn zu vernichten. Alle Anweſende ſtehen voll banger Beſorgniß umher, und zittern ſchon für das Leben des Schwächern, aber raſch ſteckt Jemand dem großen Mann einen Stock zwiſchen die Beine, er fällt, zerquetſcht ſich die Naſe, und ſogleich brechen Alle, die noch vor einem Augenblick erſchrocken und zum Theil vor Furcht zitternd daſtanden,

in ein lautes Gelächter aus, welches die ganz natürliche Wirkung des Komischen ist. Allein hiedurch wird der Gegenstand dieses Gelächters noch mehr erbittert. Er erhebt sich von seinem Fall und verbreitet voll Rachgier mit seinen Waffen unter den Lachern den grausenvollsten Tod! Wie schnell folgen sich hier die Uebergänge vom Tragischen zum Komischen und wieder zum Tragischen? Das Bild bedarf übrigens keiner Deutung; es deutet sich selbst.

Der Ausgang der polnischen Revolution wird hauptsächlich davon abhängen: ob sie wirklich eine nationale oder nur eine solche Umwälzung ist, die blos durch die höhern Klassen der Nation bewirkt wurde. Im erstern Falle werden die russischen Waffen nichts gegen die Polen vermögen; im andern Falle aber kommt es besonders darauf an, ob die untern Volksklassen, welche die eigentliche Masse der Nation bilden, außer dem Gewinn der Nationalität noch auf andere Vortheile rechnen dürfen.

Wer nicht ganz ungerecht seyn will, muß zugestehen, daß die Polen, das heißt, die niedern Volksklassen, unter der russischen Regierung sehr viel gewonnen haben. Auch ich war in Arkadien oder in Polen und kenne ziemlich genau den Zustand der untern Volksklassen, nämlich der Bauern und der geringern Bürger in den Städten, die dem Adel und der höhern Geistlichkeit gehörten. Er war vor der russischen Oberherrlichkeit der empörendste, den man sich denken kann. Wo der Mensch gar keine Rechte, sondern blos Pflich-

ten hat; wo er bis unter das Schlacht- und Laſtvieh hinabgewürdigt, und ihm kein einziger wahrer und reiner Lebensgenuß gegönnt wird; wo er nur mit Zittern vor ſeinem Zwingherrn die Feldblume für ſich pflücken darf, die am Wege blüht und zertreten wird; da kann er keine Liebe für ſein Vaterland haben; da wird er lieber das leichtere Joch des Fremden auf ſich nehmen und tragen, als daß er ſich von vaterländiſchen Vampyren und Blutegeln ſollte ewig mißhandeln und ausſaugen laſſen. Hätten jene bevorzugten Kaſten in Polen ihre Mitbürger nicht ſo unmenſchlich bedrückt, und wäre dies Land, ſtatt daß es ein Wahlkönigreich war, ein Erbkönigreich geweſen mit einer vernünftigen, den Rechten des Menſchen entſprechenden Verfaſſung, dann würde es nimmermehr getheilt worden ſeyn. Unter der ruſſiſchen Herrſchaft wurde in dem jetzigen Königreich Polen die Leibeigenſchaft aufgehoben; der Adel und die höhere Geiſtlichkeit verloren den größten und drückendſten Theil ihrer Herrſchaftsrechte, und der Zuſtand der niedern Volksklaſſen ward um Vieles gebeſſert. Aber gerade bei dieſen Klaſſen, welche die größte phyſiſche Kraft beſitzen, war ſchon längſt jede Idee von volksthümlicher Selbſtſtändigkeit erſtorben, und konnte durch das, was die ruſſiſche Oberherrſchaft ihnen gewährte, nicht geweckt werden; ſie konnten nicht die Wiederkehr der alten Ordnung, oder vielmehr der alten Unordnung der Dinge und die eiſernen Feſſeln des Ariſtokratismus zurückwünſchen, und ich glaube, daß die größte Maſſe jetzt ſehr gleichgültig bei der Vorſtellung ſeyn wird, daß

ihr Vaterland wieder in die Reihe unabhängiger und selbstständiger Staaten treten soll.

Uebrigens war es ein großes Versehen des Kaisers Alexander, daß er seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, zum Vicekönige von Polen ernannte. Dieser Prinz besitzt alle möglichen Eigenschaften, Furcht und Abneigung einzuflößen, aber keine einzige, um Herzen zu gewinnen. Durch sein Betragen, das oft in die größte Härte ausartete, verletzte er die gebildeten Stände und reizte diese nicht allein gegen sich, sondern gegen die Russen überhaupt noch heftiger auf. Das hätte Alexander, der ihn sehr gut kannte und ihn deßhalb von der russischen Thronfolge entfernte, vorhersehen müssen. Wie sollte Konstantin als Vicekönig der Polen, bei denen das Andenken an die Gräuelthaten Suwarow's, Igelström's und Anderer keineswegs erstorben war, sich und seinem Hause die Liebe und das Vertrauen dieser Nation erwerben? Wie sollte Er mit seinem finstern, zurückstoßenden Aeußern und mit seinen durchaus nicht anziehenden Sitten die noch immer erbitterten Gemüther der Polen mit Rußland versöhnen? Weit klüger hätte der Kaiser Alexander gehandelt, wenn er seinem Bruder Nikolaus das Vicekönigthum übertragen hätte. Dieser und seine Gemahlin würden beide durch die Anmuth ihrer äußern Erscheinung und durch die Humanität ihres Betragens weit leichter die vornehmen Polen an sich und an Rußland gefesselt haben, als dieß durch die Furcht, wodurch Konstantin alles in knechtischer

Unterthänigkeit halten wollte, möglich war, und dann hätte wahrscheinlich die jetzige Revolution niemals stattgefunden.

Die Seele derselben besteht in dem Adel und der höhern Geistlichkeit, die das Panier der Freiheit und Selbstständigkeit ihres Vaterlandes bloß aufpflanzen, um für die Wiedererlangung ihrer verlorenen Herrschaftsrechte zu kämpfen. Der moralische Antheil, den der Bauernstand und die Klassen der geringern Stadtbewohner an diesem Kampfe nehmen werden, wird sich vermuthlich nur auf Befriedigung ihrer Rache gegen die Russen wegen der in frühern und spätern Zeiten von denselben verübten Gräuel beschränken; denn bei den untern Ständen ist kein Gedanke an Wiederherstellung eines unabhängigen Vaterlandes, keine höhere begeisternde Idee von Freiheit und Menschenrecht, die man erringen will, vorhanden. Die mittleren Klassen, die Kaufleute, die Fabrikanten und die wohlhabendern Bürger und Stadtbewohner, haben durch die Verbesserung des Bauernstandes unter russischer Herrschaft gewonnen, denn auch ihr Wohlstand hat sich dadurch gehoben. Sie sehen ein, daß der begonnene Kampf auf Seiten der Polen nicht größere Freiheit, sondern bloße Herstellung des alten aristokratischen Joches zum Gegenstande hat, wodurch manche ihrer Wohlstandsquellen versiegen würde; ihr Herz bleibt also dem Streit fremd, wenn gleich ihr Arm oder ihre Börse Theil daran nehmen muß, und viele Glieder der mittlern Klasse können sich überdieß nicht einmal für Wiedererringung der Na-

tionalität begeistern, da sie nicht polnischer, sondern ausländischer Herkunft sind. Abrahams glaubenvoller Saame, der in Polen bekanntlich ein zahlreiches Häuflein bildet, hat zwar durch die russische Herrschaft sehr verloren, und würde durch die Zurückführung der alten, vor der Auflösung Polens bestandenen Ordnung in hohem Grade gewinnen; allein da die Mauern der Festungen nicht mehr vom bloßen Posaunenschall der Priester und Leviten zusammenstürzen, wie zu Josua's Zeiten, und da jetzt auch die fremden Kriegsheere nicht mehr vor der Erscheinung eines himmlischen Würgengels auseinander laufen, so ziehen Israels liebenswürdige und friedfertige Kinder es vor, an den Kriegen der Gojim und Accum blos als Banquiers durch Geldanleihen gegen ungeheure Procente oder als Lieferanten Antheil zu nehmen, und sich, wo möglich, alles Waffendienstes zu enthalten. Von ihnen können folglich die Polen keinen starken Beistand erwarten.

Unter diesen Umständen scheint es, daß die Ueberlegenheit der materiellen und numerischen Kräfte den Ausgang des Kampfes entscheiden wird, und dann werden die Polen wahrscheinlich erliegen müssen. Sollten sie aber, wie leicht zu erwarten steht, nicht säumen, durch eine den Zeitbedürfnissen angemessene Verfassung, allen Religionsparthein und allen Staatsbürgern völlig gleiche Rechte zuzusichern, und alle Geburts- und Standesvorrechte aufzuheben, dann würde sich schnell eine weit größere sittliche Kraft unter ihnen entwickeln, und dann könnte dieser Kampf

für den unbeschränkten Monarchismus Rußlands die unglücklichsten Folgen haben! Böse Beispiele verderben gute Sitten! sagt man, und welche Beispiele sind verführischer und reizender, als gerade diejenigen, die mit der Vernunft und Gerechtigkeit im Einklange stehen?

Wenn jedoch die an der Spitze befindlichen Polen sich von den Dämonen des Aristokratismus und der Selbstsucht in so hohem Grade blenden lassen, daß die unter dem aufgepflanzten Banner der Freiheit und Nationalunabhängkeit blos für das Wohl ihrer eigenen bevorzugten Raste und ihrer Religionsverwandten streiten und sich der übrigen Volksklassen und Glaubensgenossen nur als Werkzeuge zur Erreichung ihres Zweckes bedienen wollen, und wenn sie nicht allen Staatsbürgern, ohne Rücksicht auf Geburt und Glauben, gleiche Rechte und gleiche Theilnahme an der Regierung zugestehen, dann läßt sich die Unterdrückung ihrer Revolution mit ziemlicher Gewißheit voraussehen.

Ohne eine solche vollkommene Gleichstellung aller Staatsbürger werden die zurückgesetzten Volksklassen in Polen, voll heimlichen Grolls und mit niedergeschlagenem Gemüth, bloß gezwungen, an dem Kampfe gegen die Russen Theil nehmen; kein sittlicher Hebel wird ihnen einen höhern Aufschwung geben; keine erhebende Idee von Freiheit und Menschenrecht, von Vaterland und Unabhängigkeit wird sie begeistern. Sie werden von den Urhebern der Staatsumwälzungen, wider ihren Willen, in den Kampf hinein gerissen, und von Ko-

ſacken, Kalmuken, Baſchkiren und andern rohen Völkern mit ihren Weibern und Kindern niedergemetzelt, und das unglückliche Polen wird eine mit Leichen bedeckte Blutbühne werden, grauſenvoller, als man ſie jemals geſehen hat.

Siegreich wird der nordiſche Selbſtherrſcher dann mit ſeinen blutigen Lorbeeren gekrönt und durch den ſchrecklichen Kampf auf das Aeußerſte erſchöpft, nach ſeiner Hauptſtadt heim ziehen. Sollte er aber deßhalb vergeſſen, daß Frankreich es war, welches ihn dieſen Sieg ſo theuer erkaufen ließ? Sollte er es verzeihen, daß Frankreich, um den Polen ihren Freiheitskampf zu erleichtern, den beiden deutſchen Großmächten erklären ließ, es würde jede Einmiſchung von ihrer Seite in die Angelegenheiten Rußlands und Polens, als eine Kriegserklärung betrachten? Gewiß nicht! Wer das erwarten kann, der muß das menſchliche Herz nicht kennen. Möge der Kaiſer Nikolaus in Hinſicht ſeines perſönlichen Characters immerhin ein Muſterbild von Vortrefflichkeit ſeyn, ſo iſt durch jenes Veto des Königs der Franzoſen ſeine Eigenliebe doch zu tief gekränkt, ſein Intereſſe zu ſchwer verletzt, als daß er jemals ſich überzeugen würde, es verſchmerzen zu können. Erzogen in den ſtrengſten Grundſätzen des unbeſchränkteſten Monarchismus, den er für eine höhere, für eine göttliche Weltordnung hält, wird er nicht allein auf Rache gegen Frankreich, ſondern auch auf allgemeine Herſtellung dieſer vermeintlich göttlichen Weltordnung denken, und ſich zu dem Ende noch feſter

mit seinen beiden Bundesgenossen, die, wenn auch nicht ganz, doch dem größten Theile nach, seinen Grundsätzen huldigen, zur Vernichtung aller republikanischen und constitutionell-monarchischen Regierungsformen verbinden, weil er diese dem Wohl der Menschheit, oder wenigstens der Sicherheit ihrer Beherrscher, gefährlich hält.

Daß der Kaiser Nicolaus, ungeachtet der vortrefflichsten Eigenschaften des Herzens und Kopfes, wodurch er sich so ruhmwürdig vor vielen andern Fürsten auszeichnet, Ansichten jener Art hegt, ist sehr natürlich. Die Selbstherrscher Rußlands leben fast nie so lange, wie Gott will, sondern nur so lange, wie ihre Großen und Hofleute wollen. Von zehn russischen Autokraten wird kaum Einer aus dem Krankenbette, auf dem er gestorben ist, in den Sarg gelegt; die übrigen werden die Beute eines gewaltsamen Todes. Das erregt bei ihnen Argwohn und Mißtrauen; sie halten die Völker, die von ihren Umgebungen täglich bei ihnen verlästert und angeschwärzt werden, noch für weit schlechter und heimtückischer, als die meisten ihrer Großen und Hofleute sind, in deren Kreise sie sich am Sichersten wähnen. Kein Wunder daher, wenn sie glauben, daß jeder Schatten von Volksfreiheit ihrem Daseyn gefährlich sey, und wenn sie die Zügel so stark anziehen, daß das arme weichmaulige Roß am Ende einmal sich bäumen und rücklings mit ihnen überschlagen muß.

In dem Fall alſo, daß Polen unterliegen müßte, würden nicht blos die konſtitutionellen Staaten Deutſchlands, ſondern auch die eidgenoſſiſchen Republiken in hohem Grade bedrohet werden! Man würde zuerſt mit vereinten Kräften alles aufbieten, die Niederlande dem Hauſe Oranien zu unterwerfen, und ſowohl in Holland, als in Belgien, eine reinmonarchiſche Form einzuführen. Man würde mit vereinten Kräften dahin ſtreben, die Verfaſſungen der deutſchen konſtitutionellen Staaten, die dem unbeſchränkt-monarchiſchen Princip, durch das anlockende Beiſpiel und durch die in ihnen laut ausſprechenden Grundſätze höchſt gefährlich ſcheinen, aufzuheben und für nichtig zu erklären. Darauf würde die Reihe an die Schweiz kommen, und endlich an das mächtige Frankreich, wofern dieſes bei jenen Unternehmungen, ſo lange ruhiger Zuſchauer bliebe, was aber ſehr zu bezweifeln iſt.

Daß ein ſolches Unternehmen einen furchtbaren Aufwand von Macht auf Seiten des abſoluten Monarchismus erfordern, und daß demnach eine gänzliche Niederlage des letztern ein ſehr wahrſcheinliches Ergebniß ſeyn würde, iſt außer Zweifel. Allein an materieller Kraft fehlt es ihm nicht: Rußland, Oeſterreich, Preußen, mehrere deutſche Bundesſtaaten, in denen noch das alte feudale Unweſen beſteht, und deren Regenten, wie zum Beiſpiel Kurheſſen, die ſich mit Freuden dem großen heiligen Bunde anſchließen würden, ferner die ſämmtlichen Staaten Italiens, Ferdinand VII., Don Michel und Mahmud II.;

alle dieſe könnten eine furchtbare Streitmacht gegen die liberalen Syſteme aufbieten. Frankreich iſt freilich ſehr mächtig, allein Carliſten und Bonapartiſten bilden dort zwei mächtige Partheien. Statt Carl X. der bei Zeiten ein ungeheures Vermögen ins Ausland geſchafft hatte, der Sicherheit wegen in eine wohl verwahrte franzöſiſche Feſtung einzuſperren und zu bewachen, oder ihn mit ſeiner Familie nach einem zweiten St. Helena zu ſchicken, und dort ſo lange unter ſtrenger Aufſicht zu halten, bis die jetzige Regierung ſich gehörig befeſtigt haben würde, ließ man ihn aus dem Lande ziehen *), machte Jagd auf ſeine Miniſter

*) Die Vorſtellung, daß die Perſon des Königs, nach der Charte, unverletzbar ſeyn ſolle, veranlaßte wahrſcheinlich die Franzoſen, den Exkönig Carl ſo ganz ungehindert aus dem Lande ziehen zu laſſen; allein dieſe Vorſtellung war ja durchaus unrichtig, und man muß in der That erſtaunen, daß ſich die Herren Guizot und Dupin, ſo ausgezeichnete Rechtsgelehrte, die nach der Revolution im Julius 1830 ſich am Ruder befanden, durch eine ſolche Anſicht konnten irre leiten laſſen. Carl hörte ja in dem Augenblicke ſeiner Entſagung und deren Annahme, von Seiten der Nation, auf, König zu ſeyn; er war von dieſem Zeitpunkte an nichts weiter, als Herr von Bourbon. Obgleich die Nation nicht die Befugniß hatte, ihn wegen ſeiner Handlungen als König zur Verantwortung zu ziehen; ſo war ſie doch wohl berechtigt, ſich wegen ſeines künftigen Betragens in Sicherheit zu ſetzen. Die vier Miniſter ſind freilich mit dem phyſiſchen Leben davon gekommen, wenn ſie gleich den bürgerlichen Tod erleiden müſſen; vergleicht man indeſſen ihr Schickſal mit dem des Miniſters Polignac und Anderer, die ſich eben ſo großer Verletzungen der Charte ſchuldig gemacht haben, ſo findet man, daß ſie für Vergehungen büßen müſſen, die an Andern ganz unbeſtraft blieben. Wollte man ſie ſtrafen, ſo ſollte man auch ihre Vor-

und verurtheilte dieſe, die gar wenig ſchaden konnten und bei weitem nicht ſo ſchuldig waren, als er, zum bürgerlichen Tode und zu lebenslänglicher Haft. Was hat man nun damit erlangt? Nichts weiter, als daß ihre Verwandten, Freunde und Anhänger, und beſonders Carl ſelbſt, um ſo eifriger Alles aufbieten werden, die innern Unruhen zu vergrößern, um deſto leichter die Befreiung der Gefangenen zu bewirken. Durch dieſe Verhältniſſe werden Frankreichs Kräfte bedeutend gelähmt, ſo daß es ſich nicht ſo ſtark, wie ſonſt, nach außen hin möchte bewegen können. England hat mit Irland und in ſeinem Innern zu thun. Die konſtitutionellen Staaten Deutſchlands und die Schweiz ſtehen vereinzelt und können einzeln einem kraftvollen Angriff keinen Widerſtand leiſten. Holland und die Niederlande wollen zwar beide die Freiheit; ſie würden ſich aber vielleicht beide lieber dem unbeſchränkteſten Zwingherrnthum in die Arme werfen, als daß ſie einander die Hand zur Verſöhnung bieten ſollten, um vereint für ihre Freiheit zu kämpfen.

Zieht man bloß dieſe Umſtände in Betracht, dann haben die konſtitutionellen und republikaniſchen Staaten Europa's in dem Fall, daß Polen wieder von Rußland unterjocht werden ſollte, allerdings ein ſehr herbes Schickſal zu erwarten, und jeder Freund der Freiheit und der Menſchenrechte müßte mit banger Beſorgniß

---

gänger nicht leer ausgehen laſſen, durch deren Beiſpiel ſie wahrſcheinlich verleitet wurden. Ihre Haft kann für Frankreichs Ruhe übrigens keinen Nutzen haben.

erfüllt werden. Allein blickt man auf andere Verhältniſſe, ſo ſtellt ſich die Lage der liberalen Staaten in einem weit günſtigeren Lichte dar.

Der Kampf gegen Polen wird für Rußland unter allen Umſtänden ſehr ſchwer und erſchöpfend ſeyn. Auch die niedern Stände haben in frühern und ſpätern Zeiten eben ſo hart, wie ihre ariſtokratiſchen Bedrücker, unter den Mißhandlungen der Ruſſen gelitten. Sie haben ein doppeltes Joch tragen müſſen: das vaterländiſche ihrer adlichen und geiſtlichen Despoten, und das fremde der nordiſchen Machthaber, die ihnen noch das Wenige nahmen, was jene ihnen ließen. Die ruſſiſche Oberherrlichkeit hat ihnen zwar einige Vortheile gewährt; aber dieſe ſind bei weitem nicht groß genug, das Unrecht zu vergüten, was die Ruſſen ihnen und ihren Vätern zugefügt haben. Auch weiß man, daß bei den meiſten Menſchen die Rachgier wegen erlittener Beleidigungen ein weit ſtärkerer Beweggrund zur angeſtrengteſten Thätigkeit iſt, als die Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten. Was alſo bei den gemeinen Polen der ihnen mangelnde Sinn für Vaterland, Freiheit und Menſchenrecht nicht wirkt, das wird ſchon durch ihre Rachſucht und durch die gewiſſe Ausſicht auf das furchtbare Schickſal bewirkt werden, das ihnen bevorſteht, wenn ſie unterliegen müſſen; denn mit aller ſeiner Herrſchergewalt wird es dem Kaiſer von Rußland nicht möglich ſeyn, ſeine rohen, barbariſchen Horden, die von gleicher Wuth gegen die Polen entflammt ſind, im Zaume zu halten. Es ſind wilde, losgelaſſene

Tiger, die so lange morden und rauben, als etwas zu morden da ist, oder doch wenigstens so lange, bis sie selbst ihren Feinden erliegen müssen.

Die erwähnten Umstände machen es sehr begreiflich, daß dieser Unterjochungskrieg, selbst wenn er noch so schnell und noch so siegreich für Rußland beendigt werden sollte, dessen Streitkräfte außerordentlich schwächen muß, zumal da eine sehr bedeutende Macht erfordert werden würde, um das wieder eroberte Polen im Zaume zu halten, und den Ausbruch einer neuen Feuersbrunst zu verhüten. Außerdem würde auch Rußland sodann auf das polnische Kriegsheer, besonders in einem Kriege gegen Frankreich, gar nicht weiter rechnen können. Die Polen gegen die Franzosen zu gebrauchen, wäre überhaupt eben so thöricht, als ob man Franzosen gegen Franzosen, oder Bruder gegen Bruder stellen wollte. Die Namen Frankreich und Franzose haben für die Polen einen bezaubernden Klang; sie würden, wenn man sie gegen die Franzosen führte, regimenterweise zu ihnen übergehen *).

*) Napoleon hatte auch unter den geringern Volksklassen in Polen ehemals eine unglaubliche Menge von Anhängern, die ihn als einen zweiten Messias betrachteten, welchen Gott zu ihrer Befreiung gesandt habe. Aus seinem Namen, von dem sie die erste Sylbe hinweg ließen, machten sie eine Auslegung, wodurch sie ihre Behauptung zu beweisen suchten. Als er 1815 nach St. Helena gebracht wurde, schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, er würde bald von dort zurück und nach Polen kommen, um sie von ihren fremden Herren zu befreien.

Alle diese Verhältnisse werden es Rußland unmöglich machen, selbst wenn es in dem Kriege gegen die Polen obsiegen sollte, an eine kräftige Einmischung in die Angelegenheiten des civilisirten Europa's, und besonders an den Umsturz der liberalen Einrichtungen desselben fürder zu denken. Die sämmtlichen Ostseeprovinzen des ungeheuren Kaiserreichs, Ingermannland, Esthland, Liefland, Finnland, Kurland und Semgallen werden von gebildeten Völkerschaften, theils von deutscher, theils von schwedischer oder finnischer Abstammung bewohnt, die in hohem Grade unzufrieden mit der strengen Geistessperre sind, wodurch man sie von dem übrigen Europa abgesondert hält. Diese Hemmung alles geistigen Verkehrs ist der Gegenstand der bittersten Klagen; sie kann der Keim höchst gefährlicher Ausbrüche werden. „Vernichten, sagt ein gewisser Schriftsteller, vernichten läßt sich kein Recht, das Natur und Geschichte den Völkern gaben. Ihr könnet dieses Kleinod vergraben; aber den geheimnißvoll bewahrten Schatz, dessen Stelle einmal bekannt ist, wird die Zeit heben, und der Geist, der verdammt ist, ihn zu bewachen, muß, dem hellern Morgenroth weichend, zu seiner Ruhe gehen.“

Preußens politische Einrichtungen nähern sich fast überall mehr dem liberalen System konstitutioneller Monarchien, als der unbeschränkten Herrscherwillkühr. Es steht eher zu erwarten, daß Preußens edler Monarch das seinen Völkern gegebene Versprechen einer den Bedürfnissen der Zeit und dem Standpunkte der

geiſtigen und ſittlichen Ausbildung angemeſſenen ſtellvertretenden Verfaſſung erfüllen würde, als daß er ſich entſchließen ſollte, die Heil bringenden Verfaſſungen anderer Staaten umſtürzen zu wollen, um unbeſchränkte Herrſcherwillkühr an deren Stelle zu ſetzen. War Er nicht Einer der Erſten, oder gar der Erſte, welcher ſeinem Volke ſelbſt eine ſolche Verfaſſung zuſicherte? Und ward nicht auch, bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt, in den preußiſchen Staaten der freie Geiſtesverkehr überall geſtattet?

Eine allgemeine ſtellvertretende Verfaſſung wird der preußiſchen Monarchie einen höhern Grad von Dauer und Feſtigkeit geben; die verſchiedenartigen Theile derſelben werden einander genähert, die widerſprechenden Intereſſen der einzelnen Provinzen leichter ausgeglichen werden, und das Ganze wird an moraliſcher Kraft und an Einheit gewinnen, welche in unſern Tagen oft mehr werth ſind, als die phyſiſche Kraft und die Größe der Maſſen. Preußens Bewohner gehören unſtreitig zu den aufgeklärteſten und gebildetſten Nationen Europa's; für Beförderung der Wiſſenſchaften und der Künſte wird durch vortreffliche Anſtalten auf das Weiſeſte geſorgt, und wenn auch die Bewohner mancher Provinzen durch die Kriege ſehr leiden mußten, ſo haben ſie ſich doch bald wieder zu ihrem vorigen Wohlſtande erhoben. Dieß iſt unſtreitig ein ſtarker Beweis für die ſittliche und geiſtige Ausbildung eines Volks und für die Zweckmäßigkeit ſeiner Staatseinrichtungen. Im Ganzen genommen haben die ältern

Provinzen nur einen schlechten, oder sehr mittelmäßigen Boden; allein man werfe einen Blick auf manche andere Länder, die weit weniger von Kriegen erduldet, und überdieß die schönste, fruchtbarste Erde, und den mildesten Himmel haben; welch' ein mächtiger Unterschied! In Preußen, das von der Natur so wenig begünstigt scheint, herrscht fast überall Wohlstand und nützliche Thätigkeit; in jenen reichbegabten Ländern hingegen bettelhafte Armuth, Faulheit und Müssiggang; denn wenn der Mensch nicht weiß, daß er die Früchte seines Bodens und seines Fleißes sein nennen und dieselben genießen darf, dann können alle Begünstigungen der Natur, der lachendste Himmel, der ergiebigste Boden, die schiffbarsten Ströme, die vortrefflichsten Häfen ihn nicht zur Thätigkeit ermuntern; er wird unter Haufen von Gold und Edelsteinen verarmen und in einem Paradiese verhungern müssen!

Der sehr oft und sehr laut von den Preußen geäußerte Wunsch, daß ihnen die, von ihrem Könige verheißene stellvertretende Verfassung bald zu Theil werden möge, ist durchaus kein Beweis revolutionärer Gesinnungen; keine Stimmung, die den mindesten Unwillen oder Tadel verdient. Je aufgeklärter ein Volk ist, desto inniger sehnt es sich nach Sicherung seiner Rechte. — Auch der beste, der weiseste König ist dem Tod unterworfen, und daher kann es wohl keinem Volke verdacht werden, wenn es laut den Wunsch äußert, daß der Regent, durch eine unantastbare, der Zeit, der

Bildung und den allgemeinen Bedürfnissen entsprechende Verfassung die Rechte der Nation und jedes Einzelnen gegen Herrscherwillkühr und Anmaßung für immer sichern möge. Dieß ist ein eben so gerechtes als natürliches Verlangen und kann auch den künftigen Thronfolger nicht beleidigen, denn man hat schon oft in sehr kurzer Zeit zahlreiche Fürstenfamilien dahin sterben sehen. Gewiß ist Friederich Wilhelm III. weit entfernt, die Erfüllung dieses so billigen Wunsches, wodurch er sich neue Ansprüche auf die Liebe seines Volkes erwerben wird, demselben zu verweigern, zumal da Er hiedurch seiner Monarchie einen weit höheren Grad von innerer Kraft, von Zusammenhang und Selbstständigkeit geben wird.

Preußens Monarch hat keine Ursache, die Unterdrückung der liberalen Verfassungen der deutschen und schweizerischen Staaten zu wünschen. Er selbst ist kein Freund unbeschränkter Herrscherwillkühr, und unter allen seinen Unterthanen waltet jugendlich kraftvoll dasselbe mächtige Ideenreich, aus welchem jene Verfassungen hervorgegangen sind. Die Ideen aber, welche durch das Fortschreiten der Gesittung und Aufklärung und durch das tiefgefühlte Bedürfniß der Völker entwickelt und zur Reife gekommen sind, lassen sich nicht wieder aus den Köpfen verbannen; sie erben auf Kind und Kindeskind und auf alle nachfolgende Geschlechter fort. Es würde leichter seyn, die Fluthen des Rheinstroms durch Kunstwerke auf die Gebirge Rhätiens und in ihre Quellen zurück zu führen, als die Nationen wieder auf den

Standpunkt zu verſetzen, auf welchem ſie ſich vor mehreren Jahrhunderten befanden. Die Cenſurbehörden können Gedanken und Thatſachen aus den Büchern hinwegſtreichen; allein es iſt ihnen unmöglich, den Menſchen das Denken zu verwehren, allgemein verbreitete Anſichten und Grundſätze von der Erde zu vertilgen, und Thatſachen, die der ganzen Menſchheit bekannt ſind, ungeſchehen zu machen.

Frankreich nährt freilich in ſeinem Schooße einige ſtreitende Partheien; allein dieſe halten ſich unter einander das Gleichgewicht, und Karl X., die Jeſuiten und die Gensd'armen, welche, wie es ſcheint, eine Tripelallianz mit einander geſchloſſen haben, werden nimmermehr ihren Zweck erreichen, das Reich der unbeſchränkten Willkühr zurückzuführen, und den Erlönig oder deſſen Familie auf den, durch Meineid und Wortbrüchigkeit verſcherzten Thron zu erheben. Immer wird Frankreich der ſicherſte Stützpunkt der Schweiz und der ſüddeutſchen konſtitutionellen Staaten gegen die Uebermacht des unbeſchränkten Monarchismus bleiben. Es ſcheint von der Vorſehung dazu auserkoren und beſtimmt zu ſeyn, der Beſchützer der Freiheit, der Rechte der Völker und der Civiliſation auf dem europäiſchen Feſtlande zu werden. Möchten aber die Franzoſen auch bald das Reich des Deſpotismus und der Finſterniß, zu deſſen Herſtellung auf der pyrenäiſchen Halbinſel ihre Waffen auf eine ſo ſchmähliche Weiſe gemißbraucht wurden, wieder vernichten! Sie würden dadurch ein großes Unrecht, das ſie, von einem ſchlechten

Könige und eben so schlechten Miniſtern gezwungen, vollbrachten, ausſöhnen, und ſich zugleich eines heimtückiſchen Feindes entledigen, der, immer mit dem Dolche bewaffnet, auf den Augenblick lauert, wo ſie von Oſten oder Norden her angegriffen werden, um ſie ſodann meuchleriſch zu überfallen!

Die Geſinnungen des Königs Wilhelm von England und ſeines jetzigen Miniſteriums gewähren nicht weniger allen konſtitutionellen und freiſinnigen Regierungen eine kräftige Bürgſchaft. Jene Unionsſtreitigkeiten mit Irland und die Unruhen einiger Fabrikarbeiter und Tagelöhner ſind nicht von ſolcher Bedeutung, daß ſie die Regierung hindern könnten, im Nothfall den Anmaßungen unbeſchränkter monarchiſcher Willkühr auf dem Feſtlande Europa's einen kraftvollen Widerſtand entgegen zu ſetzen, und die Rechte der Völker in Schutz zu nehmen. Die gegenwärtigen Verhandlungen des Kongreſſes zu London, wegen der Niederlande, zeigen, daß man jetzt ſich geneigter findet, als ehemals, die Völker auch für Etwas gelten zu laſſen.

Jener Wellington hat ſeine Schätze zwar mit den Krondiamanten Portugals vermehrt, allein die Lage ſeines tyranniſchen Günſtlings Don Michel iſt dadurch nicht beſſer geworden! Wohl niemals iſt ein Feldherr und Miniſter mit ſo vielen und ſo glänzenden Ehrenbezeugungen von mehreren Monarchen überhäuft, aber auch gewiß niemals Einer mit ſo vielem Rechte von allen gebildeten Nationen verwünſcht und verabſcheuet worden, als Wellington! Gewiß wird die

Schande, womit die Geſchichte ſein Andenken dereinſt brandmarken wird, weit größer ſeyn, als der Ruhm, den ſeine Verehrer ihm zuerkannt haben!

Oeſterreich hat in Italien, hat in Ungarn, Gallizien und Lodomerien zu viel zu thun, um auf den Umſturz anderer Staatsverfaſſungen zu denken, und ſich in die innern Verhältniſſe fremder Länder miſchen zu können. Auch würde es höchſt gefährlich ſeyn, ſeine Kriegsheere ohne dringende Noth zu dergleichen Unternehmungen gebrauchen zu wollen. Der Teufel gehet umher, wie ein brüllender Löwe! Die Franzoſen unter Lafayette und Rochambeau holten, während des amerikaniſchen Freiheitskrieges, die Giftſtoffe des Revolutionsfiebers aus Amerika, und verbreiteten ſie nachher unter ihre Nation. Die Folgen hievon hat man geſehen! Wie viele alte Gerüſte mit Sammt überzogen, ſind dadurch geſtürzt, und nachdem man ſie kaum wieder aufgerichtet hatte, auf's Neue umgefallen. Hätte man doch Mauthbeamte, die nicht allein die Ballen und Kiſten, ſondern auch die Köpfe unterſuchen könnten, um zu erforſchen, ob etwa verbotene Gedanken eingeſchmuggelt würden; ſie wären faſt noch wünſchenswerther, als jene Mauthen, die es bloß mit Waaren und mit Büchern zu thun haben. Sklave, ſchweig und iß deinen Speck, das iſt die heilſamſte Lehre, die man dem Oeſterreicher geben kann, und die er gewiß in der Regel ſehr gerne befolgt. Allein der Sklave iſt nicht allein, ſondern er trinkt auch, und wenn die Oeſterreicher gleich ſchweigen, ſo wiſſen und erfahren ſie

doch, was um sie her vorgeht, und besprechen sich im Vertrauen über die politischen Angelegenheiten ihrer Nachbaren und über ihre eigenen eben so gut, wie die Fürsten und Minister in ihren Kabinetten. Es ist unmöglich, dem menschlichen Geist eine Gränzlinie vorzuschreiben, die er nicht überschreiten soll. Es ist unmöglich, die Völker auf Jahrhunderte oder gar auf Jahrtausende auf einen bestimmten Standpunkt festzubannen und an eine unveränderliche Ordnung der politischen Einrichtungen zu ketten. Kein Tag ist dem andern gleich; es gibt nichts Stabiles, nichts Feststehendes in der Natur; wie sollten denn menschliche Anstalten auf ewig bestehen können? Sprecht doch nicht immer von Legitimität und Stabilität der Throne und der Regierungen! Jene Throne, die vor Jahrtausenden dort standen, wo die jetzigen stehen, sind am Ende auch untergegangen, wie sollten denn die gegenwärtigen von ewiger Dauer seyn? Gott ist es, der den Völkern und den Fürsten ein Ziel gesetzt und bestimmt hat, wie lange und wie weit sie wohnen und thronen sollen. — Heute sitzt der Eine auf dem mit Sammt überzogenen Verwunderungsstuhl, und morgen der Andere, und übermorgen vielleicht gar Keiner, weil man des Spiels müde geworden ist und den alten Verwunderungsstuhl auf die Rumpelkammer gestellt hat. Warum will man die Fortschritte der Menschheit gewaltsam zurückhalten, da doch Gott selbst sie zum Fortschreiten und nicht zum Stillestehen geschaffen hat? Man glaubt den Wagen der Zeit aufhalten zu können, wenn man nur recht

tollkühn und verwegen in die Speichen seiner Räder greift, um sie durch die Radschuhe der Censuren, der Bücherverbote, der geheimen Polizeien u. s. w. in ihrem Laufe zu hemmen; aber wie oft sind schon dergleichen Radschuhe, und die, welche sich ihrer bedienten, von dem schnelldahinrollenden Wagen zerschmettert worden?

Nach den zuletzt mitgetheilten Bemerkungen sind freilich die konstitutionellen und republikanischen Staaten, selbst in dem Fall, daß Polen schnell und gänzlich besiegt würde, keinen so großen Gefahren ausgesetzt, als nach der vorhergehenden Darstellung; allein sie war vielleicht eine Zeit in politischer Rücksicht größern und plötzlichern Veränderungen unterworfen, als die gegenwärtige. Nie folgten sich Revolutionen, Aufstände und Reformen der bestehenden Verfassungen so rasch, als gerade jetzt, wo das Land, das heute noch das Bild der tiefsten Ruhe darbietet, morgen vielleicht schon von der Flamme eines allgemeinen, oder doch weit verbreiteten Aufstandes ergriffen wird. Minister und Gesandte scheinen sogar jetzt wichtige Gegenstände, worüber sie Jahrelang berathen haben, wie zum Beispiel die Angelegenheiten Griechenlands, ganz aus den Augen zu verlieren, um sich nur mit den Ereignissen der letzten Wochen zu beschäftigen. Kaum hat Polen sich gegen Rußland erhoben, so ruft Korsika den jungen Napoleon zum Kaiser der Franzosen aus, und Niemand wirft die hochwichtige Frage auf, wen der heilige Geist wohl zum Statthalter Christi

wird wählen lassen; eine Frage, welche zu einer andern, weniger ereignißvollen Zeit sowohl den Protestanten als den Katholiken von großer Bedeutung geschienen hätte. So entschwindet dem Menschen über alle die irdischen und weltlichen Dinge das Heilige und Geistliche ganz aus der Erinnerung. Er vergißt über den König von Rom den heiligen Vater daselbst, und über den Aufstand der Polen alle Fürsten der Kirche!

Was sollten aber die Schweizer jetzt thun?

Sie sollten besonders die gegenwärtige Zeit, wo alle ihre Nachbaren und deren Umgebungen sich auf das Eifrigste, theils mit ihren eigenen, theils mit andern Angelegenheiten beschäftigen, ernstlich mit einander berathen, wie sie ihrer Eidgenossenschaft im Innern den höchst möglichsten Grad von Kraft, Eintracht und Selbstständigkeit verschaffen, und wie sie gegen das Ausland ihre Unabhängigkeit und ihr Ansehen befestigen, sichern und behaupten wollen.

Von dem, was sie in ihrem Innern zu thun haben, ist schon früher gesprochen, und es wird auch in der Folge noch die Rede davon seyn; daher nur einige Worte über ihre Verhältnisse zum Auslande.

Fast alle Staaten die im Stande sind, Krieg zu führen, oder einen nur einigermaßen bedeutenden Antheil an einem Kriege zu nehmen, vermehren ihre Heere, lassen sie auf das Thätigste in den Waffen üben und versehen sich mit den nöthigen Kriegsbedürfnissen. Dies sollten auch jetzt die Schweizer thun! Sie haben zwar keine stehende Heere; allein sie haben Milizen, und also

müßte alle waffen- und dienſtfähige Mannſchaft fleißig geübt werden, damit wenn vielleicht ein unvorhergeſehener Vorfall einträte, ſie zum Kampfe bereit wären, und nicht als Wehrloſe überfallen und verſchlungen würden. Wir ſind jetzt (im Januar) gerade in einer Jahreszeit, wo beſonders die, nicht fabrizirenden Hirtenvölker täglich in den Waffen geübt werden könnten, ohne ihre Geſchäfte verſäumen zu müſſen. Dann müßten die ſchweizeriſchen Regierungen auch dahin ſtreben, mit den konſtitutionellen deutſchen Nachbarſtaaten, mit Baiern, Würtemberg, Baden und Heſſen-darmſtadt Trutz- und Schutzbündniſſe zu ſchließen. Durch dieſe Bündniſſe würde man zwar nicht hoffen dürfen, Werbegelder, Penſionen, goldene Schnupftabaksdoſen, Kammerherrnſchlüſſel, Orden vom goldenen Sporn und dergleichen Poſſen zu erlangen; aber deſto mehr wahre Ehre und deſto größere Verdienſte um ihr Vaterland, würden die eidgenoſſiſchen Regierungen ſich dadurch erwerben. Auch würden die häßlichen Flecken, womit ihr Menſchen- und Seelenhandel ſie vor ganz Europa beſudelt hat, hierdurch abgewaſchen werden, und die ganze vernünftige und ehrliebende Menſchheit würde ſie durch leben.

Durch die gedachten Bündniſſe würde die Schweiz in den Stand geſetzt, in Gemeinſchaft mit ihren Bundesgenoſſen, einen ſehr bedeutenden Rang unter den europäiſchen Staaten einzunehmen, und ſelbſt den erſten Großmächten Europa's die Spitze bieten zu können. Nicht ſo kriechend und demüthig brauchten

dann die gnädigen und wohlweisen Herren Staatsschultheißen und Staatsbürgermeister jedem fremden Gesandten, den sein Herr oft bloß zum Gesandten bei der Eidgenossenschaft ernannte, weil man ihn in seinem Vaterlande zu gar nichts gebrauchen konnte, zur linken Hand zu gehen, und ihm überall den Vortritt zu lassen; nicht so zitternd brauchten sie dann mit schlotternden Knieen vor dem fremden Boten zu stehen und anzuhören, wie er mit gebieterischer Stimme sie in ihrem eigenen Hause zurecht weis't, und ihnen seinen Zorn verkündet! Sie würden Theil nehmen an der Achtung ihrer Bundesgenossen, wie die Frau an der Ehre des Mannes, nur müßten sie auch dann nicht, wie bisher, den schändlichen, schurkischen Seelenschacher fortsetzen! Hierdurch haben sich diejenigen Schweizerregierungen, die ihn getrieben, vor ganz Europa, ja vor der ganzen gebildeten Menschheit herab gewürdiget. Die Seelenverkäufer in Amsterdam trieben ihr Gewerbe größtentheils heimlich, oder sie wurden, wie Kuppler und wie eine gewisse Klasse von Wirthen, die ich nicht nennen will, für Schandbuben und Schelme gehalten. In der Schweiz hingegen treiben die Seelenverkäufer ihr Handwerk öffentlich; und heißen: hochwohlgeborne, hochgeachtete, gnädige, hochweise und hochgebietende Herren; ja, sie nennen sich wohl gar selbst Excellenzen! Wahrlich, herrliche Excellenzen! Excellences par excellence! Doch jedes Land hat seine Sitte! Aber erstaunen muß man in der That, wie diese Menschen nie das Ehr-

lose ihres schändlichen Gewerbes haben einsehen wollen, so oft, so derbe und so klar es ihnen auch selbst von ihren eigenen Landsleuten gesagt und dargestellt worden ist. Verträge, die alles edlere Gefühl empören, und durch die sie sich verpflichten, eine Menge ihrer jungen Mitbürger in das größte sittliche und physische Verderben zu stürzen, viele hundert Eltern, Gattinnen und Bräute in Jammer und Elend zu versetzen, und ihrem Vaterlande in der Fremde ein Heer arbeitscheuer und zu aller nützlichen Thätigkeit unfähiger Taugenichtse und Spitzbuben erziehen zu lassen; solche Verträge wissen sie zu schliessen; aber keinen Vertrag, der ihren Landsleuten und ihnen selbst wahre Ehre bringt, und wodurch sie die Freiheit, die Selbstständigkeit und das Glück ihres Vaterlandes sichern können!

Baiern, Würtemberg und Baden sind die natürlichen Bundesgenossen der Schweiz; Getreide, Salz, Vieh, Leder und manche andere wichtige und unentbehrliche Gegenstände müssen die Schweizer aus diesen Ländern beziehen, und brauchen von ihren eigenen Kunst- und Naturerzeugnissen, die sie dahin absetzen wollen, nur verhältnißmäßig niedrige Abgaben zu zahlen. Offenbar würde die Eidgenossenschaft also sehr weise handeln, wenn sie mit diesen Staaten sich so eng als möglich, zu verbinden suchte.

In Hinsicht seines Handels und seiner Produkte ist Frankreich zwar für die Schweiz oder wenigstens doch für den nordwestlichen und westlichen Theil der-

selben von eben so große Wichtigkeit, als Baiern, Würtemberg und Baden; allein ein Bündniß mit Frankreich würde für die Eidgenossen höchst gefährlich und nachtheilig seyn, denn im Fall eines Bruches zwischen Oesterreich und Frankreich würde ihr Vaterland ganz unvermeidlich die Schaubühne des Krieges werden. Ist die Schweiz hingegen mit jenen vier konstitutionellen süddeutschen Staaten verbunden, dann kann sie, von ihnen unterstützt, sowohl gegen Frankreich, als gegen Oesterreich ihre Neutralität behaupten, und keine dieser beiden Mächte wird sodann durch erzwungene Durchmärsche, oder auf andere Weise, ihr Gebiet verletzen. Nur mit Wohlgefallen könnten Oesterreich und Frankreich einen süddeutschen Bund dieser Art, dem die Schweiz sich anschlösse, betrachten, indem hierdurch zwischen Beiden eine sichere Scheidewand aufgeführt würde! Allein so vereinzelt, wie die Schweiz jetzt da steht, kann sie weder Oesterreich zur Vormauer gegen Frankreich, noch dem letztern zur Schutzwehr gegen Oesterreich dienen, und muß, trotz der, ihr auf dem Wiener Kongreß für ewige Zeiten zugesicherten Neutralität und Unverletzbarkeit ihres Gebiets, bei jedem Zwist, der sich zwischen jenen beiden Mächten erhebt, dem traurigen Schicksal entgegen sehen, der Schauplatz eines blutigen, Alles verheerenden Krieges zu werden.

Ein solcher süddeutscher Bund aber würde durch den Beitritt der Schweiz auch stark genug werden, dieser und alle seine Angehörigen gegen die Anmaßungen kriegerischer Eroberungssucht und unbeschränkter

monarchiſcher Willkühr ſchützen zu können, und kein einziger ſeiner Mitglieder würde ein ſo großes Uebergewicht von Macht beſitzen, daß die Andern Urſache hätten, wegen ihrer Freiheit und Selbſtſtändigkeit das Mindeſte zu fürchten.

Bleiben die Schweizer hingegen in ihrem jetzigen abgeſchloſſenen Zuſtande für ſich allein, ſo könnte ſehr bald das unglückliche Loos ſie treffen, ihre blühenden Städte und Dörfer in Aſche verwandelt, ihre Berge und Thäler mit fremden und eigenen Leichen bedeckt, ihre Frauen und Kinder, ohne Nahrung und Obdach, voll Angſt und Verzweiflung in Wäldern und Felſenklüften umher irren zu ſehen; denn wie wollen ſie mit ihren dreißigtauſend, oder ich will das Doppelte rechnen, mit ihren ſechszigtauſend Mann größtentheils ungeübter Milizen, denen es überdies an Eintracht und Gemeinſinn fehlt, große, wohlgeübte Kriegsheere verhindern, durch ihr Land zu ziehen oder daſſelbe zur Bühne des Blutvergießens zu wählen? Wie wollen ſie mit einem ſo kleinen Häuflein die ewige Unverletzbarkeit ihres Gebiets beſchirmen, welche ihren ſtumpfſinnigen und ſchwachköpfigen Abgeordneten von trügeriſchen, hohnlachenden Diplomaten zugeſichert worden? Zeigt einmal den franzöſiſchen oder den öſterreichiſchen und preußiſchen Feldherren, die mit ihren Heeren durch Euer Land ziehen wollen, die Bürgſchaftsurkunde für Eure ewige Neutralität und Selbſtſtändigkeit, die man in Wien Euren hirnloſen Geſandten gegeben hat, vor, und fordert von ihnen, Eure Gränzen nicht zu über-

schreiten; was werden sie thun? Entweder Euch verspotten oder Euch bedauern, daß Ihr durch ein erbärmliches Stückchen Papier Euch konntet zum Beßten haben lassen, und daß Eure Tagsatzung sogar schwach und blödsinnig genug war, für jenen erbärmlichen Wisch, den Ausstellern ihren ehrfurchtvollen Dank darzubringen! Das werden sie thun, und dann, trotz aller Eurer Rechtsverwahrungen durch Euer Land ziehen, Eure Milizen auseinander jagen, Kriegssteuern und Brandschatzungen ausschreiben und sich tapfer in Eurem Hause herumschlagen, so lange es ihnen beliebt.

Freilich bin ich überzeugt, daß Ihr Schweizer nicht zu unterjochen seyd; daß die Mehrzahl von Euch, voll Gefühl für Freiheit und Vaterland, bis auf den letzten Mann kämpfen würde; allein Ihr werdet am Ende erliegen müssen, wenn nicht Andere Euch Beistand leisten, und daher würde es sehr klug seyn, Euch bei Zeiten für den Nothfall zu sichern!

Die Zerstückelung der Schweiz in **vier und zwanzig** von einander unabhängige Republiken *), ist und bleibt immer ihr größtes Unglück. Die einzige Verfassung, welche Eintracht, Gemeinsinn und innere Freiheit gewähren, und zugleich den Eidgenossen

*) Obgleich die Schweiz nur in zwei und zwanzig Kantone getheilt ist, so bestehen doch diese aus vier und zwanzig von einander unabhängigen Republiken, indem **Unterwalden** in zwei besondere Staaten zerfällt, nemlich in **Obwalden** und **Nidwalden**, und Appenzell ebenfalls in zwei, nemlich in **Appenzell-Innerrhoden** und **Appenzell-Ausserrhoden**.

die Kraft verleihen konnte, ihre Unabhängigkeit gegen fremde Macht zu behaupten, beſtand zur Zeit der helvetiſchen Regierung. Würde man jene vier und zwanzig Staaten jetzt etwa in fünf und zwanzig Departements, von denen jedes etwa 80,000 Menſchen enthalten könnte, umgeſtalten; allen Staatsbürgern, ohne Unterſchied auf Religion, Geburt und ſonſtige Verhältniſſe für den ganzen Umfang der Republik gleiche Rechte zuſichern, und überhaupt die höchſtmöglichſte Uebereinſtimmung in allen übrigen Einrichtungen treffen, ſo würde die Schweiz dadurch ſowohl an Einheit, als an Stärke ungemein gewinnen; allein in den ariſtokratiſchen und oligarchiſchen Kantonen wollen die Patrizier und die Bürger ihre Vorrechte nicht aufgeben, und in den demokratiſchen Kantonen will das Volk ſeine Landsgemeinden nicht verlieren; denn daß die gegenwärtige Zerſtückelung in vier und zwanzig beſondere Staaten für die Selbſtſtändigkeit, die Fortdauer und das Heil des Ganzen höchſt gefährlich und verderblich ſey, können und wollen nur wenige Schweizer begreifen. Aus allzu großer Liebe zur Unabhängigkeit möchte jede Hausgenoſſenſchaft gerne eine Republik für ſich bilden, und durch die zu große Menge von Republiken, die man hat, könnte es leicht dahin kommen, daß keine einzige übrig bliebe!

Manche, ſelbſt ziemlich gebildete Schweizer in den nicht handelnden und nicht fabricirenden Kantonen haben für nichts weiter Sinn, als für das, was zunächſt ihren Kanton betrifft. Dem Appenzeller iſt der

Genfer so fremd, und fremder noch, als uns Deutschen der Russe. Der Schwyzer ist gegen das Schicksal des Bewohners von Schaffhausen, besonders wenn er vernimmt, daß Schaffhausen reformirt ist, so kalt, so gleichgültig, wie die Mehrzahl anderer Nationen etwa gegen die Lebensereignisse des Otaheiters sind, der ein paar tausend Meilen weit von ihnen wohnt, und den sie niemals gesehen haben, oder sehen werden. In Betreff des Auslandes herrscht bei Vielen, selbst bei seynwollenden Gelehrten, z. B. bei Beamten, Pfarrern, Aerzten u. s. w. eine solche Unwissenheit, daß man erstaunen muß; und daher ist es gar natürlich, daß sie ihre eigenen politischen Verhältnisse gegen andere Staaten aus einem ganz unrichtigen Gesichtspunkte auffassen und beurtheilen *). Die Schweiz gilt ihnen für die Welt, und was außer derselben liegt, kümmert sie wenig; ja selbst das, was ihren Welttheil, ihren kleinen Kanton betrifft, hat nur wirkliches Interesse für sie, und aus dieser Abgeschlossenheit, vermöge welcher so Viele bloß den Kanton, in welchem sie geboren wur-

*) Ferne sey es von mir, alle Schweizer einer solchen Gleichgültigkeit und Unwissenheit zu beschuldigen. Ich spreche hier besonders von denen, die in den nicht fabricirenden und in den nicht Handel treibenden Kantonen leben. — Im Ganzen genommen aber findet man unter den Schweizern und selbst unter denjenigen, denen es an andern wissenschaftlichen Kenntnissen nicht fehlt, in Hinsicht der auswärtigen Politik, Geschichte und Erdbeschreibung, verhältnißmäßig weit mehrere und weit größere Fremdlinge, als unter andern Nationen.

den, als ihr Vaterland betrachten, entſpringt jene unheilbringende Engherzigkeit, jener Mangel an ächter allgemeiner Vaterlandsliebe, die eigentlich das Element alles höhern republikaniſchen Lebens und Wirkens iſt und ſeyn muß. So lange die Schweizer ſich nicht durchgehends Schweizer nennen; ſo lange man noch einen Unterſchied zwiſchen dem Schwytzer, dem Urner, dem Unterwaldner, dem Waadtländer, dem Aargauer, dem Thurgauer u. ſ. w. macht, ſo lange kann bei ihnen eben ſo wenig ein allgemeiner vaterländiſcher Sinn gedeihen, wie bei uns Deutſchen, von denen Einer ein Heſſe, der Andere ein Hannoveraner, der Dritte ein Mecklenburger, der Vierte ein Preuße, der Fünfte ein Reuß-Plauen-Ebersdorfer, der Sechste ein Reuß-Plauen-Schlaitzer u. ſ. w. iſt.

Würden alſo die ſämmtlichen Kantone der Schweiz zu einer einzigen ſchweizeriſchen Republik zuſammen geſchmolzen; würden allen Staatsbürgern ohne Unterſchied der Geburt und des Glaubens völlig gleiche Rechte ertheilt; würden alle Standesvorrechte und alle Privilegien oder Ausnahmen von den Geſetzen gänzlich aufgehoben; würden ferner gleiche Geſetze, gleiches Gerichtsverfahren, gleiche Maße, Münze und Gewichte eingeführt; ſicherte man Jedem das Recht, in dem ganzen Umfange der Republik wohnen, ſein Gewerbe treiben, und heirathen zu dürfen, wen er wollte u. ſ. w., ſo würden Gemeingeiſt und allgemeine Vaterlandsliebe, Aufklärung und ſittliche Veredlung mehr befördert werden, und die Schweiz würde dann an Wohlſtand, an

innerer, wahrer Freiheit und an Kraft zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit unendlich gewinnen!

Allein — ehe dieß geschieht, hat Kaiser Nikolaus schon die rebellischen Polen, seiner Verheißung gemäß, so zu Paaren getrieben und für ihren hochverrätherischen, majestätsverbrecherischen Aufruhr so ernstlich und exemplarisch bestraft, daß alle Nationen zittern und es sich zur Warnung werden dienen lassen, und dann kömmt die Reihe an Euch, Schweizer, und an alle Bewohner von Republiken und konstitutionellen Staaten, die wieder in reine und unbeschränkte Monarchien verwandelt werden müssen, so wie Gott der Herr es geboten hat, laut der Urkunde des heiligen Bundes. Doch ich will flüchten über den Ocean bis an das Ende der Welt, oder will mich hinlegen in mein kühles, stilles Grab, um einen sanften Schlaf zu thun, bis Gott mich einführt in ein schöneres Land, wo es weder reine, noch unreine, weder beschränkte, noch unbeschränkte Monarchien, weder Demokratien, noch Aristokratien giebt; wo aber der König der Könige die irdischen Kaiser und Könige wägen, und wo vielleicht der fromme Greis am Bettlerstabe angenehmer und höher geachtet seyn wird, als Mancher, der hienieden Scepter und Kronen trug und große Städte und Länder verwüstete.

VIII.

Die Doctoren im Kanton Appenzell, die Advokaten in St. Gallen, und Etwas von Recht und Gerechtigkeit.

Da ich dieß Büchlein nicht bloß zum Vergnügen meiner lieben, andächtigen Freunde und Leser, sondern auch zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung, zur Besserung in der Gerechtigkeit schreibe, so kann ich einen großen Theil der Herren Advokaten in St. Gallen und die Mehrzahl der Herren Doktoren im Kanton Appenzell, nicht übergehen; es sind zwei sonderbare Menschenklassen, wie ich sie nirgend in der ganzen Schweiz und überhaupt nirgend, wo ich gewesen bin, von der Art gefunden habe.

„Ich will lieber in die Hände des Herrn fallen," sagt David, „als in der Menschen Hände;" und ich will lieber in die Hände des Herrn fallen, als in die Advokatenkrallen zu St. Gallen oder in die Hände der Doktoren im Kanton Appenzell.

Wenn man die Menge der Doktoren oder Aerzte im Kanton Appenzell-Ausserrhoden mit der Volksmenge des kleinen Ländchens vergleicht, so sollte man fast glauben, daß es ein ungeheures Lazareth oder wenigstens ein sehr ungesundes Land seyn müsse, da so viele Aerzte, die, wohl zu merken, sämmtlich die Doktorwürde haben, dort leben und weben. Appenzell-Aus-

ſterrhoden iſt aber ein ſehr geſundes Ländchen, und viele Schweizer, ja ſelbſt Deutſche aus den entfernteſten Gegenden Würtembergs und Badens reiſen dahin, um durch die reine Luft und die Molkenkur ihre Geſundheit zu ſtärken oder herzuſtellen. Unter den Appenzellern ſowohl in Auſſerrhoden, als Innerrhoden findet man wenig Krankheiten; ſie erreichen zwar ſelten Methuſalems Alter, denn die meiſten ſterben noch vor dem achtzigſten Jahr, welches hier für eine ſehr lange Lebensdauer gilt; indeſſen genieſſen ſie doch während ihres kurzen Daſeyns in dieſem Jammerthal faſt immer einer dauerhaften Geſundheit und eines heitern, fröhlichen Sinnes. Woher kömmt aber die Menge von Aerzten oder Doktoren?

Die wachſen im eigentlichſten Verſtande in dem fruchtbaren Ländchen wie Pilze aus der Erde! Jeder Weber, der ein arzneiwiſſenſchaftliches Buch, z. B. Paulitzky's Anleitung geleſen hat, und dem es nicht mehr gefällt, mit ſeinem Schiffchen hin und her zu fahren, ſpringt plötzlich hinter ſeinem Weberſtuhl auf, läuft in irgend ein Wirthshaus, wo er Freunde und Bekannte findet, und erklärt, daß er künftig Doktor ſeyn und doktern will. Hierauf wird tapfer mit den guten Freunden getrunken, dieſe verheißen ihm zum Voraus, daß ſie, wenn ſie einmal in Gefahr kommen oder Laſt haben ſollten, abzuſcheiden und bei Chriſtus zu ſeyn, ſich ſeiner Hülfe bedienen, und ihn auch Andern empfehlen wollen. Damit iſt die ganze Promotion vollbracht! Sie koſtet alſo bei weitem nicht ſo viel,

als bei uns in Deutschland, und man hat auch nicht die Unannehmlichkeit, lateinisch sprechen und sich mit den Opponenten herumzanken zu müssen. Der Ruf des neuen Doktors breitet sich bald im ganzen Ländchen aus, denn von allen seinen Freunden wird er als ein Wundermann gepriesen, der Taube gehend, Lahme sehend, Blinde hörend machen kann, eben so gut, wie der Herr Fürst von Hohenlohe. Der Herr Doktor, denn so nennt ihn von jetzt an ein Jeder, sogar der regierende Landammann; der Herr Doktor bekömmt nun schnell eine bedeutende Praxis, die sich oft einige Meilen weit in der Runde erstreckt, denn man bringt Kranke von jeglicher Art zu ihm, selbst solche, die vom Teufel überwältigt sind, weil er auch diesen auszutreiben vermag.

Und diesen nichtswürdigen Unfug kann die hohe Regierung von Appenzell-Ausserrhoden, die, mit Ausnahme des Herrn Landsstatthalters Schläpfer, aus sehr rechtlichen, vernünftigen, aufgeklärten und einsichtsvollen Männern besteht, ganz geruhig mit ansehen!

Nun, da wird es an gelehrten Aerzten fehlen?

O nein, es giebt auch der gelehrten Aerzte in Appenzell-Ausserrhoden genug, wohl zwei Dutzend oder gar noch mehr; weil aber diese Herren jeder zu Beamtenstellen, die ihnen zwar gar nichts eintragen, allein ihrer Eitelkeit schmeicheln, von dem Volke gewählt seyn wollen, so befolgen sie die Lehre des Apostels und halten mit Jedermann Friede, besonders mit

einem ſolchen ſelbſt kreirten Doktor, der in der Regel ſehr großen Einfluß beſitzt. Dieß allein ſoll der Grund ſeyn, warum die Aerzte in Appenzell-Auſſerhoden ſich in dieſer Hinſicht ſo liberal und tolerant beweiſen. Wie iſt es aber möglich, in einem gebildeten Staat dergleichen zu dulden? Wie viele Kinder werden durch jene Quackſalber ihrer Eltern, wie viele Eltern ihrer Kinder, wie manche Gattin ihres Gatten beraubt! Ich weiß nicht, ob eine Obrigkeit, die dergleichen Quackſalbereien zugiebt, nicht beinahe eben ſo tadelnswerth iſt, als der Magiſtrat zu Perugia in Italien, mit deſſen Vorwiſſen eine dort wohnende Familie Aqua Toffana verfertigt, und das abſcheuliche Gift öffentlich verkauft.

Ein Doktor Gockel, wie man ſpottweiſe ihn nannte, ein Weber, war von einer gewiſſen Krankheit durch Merkurialmittel geheilt worden. Sorgſam hatte er alle ärztliche Verordnungen aufbewahrt, und ward nach erfolgter Geneſung auf die angeführte Weiſe Doktor. Nun kurirte er alle ſeine Kunden mit denſelben Mitteln, womit man ihn geheilt hatte. Ein Anderer hielt ernſtlich dafür, daß der Dienſtag der beſte Tag zum Abführen, und der Freitag der beſte zum Aderlaſſen ſey; wenn aber an dem letztern Tage in der Nähe ein Jahrmarkt oder wenn ein Feſttag einfiele, dann ſollte man das Aderleſſen verſchieben bis zum nächſtfolgenden Freitage. Noch ein anderer dieſer Doktoren war ein ſtarker Urinverſtändiger; einem alten Mann, deſſen Urin ihm geſchickt ward, ließ er ſagen, er litte an einer Milchverſetzung, und dem Boten eines jungen

Mannes, der im Begriff ſtand, zu heirathen, und ihm ſein Fläſchchen mit Weihwaſſer ſandte, erwiederte er: die Senderin befände ſich in geſegneten Umſtänden. — Einmal traf ich einen ſolchen Doktor, der mit Spulen beſchäftigt war, und bezeigte ihm darüber meine Verwunderung. „Nun, was ſoll ma denn anfangen," antwortete er, „mit der Doktorei is aach nät! Die Menſchen ſind ja alle geſund wie die Fiſche."

Zu den Doktoren im Kanton Appenzell-Auſſerrhoden liefern manche Advokaten im Kanton St. Gallen ein ſehr würdiges Seitenſtück. Dieſe, von der dortigen hochweiſen Regierung förmlich angenommenen Advokaten ſind, gleich jenen Aerzten, die unwiſſendſten und unfähigſten Menſchen, und verſtehen weder vom peinlichen, noch vom bürgerlichen, weder von dem Landrecht ihres Kantons, noch von dem ſubſidiariſchen römiſchen Rechte das Mindeſte; ja, ſie ſind häufig nicht im Stande, zwei Zeilen ohne zehn Sprachſchnitzer niederzuſchreiben, aber wegen ihrer öffentlichen Anſtellung von Seiten der Regierung genießen ſie eines allgemeinen Vertrauens, das ſie auf die ſchändlichſte Weiſe mißbrauchen. Ich habe im Kanton St. Gallen mehrere ſolcher Advokaten, die der gemeine Mann dort gewöhnlich Tröler nennt, gekannt, von denen zwei eine wahre Zuchtruthe des armen Landvolks waren, welches jämmerlich von ihnen geprellt ward.

Einer, ein verdorbener Keſſelflicker oder Kupferſchmiedsgeſelle, wie ſchon das beträchtliche Kupferbergwerk, das er ſeine Naſe nannte, deutlich genug an-

kündete, hatte nach und nach vierzigtauſend Gulden, größtentheils die Habe armer Wittwen und Waiſen, theils als bei ihm niedergelegtes Gut in Verwahrung genommen, theils zuſammen geliehen, und machte, nachdem er ſeit mehreren Jahren keine Zinſen bezahlt hatte, Bankerott. Jedermann behauptete, daß er das Geld verheimlicht haben müſſe, denn obgleich er ziemlich ſtark trank, ſo war doch die Summe viel zu groß und die Zeit zu kurz, als daß er, der übrigens gar keinen Aufwand machte, und keine Unglücksfälle erlitten hatte, Alles hätte vertrinken können, ſelbſt wenn er täglich vierzig bis fünfzig Schoppen Rheinthaler ausgeleert haben ſollte. Statt die Sache ernſtlich zu unterſuchen, und den armen Wittwen und Waiſen Recht und Gerechtigkeit zu ſchaffen, half man dem Herrn Advokaten mit ſeiner Schelmerei durch, und bald nachher ward er rehabilitirt, das heißt, er ward öffentlich wieder für einen Biedermann erklärt, und konnte nun ſeine Schelmenpraxis dort auf's Neue beginnen, wo er ſtehen geblieben war. Die unglücklichen Wittwen, Waiſen und Gläubiger aber erhielten die ſtillſchweigende Erlaubniß, mit den wenigen Lumpen, welche man ihnen gelaſſen, die Thränen der Rührung und der Dankbarkeit zu trocknen, die ſie ihrer hochweiſen Regierung und der Gerechtigkeitspflege des jeſuitiſchen Herrn Präſidenten R—, Mitglieds der Congregation zum geheiligten Herzen, darbrachten.

Ein anderer Sankt Galliſcher Advokat, gleichfalls ein Cyklop oder Nachkomme Thubalkain's, war vor

etwa zehn Jahren (1820) Schlossermeister, und hätte, da er in seinem Fach sehr geschickt war, sein gutes Brod haben können; aber aufgeblasen, wie ein Frosch, hochmüthig und voll Dünkel, zog er die leichte Schreibfeder dem etwas schwerern Schmiedehammer, und die Unehre, ein erbärmlicher Ränkeschmied zu seyn, der Ehre vor, ein guter Nagelschmied oder Schlossermeister zu bleiben. Er war also auf sein Ansuchen auch um so leichter von seiner hochweisen Regierung als Prokurator und Sachwald angestellt, da der Herr Präsident R—, der aller gesunden Vernunft den Tod geschworen hat, und von Recht und Gerechtigkeit nichts weiß und wissen mag, ihn zum Rechtskonsulenten geschickt genug fand. Dieser Mann hat, bei einem natürlich guten Verstande, und bei der, einem Advokaten sehr nützlichen, seinen Klienten aber oft äußerst schädlichen Fähigkeit, über nichts einen ungeheuren Schwall sinnloser und unverständiger Worte zu machen, nicht die mindeste wissenschaftliche Bildung.“

Als er bereits seine Rechtsbutike in einer Vorstadt von Sankt Gallen an der Moosbrücke aufgeschlagen hatte, wo ein großer Aushängschild ankündete, daß bei ihm und durch ihn Recht und Gerechtigkeit in ganzen, halben und viertel Portionen zu haben sey, traf ich ihn einst in einem Wirthshause auf dem Lande an, und wir sprachen über Jemanden, der sich falscher Briefschaften bedienet hatte, um einen unrechtmäßigen Gewinn zu erlangen.

„Das iſt ein Falſamolium!“ rief mein neuer Advokat ganz erhitzt, ſchlug heftig mit der Hand auf den Tiſch, als ob es ein Amboß wäre, und ſtürzte ſein Glas Wein hinunter.

„Ja, das iſt ein Falſamolium, das iſt ein Crinum falſum,“ wiederholte er, „und wer dieß nicht mit mir ſagt, der kann unmöglich ein tüchtiger Advokat, und ein Biedermann ſeyn. Eine ſolche Schandthat ſoll und muß mit Pranger, Staupbeſen und Brandmark beſtraft werden.“

Alle Anweſende horchten ganz mäuschenſtill und betrachteten mit der größten Achtung und Aufmerkſamkeit den eifrigen Juriſten, der mit einer wahren Sündfluth von Worten ſich über die Schlechtigkeit der fraglichen Handlung ergoß, und eine Menge geradebrechter lateiniſcher Wörter und Flocken einmiſchte, die mit dem Hauptgegenſtande nicht in der entfernteſten Verbindung ſtanden. Als er ſeinem Zorn Luft gemacht, und ſeine Rede beendigt hatte, traten zwei anſtändig gekleidete Männer, von denen der eine Herr Rathsherr genannt ward, ihm näher, zogen ihren Hut ehrerbietig vom Kopf, er aber behielt den ſeinigen auf, und ich bemerkte, daß man ihn in einer ziemlich wichtigen Rechtsſache, in welche er ſchon eingeweihet zu ſeyn ſchien, zu Rath zog.

Vermuthlich hatten blos das Falſamolium, das Crinum falſum und ähnliche Brocken ihm dieſe neue Kundſchaft erworben, denn er verſprach, die Sache zu übernehmen, und auf das Beſte zu beſorgen.

Klimpern gehört doch immer zum Handwerk! dachte ich bei mir ſelbſt, wünſchte ihm gute Geſchäfte und gieng fort. Einige Tage nachher erſuchte er mich, ihm ein Wörterbuch vorzuſchlagen, worin er eine deutſche Erklärung aller lateiniſchen, juriſtiſchen Kunſtausdrücke finden könnte. Ich erinnerte mich glücklicher Weiſe eines alten Tröſters der Art, den ich einmal bei einem Antiquar geſehen hatte, und ſchrieb ihm den Titel auf. Ob er das Buch gekauft, und die Wörter Falſamolium und Crinum falſum darin gefunden hat, weiß ich aber eben ſo wenig, als ob ihm der ächte Schlüſſel zu den geheimen Schränken der Themis zu Theil geworden iſt. Vielleicht bedient er ſich ſtatt des letztern der Menge von Nachſchlüſſeln, womit er als Schloſſermeiſter ſo reichlich verſehen war, und ſo gut umzugehen verſtand. Uebrigens wird dieſer Herr Advokat gewiß ſeine Kunden mit der möglichſten Billigkeit behandeln, denn als er noch Schloſſer, oder, wie er damals ſich nannte, Mechanikus war, und nur wenige Häuſer weit von mir wohnte, nahm er mir für das bloße Oeffnen meines Zimmers, wozu ich den Schlüſſel verlegt hatte, nicht mehr ab, als einen Gulden ein und zwanzig Kreuzer. Das ganze Geſchäft war in weniger als fünf Minuten, und zwar mit einem ganz einfachen Nachſchlüſſel vollbracht, wie man ihn zur Noth aus einem Nagel ſelbſt machen kann. Sollte der gute Mann vielleicht dieſe Zeilen leſen, ſo wird er ſich überzeugen, daß ich für die Bannflüche und Schmähungen, die er über mich, ob-

gleich ich ihn nie beleidigte, ausgesprochen hat, nicht unerkenntlich bin. Ich mag aber nicht, so wie er in meiner Rücksicht gethan, von Andern Dinge behaupten, die nicht wahr sind; denn das ist ein Falsamolium, ein Crinum falsum, wer das thut, der kann kein Biedermann seyn. Hic niger est!

Ein dritter Sankt Gallischer Advokat aus derselben Kategorie, der zugleich Angestellter und Beisitzer einer bedeutenden gerichtlichen Behörde und ein eben so starker Lateiner war, wie der vorige, gerieth einmal mit mir in Streit über einen juristischen Gegenstand, worüber die Sankt Galler Gesetze keine privatrechtliche Bestimmungen enthalten. Ich ersuchte ihn daher ganz höflich, mir nur ein Corpus Juris zu geben, woraus ich ihm meine Behauptung beweisen wollte.

Einen Corpum Jurum han ich nüt, erwiederte er zürnend, aber ich wieß es, daß ich Recht han, und ich bruach mich nüt mit Sie darüber zu streiten!

Es war mit dem Mann also nichts aufzustellen, da er keinen Corpum Jurum hatte, und wenn er auch ein Corpus Juris gehabt hätte, so würde er gewiß eben so wenig davon verstanden haben, wie der Herr Justizpräsident R— von seinem lateinischen Pater noster.

Wenn, sagte einst eine christkatholische Mutter zu ihrer Tochter, die gleichfalls ihr Pater noster nicht verstand, wenn du auch nicht weißt, was du betest, mein Kind, der liebe Gott versteht so gut Lateinisch,

wie Deutſch; er wird dich ſchon erhören! Und das iſt auch der Troſt jenes Herrn Präſidenten.

Uebrigens bin ich weit entfernt, alle Advokaten des Kantons Sankt Gallen mit den angeführten Muſterbildern in eine Klaſſe werfen zu wollen! Das wäre eine ſchreiende Ungerechtigkeit, ein Falſamolium ohne Gleichen, wodurch ich mich ſelbſt als den unwürdigſten Verläumder darſtellen würde. Es giebt unter den Sankt Galliſchen Rechtsbeiſtänden zuverläſſig manche ſehr einſichtsvolle, gelehrte und vortreffliche Männer, und gewiß mehrere als ich kenne; der Herr Advokat Goldi zum Beiſpiel genießt nicht allein in der Schweiz, ſondern auch im Auslande als Menſch und als praktiſcher Rechtsgelehrter einer allgemeinen Achtung; daſſelbe iſt der Fall bei dem Präſidenten von Müller-Friedberg, der früherhin gleichfalls Advokat war, und ſo bei vielen Andern! Ich ſpreche von Menſchenklaſſen, von ganzen Völkern, von Körperſchaften und Kollegien, oder Behörden, die aus mehreren Mitgliedern beſtehen, faſt nie oder höchſt ſelten ohne ausdrückliche oder ſtillſchweigende Ausnahmen! Wenn es alſo heißt: Die Herren des kleinen Raths von Appenzell Außerrhoden ſind ſehr einſichtsvolle, aufgeklärte, rechtſchaffene, freiſinnige und ehrenwerthe Männer, ſo verſteht es ſich immer von ſelbſt: „mit Ausnahme des Herrn Lobwaſſerianers, Betbruders und Briefaufbrechers, Landſtatthalters Schläpfer zu Speicher,“ weil auf dieſen kein einziges jener Prädikate paßt, ſondern gerade der

allerschärfste Gegensatz eines jeden derselben erforderlich ist, um ihn sowohl in geistiger als sittlicher Rücksicht der Wahrheit gemäß darzustellen.

So wenig ich alle Aerzte im Kanton Appenzell-Außerrhoden als Geckels habe bezeichnen wollen; eben so wenig kömmt es mir in den Sinn, alle Advokaten im Kanton Sankt Gallen als Kesselflicker oder als Männer zu verrufen, die nur vermittelst eines Nachschlüssels in das Heiligthum der Themis eingedrungen sind; das wäre ein Crimen falsum. Davor behüte mich Gott, denn die Herren Rechts- und Unrechtsbeistände des Freistaats Sankt Gallen würden mich in solchem Fall wegen eines Falsamoliums gerichtlich belangen oder wohl gar eine ästimatorische Injurienklage gegen mich anstellen können, und ich würde, obgleich ich selbst lange Advokat gewesen bin, wenig Vergnügen daran finden, mich in dergleichen Verhandlungen mit ihnen einzulassen.

Ich habe die Appenzell-Außerrhodische Regierung mit Recht und bitter darüber getadelt, daß sie den unter ihr lebenden und webenden, spinnenden und spulenden Quacksalbern stillschweigend gestattet, Arzneimittel zu verordnen, welche oft für diejenigen, denen sie gegeben sind, ein höchst verderbliches, wohl gar tödtliches Gift werden; allein jene Regierung kann noch einigermaßen diese übergroße Nachsicht beschönigen. Wir dürfen, kann sie sagen, die Freiheiten der Bürger unsers demokratischen Staats auf keine Weise enger beschränken, als die Gesetze es ausdrück-

lich erlauben. Die Quackſalber, die in den Wirthshäuſern bei einem Schoppen Moſt oder Wein ſich ſelbſt für Doktoren der Heilkunde erklären, ſind von uns nicht zur Ausübung der letztern ermächtigt, und wer ſeine Geſundheit und ſein Leben ihnen anvertrauet, hat ſich die Folgen ſelbſt beizumeſſen.

Dies hat ſeine Richtigkeit; allein die Regierung ſollte ein Geſetz in Vorſchlag bringen, wodurch dergleichen abſcheulichen Mißbräuchen ein Ziel geſetzt würde. Schwerlich würden die Quackſalber, mögen ſie auch ſo viele alte Weiber auf ihrer Seite haben, wie ſie wollen, die Annahme eines ſolchen Geſetzes hindern können.

Die Sankt-Galler Regierung hat aber hinſichtlich der ſchlechten und unwiſſenden Kupfer-, Ränke- und Nagelſchmiede, die ſie als Advokaten und Rechtsvertheidiger von Amtswegen aufſtellt, auch nicht den mindeſten Entſchuldigungsgrund. Iſt es nicht erbärmlich von Regierenden, ihren Staatsbürgern, zur Führung ihrer Rechtsgeſchäfte Männer zu empfehlen, die in ſittlicher, intellektueller und wiſſenſchaftlicher Rückſicht zu dergleichen Geſchäften durchaus unfähig ſind? Wird dadurch nicht Glück und Wohlſtand ganzer Familien auf die unverantwortlichſte Weiſe aufs Spiel geſetzt und untergraben?

Man ſage nicht, daß es, wie ich ſelbſt zugeben muß, unter den Advokaten im Kanton Sankt Gallen auch manche ſehr geſchickte, ausgezeichnete und vortreffliche Männer giebt! Gerade dies kann in einigen Fäl-

len das Unheil noch ärger machen; der rechtsunkundige Landmann und Bürger, der nicht im Stande iſt, die Fähigkeiten eines Sachwalds zu prüfen und zu beurtheilen, wird ſich durch das Vertrauen, das er in die Verſicherung der Regierung ſetzt, irre leiten laſſen, und vielleicht den unwiſſenden Dummkopf und Schurken zum Vertheidiger ſeiner gerechten Sache wählen, während ſein ungerechter Gegner einen ſehr geſchickten, einſichtsvollen, für ſein Beſtes auf das Eifrigſte beſorgten Rechtsgelehrten zum Beiſtande hat. Da ſtreitet dann die eine Parthei mit einer blechernen Kinderflinte ohne Pulver und Blei, gegen die andere, die mit einem ſcharfgeladenen doppelläufigen Gewehr bewaffnet iſt! Wahrlich, ein herrlicher Kampf, worin gerade derjenige, der das beſte Recht auf ſeiner Seite hat, Alles verlieren muß, weil die hohe Regierung oder ein Theil derſelben einen kenntnißloſen und untauglichen Menſchen lügneriſch als einen guten und brauchbaren Sachwald empfohlen hat! Wer iſt nun Schuld an dem Unglück, das hieraus für die Familie des verlierenden Theiles entſpringt? Niemand anders, als jene nichtswürdigen Vorgeſetzten, die aus Partheilichkeit, Gewinnſucht und Sorgloſigkeit für das öffentliche Beſte, das Vertrauen der Staatsbürger auf das Schnödeſte mißbrauchen, und ihnen neben den fähigſten und geſchickteſten, auch die ungeſchickteſten und unfähigſten Männer zur Beſorgung ihrer gerichtlichen Angelegenheiten empfehlen und aufſtellen! So giebt man dem Einen eine damaſcener Klinge, dem Andern einen

ſchwachen Rohrhalm in die Hand, um gegen einander für die Gerechtigkeit ihrer wechſelſeitigen Anſprüche zu kämpfen! Welche Erbärmlichkeit!

Geſetze giebt es überall in Menge; auch Rechts- und Geſetzverdreher genug, allein nur wenig Menſchen, die ſich auf Recht und Gerechtigkeit verſtehen! Die letztere aber ſoll an vielen Orten ziemlich theuer ſeyn, und in manchen Fällen ſogar weit mehr koſten, als ſie werth iſt.

Zu Appenzell, dem Hauptorte von Innerrhoden, iſt noch ein Kapuzinerkloſter vorhanden, voll faſter, bettelhafter, liederlicher und verfinſterungsſüchtiger Mönche, die in der ganzen Gegend umherziehen, die Drachenzähne ihres Aberglaubens ausſtreuen, Quackſalberei, Schatzgräberei und oft noch viel Aergeres treiben, und in ihrem Kloſter die Zeit mit Freſſen, Saufen und ſinnloſen Andachtsübungen und Gebeten und mit heimlichen Sünden und Schandthaten tödten. Müſſiggang iſt des Teufels Ruhebank, das iſt ein altes Wort, deſſen Wahrheit ſich auch vor wenigen Jahren an einem frommen Vater Kapuziner des gedachten Kloſters bewies.

Dieſer ehrwürdige Vater wollte nämlich in aller Ehrbarkeit und Gottſeligkeit aus ſeiner Zelle nach dem Rheinthal wandern, um dort Gottes heiliges Wort oder wenigſtens ſein eigenes zu verkünden. Nicht weit von dem, zu dem reformirten Freiſtaat Appenzell Auſſerrhoden gehörigen Flecken Teuffen, traf er ein kleines acht- bis neunjähriges Mädchen, deſſen Mut-

tel, wie ich wohl zu bemerken bitte, zwar eine geborne Ausserrhoderin war, sich aber mit einem Sankt-Galler Bürger verheirathet, und dadurch ihr Kantonsbürgerrecht in Ausserrhoden verloren hatte, und nun mit ihrem Mann in Teuffen, als Hintersasse, wohnte.

Die Reize des kleinen Mädchens hatten die fleischlichen Lüste des frommen Vaters in Flammen gesetzt, und statt sie durch Gebet und einen derben Kniff in seine Gesäßtheile oder an einem andern Orte zu dämpfen, zog er ein schönes, buntes Christus- und Muttergottesbild aus seiner Kapuze, zeigte es der Kleinen, und versprach ihr, es ihr zu schenken, wenn sie ihm hinter jene Hecke folgen würde. Das arme, arglose Kind folgt vertrauensvoll dem Mönch hinter die Hecke, allein hier wirft er es sogleich zu Boden, und meine Leser errathen das Uebrige.

Durch das schmerzenvolle Angst- und Wehgeschrei des kleinen Mädchens und durch den Hülferuf anderer Kinder, die in der Nähe waren, wurden ein paar Männer herbei gezogen, die den Kapuziner, der sich bereits auf flüchtigen Fuß gemacht hatte, einholten und ihn zu der Ortsobrigkeit brachten. Hier forderte der Schändliche, der sich des Bildnisses des Heilandes und der Mutter Maria bediente, um ein empörendes Verbrechen zu vollbringen, mit dem größten Trotz von der Obrigkeit seine Loslassung, „weil er im Rheinthal predigen müsse!“ Der würde eine erbauliche Predigt gehalten haben! Man schickte ihn nach Trogen, wo die Kriminalkommission ihren Sitz hat.

um dort eine peinliche Unterſuchung gegen ihn einzuleiten.

Jetzt erhoben ſich nicht allein die katholiſchen Pfaffen in Innerrhoden, ſondern auch der gröſste Theil der reformirten Kleriſei von Auſſerrhoden, und beſtürmten die Regierung mit ihren Vorſtellungen und Bitten, den Kapuziner unbeſtraft laufen zu laſſen, weil durch die Unterſuchung des Verbrechens, und durch die Beſtrafung des Urhebers die beiden Staatsreligionen in die gröſste Gefahr gerathen würden; als ob die Religion darunter leiden könnte, wenn ein Mönch wegen verübter Nothzucht beſtraft wird! Nicht die Strafe, welche ein verbrecheriſcher Pfaffe leidet, kann der Religion zum Vorwurfe gereichen, aber die Miſſethat ſelbſt fällt ihr zur Laſt, denn wenn ſie nicht eine ſo erbärmliche Religion wäre, wenn ſie nicht zur Vergütung der ärgſten Bosheiten und der abſcheulichſten Sünden immer fremdes, ſtellvertretendes Verdienſt und Ablaſs vollauf hätte, ſo würde ſie keine ſo ſchlechten Menſchen bilden und keine ſo unwürdige Diener; allein jetzt heiſst es mit Recht, wie der Herr, ſo der Knecht.

Dem äuſſern Scheine nach machten dieſe Beſtürmungen von Seiten der Pfaffen auf die auſſerrhodiſche Regierung zwar keinen Eindruck; aber das nachherige Erkenntniſs zeigte doch, daſs ſie nicht ganz ihren Zweck verfehlt hatten. Der Arzt, welcher das gemishandelte Kind beſichtigt, und ſein Gutachten über den Zuſtand deſſelben ertheilt hatte, bezeugte, daſs die

Verletzungen des sechsten, oder nach reformirter Zählung, des siebenten Gebots von keiner Bedeutung wären, und leicht wieder gut gemacht werden könnten. Auf diesen Ausspruch stützte man sich wahrscheinlich, als man das wirklich empörend milde Erkenntniß fällte, wodurch der Kapuziner verurtheilt ward, dem Mädchen oder dessen Eltern zwanzig Gulden, und der Regierung des Kantons Appenzell-Ausserrhoden gleichfalls zwanzig Gulden zu zahlen, und die, sehr geringfügigen Untersuchungskosten zu erstatten.

Ich wiederhole es, dies Erkenntniß war empörend milde, wäre das arme, gemißhandelte Kind die Tochter eines Landesstatthalters, oder gar eines Landammanns gewesen, so würde das Urtheil unendlich viel schärfer ausgefallen seyn. Aber es war die Tochter eines armen Mannes, der nicht einmal Kantonsbürger war, und da ließ sich nicht mehr erwarten. Ich bezeugte einmal einigen bedeutenden Männern meinen Verdruß über diese außerordentliche Milde, und auch darüber, daß man dem Kinde, dessen ganzes künftiges Glück vielleicht durch diesen Vorfall unrettbar vernichtet worden, keine höhere Entschädigungssumme zugesprochen habe.

Lieber Gott, antwortete mir Einer, sie ist ja keine Hiesige (keine Ausserrhoderin), sie ist ja eine Sankt-Gallerin!

Wie kann man behaupten, daß in einem Staat Gleichheit der Rechte besteht, wo das, an einem Armen begangene Verbrechen weit gelinder bestraft wird,

als das, an einem Reichen verübte, und wo die Entſchädigung, die man einem Reichen wegen einer Rechtsverletzung zuerkennt, tauſendmal größer iſt, als diejenige, welche für eine gleiche Verletzung dem Armen zugeſprochen wird? Wie kann man von gleichmäßiger Achtung für die heiligen Rechte des Menſchen reden, wenn die Kränkung derſelben, die einem Nichtbürger wiederfährt, tauſendmal milder geahnet wird, als wenn ſie einem Staatsbürger wiederfahren wäre? Wie kann Gemeingeiſt unter einem Volke walten, deſſen Angehörige nicht überall gleichen Schutz für ihre heiligſten Rechte, und gleichen Erſatz für die Verletzung derſelben finden; wo man, wenn es darauf ankömmt, Jemanden Recht und Gerechtigkeit zu Theil werden zu laſſen, erſt engherzig frägt: iſt er ein Bürger von hier, oder iſt er aus der benachbarten Gemeinde, und wo man die Beantwortung dieſer Frage zum Maßſtabe des richterlichen Erkenntniſſes wählt? Sehr edel dachten ſich Griechen und Römer, die Göttin der Gerechtigkeit als eine ſchöne Frau, mit freundlichem, ernſtem Geſicht und mit verbundenen Augen. Sie ſoll milde und freundlich ſeyn, wie ein Weib, und nicht durch hartes, gebieteriſches Wort und Weſen, diejenigen, die Schutz und Hülfe von ihr erflehen, in Furcht, in Beſtürzung, in Angſt und Schrecken ſetzen; aber dennoch ſoll ſie ernſthaft ſeyn, ihre Würde behaupten, und ſich Achtung und Gehorſam verſchaffen. Sie trägt eine Binde vor den Augen, um nicht durch Schönheit und Glanz, durch dürftiges Anſehen und Misgeſtalt ge-

blendet, und in ihren Aussprüchen bestimmt zu werden. Mit gleicher Wage soll sie dem Armen, wie dem Reichen, dem Fremden wie dem Einheimischen, dem Feinde, wie dem Freunde das Recht zuwägen. Darum sind ihre Augen verhüllt, auf daß weder Liebe, noch Haß, weder Furcht noch Hoffnung, weder Verheißungen noch Drohungen, oder sonst eine Leidenschaft oder ein Umstand sie zu einem falschen Urtheile verleiten mögen.

Doch — ich bin noch nicht ganz zu Ende mit meiner Kapuzinade! Der ehrwürdige Vater ward nach erfolgtem Erkenntnisse und nachdem die erwähnten Entschädigungen, Strafgelder und Gerichtskosten von seiner sehr reichen Familie in Luzern eingesandt waren, seiner Haft entlassen. Weil aber das ganze souveräne Volk, und wirklich jeder vernünftige und rechtliche Mensch, über die empörende Milde, womit er behandelt worden, äußerst entrüstet war, so fürchtete man, gedachtes Volk möchte, vermöge seiner Souveränität das richterliche Urtheil etwas verschärfen, und der ehrwürdige Vater Kapuziner möchte nicht wieder lebendig nach Appenzell in seine Zelle zurück kommen. Er ward daher, nach Einigen, in Bauernkleider, nach Andern, in den großen, weiten Ehrenmantel eines gewissen Landesstatthalters gehüllt, und durch einen Landjäger über den Gäbris und über Gais in sein Kloster zurück begleitet, wo seine geistes- und sinnverwandten Mitbrüder ihn mit Freude und Jubel empfingen, und hocherzückt waren, ihn aus den Klauen

der ungerechten, tyranniſchen Ketzer und Weltmenſchen glücklich gerettet zu ſehen.

Die hohe Regierung des Kantons Appenzell-Auſſerrhoden, die übrigens, mit Ausnahme des Herrn Bebruders, Lobwaſſerianers, Briefaufbrechers und Landesſtatthalters Schläpfer *), aus biedern, einſichtsvollen und vernünftigen Männern beſteht, zeigte ſich bei dieſem Vorfall in keinem ſehr glänzenden Lichte, da ſie in jenem Erkenntniſſe, dem unglücklichen, von dem ſchändlichen Mönch gemisshandelten Kinde zwanzig Gulden, und zugleich ihrem Fiskus auch zwanzig Gulden zuerkennen ließ. Alſo hier, wo ein unerſetzliches Gut geraubt war, ein Gut, deſſen Werth für den Verlierenden von ſo hoher Wichtigkeit iſt, daß es von Menſchen gar nicht geſchätzt werden kann, indem durch den Verluſt deſſelben höchſtwahrſcheinlich das ganze künftige Lebensglück eines unſchuldigen menſchlichen Geſchöpfs auf das Grauſamſte vernichtet ward; hier mußte noch der reiche Fiskus des Kantons Appenzell-Auſſerrhoden die wenigen Heller, welche der Beleidige zur Schadloshaltung des Schwerverletzten aufbringen konnte, mit dem letztern theilen? Hier mußte das unglückliche Schlachtopfer der abſcheulichſten mönchiſchen Bosheit von dem Wenigen, das ihm für den Verluſt

*) Man muß aber den Herrn Landesſtatthalter Schläpfer ja nicht verwechſeln mit dem Herrn Landesſäckelmeiſter Schläpfer und mit dem Herrn Landsbauherrn Schläpfer. Dieſe beiden ſind ſehr rechtſchaffene, vernünftige, einſichtsvolle und ehrenwerthe Männer, und haben mit dem Erſtern weder in geiſtiger, noch ſittlicher Rückſicht die entfernteſte Aehnlichkeit!

eines Werths, der ihm mit Hunderttausenden nicht ersetzt werden konnte, zuerkannt war, noch die Hälfte an den Staat abgeben, dem es für den Schutz seiner Rechte ausserdem seine Abgaben zahlen mußte! Ist das Edelmuth? Ist das Recht? Ist das Gerechtigkeit? O pfui, der Schande!

Ihr werdet lachen, Ihr Herren in Ausserrhoden, wenn Ihr meine Schrift lesen werdet, denn daß Ihr sie lesen werdet, weiß ich schon! Ihr werdet lachen und mit Eurem Appenzellerwitz über mich herfallen, weil ich nicht zugegen bin, und Euch nicht antworten kann, wie Ihr es verdient! Ihr werdet mich für einen Schwärmer, einen Grillenfänger, einen Narren erklären, und über den Gegenstand, von dem hier die Rede ist, Euch in eine Sündfluth von zweideutigen Späßen ergießen. O, das weiß ich sehr wohl, denn ich kenne Euch Alle mit einander so gut, als ob ich mit Euch in einem Neste wäre ausgebrütet worden! Auch ich verstehe Scherz, und scherze sehr gern, nur nicht in Angelegenheiten, wo das lebenslängliche Glück eines Menschen auf dem Spiel steht, oder unwiderbringlich vernichtet worden ist. Da empört sich mein Herz, und wenn der Mensch mir gleich noch so fremd ist und noch so entfernt von mir wohnt!

Die Familie des Kapuziners hätte für denselben eine weit größere Entschädigungssumme an das arme Mädchen gegeben und geben können, wenn er zu Mehrerem verurtheilt worden wäre; aber die Herren in Appenzell-Ausserrhoden sind gar liberale Herren, wenn

es auf Kosten eines Andern hergeht, nur nicht auf ihre eigenen! Ja, wenn der Kapuziner die Tochter eines der Herren Landesbeamten auf diese Weise gemisshandelt hätte, dann möchte ich ihm wahrlich meinen Hals nicht gleichen haben; sie hätten sicherlich gezeigt, was sie so gerne thun, daß sie ihr obrigkeitliches Schwerdt nicht umsonst tragen; die eifrigste Fürsprache der Pfaffen in Innerrhoden und in Ausserrhoden würde ihn nicht haben retten können, und wenn auch beide hochlöbliche Staatsreligionen mit allen Pfaffen und Mönchen darüber zu Grunde gegangen wären! Aber hier war ja die Beschädigte nur die Tochter eines armen Mannes, der sogar nicht einmal Kantonsbürger, sondern Bürger des benachbarten Staats Sankt Gallen war! Dem Herrn Kapuziner ward im Grunde nichts weiter zur Last gelegt, als daß er das Gebiet, des Freistaats Ausserrhoden verletzt hatte. Sein empörendes Verbrechen und das Unglück derjenigen, an welcher es begangen war, wurden gar nicht bei Bestimmung der ihr zuerkannten Schadloshaltung in Betracht gezogen!

Ein solches Verfahren muß in der That einen Jeden erbittern, in dessen Brust nicht alles sittliche Gefühl erloschen und erstorben ist! Wie viele Regierungen und Obrigkeiten giebt es doch, die, bei allem äussern Schein von Liberalität und Edelsinn, den Werth des Menschen nur nach seiner Geburt und nach seinem Vermögen bestimmen. „Der Mann ist fünfmalhunderttausend Pfund Sterling werth!“ sagt der

Engländer. „Es ist ein guter, vernünftiger Mann, er hat gewiß für 500,000 Gulden gute Zettel*) und außerdem noch schöne Häuser und Güter!“ spricht der Ausserrhoder, und wenn der Celebre auch eben so schlecht und eben so dumm wäre, wie der Landesstatthalter Schläpfer, oder gar noch schlechter und dummer, was aber freilich zu den Unmöglichkeiten gehört.

IX.

Die Herren Pfarrer.

Fast in der ganzen deutschen Schweiz werden die Pfarrer vorzugsweise von ihren Eingepfarrten die Herren genannt, und sie lassen sich von ihren Frauen und Kindern, wenn diese von ihnen mit Andern sprechen, sich den Herrn nennen. Kömmt man in ein Pfarrhaus, um den Pfarrer zu besuchen, und mag so wohl gekleidet seyn, wie man will, so tritt Einem vielleicht die Frau Pfarrerin ganz freundlich entgegen, reibt sich knixend und zierlich die Hände, und bedauert recht sehr: daß der Herr so eben ausgegangen sey, aber

*) Zettel nennt man in Appenzell-Ausserrhoden die obrigkeitlich bestätigten privatrechtlichen Landesverschreibungen, eine ganz vortreffliche Einrichtung, die viel Aehnlichkeit mit dem schlesischen Kreditsystem, aber noch manche Vorzüge vor demselben hat, und auch in andern Ländern Nachahmung verdiente.

gewiß in einer halben Stunde heimkehren werde. Ehe ich noch mit dieſem ausſchließlichen und göttlichen Vorrechte der Herren Pfarrer, Herren zu ſeyn, bekannt war, kam ich einmal an einen Ort, wo ein regierender Landamman, Oberhaupt des ganzen Staats, ein auch im Auslande ſehr verehrter und bekannter Mann, wohnte, den ich nothwendig ſprechen mußte. Ich gieng vorher in ein Wirthshaus und hörte von den Anweſenden, die, nach ihrem Betragen, ihrem Anzuge und dem Benehmen des Wirths gegen ſie, ſämmtlich ſehr wohlhabende und angeſehene Männer ſeyn mußten, daß der Herr nicht zu Hauſe ſey. Es war abſcheuliches Wetter, und ich ärgerte mich, den Weg umſonſt gemacht zu haben, da ich den Herrn nun doch nicht würde ſprechen können.

„Wann kömmt der Herr wohl heim?“ fragte ich den Wirth.

„Gewiß heute Abend, denn morgen muß er ja predigen.“

Ha ha, dachte ich, der Schwarze iſt hier der Herr und Gebieter! Der Schwarze führt hier das Regiment!

„Iſt der Herr Landammann zu Hauſe?“— fragte ich bald nachher.

„Der Landammann? Ach, ja! Der gieng noch vor einer Stunde vorbei.“

Der regierende Landammann ward alſo in ſeiner Abweſenheit nicht Herr genannt; allein der Herr Pfarrer erhielt dieſen Ehrentitel vorzugsweiſe ſelbſt von

Solchen, die gleichfalls Herren seyn wollten. Bei den Juden hieß der Herr Zebaoth: der Herr; bei den freien Schweizern läßt jeder Dorfpfarrer sich vorzugsweise den Herrn nennen, ein Umstand, der, so geringfügig er an sich scheinen mag, doch sehr deutlich den Hochmuth und die Herrschgier dieser Menschenklasse bezeichnet.

Im Allgemeinen haben die Geistlichen beider Glaubensbekenntnisse in der Schweiz einen weit stärkeren Hang zum Herrschen und Gebieten, als in Deutschland, wo sie meistentheils durch die weltlichen, großen und kleinen Gewalthaber mit stolzem Ernst in ihre Schranken zurückgewiesen werden, weil die letztern wissen, daß die Herren von der schwarzen Legion ihnen so leicht nicht schaden können. In der Schweiz und besonders in den demokratischen Staaten ist dieß ganz anders. Der höchste Regierungsbeamte, wenn er nicht einer sehr großen Volksliebe genießt und nicht viel Einsicht und Gewandheit besitzt, hängt oft ganz von dem Willen der Geistlichkeit ab. Die Mitglieder derselben kleben in der Regel, wie Froschlaich, an einander; man verzeihe mir das Unedle dieses Gleichnisses, ich muß mich desselben bedienen, weil es den Gegenstand, von dem hier die Rede ist, sehr richtig und anschaulich darstellt. Die weltlichen Beamten und Obrigkeiten, vorzüglich in den demokratischen und halbdemokratischen Kantonen, werden von dem Volke unmittelbar oder mittelbar gewählt und nach Belieben von demselben wieder entlassen. Die Geistlichen beider Konfessionen aber ha-

den einen faſt unbeſchränkten Einfluß auf die Gemüther des geringen Haufens, der alle ihre Worte als göttliche Eingebungen betrachtet und ſich von ihnen gängeln und leiten läßt, wie ſie wollen! — Wehe dem Staatsbeamten, und möge er noch ſo hoch ſtehen, möge er ſich noch ſo ausgezeichnete Verdienſte um ſein Vaterland, und durch Geiſt, Talent, Kenntniſſe und ſittliches Betragen auch die gerechteſten Anſprüche auf die Achtung, die Liebe und die Dankbarkeit ſeiner Mitbürger erworben haben; weh: ihm, wenn er ſo unglücklich ſeyn ſollte, die ſchwarze, vielköpfige Hyder vorſätzlich oder unvorſätzlich zu beleidigen! Ihre giftigen Natternzungen werden nicht eher ruhen, als bis ſie ihm das Wohlwollen, das Vertrauen, ja ſelbſt die äußere Achtung der größeren Menge entzogen, bis ſie ſeinen guten Ruf untergraben, ſeinen ehrlichen Namen vernichtet haben, um durch die Mehrheit der Stimmen ihn zu verdrängen, und einen Andern, der ihren Zwecken günſtiger ſcheint, an ſeine Stelle zu ſchieben! So ward 1784 der vortreffliche Landammann Suter in Appenzell-Innerrhoden ſogar von Pfaffen und Mönchen auf das Blutgerüſt gebracht, und in andern, ſelbſt nicht katholiſchen Kantonen, würden die frommen Diener Gottes und ſeines heiligen Worts auch in unſern Tagen ähnliche Trauerſpiele aufführen, wenn nicht die Sonne der Aufklärung zu hoch geſtiegen wäre, und die finſtern Gemächer ihrer Bosheit zu beleuchten drohete.

Wehe auch dem Pfarrer, möge er Katholik oder Proteſtant ſeyn, der nicht mit der Mehrheit ſeiner

Standesgenossen auf den gemeinschaftlichen Zweck der Verfinsterung und Verdummung des Volks hinarbeitet; der, statt des abergläubischen, die Sittlichkeit, die Vernunft und die ächte Religiosität erstickenden Wustes von sinnlosen Glaubenslehren, albernen Mährchen, Wunder- und Heiligengeschichten, den man lügnerischer Weise der armen verblendeten Menge für Gottes Wort verkauft, höhere, sittliche und geistige Veredlung zu fördern und die verderblichen Spinnengewebe zu verbannen sucht, welche Pfaffentrug und Dummheit seit Jahrtausenden zum Unglück der Menschheit ausgespannt haben! Seine glaubenseifrigen Amtsbrüder werden ihn überall als einen Irrlehrer, als einen Verführer, als einen Gotteslängner verketzern; ihm nach Möglichkeit die Herzen abwendig zu machen, und die Gemüther seiner Gemeinde gegen ihn zu erbittern streben, und nicht eher rasten, als bis sie entweder ihn selbst dahin gebracht haben, sein Amt aufzugeben, oder bis die Obrigkeit oder die Gemeinde ihn vielleicht gar seiner Pfarre entsetzen. Dieß erfuhr auch der vortreffliche, vor mehreren Jahren verstorbene Pfarrer Keller, der Verfasser der herrlichen „Ideale für alle Stände" und der „Stunden der Andacht" oder wenigstens eines Theils derselben, als er noch katholischer Pfarrer in Aarau war, wo er durch Beseitigung kirchlicher Gebräuche, die mit dem Geiste der Zeit und mit den bessern Einsichten seiner Gemeinde im Widerspruche standen, den Unwillen des pfäffischen Unterdrückungsgeistes gegen sich reizte. Vielfältiger Verdruß, den seine strengka-

tholischen Amtsgenossen ihm verursachten, bewog ihn, nicht allein zum Bedauern aller vernünftigen Katholiken, sondern auch der Protestanten in Aarau, seine Stelle aufzugeben, und eine schlechte Pönitenzpfarre im Badenschen anzunehmen, wo er sein schönes, für das Beste der Menschheit so thätiges Leben beschloß. Freilich ward sein Platz durch einen Nachfolger, den Pfarrer Weck ersetzt, der gleichfalls durch ächtreligiösen Sinn, durch hohe Geistesbildung, Aufklärung, Kenntniß und Eifer für alles Gute und Edle auf das Ruhmwürdigste sich auszeichnet; aber nur selten wird in ähnlichen Fällen einer Gemeinde eine gleiche Schadloshaltung zu Theil.

Wehe endlich auch dem Nichtgeistlichen, der so unglücklich oder so kühn ist, die dogmatischen Hirngebarten der orthodoxen Herren im Mindesten anzufechten, oder ihren göttlichen Ursprung in Zweifel zu ziehen! Wehe ihm, wenn er die widerlichen, häßlichen Spinnengewebe zerreißen will, wodurch Pfaffenthum und herrschsüchtige Selbstsucht die Menschheit zu verblöden suchen! Da rottet sich augenblicklich das ganze Heer der angeblich rechtgläubigen Blindschleichen beider Konfessionen zusammen, um dem boshaften Ketzer, der ihre heilsamen Staatsreligionen bedrohet, wo möglich das Garaus zu machen; da wird Alles in Bewegung gesetzt, um dem heillosen Unwesen der Vernunft Schranken zu setzen, und die wohlthätige Finsterniß, in welcher sich jene, die Dunkelheit liebenden Salamander so glücklich fühlen, durch keinen Schimmer von Licht er-

hellen zu lassen, weil man immer vor der Gefahr zitterte, daß die nächtlichen Gebäude des Aberglaubens in Flammen gerathen möchten. So ergieng es dem freisinnigen Andreas Moser in Aarau, der in seinem Buche: „gesunder Menschenverstand," dessen Titel schon allen Frommen und Rechtgläubigen ein Stein des Anstoßes und des Aergernisses war, zu viel gesunden Menschenverstand geäußert hatte. An der Spitze der Rotte von Finsterlingen, die den armen Ketzer wegen seines gesunden Menschenverstandes verfolgten, befand sich ein pfäffischer Wucherer, ein Augenverdreher, der seine verblendeten Schafe wegen der mehr als jüdischen Zinsen, die er ihnen abnahm, immer mit den himmlischen Gütern tröstete, welche ihnen dafür zu Theil werden sollten, und der gleich seinen Geistes- und Herzensverwandten nichts mehr fürchtete, als den gesunden Menschenverstand. Allenthalben, in Republiken, wie in Monarchien, ist die Brut der Pfaffen darauf bedacht, den gesunden Menschenverstand der Völker zu ersticken, und, wo möglich von der Erde zu verbannen, denn je dummer die Schafe sind, desto reicher werden die Hirten! Darum maßen sie sich auch überall die oberste Aufsicht und Leitung des Erziehungs- und Schulwesens an, um durch schwärmerische, den Geist verwirrende und umnachtende Schul- und Lehrbücher das Reich der Finsterniß aufrecht zu erhalten, und desto besser darüber wachen zu können, daß es durch keinen Strahl der Aufklärung erleuchtet werde! Darum empfehlen sie den

Großen und Gewaltigen der Erde so dringend die Lichtschirme der Censuren, der Kirchenzuchten, der geheimen Polizeien, der religiösen, kirchlichen und politischen Inquisitionen! Darum möchten sie so gerne alles Licht, und sogar das liebe, milde, erwärmende und beglückende Sonnenlicht am Himmel auslöschen, um es durch die Irrwische des Jesuitismus, der Pfafferei und des unbeschränkten Zwingherrnthums zu ersetzen.

Ueberhaupt zeigen sich die widerlichen, charakteristischen Züge des Pfaffenthums bei den schweizerischen Geistlichen in einem weit schärferen, abstoßenderen Gepräge, als bei denen mancher andern Nationen — Hierarchismus, Unduldsamkeit gegen fremde Ansichten in Glaubenssachen, unersättliche Habgier, Heuchelei, Falschheit, Anglis, lauernde, überall umherwitternde und forschende Neugier, beskafte Klatscherei und Verläumdungssucht, geistlicher Hochmuth und Dünkel, Lieblosigkeit im Urtheilen über das Betragen und die Meinungen Anderer; das sind die Tugenden, die man an den meisten Geistlichen in der Schweiz stärker und auffallender wahrnimmt, als in Deutschland, und das ist natürlich! Als Republikaner giebt sich der schweizerische Pfaffe mehr, wie er ist; der deutsche hingegen hat manche Rücksichten zu beobachten, die ihn zur Vorsicht nöthigen; es stehen zu viele Weltliche mit ihm in gleichem Range, und zu viele hoch über ihm, er ist nicht vorzugsweise der Herr, wie in der Schweiz, sondern nur der Herr Pfarrer oder der Herr Pastor, der freilich, wenn er durch sein Betragen, durch seinen

Geiſt und ſeine Kenntniſſe ſich einigermaßen auszeichnet, in jeder gebildeten Familie Zutritt und freundſchaftliche Aufnahme findet, im entgegengeſetzten Fall aber mit ſtolzer Kälte empfangen oder wohl gar zurückgewieſen wird. Dieß Letztere hat der Pfarrer in der Schweiz nicht zu befürchten, möge ſeine Handlungsweiſe auch noch ſo ſchlimm, noch ſo verächtlich und ärgerlich ſeyn; er iſt überall willkommen, überall ein hochehrwürdiger Herr; er iſt der Herr, und was der Herr thut, das iſt wohlgethan! Ich werde in dieſer Hinſicht ſpäter einige Belege anführen, worüber meine deutſchen und nichtſchweizeriſchen Leſer erſtaunen werden.

Ohne ungerecht zu ſeyn, ohne die deutſchen Geiſtlichen zu hoch, die ſchweizeriſchen zu niedrig zu ſtellen, kann ich behaupten, daß man unter den deutſchen Pfarrern jene häßlichen, ihrem Stande ſo häufig und gewöhnlich zu allgemein vorgeworfenen Untugenden, weit ſeltener findet, als in der Schweiz; daß die deutſchen Pfarrer beider Bekenntniſſe ſich durch einen weit höhern Grad von Aufklärung, von ächter Religioſität und Sittlichkeit auszeichnen, als die ſchweizeriſchen.

Die proteſtantiſchen Geiſtlichen in Norddeutſchland, welche trotz der Verſchiedenheit der dogmatiſchen Anſichten, die unter ihnen herrſcht, faſt überall ſehr verträglich leben, behaupten im Ganzen genommen den Ruhm, daß ſie eine Klaſſe rechtlicher, edelmüthiger, ehrliebender (nicht ehrgeiziger) geiſt- und kenntnißvoller Menſchen bilden. Jeder Verfolgte und Bedrängte darf ver-

trauensvoll zu der Mehrzahl von ihnen seine Zuflucht nehmen, und er wird gewiß, möge er auch angehören, welcher religiösen oder politischen Sekte oder Parthei er wolle, Rath, Beistand und Hülfe finden, so weit der Einfluß seiner Freunde und Beschützer reicht. — Der schweizerische Geistliche hingegen ist in der Regel der geschworene Feind eines Jeden, der nur um eine Linie breit von den Glaubenslehren der alleinseligmachenden katholischen oder reformirten Kirche abweicht; er verzeihet jedes Laster, jedes Verbrechen; er hat heilenden Balsam für alle Gewissensbisse, Seife für die abscheulichsten Sünden und Untugenden; aber bloß einen ewig brennenden Pfuhl voll Pech und Schwefel für den leisesten Zweifel an der Göttlichkeit eines kirchlichen Lehrsatzes oder einer liturgischen Posse! Wer nicht glaubt, was er glaubt, der ist schon gerichtet, und wer ihn vom Leben zum Tode bringt, der vollbringt ein gutes, heiliges Werk; der thut Gott einen Dienst, welcher ihm in jener Welt mit Seligkeiten ohn' Ende vergolten wird.

Schon früher hab' ich bemerkt, daß ich von Völkern, Ständen, Körperschaften und Behörden, die aus mehreren Mitgliedern bestehen, nie weder lobend, noch tadelnd, ohne Ausnahme spreche, und das ist auch hier der Fall! Allein die Zahl der bessern und aufgeklärteren Geistlichen in der Schweiz, sowohl von der protestantischen, als katholischen Kirche ist verhältnißmäßig äußerst geringe gegen die große Menge der Dunkelmänner und Blindscheichen.

Herrschsucht, hochmüthiger Dünkel und stolzes gebieterisches Wesen gegen die niedrigen Volksklassen findet man nicht allein in den aristokratischen Staaten der Schweiz, sondern auch in den Demokratien. Spricht ein Bauer oder Bürger unter freiem Himmel, bei Regen und Ungewitter, mit dem Herrn, so wird der Herr ihn nicht auffordern, sein graues Haupt zu bedecken, sondern der Greis muß mit bloßem Kopfe vor ihm stehen, und erst, wenn er zehn Schritte weit von dem Herrn entfernt ist, darf er seinen Hut oder seine Kappe wieder aufsetzen. Noch in diesem Jahrhundert, noch bis zum Jahre 1818 wurden in dem demokratischen Freistaat Appenzell-Ausserrhoden viele Menschen mit Ruthenhieben, acht- bis vierzehntägiger Gefangenschaft, mit Ausstellen am Pranger und Schandpfahl, ja, sogar mit Landesverweisung, bestraft, weil sie vor dem Herrn oder vor einem Landesbeamten nicht den Hut oder die Mütze abgenommen, oder weil sie seit mehreren Monaten nicht in die Kirche gegangen waren u. s. w. *). Wie viele Stuttgarter oder Münchner müßten nicht täglich ausgepeischt oder an den Pranger gestellt werden, weil sie vor ihren, an ihnen vorbeigehenden oder reitenden, Königen nicht den Hut gezogen haben, oder vielleicht seit Jahren nicht mehr in der Kirche gewesen sind.

*) Man sehe hierüber in dem Appenzeller Monatsblatt von den Jahren 1825 ff. einen sehr lesenswürdigen und geistvollen Aufsatz des Pfarrers Walser zu Grub über die Sekten im Kanton Appenzell-Ausserrhoden.

Wenn ein ſchweizeriſcher Bauer oder Bürger durch demüthiges Hutabnehmen den Herrn grüßt, ſo dankt dieſer kaum, oder berührt höchſtens mit der Fingerſpitze den Dreifaltigkeitshut, den er auch ſchwerlich abnimmt, wenn er zu einem ſeiner minder reichen Eingepfarrten ins Zimmer tritt, wofern er ſich nicht durch die Anweſenheit eines Andern, dem er vielleicht einige Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubt, dazu veranlaßt ſieht.

In keinem ſchweizeriſchen Kanton war von jeher die Geiſtlichkeit anmaßender, herrſchgieriger und unduldſamer, als in dem gedachten reformirten Freiſtaat Außerrhoden! Dieſe Schwarzröcke miſchen ſich in alle weltliche Händel, und um ſich bei ihrem Ränkeſchmieden gegen die Regierung und gegen die Obrigkeiten nicht die Klauen zu verbrennen, bedienen ſie ſich faſt immer des Volkes zum Handſchuh. Faſt gegen alle gute und vernünftige Anordnungen der höchſten Staatsgewalt ſuchen ſie heimtückiſcher Weiſe das Volk aufzuwiegeln, wobei ſie dann nach äußerſter Möglichkeit die Regierungsmitglieder, die nicht mit ihnen in eine Kerbe hauen, zu verläſtern und zu verketzern ſuchen; ja, ſie wagten ſogar vor mehreren Jahren gegen die Regierung ſelbſt eine Befreiung (Immunität) von aller weltlichen Gerichtsbarkeit zu behaupten, und nur die ernſte Sprache der weltlichen Obern konnte ſie zum Schweigen bringen *).

*) Der vorhin angeführte Herr Pfarrer Walſer zu Grub wollte in einem Werke unter dem Titel „Pfaffereien“ we-

Ehemals mißhandelten jene protestantischen Herren die freien Landleute des demokratischen Staats

---

zu er eine beträchtliche Menge von Aktenstücken und andere Materialien gesammelt hatte, die saubern Streiche seiner Herrn Amtsgenossen im Kanton Appenzell-Außerrhoden öffentlich enthüllen. Es ist in der That Schade, daß dieß Büchelchen nicht beendigt ward, denn Herr Walser gab hernach, aus mir unbekannten Gründen, seinen Vorsatz auf und vernichtete selbst die bereits abgedruckten Bogen.

Diese Pfaffereien waren übrigens ein wahres Unglück für mich. Die Herren Pfaffen wollten nemlich mir die Vaterschaft zu dem todtgebornen Kinde des Herrn Walser aufbürden, weil ich mich mehrere Wochen in seinem Hause aufgehalten hatte, und daher ruheten sie nicht eher, als bis ich von dem großen Rath die Weisung erhielt, mich binnen vierzehn Tagen aus dem Kanton Appenzell-Außerrhoden zu entfernen. Auch diese vierzehn Tage, die mir zur Besorgung meiner Angelegenheiten zugestanden waren, konnte ich hiezu nicht benutzen, denn der Pöbel war von den Pfaffen so sehr gegen mich verhetzt, daß er sogar mit Steinwürfen über mich herfiel, und daß ich ohne Zweifel das Schicksal des heiligen Stephan gehabt haben würde, wenn ich mich nicht in den katholischen Freistaat Innerrhoden geflüchtet hätte. Allein hier war ich gleichfalls nur kurze Zeit sicher. Meine Verfolger waren wegen meines neuen Judenspiegels (Stuttgart, bei Hoffmann 1828) und wegen meines Christenspiegels (Ebendaselbst bei Hoffmann 1830), der aber damals noch gar nicht gedruckt war, und von dem sie blos gehört hatten, auf das Aeußerste wider mich erbittert. In einer elenden Flugschrift verschrie mich Einer als den Antichrist; der Pfarrer Kürsteiner zu Heiden in Appenzell-Außerrhoden stellte in einer andern Schrift: Zuruf an das Appenzellische Volk, mich als einen Mann dar, dem auch das Heiligste nicht heilig sey; als einen bösen Feind, der in das stille Alpenland gezogen, und die ehrwürdigsten Dinge zu Gegenständen des gräuelvollsten Spottes mache ꝛc. ꝛc. ꝛc. Auch die schweizerischen Zeitungsschreiber unterließen nicht, mich als ein wahres Ungeheuer von freigeistischer Bosheit zu verlästern

Außerrhoden auf eine so tyrannische Weise, wie sie kaum in den finstersten Zeiten des Katholicismus von

---

und zu verketzern, und nur Wenige waren so vernünftig und edelmüthig, zu meiner Vertheidigung einige Worte zu sprechen. Kaum hatten die Pfaffen von Außerrhoden erfahren, daß ich mich zu Gonten in Innerrhoden aufhielt, als der geachtete Kürsteiner und Andere dahin kamen, und alles Mögliche aufboten, ihre katholischen Amtsbrüder und das Volk in Innerrhoden ebenfalls gegen mich aufzuhetzen. Zu diesem Zwecke wurde eine Menge Exemplare von den Pfaffenschriften, die gegen mich erschienen waren, auch in Innerrhoden verbreitet, und jetzt war ich hier eben so großer Gefahr ausgesetzt, als vorher in Außerrhoden. Ich mußte deßhalb in der Nacht meinen Zufluchtsort Gonten verlassen, um mich nach Eggerstanden zu begeben, wo man ein anderes Asyl für mich besorgt hatte. Als ich aber mit meinem Begleiter über den Kirchhof zu Appenzell gieng, ward ich, obgleich es Nacht ward, von ein paar Frauenzimmern erkannt, und bald versammelten sich mehrere Menschen, die uns verfolgten. Ich eilte in das Haus eines Bekannten und verbarg mich dort, bis man durch den Vorwand, daß ich bereits fort sey, meine glaubenseifrigen Verfolger beruhigt und entfernt hatte. Durch den Schnee, in den ich oft bis über die Hüften versank, arbeitete ich, von einem höchst plauderhaften Wegweiser begleitet, mich hindurch bis Eggerstanden, ungefähr anderthalb Stunden von Appenzell; wir gebrauchten aber wegen des tiefen Schnee's wohl vier Stunden. Als ich dort angekommen war, zog ich meine stark durchnäßten Stiefel aus. Mein Begleiter befühlte meine Füße, und zischelte darauf dem Wirth und der Wirthin zu: Es is nüt wealr! Er hat ka Gaisfüß! (Es ist nicht wahr; er hat keine Gaisfüße!) Meine Widersacher hatten mich nemlich allgemein als ein Ungeheuer mit Gaisfüßen geschildert. Als ich einmal in Appenzell war, verfolgten mich mehrere katholische Eiferer mit dem Ausrufe: Der Antichrist! der Antichrist! Um mich keinen Thätlichkeiten auszusetzen, gieng ich in ein abgelegenes Haus. Die Kinder des Bewohners sammelten sich um mich her, und flüsterten einander zu: Der Antichrist, er hat Gaisfüß! wobei sie

den Aebten zu Sankt Gallen und von deren Amtleuten gemißhandelt wurden. Noch um die Mitte des vori-

---

und ihre Eltern mich sehr genau und ängstlich betrachteten. Um ihnen ihren Argwohn zu benehmen, zog ich die Stiefel ab, und hielt die Füße an den Ofen. Die Kinder näherten sich mir, und fühlten verstohlener Weise an meine Strümpfe. Es ist nit der Antichrist, sagte ein Junge von zehn Jahren; er hat ja kein Gaisfüß!" Nun wurden auch die Eltern freundlicher, und erzählten mir, daß sie mich für den Antichrist gehalten hätten, der sich in ihrer Gegend befinden sollte, und gerade solchen blauen Rock und graue Unterbeinkleider trüge wie ich; daß sie aber jetzt ihren Irrthum einsähen, und mich wegen des ersten sonderbaren Empfangs um Entschuldigung bäten. Ich reichte ihnen freundlich die Hand, versicherte sie, daß ich kein Antichrist sey, sondern den Heiland gewiß eben so sehr und eben so innig verehre, wie sie selbst. „Ihr wißt ja," setzte ich hinzu, „daß der Antichrist Gaisfüße haben muß; allein da seht Ihr, daß ich keine habe, und also auch nicht der Antichrist seyn kann. Wer Euch künftig sagt, ich sey es, dem antwortet nur dreist, daß er ein Verläumder und ein Lügner sey, und daß Ihr selbst gesehen habt, daß ich keine Gaisfüße habe." Als ich nachher kaum zwei Tage in Eggerstanden gewesen war, ertheilte man mir von Appenzell aus die Nachricht: es würde auf Verlangen des Herrn Fürstbischofs von Chur das früher erwähnte Ketzermandat wider mich auf allen Kanzeln in Innerrhoden verlesen werden, und ich möchte so eilig, als möglich, mich entfernen. Nur mit Lebensgefahr und beständig von dem Volke in Innerrhoden und Außerrhoden bedrohet, kam ich endlich in Rorschach an, und ging von dort mit dem Dampfschiff sogleich nach Friedrichshafen.

Doch — über diese und andere Abenteuer jener Zeit werde ich vielleicht an einem andern Orte ausführlicher sprechen! Ich bemerke nur noch, daß ich an den Pfaffereien des Herrn Pfarrers Walser nicht den mindesten Antheil genommen, sondern ihm vielmehr dringend gerathen hatte, kein solches Buch zu schreiben, weil er sich dadurch dem unversöhnlichen Haß seiner Amtsgenossen aussetzen würde. Er befolgte meinen gewiß vernünftigen Rath

gen Jahrhunderts erließ die Regierung von Außerrhoden ein scharfes Mandat an das Kapitel oder die Gesammtheit der Geistlichkeit, worin sie derselben untersagte, die Landleute (Kantonsbürger) nicht vor sich knäuen (knieen) zu lassen, auch nicht zu schimpfen, zu schmähen und zu schlagen. Wo solche Verordnungen der Regierung nöthig waren, da mußten die Lehrer der sanften, liebevollen Religion Jesu gewiß die Schranken ihrer Befugnisse sehr weit überschritten haben!

Die ungeheure Menge der, in den Archiven und in Denkschriften befindlichen Beschwerden, der Geistlichkeit gegen das Volk, von den Zeiten der Reformation bis zum Jahr 1828, bildet eine fortlaufende Kette von Klagen über den Mangel an Achtung und Folgsamkeit der Eingepfarrten gegen ihre getreuen Hirten; über den vertrauten und freundschaftlichen Umgang der Reformirten mit den benachbarten Katholiken; über das Trinken und Tanzen reformirter Jünglinge und Männer mit katholischen Mädchen und Frauen aus den andern Kantonen; über ihr Jehlen und Singen; über ihre Gleichgültigkeit und Unauf-

---

nicht, und ich mußte nachher für seine Schuld büßen. Als er indessen einmal das Werk begonnen, und schon in Druck gegeben hatte, da hätte er es beendigen sollen; denn da war durch die Unterdrückung der Schrift der einmal aufgeregte Haß nicht mehr zu beschwören, und die Aengstlichkeit, die er verrieth, mußte nachher unangenehmere Folgen für ihn haben, als die Ausführung des Versuches gehabt haben konnte.

merksamkeit bei der Anhörung des göttlichen Worts, und über die Entweihung und Nichtheiligung der Sonn- und Festtage, wobei dann in jedem Jahr die alte Bettelei um Einführung einer recht strengen Kirchenzucht à la Schuderoff oder Feßler, und um Uebertragung einer größern Gewalt, und eines kirchlichen und sittenpolizeilichen Strafrechts an die Geistlichkeit wiederholt wird.

Wenn jetzt die Pfarrer in Außerrhoden auch ihre Eingepfarrten nicht mehr vor sich knäuen (knieen) lassen dürfen; wenn sie gleich ausdrücklich angewiesen sind, sich grober Schmähungen, Schimpfworte und körperlicher Mißhandlungen gegen dieselben zu enthalten; so hört man doch von Seiten der Landleute oder Staatsbürger noch immer die bittersten Klagen über die Grobheit und das herrische auffahrende Betragen der Pfarrer, so wie über ihre unbefugte Einmischung in alle häuslichen und ehelichen Angelegenheiten. Im Jahr 1827 oder 1828 ließ ein Pfarrer, ein junger Mensch von neunzehn bis zwanzig Jahren, die Tochter rechtlicher Eltern, welche vor der Hochzeit mit ihrem verlobten Bräutigam einen etwas zu vertrauten Umgang gehabt hatte, öffentliche Kirchenbuße thun, welche darin bestand, daß die arme Büßende während der Gottesverehrung, oder (in diesem Fall) richtiger, Gotteskehrung sich weder zu den Frauen, noch zu den Jungfrauen setzen durfte, sondern an der Kirchenthüre stehen mußte! Wahrlich, empörend! Welche Gefühle mußten das Herz des unglücklichen

Geſchöpfs zerreißen, als es ſich auf dieſe Weiſe dem Hohn und der Verachtung Preis gegeben ſah? Wie konnte die Obrigkeit dulden, daß ein pfäffiſcher Bube, der kaum die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, eine ſolche Strafe verfügen durfte? Welchen Eindruck mußte dies nichtswürdige Verfahren auf die ganze Gemeinde machen? Welche Erbauung ſollten ihr die zur Gottesverehrung gehörigen Handlungen gewähren, da ſie während derſelben das bedauernswürdige Opfer, das hier der Gegenſtand theils der Schadenfreude und des unvernünftigſten Spottes, theils des Mitleids und der menſchenfreundlichſten Theilnahme war, immer vor Augen hatte? Welche ſchreckliche Folgen konnte eine ſolche Behandlung, wodurch Scham und Empfindlichkeit auf den höchſten Grad und bis zur Verzweiflung gereizt wurden, bewirken? Konnte nicht Selbſtmord gar leicht die Folge ſeyn, und ward nicht die Familie auf das Aeußerſte gekränkt und beſchimpft, da eine Strafe der Art an einem ihrer Mitglieder vollzogen ward? Und was für ein Verbrechen war denn hier begangen? In der That, gar keines! Daß ein junges Mädchen in der Glut der Leidenſchaft ſich einem Jünglinge hingiebt, mit dem es, wie es weiß, bald auf immer als Gattin verbunden ſeyn wird, iſt gewiß ein ſehr verzeihlicher Fehler, ein Fehler, der Niemandem ſchadet, und den der edeldenkende, gebildete Menſch nicht einmal mit einer Sylbe rügen wird! Jeſus ſagte zu einer weit größern Sünderin: „Weib, gehe hin, deine Sünden ſind dir vergeben!“ Und hier belegt

ein junger Laffe, der ſich ſeinen Diener nennt, den unbedeutenden Fehltritt eines, vielleicht ſehr tugendhaften Mädchens mit einer Strafe, die ihr das Herz bricht, oder es doch zeitlebens mit Gram und Trauer erfüllt! Welche Grauſamkeit! Was richteſt Du eines Andern Knecht? Er ſtehe oder falle, ſo fällt er ſeinem Herrn! O, nur ein nichtswürdiger, dummer, ſcheinheiliger, heuchleriſcher Pfaffe, nur der Schüler eines Schuderoff oder gar eines ſo verworfenen Böſewichts, wie der Jeſuit Feßler, kann wegen dergleichen eine rechtliche Familie mit öffentlicher Schande belaſten! Fort mit dem Pfaffen Schuderoff, und wenn ſein ſchwarzer Rock auch wie das hellſte Licht der Aufklärung ſtrahlte! Er iſt ein päbſtelnder Hildebrand, ein Wolf im Schafpelz, fort mit ihm und mit ſeinen Geſellen! Fort auch mit dem Jeſuiten Feßler und mit den Pfaffen, die immer und ewig die Regierungen um Einführung von Kirchenzuchten beſtürmen! Der freie Menſch muß das Recht haben, ſich in religiöſer und kirchlicher Rückſicht nach ſeiner eigenen Ueberzeugung zu beſtimmen und frei auszuſprechen. Wenn er als Menſch und als Staatsbürger ſeine Pflichten treu und redlich erfüllt, und Niemandes Rechte kränkt, dann iſt keine Regierung befugt, ſich um ſeine religiöſen und kirchlichen Anſichten und Ueberzeugungen zu bekümmern; das ſind Gegenſtände, worüber er bloß Gott, aber keinem menſchlichen Richter, er möge Geiſtlicher oder Weltlicher ſeyn, Rechenſchaft ſchuldig iſt.

So strenge die Herren Pfaffen in Appenzell-Auſſerrhoden auch gegen Andere ſind; ſo gelinde ſind ſie doch gegen ſich und ihre Amtsbrüder.

Der Herr Pfarrer Keßler zu Rehetobel, der ſparſamſte (buslichſte) unter allen Prieſtern und Leviten, die jemals auf Erden gelebt haben, er, der unſern Heiland gewiß tauſendmal wohlfeiler verkauft hätte, als Judas Iſchariotb; er, dem Ehre und Schande, Tugend und Rechtlichkeit, leere Töne ſind, fürchtete, daß in Walſers Pfaffereien ſeiner gleichfalls auf eine, nicht ruhmvolle Weiſe gedacht werden möchte. Auch er hatte mich in dem ungegründeten Verdacht, daß ich Herrn Walſers Mitarbeiter an jenem Buche ſey, oder als abgeſagter Feind des Pfaffenthums ihn noch mehr aufreizen möchte. Während meines Aufenthalts in Walſers Hauſe beſuchte er dieſen ungewöhnlich oft, obgleich er wahrſcheinlich recht gut wußte, daß er ſo wenig dem Mann, als der Frau ſehr willkommen war. Die Angſt ſeines Herzens und der Wunſch auszuſpioniren, was ich dort machte, veranlaßten ohne Zweifel dieſe wiederholten Beſuche; vielleicht hoffte er auch, durch ſeine Freundlichkeit Herrn Walſer zu vermögen, ihn, der ſich großer und ſchwerer Schuld bewußt war, in den Pfaffereien mit einem blauen Auge durchſchlüpfen zu laſſen. Mich haßte er, und das verdenke ich ihm nicht, denn ich hatte mich mehrere Male öffentlich auf keine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe über ihn geäußert; ja, es ward mir ſogar einmal geſagt, er, den ich perſönlich gar nicht kannte, ſey zugegen ge-

weſen, und, um wahrſcheinlich nicht mehr zu hören, eiligſt fortgegangen. Dieſer Herr Pfarrer und Seelſorger Keßler hatte eine ziemlich reiche Frau geheirathet, die als Mädchen zwar nicht im Rufe der Verſchwendung ſtand, aber auch keineswegs des Geizes beſchuldigt ward. In wenigen Jahren hatte ihr Herr Gemahl ſie zur allerſparſamſten (huslichſten) und ſtrengſten Wirthin ausgebildet. Die Erziehung der Kinder war vortrefflich; nie hat ſich eins den Magen überladen, woſern es nicht in einem benachbarten Hauſe ſatt gefüttert worden. So wie der Herr Doktor Gockel alle ſeine Kunden mit Merkurialmitteln heilt, ſo heilt der Herr Pfarrer Keßler alle Krankheiten und alle Untugenden ſeiner Kinder mit der Hungerkur, und ihr immerwährender ſtarker Appetit iſt, trotz ihres bleichen, magern Anſehens und ihrer außerordentlichen Schwachheit und Hinfälligkeit, der beſte Zeuge ihrer Geſundheit.

Vor mehreren Jahren wollte die Frau Pfarrerin auf dem Jahrmarkte zu St. Gallen bei einem Galanteriehändler einige Kleinigkeiten einkaufen; einige Ringe verkriechen ſich aber, ohne daß ſie das Mindeſte wahrnimmt, in die Aermel ihres ſchwarzen Spenſers, und ſie geht, ohne etwas Arges zu denken, damit fort. — Der Galanteriehändler, der nichts weniger als galant war, ſchickte ihr jedoch ſogleich ein paar Landjäger nach, und aller Thränen, Bitten und Verſicherungen ihrer Ehrlichkeit und Unſchuld ungeachtet, mußte ſie mit den beiden Männern nach dem Rathhauſe gehen. Hier kamen die muthwilligen Ringe bei der Unterſuchung wie-

der ganz wohlbehalten aus dem Aermel heraus, und nun erschien auch der Herr von Rebetobel, um seine tiefbetrübte Gattin aus der schimpflichen Haft zu befreien. Mittelst einer krummen Hand, oder vielmehr dessen, was darin war, gelang es ihm, die hochlöbliche Obrigkeit zu bewegen, in einer ziemlich zweideutigen Anzeige die Frau Pfarrerin für ganz rein und unschuldig zu erklären, und diese Bekanntmachung ward, zur Erbauung der schweizerischen Christenheit, in die öffentlichen Blätter St. Gallens eingerückt.

Die Gemeinde zu Rebetobel war aber hiemit keineswegs zufrieden. Der Herr hatte auf mancherlei nicht sehr löbliche Weise seine Pfarre zu verbessern und seine armen Schäfchen zu scheeren gesucht. Jetzt wollten sie ihn nicht länger als ihren Hirten behalten, sondern behaupteten, daß sie nach dem stattgehabten Vorfall an seinen heiligen Reden keine Erbauung weiter finden würden, wofern er nicht einen beträchtlichen Theil von seinen, ihnen zur Last fallenden Einkünften wollte schwinden lassen. Der Herr versicherte zwar: er könne ja für die Schuld seiner lieben Frau nicht büßen, und sey auch gerne bereit, sich von ihr scheiden zu lassen, wenn er nur die Pfarre mit den sämmtlichen Einkünften behalten könnte. Es sey ihm unmöglich, fügte er schluchzend und weinend hinzu, sich von seiner geliebten Heerde zu trennen, denn er sey ein getreuer Hirte und kein Miethling! Von der Ehescheidung und von allem Uebrigen wollte man aber gar nichts hören, sondern bestand auf einem bedeutenden Abzuge an den Pfarr-Einkünften,

und am Ende sah der Herr sich genöthigt, einzuwilligen, um wenigstens nicht Alles zu verlieren.

Diese Geschichte, die in mehreren öffentlichen Blättern auf so verschiedene Art, aber immer mit Unwillen und Verachtung, mit Spott und Hohn besprochen wurde, zeugt freilich nur für die sittliche Schlechtigkeit eines einzelnen Mitgliedes der ausserrhodischen Geistlichkeit; allein leider, gibt es unter den übrigen Herren gleichfalls Männer, die bei aller ihrer Orthodoxie, wenn sie auch gerade nicht stehlen, doch Handlungen verüben, welche fast noch empörender sind, als ein Diebstahl! — Würde Herrn Walsers Buch: „die Pfaffereien" das Licht der Welt erblickt haben, so versichere ich, daß ein Sitten- oder vielmehr ein Schandgemälde von Geistlichen erschienen wäre, wozu man vielleicht die Urbilder nirgend auf einem so engen Raum, als im Kanton Appenzell Ausserrhoden hätte finden können. — Sodomiterei, Ehebruch und Unzucht jeglicher Art, Betrug, Verrath der heiligsten Geheimnisse, die schändlichsten Aufwiegeleien gegen die Obrigkeit, Verhetzungen der Ehegatten gegen einander, der Kinder gegen die Eltern, und der Eltern gegen die Kinder, das waren einige, mit unläugbaren Aktenstücken belegte Thatsachen, und da die hochwürdige Geistlichkeit mich ungerechter Weise für den Bearbeiter dieses saubern Stoffs hielt, so war es ganz natürlich, daß sie alles Mögliche aufbieten mußte, mich zu entfernen.

Ich selbst weiß Manches von diesen Herren, was mir Herr Walser nicht erzählt und nicht aus seinen

Manuscripten vorgelesen hat, allein ich bin nicht gewilligt, eine Schandchronik zu schreiben, und mein Blut ist in dem Laufe von zwei Jahren zu sehr abgekühlt, um mich noch wegen erlittenen, schweren Unrechts rächen zu wollen. Selbst die Geschichte von dem elenden Keßler würde ich nicht einmal angeführt oder doch ihn nicht genannt haben; wenn sie nicht in der Schweiz allgemein bekannt wäre und zum Belege meiner Behauptungen diente! Auch steht Keßler so tief, daß ihm die Aufdeckung seiner Nichtswürdigkeiten weder schmerzhaft, noch nachtheilig seyn kann. Wie wenig sittliches Gefühl übrigens seine Herren Amtsbrüder in Ausserrhoden besitzen, leuchtet sehr deutlich daraus hervor, daß sie ihn nicht bloß unter sich dulden, sondern auch größtentheils mit ihm in der innigsten Freundschaft und Eintracht leben. Aber gleich und gleich gesellt sich gern! ist ja ein altes Sprüchwort. Wäre Herr Keßler ein Rationalist, und besäße er dabei einen eben so biedern und edlen Charakter, eben so große ausgebreitete Kenntnisse und eine eben so glänzende Kanzelberedsamkeit, wie Röhr, so hätten sie ihn sicherlich schon längst aus ihrer Mitte verbannt oder von dem rohen Pöbel zu Tode steinigen lassen. Die liebe Orthodoxie aber ist das große Ehrenkleid, der große weite Mantel, womit alle Untugenden und Laster bedeckt werden *).

*) Einmal überraschte Herr Pfarrer Keßler einen jungen Menschen, der mit seiner Magd in einem vertraulichen Handgemenge begriffen war. Voll heiligen Zorns über den, der

In Hinsicht ihrer wissenschaftlichen und geistigen Bildung zeichnen sich freilich verschiedene Mitglieder der ausserrhodischen Geistlichkeit auf das Ruhmwürdigste zu ihrem Vortheil aus, und Einige würden sich gewiß als sehr aufgeklärte und freisinnige Männer zeigen, wenn sie nicht die Mehrzahl der Finsterlinge fürchten müßten. Manche stehen aber auch so weit zurück, daß man sie in vielen Ländern kaum als Dorfschullehrer anstellen würde. Einer apostrophirte einmal den lieben Gott mit den Worten: „Ach, du erbarmungswürdigster Gott!“ — Ein Anderer mochte gerade ein recht erhabenes Werk über Astronomie gelesen haben, und begann seine heilige Rede mit dem Ausrufe: Tausend Millionen Welten! — verwirrte sich jedoch so sehr in dieser großen Menge von Welten, daß er sich gar nicht wieder herausfinden konnte, sondern mit den Worten: Ja, ja, tausend Millionen Welten, Amen, schließen und von der Kanzel steigen mußte. Ein sehr dicker und fetter Herr, der in seinem Leben gewiß weit mehr gegessen und getrunken, als gelesen und gedacht hatte, predigte seiner Gemeinde fast nichts weiter vor, als vom blutigen Vogel, vom Bock, vom Zemah, von der röthlichen Kuh, von den goldenen Aersen und von den gol-

---

leztern zugefügten Schimpf und über die sündliche Verletzung seines Pfarrhofes, verurtheilte er den armen Schelm, der Magd sogleich sechs Kreuzer für die ihr zugefügte Schmach und ihm selbst ebenfalls sechs Kreuzer als Strafe zu erlegen. Die Summe war zu klein, um gegen das Erkenntniß zu appelliren, und der Verurtheilte bezahlte daher die 12 Kreuzer.

denen Mäusen und von dergleichen Dingen, die auf die Beförderung der Sittlichkeit nicht den entfernteſten Einfluß haben. Dieſer Herr äußerte einmal öffentlich: „Ich will ganz bei den Grundſätzen der Dogmatik und der Exegeſe bleiben, die mir von meinen Lehrern zu Baſel in den ſiebenziger Jahren vorgetragen ſind, und worauf ich Anno 1780 meinen Handſchlag gegeben habe. Ich will keine andere Auslegungskunſt und keine andere Dogmatik haben!“ Er wollte alſo nicht fortſchreiten in der Erkenntniß! Ein Anderer, ein alter Spekulant, der keine Zeile ohne fünf Sprachſchnitzer ſchreiben konnte, war der fruchtbarſte unter allen Schriftſtellern Auſſerrhodens. Außer mehreren Sudeleien ſchrieb er für die Kinder ſeiner Gemeinde einen Katechismus voll des abſcheulichſten Unſinns, der von der armen, gemarterten Schuljugend Wort für Wort auswendig gelernt werden mußte, und dieß war in der That keine Kleinigkeit, denn das Buch war einige hundert Seiten ſtark, und das ſinnloſe Abrakadabra, worin nicht der mindeſte geſunde Menſchenverſtand und Zuſammenhang herrſchte, mußte eine wahre Folterbank für das Gedächtniß der Lernenden ſeyn. — Da die Zahl der Kinder ſehr bedeutend war, und das wichtige Büchlein in ſo ſchmutzigen Fingern ſelten lange dauerte, ſo konnte er faſt alle zwei Jahre eine „neue verbeſſerte und mit vielen Glaubens- und Sittenlehren ſtark vermehrte“ Auflage veranſtalten. Hatte denn auch wirklich Jemand noch Exemplare der älteren Auflage für ſeine Kinder genug, ſo

mußte er doch der Gleichmäßigkeit des Unterrichts und der großen „Verbesserungen" und „Vermehrungen" halber von der neuen Ausgabe ein Exemplar für jedes Kind anschaffen, und so wußte die alte Nachteule, trotz all' ihrer Dummheit, mit dem Unsinn, den sie ausgebrütet hatte und für Gottes Wort ausgab, den Leuten das Geld aus der Tasche zu prellen. Zum Glück waren nicht alle Pfarrer in Ausserrhoden so buslich, so wirthschaftlich und so sinnreich in der Befriedigung ihrer Gewinnsucht; sonst hätte gewiß jedes Dorf einen besondern Katechismus, der jedes Jahr mit vielen Glaubenslehren vermehrt worden wäre, bekommen.

Es ist bemerkenswerth und häufig außerhalb der Schweiz getadelt worden *), daß die Pfarrer in Ausserrhoden, eigenmächtig, ohne Mitwirkung des Staats, und ohne deßhalb eine Entschädigung verlangen zu können, von den Gemeinden entsetzt werden dürfen. Auf den ersten Anblick scheint dieß hart und unbillig zu seyn, denn fast allgemein hat man sich an die Vorstellung gewöhnt, daß der Herr Pfarrer ein eben so legitimes, unantastbares und göttliches Wesen sey, wie ein Kaiser, ein König oder Großherzog von Gottes Gnaden. Allein die Herren Pfarrer sind nicht, wie sie behaupten, Diener Gottes, sondern Diener der Gemeinde, die sie zur Besorgung des öffentlichen

*) Wenn ich nicht irre, auch in Ludens Nemesis und in Murbards Annalen.

Volksunterrichts und zur Ausübung gewisser, zur Gottesverehrung gehöriger Handlungen berufen oder gewählt hat. Wären sie Diener Gottes, so könnten sie nicht von der Gemeinde, sondern sie müßten von Gott selbst ihr Pfrundgeld fordern, denn jeder Herr, der Bedienten hält, muß ihnen ihren Lohn aus seiner eigenen Tasche geben, und Gott ist zu reich, als daß er von den armen Webern und Spulern in Rehetobel, Heiden und Wald verlangen könnte, daß sie seine Diener bezahlen sollen!

Ferner muß das Volk eines demokratischen Staats, welches befugt ist, seine Regierungs- und übrigen Beamten zu wählen und wieder zu entlassen, auch dasselbe Recht in Hinsicht seiner geistlichen Beamten und Diener haben. Es wäre folgewidrig und gegen die Grundsätze demokratischer Gleichheit, wenn die Gemeinde, die jährlich ihren Schultheißen oder ihren Gemeindehauptmann entlassen und an seine Statt einen Andern wählen kann, ihren Pfarrer nicht gleichfalls sollte entlassen und statt seiner einen Andern wählen dürfen. Die religiösen Ansichten und Grundsätze sowohl des Pfarrers, als der Gemeinde selbst können sich plötzlich verändern; sie kann fühlen, daß er weder durch Lehrart, noch durch Beispiele ihren Bedürfnissen weiter entspricht, und wie grausam würde es in diesem Falle seyn, die Sittlichkeit und die Religiösität einer zahlreichen Menge von Menschen untergehen zu lassen, um einen Einzigen, der ihr unnütz, ja, vielleicht sogar schädlich wäre, zu füttern! Hat der Pfarrer das Recht, wenn es ihm beliebt, sein Amt niederzulegen, und seine Gemeinde zu verlassen, so muß diese nicht weniger befugt seyn, nach ihrem Gefallen,

die ihm anvertrauete Pfarre gleichfalls zurückzunehmen, denn sonst wäre der Vertrag ja ungleich; er würde beläſtigender auf der einen, als auf der andern Seite und folglich unbillig seyn.

Die Befugniß der Gemeinde, ihren Pfarrer nach Belieben zu entlaſſen, wird für ihn ein wichtiger Beweggrund, durch treue Pflichterfüllung und eine rechtliche Handlungsweiſe ſich das Wohlwollen, das Vertrauen und die Achtung der Gemeinde zu erwerben; er wird dadurch genöthigt, ſich an Tugenden zu gewöhnen, die ihm nicht eigen waren, und Unſitten zu meiden, die er liebte.

Daß die Gemeinde ihr Recht der Entlaſſung des Pfarrers leicht zu ſeinem und ſeiner Familie größtem Nachtheil misbrauchen könne, hat freilich einigen Schein; allein die wenigſten Menſchen lieben Veränderungen der Art, weil ſie immer fürchten, daß der Nachfolger ſchlimmer ſeyn wird, als ſein Vorgänger, und daß ſie, wenn auch dies nicht wäre, ſich durch die Veränderung unnütze Beſchwerden und Koſten zuziehen werden.

Zum Tadel der Auſſerrhoder hab' ich wiſſentlich nichts Unwahres geſagt; allein ich will auch weiter nichts Wahres zu ihrem Lobe ſagen; und daher zu etwas Anderm!

Im Ganzen genommen ſind die Landpfarren in der Schweiz nur mittelmäßig, und manche derſelben ſo erbärmlich, daß kein Mann mit einer Familie anſtändig davon leben kann. In den Kantonen Bern und Solothurn giebt es ſogar Pfarrer, die als Neben-

gewerbe einen Weinſchank treiben. Wahrlich, ein ſehr anſtändiges Geſchäft für einen Volkslehrer! Am Vormittage ermahnt er ſeine Gemeinde zur Nüchternheit, und am Nachmittage fodert er ſie auf, ſich zu berauſchen! Ob ein Pfarrer, der in ſolchen Verhältniſſen ſich befindet, der Religiöſität und Sittlichkeit nicht tauſendmal mehr ſchadet, als nützt, möge dahin geſtellt ſeyn! Auch in Deutſchland giebt es der ſchlechten Pfarren in Menge; allein ſchwerlich wird man unter uns ſo wenig Gefühl für das Schickliche und Anſtändige finden, daß ein Pfarrer die Rolle eines Kellners und Weinſchenkers übernehmen ſollte, die ihn auf jeden Fall in den Augen ſeiner Eingepfarrten auf das Tiefſte herabſetzen muß; denn mag dies Gewerbe übrigens ſo ehrenwerth ſeyn, wie es wolle, ſo verliert doch der Pfarrer, der es treibt, nicht bloß als Volkslehrer, ſondern auch als Menſch alle Anſprüche auf Achtung, indem er dadurch, bloß des Gewinnſtes wegen, ſelbſt allen ſittlichen Nutzen vernichtet, den er vermöge ſeines höhern Berufs ſtiften ſoll.

Auch beſorgen dieſe Herren ihre Gaſtwirthſchaft und ihren Weinſchank auf eine ſolche Weiſe, daß ſie ſich ſogar dem Hohn und Spott ihrer Eingepfarrten preisgeben. Ich beſuchte einmal an einem Sonntag, Nachmittags, einen geiſtlichen Weinſchenker, im Kanton Solothurn, nicht ſeines Weins, ſondern meiner Neugier wegen. An einem großen Tiſch, der über und über mit Wein begoſſen war, ſaßen acht bis zehn Bauern und Bauerfrauen und tranken. An einem

kleinern Tiſche ſaßen wieder vier Andere und ſpielten Karten; die Karten waren aber ſo ſchmutzig, daß ich, ungeachtet meines ſcharfen Geſichts, nicht erkennen konnte, ob es deutſche oder franzöſiſche waren. Ein junger Burſche tanzte mit der hübſchen Schaffnerin des Herrn Pfarrers, deſſen eiferſüchtiger Blick deutlich genug ſagte, daß er an dieſem Tanz kein Vergnügen fände. Der Herr ſprang übrigens, wie toll und beſeſſen, von einem Gaſte zum Andern, und wiederholte unaufhörlich die dringende, auffordernde Frage: Iſt nicht noch ein Schoppen gefällig? Als ich fortging, begegnete mir ein anderer Gaſtwirth, der mich kannte. „Warum haben ſie mich nicht beſucht?“ fragte dieſer voll Brodneid; „warum trinken Sie das ſchlechte, ſaure Zeug bei dem Pfaffen! Wiſſen Sie nicht, daß er ſeinen Wein ſchwefelt?“ „„Das glaub' ich recht gerne, verſetzte ich; da er Eure Seelen ſchwefelt, ſo wird er ſeinen Wein nicht ungeſchwefelt laſſen. Doch künftig komm' ich wieder zu Euch!““

Was ſollen aber die armen Pfaffen machen, frägt man, wenn ihre Einnahme ſo beſchränkt iſt, daß ſie, ohne Nebenerwerb, nicht beſtehen können? Wer die Kenntniſſe und Fähigkeiten hat, Pfarrer zu ſeyn, der kann, wenn er nur will, andere Erwerbzweige genug finden, die mit ſeinem Berufe beſſer übereinſtimmen, als Gaſt- und Schenkwirthſchaft. Er kann als Schriftſteller, als Erzieher und durch Privatunterricht, ingleichen durch Bienenzucht, durch Obſtbaumzucht und Blumengärtnerei ſich manche bedeutende Einnahme ver-

ſchaffen, und hierdurch, noch überdies ſeiner Gemeinde und Andern ſehr nützlich werden; er braucht keinen Erwerbzweig zu ergreifen, der mit der Würde ſeines Berufs unvereinbarlich iſt. Pfarren und Schulen in der Schweiz hätten übrigens durchgehends, und ohne die mindeſte Beläſtigung des Volks gar ſehr verbeſſert und viel zweckmäßiger eingerichtet werden können, wenn die hochweiſen und frommen Regierungen nicht ein ſo außerordentlich zartes Gewiſſen hätten. Aber dies zwingt ſie, alte, verderbliche Inſtitutionen, über welche die Stimme der Vernunft und der Menſchheit ihr Todesurtheil längſt ausgeſprochen hat, am Leben zu erhalten, und ſie auch dort, wo ſie wirklich ſchon von den Wogen der Zeitereigniſſe hinweggeriſſen ſind, wieder herzuſtellen! Darum wurde am 27. Mai 1814 „der kanoniſche Fortbeſtand der Klöſter und Kapitel, und die Sicherheit ihres Eigenthums, ſo weit es von den Kantonsregierungen abhängt, gewährleiſtet, und bloß ihr Vermögen, gleich anderm Privatgut den Steuern und Abgaben unterworfen.“ Darum wurden auch neue Biſthümer errichtet, wie zu Sankt Gallen, und alte, wie Baſel, wieder ins Daſeyn gerufen, obgleich jeder vernünftige, ſchweizeriſche Katholik einſah und einſehen muß, daß man ſehr gut ohne Klöſter und ohne Biſchöfe ſeyn könnte, und daß das Vermögen der Klöſter und die ungeheuern Summen, welche die Biſthümer koſten, weit nützlicher zur Verbeſſerung der ſchlechten Pfarren und Schulen und zur Errichtung einheimiſcher Lehranſtalten verwandt werden könnten.

Bei Herstellung der Bisthümer und Domkapitel hatte man aber auch die weise Absicht, gewissen aristokratischen Familien für ihre Söhne und Vettern auf Kosten des Volks recht einträgliche Pfründen zu verschaffen, und ausserdem ward den frommen Regierungsmitgliedern, die sich so eifrig für die Erhaltung der Klöster und die Herstellung der Bischofssitze verwandten, ihr zartes Gewissen so stark versilbert und vergoldet, daß auch nicht das Mindeste von dem Rost der alten schweizerischen Vaterlandsliebe übrig blieb *)!

Mit ausserordentlicher Vorliebe hängen die Schweizer an Allem, was von ihren Altvordern auf sie vererbt ist, und leider, oft noch inniger an dem Unbrauchbaren und Schädlichen, als an dem Nützlichen und Heilsamen. Ihre Geistlichen, sowohl die protestantischen wie die katholischen, sind in der Regel von gleicher Liebe für alle kirchliche Lehrsätze und Gebräuche beseelt, die das Alterthum geheiligt hat; allein nicht aus Ueberzeugung, sondern bloß deshalb, weil sie darin die kräftigsten Mittel erkennen, auf die Gemüther des

*) Das war kein Wunder, denn man that alles Mögliche, um jenen Rest hinweg zu spülen! Ein Gastmahl, welches die hohe Regierung des Kantons Sankt Gallen im Jahr 1824, dem Herrn Bischof von Chur und Sankt Gallen und dessen Kapitularen gab, soll, mit Einschluß des Weins und der vielen zerbrochenen Gläser, noch über viertausend fünfhundert Gulden gekostet haben! Ganz recht! Das Volk bezahlt es sehr gerne und freuet sich, wenn es den Herren nur geschmeckt hat.

Volks zu wirken, und daſſelbe nach ihrem Willen zu gängeln. Dies Letztere iſt auch bei den Meiſten der einzige Grund ihrer kraſſen, ſogenannten Orthodoxie und ihres Widerwillens gegen Alles, was in Hinſicht der Lehre oder der äußern kirchlichen Formen den Schein einer Neuerung hat, denn ſie fürchten immer, dadurch an ihrem Einfluß und ihrem Anſehen bei ihren Gemeinden zu verlieren. Feſt und unerſchütterlich, wie ihre Alpen, bleiben ſie auf demſelben Punkte ſtehen, auf welchem ſich ihre Vorfahren vor mehreren Jahrhunderten befanden, und der alte dogmatiſche und liturgiſche Plunder, den unſere Rationaliſten längſt als unbrauchbare Spreu in den Kehricht geworfen haben, iſt ihnen noch ein unantaſtbares Heiligthum, wofür ſie mit Freuden zwar fremdes, aber gewiß nicht ihr eigenes Blut und Leben aufopfern würden. Die Meiſten der Herren, die am Heftigſten wider den Unglauben eifern und poltern, würden unbedenklich zu jeder Stunde ihre Bibel oder ihr Brevier gegen den Koran und vielleicht gegen noch etwas Aergeres vertauſchen, wenn ſie bei dem Schick (Handel) nur an Pfrundgeld (Pfarreinkünften) gewinnen könnten. Dies iſt ganz natürlich; die Schamanen und Bonzen aller Glaubensſekten kennen den Werth der Spinnegeweben, womit ſie die Menge äffen, ſehr gut; ſie wiſſen, daß es leere Truggebilde ſind, und ſie würden alſo ſehr thöricht handeln, wenn ſie ſich für die Göttlichkeit derſelben wollten röſten und braten laſſen. Aber offen, frei und edel, wie unſere Rationaliſten in Deutſchland vor ihren

Gemeinden aufzutreten, und Gott, der Vernunft und der Wahrheit die Ehre zu geben, das erlaubt ihnen ihre unwürdige Selbstsucht und ihre schmutzige Geldgier nicht; sie würden dadurch den blendenden Heiligenschein verlieren; sie würden nicht mehr als „berufene Diener Gottes," sondern als bloße „Diener der Gemeinde" und als „Volkslehrer" erscheinen, und die reichen Geschenke und Vermächtnisse einbüßen, die mancher gläubige und angstvolle Sünder ihnen aussetzt, um den Himmel zu bestechen, und sich die Seligkeit zu erkaufen.

Ich will hiermit keineswegs leugnen, daß es unter den strengorthodoxen Pfarrern der Schweiz einige Schwachköpfe giebt, die wirklich in ihrem Herzen von der Göttlichkeit jener kirchlichen Lehrsätze und Förmlichkeiten überzeugt sind, welche sie, als allein seligmachend, auf das dringendste empfehlen, und sie verdienen unstreitig in sittlicher Rücksicht mehr Achtung als die Heuchler, die Dinge für Wahrheiten ausgeben, von denen sie selbst nichts glauben; allein ihre Zahl wird, besonders unter den Katholiken, äußerst geringe seyn; denn je stärker die Vernunftwidrigkeit des Aberglaubens in die Augen leuchtet, desto weniger Beifall kann er selbst bei dem finden, dem seine Verbreitung Nutzen gewährt.

Ueberhaupt kann man die Herren Pfarrer beider Bekenntnisse in der Schweiz füglich in drei Klassen theilen.

Die erste besteht aus den strengen Orthodoxen, die sich kein Jota aus ihrer allein seligmachenden

Glaubenslehre abſtreiten laſſen, und aus Eigennutz und Selbſtſucht mit dem größten Starrſinn auf alle Gebräuche ihrer Kirche halten, ſie mögen ſo veraltet, ſo widerſinnig und ſo lächerlich ſeyn, wie ſie wollen. Dieſe Menſchen gehören zu dem Katzengeſchlecht, oder eigentlich zu dem Geſchlecht der Hyänen, denn ſie würden ſelbſt den verſtorbenen Beleidiger noch aus ſeinem Grabe hervor wühlen, um ſich an ihm zu rächen. Wer ihren Hochmuth, ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit und ihren Eigennutz kränkt, den verfolgen ſie, ſo weit ſie können mit der größten Erbitterung und nichts iſt im Stande, ihren Zorn zu verſöhnen. Obgleich ſie gewöhnlich nicht das Mindeſte von allen den Glaubenslehren für wahr halten, die ſie auf ihren Kanzeln mit ſo flammendem Eifer, als allein ſeligmachend, empfehlen; obgleich ſie weder an Gott, noch Unſterblichkeit, weder an künftige Belohnung, noch an künftige Beſtrafung glauben; ſo wird man doch unter keiner Klaſſe von Geiſtlichen ſo fanatiſche und verfinſterungsſüchtige Menſchen finden als unter dieſer, denn der höchſte Grad von Selbſtſucht iſt der Hebel aller ihrer Handlungen, das Hauptelement ihres ganzen Daſeyns und Wirkens. Unduldſamkeit, Falſchheit, Argliſt, Heuchelei und Bosheit ſind die Grundzüge ihres Karakters. Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe Menſchen faſt durchgehends leidenſchaftliche Freunde von Katzen ſind; ſelten trifft man Einen von ihnen in ſeinem Hauſe, der nicht eine Katze auf dem Schooße oder in ſeinem Zimmer hätte. Wie die Nachteule

einſt bei den Römern der Vogel Minervens war, ſo iſt die Katze das Attribut der ſchweizeriſchen Orthodoxie. Vorzüglich aber ſind ſie kenntlich an ihrem ſteifen, abgemeſſenen Gange, an dem heiligen Verdrehen der Augen, die ſich bald zum Himmel erheben, bald wieder zur Erde herabſenken; an den milden, ſalbungsvollen, honigſüßen Worten, die immer von ihren Lippen träufen, während ſie in ihrem Herzen Gift und Galle kochen. Den Zweifler und Irrenden verdammen ſie zum ewigen Höllenpfuhl, und dem ſchändlichſten Verbrecher und Böſewicht verheißen ſie die himmliſche Krone der Gerechtigkeit. Den armen Kranken, der flehentlich um ihren Zuſpruch und ihren Troſt bittet, laſſen ſie, ohne ihn zu beſuchen, dahin ſterben, und eilen zu dem Siechbette des Reichen, der nicht zu ihrer Gemeinde gehört, um ſich ein großes Vermächtniß zu erbetteln und zu erſchleichen, denn es giebt ſchwerlich gierigere Erbſchleicher, als unter dieſer Klaſſe der ſchweizeriſchen Geiſtlichen, die oft durch die unwürdigſten Mittel und zum größten Nachtheil ganzer Familien, ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke erreichen *). Uebrigens ſind

---

*) Ich erinnere mich mehr als zehn ſolcher Fälle, die ſich, während meines kaum neunjährigen Aufenthalts in der Schweiz zutrugen, und wo jedesmal die Herren Ortspfarrer beſchuldigt wurden, entweder durch heftiges Zureden einen Sterbenden aus ihrer Gemeinde zu einem ihnen günſtigen Vermächtniſſe beredet, oder ein Teſtament verfälſcht, oder ſonſt ein Pubenſtück dieſer Art begangen zu haben, das in vielen andern Ländern mit Entſetzung vom Amte und wohl gar mit Feſtungsſtrafe geahndet ſeyn würde. In der Schweiz

aber auch die biedern und frommen Eidgenoſſen, wenn Freund Hain mit ſeiner Hippe droht, immer ziemlich bereitwillig, den Herren Pfarrern und den Kirchen und Klöſtern einen Theil des Ihrigen zu vergaben (auf den Todesfall zu ſchenken) oder zu vermachen; denn Mancher will hierdurch ſeine ſchuldbelaſtete, angſtvolle Seele aus den Krallen des Teufels erretten, und mancher Andere, der während ſeines Erdenwallens keine glänzende Beweiſe von Tugend und Gottſeligkeit gegeben hat, wünſcht wenigſtens nach ſeinem Tode wegen ſeiner Frömmigkeit geprieſen zu werden. Unter dieſen Verhältniſſen iſt es ſehr natürlich, daß die ſchlauen Diener des Altars mit dem heftigſten Eifer für die

---

genießen jetzo die Geiſtlichen, wie auch die früher erwähnte Kapuzinade beweiſt, einer faſt unbeſchränkten Sündenfreiheit. Wo der arme, unwiſſende Laie vielleicht mit lebenslänglicher Narrenſtrafe büßen muß, da werden ſie höchſtens mit einer geringen Geldbuße beſtraft. Ein Pfarrer im Kanton Sankt Gallen, ein geborner Appenzell-Auſſerrhoder, Gatte und Vater von drei oder vier Kindern, hatte im Jahre 1815 mehrere junge, zum Theil noch nicht mannbare Mädchen, die er zur Konfirmation vorbereiten ſollte, theils auf wollüſtige Weiſe gemißbraucht, theils durch Verführung dahin gebracht, ſich ſeinem Willen zu ergeben. Er ward durch das Erkenntniß des Sankt Galler Kriminalgerichts, zu ſiebenjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt. Auch dieſe Strafe war nach Verhältniß des Verbrechens ſehr milde; allein wie viel härter doch gegen jene des Kapuziners! Uebrigens konnte dieſer Herr Pfarrer ſich nicht über allzu große Strenge in ſeiner Gefängnißhaft beklagen. Er hatte Privatunterricht in Sprachen, und durfte ſeinen bedeutenden Erwerb für ſich behalten. Wäre er nicht Pfarrer geweſen, ſo würde wahrſcheinlich zwanzigjährige Ketten- und Karrenſtrafe ihm zu Theil geworden ſeyn.

Göttlichkeit vieler kirchlichen Lehrsätze ſtreiten, die gar oft für ſie die ergiebigſten Quellen reicher Einkünfte ſind.

Diejenigen Herren, welche in dieſe erſte Kategorie gehören, zeichnen ſich in der Regel durch den langſamen, feierlichen und vorſichtigen Ton ihrer Rede, und durch die ernſte, bedachtſame Miene aus, die nur ſelten von einem grinſenden, ſchnell vorübergehenden Lächeln unterbrochen wird. Nicht leicht wird Einer von ihnen durch Heiterkeit und Scherz zur Belebung einer Geſellſchaft beiſteuern; denn Freude und Lachen halten ſie für Sünde und für Narrheiten, die einem Chriſten nicht geziemen; deſto reicher ſind ſie hingegen an giftigen Verleumdungen und Klatſchereien über Andere, und an Klagen über das Sittenverderbniß unſerer Zeit, und über den täglich mehr Ueberhand nehmenden Unglauben. Neugier und Mißtrauen gegen Fremde, zwei Grundzüge in dem Karakter der meiſten Schweizer, ſind ihnen vorzüglich eigen; daher martern ſie, als wahre Quälgeiſter, Jeden, der ihrem Dunſtkreiſe ſich nähert, mit ihren oft unbeſcheidenen, zudringlichen und verfänglichen Fragen. Will man vorſichtig ſeyn, ſo antworte man ihnen entweder gar nicht, oder weiſe ſie durch eine ſpöttiſche Gegenfrage in ihre Schranken zurück, denn ſonſt wird man ſich der Gefahr ausſetzen, von ihnen aus Bosheit oder Mißverſtand als ein verdächtiger, gefährlicher Menſch, als ein „böſer Feind“ verketzert und verläſtert zu werden. Mit einem ſtechenden, argwöhniſchen und heimtückiſchlauernden Blick, ſuchen ſie den Fremden, den ſie zum

erſten Male ſehen, zu durchbohren, denn ſie beurtheilen alle Menſchen nach ſich ſelbſt, und haben durchgehends den Grundſatz, daß man Jeden für ſchlimm halten müſſe, bis er das Gegentheil bewieſen hat. Von einem Fremden und Nichtſchweizer, der oft in ihre Gemeinde kömmt, oder gar in derſelben wohnt, ſuchen ſie auf das Angelegentlichſte und durch die ſeltſamſten Winkelzüge und Umſchweife zu erforſchen, welches Glaubens er ſey, denn immer zittern ſie vor Angſt, das der Unbekannte das ſchreckliche Gift des Unglaubens in ihrem Schafſtall verbreiten möge, und daß ihnen dadurch die Geſchenke und Vermächtniſſe, die ſie von ihren verdummten und verfinſterten Schafen erwarten, geſchmälert werden.

Als ich in die Schweiz kam, rieth mir ein ſehr berühmter Mann, wenn ich mich an irgend einem Orte längere Zeit aufhalten wollte, beſonders gegen die Geiſtlichen auf meiner Hut zu ſeyn, ſorgfältig alle kirchliche Gebräuche mitzumachen, und den ſogenannten öffentlichen Gottesdienſt ſo wenig, als möglich, zu verſäumen. „Sie müſſen bedenken," fügte er hinzu, „daß die Schwarzröcke unter uns eine noch ſchlimmere Rotte von Menſchen ſind, als in Frankreich und einigen andern monarchiſchen Staaten die geheimen Polizeien. Sie haben nicht bloß auf die Obrigkeiten, ſondern vorzüglich auf das Volk, das im Betreff der Aufklärung faſt überall ſehr weit im Hintergrunde ſteht, einen unbeſchränkten Einfluß. Wehe dem, der vor der Hölle wohnt, und den Teufel zum

Feinde hat! Es ist bei weitem nicht so gefährlich, einen regierenden Landammann zu beleidigen, als einen rachgierigen Dorfpfaffen. Wer ruhig in der Schweiz leben will, muß es ja nicht mit den Geistlichen verderben."

Die Wahrheit dieser Aussprüche habe ich nachmals erfahren. Die vorhin geschilderte Klasse schweizerischer Pfarrer, besteht aus den bösartigsten und heimtückischsten Menschen. Sie spioniren nicht allein selbst, sondern sie halten sich auch eine Menge alter Weiber an der Hand, die unter allerlei Vorwänden in den Wohnungen der Gemeindeglieder umherschleichen, und von Dienstboten und Kindern erforschen müssen, was im Hause vorgeht und gesprochen wird. Ja, sie senden sogar ihre vertrauten Kundschafterinnen in die Schafställe der benachbarten Hirten, um dort gleichfalls Nachrichten einzuziehen! Dann sey aber Gott dem aufgeklärten Amtsgenossen gnädig, der sich in Rücksicht der äußern Gebräuche oder der Lehre, die mindesten Abweichungen erlaubt! Er wird der Gegenstand der boshaftesten Verfolgungssucht und bei allen seinen Eingepfarrten als ein Irrlehrer, als ein Deist und Atheist verketzert und verläsiert werden; denn Atheismus und Deismus gelten ihnen immer gleich! Zwischen einem Deisten und Atheisten kennen sie keinen Unterschied.

Die zweite Klasse der schweizerischen Pfarrer besteht aus Männern, die wirklich aus innerer Ueberzeugung den veralteten Lehrsätzen und Gebräuchen ihrer Kirche

huldigen, und das Neue deßhalb verwerfen, weil sie es in vollem Ernst für falsch und irrig halten. Sie hegen freilich den engherzigen Grundsatz, daß, außer ihrer Liturgie und Dogmatik, kein Heil und keine Seligkeit sey; allein sie sind doch in der Regel bei weitem nicht so verfolgungssüchtig, als jene eigennützigen Heuchler, die bloß ihres irdischen Gewinnst.s wegen eifern *). Gar oft findet man unter ihnen sehr

*) Ich habe mehrere Geistliche beider Konfessionen in der Schweiz gekannt und oft besucht, die mich, trotz der Verschiedenheit ihrer Ansichten von den meinigen, immer auf das Freundlichste aufnahmen. Wenn sie sich überzeugt hatten, daß sie mich von meinen vermeintlichen Ketzereien nicht bekehren konnten, dann mußte ich ihnen gewöhnlich versprechen, nicht in Gegenwart ihrer Kinder, ihrer Dienstboten und ihrer Unerfahrten über Gegenstände der Art etwas zu äußern; ein Versprechen, das ich redlich erfüllte, denn ich war von jeher eben so weit davon entfernt, Andern meine religiösen Meinungen aufzudringen, als mir fremde Meinungen aufdringen zu lassen. Eine gewisse Henne in Sankt Gallen, die gewöhnlich ihre faulen Eier in den Quercirkel des Waldstätter Bezirks legt, behauptet zwar, daß zu Zeiten im Kanton Appenzell-Außerrhoden ein Pflanzenorden vorhanden gewesen sey, zu dessen Mitgliedern ich gleichfalls gehört, und der den Zweck gehabt haben soll, die beiden konstitutionellen Staatsreligionen der Eidgenossenschaft aus dem lieben Schweizerlande zu verbannen, und eine bloße Vernunftreligion an ihre Stelle zu setzen. Von einem solchen Pflanzenorden zu Trogen weiß ich nichts. Von einer Gesellschaft oder Kongregation zum gesalbten oder geheiligten Herzen (au coeur sacré), auch zum Herzen Jesu genannt, deren Hauptstifter und Theilnehmer der Herr Jesuit und Kreuzherr Henne in Sankt Gallen ist, habe ich Manches gehört. Diese saubere Kongregation, von welcher, dem Vernehmen nach, bereits Pflanzschulen in Würtemberg und Baiern errichtet sind, soll vorzüglich die Tendenz haben,

harmlose, gutmüthige Menschen; sie lassen Jeden glauben und thun, was er will, so lange er nur die ihnen anvertraute Heerde nicht irre zu leiten sucht. Diese Männer verdienen unstreitig selbst die Achtung dessen, der ihren religiösen Ansichten nicht beipflichten kann; denn sie mißbrauchen die heiligsten Gefühle Anderer nicht zur Befriedigung einer unwürdigen Gewinnsucht; sie tragen nicht vorsätzlich ihren Gemeinden vernunftwidrige Irrthümer als göttliche Wahrheiten vor, und bloß der Mangel an Einsicht und Prüfungsgeist kann ihnen zum Vorwurf gereichen.

Indessen giebt es manche, sowohl katholische, als reformirte Pfarrer in der Schweiz, die eben so frei von Eigennutz und von hierarchischer Selbstsucht, als von Vorurtheilen sind, und sich von keiner Vorliebe zu den liturgischen und dogmatischen Alterthümern der Theologie beherrschen lassen, und diese bilden die dritte und edelste Klasse der schweizerischen Volkslehrer. Daß sie nicht so offen und frei ihre bessern Einsichten auf der Kanzel und in Schriften aussprechen, wie viele unserer deutschen Theologen, ist ihnen keineswegs zu verdenken, da sie zum Theil ihre im höchsten Grade verfinsterten Gemeinden eben so sehr fürchten müssen, als ihre lichtscheuen, verketzerungssüchtigen Amtsgenossen. Jene würdigen Männer thun in Wahrheit genug, wenn sie den alten Sauerteig, so viel möglich, ganz unberührt stehen, und ihn nach und nach in Vergessenheit kommen

---

alle geistige Entwicklung der Menschheit zu hemmen, und den finstersten Papismus und Jesuitismus wieder herzustellen.

laſſen, oder, wenn ſie bei veralteten Lehrſätzen und Wundergeſchichten eine ſymboliſche, dem Geiſte der Zeit und der Vernunft möglichſt angemeſſene Deutung geben.

In ſittlicher und politiſcher Rückſicht würde für die katholiſchen und paritätiſchen Kantone der Schweiz unendlich viel gewonnen werden, wenn der Cölibat der katholiſchen Geiſtlichen durchgehends aufgehoben würde. Die Stimmen der Gerechtigkeit und der Vernunft, ſowohl der Vorwelt, als der Mitwelt, haben jenes abſcheuliche Gebot verdammt, wodurch dem katholiſchen Religionslehrer die Theilnahme an den heiligſten Rechten des Menſchen unterſagt iſt! Das Verbot der Prieſterehe ward, gleich vielen andern Abſcheulichkeiten, die der Vernunft, der Natur und allen edlern Gefühlen Hohn ſprechen, bloß von der ſchrankenloſen Herrſchgier der Päbſte erſonnen, um den tyranniſchen Thron ihrer Hierarchie deſto feſter zu gründen. Iſt auch in dieſem Augenblick die Verſchwörung der jungen, unverſöhnlichen Napoleoniden vereitelt, ſo läßt ſich doch mit Sicherheit erwarten, und ich möchte meinen Kopf zum Pfande dafür einſetzen, daß der nächſt zu erwählende heilige oder unheilige Vater die Reihe der chriſtlichen Dalai-Lama's beſchließen wird. Darum erzeiget ihm die Ehre, Ihr Schweizer, etwas von dem Unrath, den ſeine Vorfahren aufgehäuft haben, hinwegzuſchaffen! Fort mit dem Cölibat! Unter allen Gräueln, wodurch geiſtliche und weltliche Menſchenquäler ihr Andenken gebrandmarkt und geſchändet

haben, giebt es wohl keinen widernatürlichern und empörendern, als gerade dieſen!

Der Cölibat der katholiſchen Geiſtlichen iſt im höchſten Grade zerſtörend für die Sittlichkeit. Der Religionslehrer ſoll ſeiner Gemeinde ein Vorbild aller häuslichen und bürgerlichen Tugenden ſeyn. Wie kann er ihr aber das Beiſpiel eines guten Gatten und Vaters geben, wenn er das feierliche Gelübde gethan hat, nie geſetzmäßig Gatte und Vater zu werden, und folglich auch niemals ſich den Verpflichtungen zu unterziehen, die aus dieſen Verhältniſſen entſpringen? Welch' einen Eindruck muß es auf ſeine Eingepfarrten machen, wenn ſie wiſſen, daß er das Gelübde der Keuſchheit geleiſtet hat, und doch überzeugt ſind, daß er es nicht hält und nicht zu halten im Stande iſt? Muß er ihnen nicht als ein ſcheinheiliger Heuchler erſcheinen, und kann man den aufgeklärtern und gebildetern Katholiken es verdenken, wenn ſie unter ſolchen Umſtänden, nicht allein den Religionslehrer, ſondern auch die Religion ſelbſt, die ſolchen Unſinn gebietet, zum Gegenſtande ihres Spottes wählen? Was ſoll der junge, rüſtige Burſche denken, wenn der fromme, geiſtliche Herr auf der Kanzel oder im Beichtſtuhl mit glühendem Eifer gegen die Unkeuſchheit donnert, und doch ſelbſt eine hübſche Schaffnerin hat, die ihm alle Abende zu Bette leuchten muß? Welch' ein anziehendes Muſter der Tugend und Sittlichkeit, wenn die Jungfer Köchin des Herrn Pfarrers jährlich ſtark und wohlbeleibt ſechs Wochen lang auf Reiſen geht,

um ihre Verwandten zu beſuchen, und nachher ſo ſchlank, wie ein Windſpiel, wieder heim kehrt? Wie kann der Mann, der freventlich dem ſchönen Rechte entſagt hat, jemals Gatte und Vater zu werden, ſich wohl in die Verhältniſſe und Gefühle des Vaters und Gatten hineindenken, und dem, der ſeines Raths, ſeiner Lehre, ſeiner Vermittlung, ſeines Troſtes bedarf, damit helfen? Was wird er anders geben können, als tönendes Erz und klingende Schellen, als leere Worte, die weder vom Herzen kommen, noch zum Herzen dringen? Durch ſeine Eheloſigkeit wird der treue, katholiſche Hirte in den ärgſten Wolf für ſeine eigenen Schafe verwandelt! Er gehet umher, wie ein brüllender Löwe, und zerreißt die heiligſten Bande der ehelichen Treue und Liebe, die er ſelbſt eingeweihet und für unverletzbar erklärt hat, oder er verführt die jungen, unſchuldigen Töchter, die er auf dem Wege der Tugend leiten, und vor jedem Hauche des Laſters bewahren ſollte, und richtet Feindſchaft, Unglück und Schande in den Familien an. Man frage doch einen wahrhaften, vernünftigen, geſunden und kraftvollen Mann, ob es möglich ſey, ein ſolches Keuſchheitsgelübde zu halten, wie die katholiſchen Prieſter ablegen müſſen, und man wird überall eine verneinende Antwort vernehmen. Dieſer, von der Natur ſelbſt in unſere Bruſt gepflanzte Trieb iſt zu mächtig, zu ſtark, als daß er ſich ein ganzes Menſchenalter hindurch unterdrücken ließe. Entweder muß ein ſolcher Pfaffe, wenn er äußerlich den Schein der Keuſchheit behaupten

will, ſeine Zuflucht zu dem ſchändlichſten, Geiſt und Leib zerſtörenden Laſter nehmen, oder er muß verrückt und wahnſinnig werden. Will man durchaus den Cölibat der katholiſchen Herren beibehalten, ſo mache man es doch mit ihnen, wie mit den italieniſchen Opernſängern! Sie ſelbſt werden unendlich dabei gewinnen, denn ihnen werden viele ſündliche Begierden erſpart werden, wofür ſie künftig im Fegefeuer ſchrecklich büßen müßten; auch werden ſie dann in den ſchweren Kämpfen mit dem Teufel und ihrem Fleiſch keine ſo furchtbare Niederlagen erleiden! Iſt es nicht ganz gleichgültig, ob ſie auf der Kanzel ihre alleinſeligmachenden Glaubenslehren und Wundermährchen im heiſern Baß oder im feinen Diskant verkünden? Die Hochwürdigen und Hochehrwürdigen verlieren bei der Annahme meines Vorſchlages nicht das Mindeſte! Was nützt mir ein Werkzeug, wenn ich es nicht zu dem beſtimmten Zweck gebrauchen ſoll? Was hilft mir die vortrefflichſte Feder, der koſtbarſte engliſche Bleiſtift, wenn ich nicht damit ſchreiben darf? Fort damit! Aergert dich deine Hand, ſo haue ſie ab, und wirf ſie von dir! ſagt unſer Erlöſer.

Die zahlloſen Gräuelthaten, zu denen der Cölibat von jeher die Veranlaſſung gab, und, ſo lange die menſchliche Natur bleibt, was ſie iſt, auch in Zukunft geben wird; die ſchlechten Beiſpiele der Geiſtlichen, die ſo zerſtörend auf die Sittlichkeit wirken; die Irreligioſität und die Religionsverachtung, welche die ganz natürlichen Folgen des ärgerlichen und anſtößigen Lebens-

wandels der katholiſchen Kleriſei ſind, reichen für jeden Vernünftigen und Unbefangenen hin, die allgemeine Aufhebung des Cölibats zu wünſchen, und auf das Eifrigſte zum Beßten der Menſchheit zu befördern. Allein in der Schweiz treten noch auſſerdem höchſt wichtige politiſche Gründe ein, welche die Abſchaffung des eheloſen Standes des Geiſtlichen heiſchen.

Wir wollen hier gar die Nachtheile nicht in Rechnung bringen, die aus dem Cölibat hinſichtlich der Bevölkerung entſpringen; denn die katholiſchen Herren ſorgen ſchon dafür, daß trotz ihres Keuſchheitsgelübdes, nicht weniger Menſchen geboren werden, als wenn ſie geheirathet hätten. Aber gerade jene Pfaffenkinder, die gewöhnlich von ihren gewiſſenloſen hochwürdigen Vätern für ein geringes Koſtgeld bei ſchlechten Leuten untergebracht werden, ohne Aufſicht, ohne Erziehung und zweckmäßigen Unterricht aufwachſen und durch den ihnen anklebenden Flecken der unehelichen Geburt faſt überall von beſſerm Umgange ausgeſchloſſen ſind, werden in der Folge ſich und der Menſchheit eine Laſt, und eine Zuchtruthe für alle ihre Umgebungen! Daher die Menge der unglücklichen Heimathloſen, die weder ihren Vater, noch ihre Mutter anzugeben wiſſen, und von denen in der Schweiz Mancher, der unter andern Verhältniſſen vielleicht der beßte, gemeinnützigſte Menſch geworden wäre, das Blutgerüſt beſteigen muß. Gar viele dieſer Bedauernswerthen ſind Pfaffenkinder, und flehen oft vergebens ihren hartherzigen Erzeuger, der weder ſie kennt,

noch von ihnen erkannt wird, um ein kärgliches Almoſen an.

Kalt, in ſeinem Herzen verödet und ohne innige Theilnahme an dem Wohl und Wehe ſeiner Mitbürger, ſteht der katholiſche Pfarrer da. Ihn knüpft kein ſchönes Band der Liebe und des häuslichen Glücks an ſein Vaterland, deſſen Schickſal ihm gleichgültig iſt, wenn nur die Kirche und der heilige Stuhl nicht untergehen. Kein hoher edler Sinn für Freiheit und Menſchenrecht kann ihn begeiſtern! Wenn der proteſtantiſche Pfarrer voll heiligen Eifers ſeine Mitbürger aufruft, für ihre Selbſtſtändigkeit und ihr Vaterland, für ihre Gattinnen und Kinder zu kämpfen, und ſelbſt in ihre Reihen ſich ſtellt, um ihnen als Beiſpiel des Muths und edler Aufopferung vorzuleuchten; dann bleibt der katholiſche Pfaffe gefühlloſer Zuſchauer, denn er hat ja kein Weib und keine Kinder, die er vor dem Sklavenjoch fremder Despoten und vor den Mißhandlungen ihrer rohen Krieger zu ſchirmen brauchte? Warum ſollte er ſein Leben, warum ſeine Sicherheit in Gefahr ſetzen in einem Kampf, der ihm und ſeinem Herzen ganz fremd iſt? Nur dann, wenn er das Intereſſe ſeines Standes und ſeiner Kirche bedrohet glaubt, nur dann wird er durch Aufhetzereien ſich einmiſchen, und ſogar ſeine eigenen Mitbürger zum blutigſten Kriege gegen ihre Landsleute aufwiegeln, wenn auch Vaterland, Freiheit und Selbſtſtändigkeit darüber zu Grunde gehen.

Der katholiſche Geiſtliche im Cölibat kennt in der Regel kein höheres Ziel ſeines Strebens, als Befeſti-

gung und Vergrößerung der hierarchiſchen Gewalt. Es giebt für ihn kein Intereſſe, das dieſen verderblichen Beſtrebungen das Gleichgewicht halten könnte. Die Kirche iſt ſein Vaterland, der Beichtſtuhl ſeine Heimath! Durch Eid und Prieſterweihe iſt er an eine auswärtige Macht gefeſſelt, die mit eiſernem Fuß alle Rechte der Menſchen und der Völker zu zermalmen, und überall einen geiſtlichen Deſpotismus zu begründen ſucht, der weit fürchterlicher iſt, als jedes weltliche Zwingherrnthum, das gar häufig ſein Daſeyn und alle ſeine Macht dem hierarchiſchen Unweſen verdankt. Wie gefährlich iſt alſo der Cölibat der Volkslehrer in einem republikaniſchen, von lauter Monarchien umgebenen Staat? Wie Unheil drohend iſt dort eine Prieſterkaſte, die auf das Innigſte mit einer auswärtigen Macht verbunden iſt, deren deſpotiſche Grundſätze mit dem ächten Republikanismus im ſtrengſten Widerſpruche ſtehen, und deren Exiſtenz durch gänzliche Unterjochung der Vernunft, durch Hemmung alles geiſtigen Verkehrs und Vernichtung der unveräußerlichſten Rechte des Menſchen bedingt wird? Durch die Aufhebung des Cölibats hingegen würden die katholiſchen Religionslehrer wieder in alle reinmenſchliche Verhältniſſe der übrigen Staatsbürger eintreten. Sie würden, gleich dieſen, wegen ihrer Familien an dem Glück und dem Wohlergehen ihres Vaterlandes Theil nehmen, und eifriger auf das davon abhängende Beſte der Ihrigen, als auf die Befriedigung fremder, hierarchiſcher Willkühr bedacht ſeyn.

Der Stand der Religions- und Volkslehrer ist eben so achtungswürdig als nothwendig für die Erhaltung und Beförderung der Sittlichkeit, welche überall die feſteſte und ſicherſte Grundlage des Glücks, des Wohlſtandes und der Sicherheit einer jeden Staatsgeſellſchaft darbietet. Möge immerhin der Gebildete und Aufgeklärte den öffentlichen Kirchendienſt und Religionsunterricht zur Veredlung des Herzens und zur Erhebung des Geiſtes entbehren, und ſich ſelbſt Alles eben ſo gut und vielleicht beſſer ſagen können, als der Pfarrer es auf der Kanzel ihm vorträgt; mögen manche kirchliche Gebräuche und Förmlichkeiten für ihn auch wirklich keinen Werth haben, und ihm bloß als veraltete Symbole erſcheinen; ſo iſt doch unſtreitig für die meiſten Menſchen eine oft wiederholte Belehrung über die Wahrheiten der Religion und der Sittenlehre und eine möglichſt feierliche Aufforderung zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen andere Menſchen durchaus erforderlich, wenn ſie nicht in Rohheit, Stumpfſinn und Gefühlloſigkeit verſinken ſollen. Daher ſind auch die äuſſern, mit dem öffentlichen Kirchendienſt verbundenen Feierlichkeiten, die demſelben einen höhern Grad von Würde geben, gewiß nicht zu verwerfen; nur ſollte man nicht immer die Beobachtung auſſerweſentlicher Ceremonien und Gebräuche für das Weſen der Religion ſelbſt, nicht die Hülſe für den Kern ausgeben! Man ſollte mehr auf die Ueberzeugung und auf den Willen, als auf die Phantaſie, mehr auf die Handlungsweiſe, als auf den Glauben zu wirken ſuchen.

Der urſprüngliche Zweck einer jeden Religion, möge er auch durch die Arabesken und das Blumen- und Schnitzwerk des Aberglaubens und Pfaffentrugs noch ſo ſehr verhüllt und übertüncht ſeyn, iſt und bleibt die Erkenntniß und Verehrung eines unendlich weiſen, gütigen, vollkommenen und allmächtigen Weſens, deſſen Daſeyn uns die ganze Natur in jedem Augenblick und zu jeder Tages- und Jahreszeit mit Millionen Stimmen verkündet. Der höchſte Grad dieſer Verehrung aber beſteht in der möglichſten Ausbildung und Veredlung unſerer geiſtigen und ſittlichen Anlagen und in der treuen Erfüllung unſerer Pflichten. Die Gottesſtimme, die in der Bruſt eines jeden unverderbten Menſchen ſpricht, ihn vor dem Böſen warnt und zum Guten antreibt, iſt das Geſetz, dem wir folgen müſſen, und an dem wir deutlich erkennen, daß jenes höchſte Weſen nur das Gute wollen und lieben kann. Je reiner und freier die Religion von den ſinnloſen, menſchlichen Arabesken iſt, deſto kräftiger und veredelnder wirkt ſie auf die Sittlichkeit.

Nie müſſe aber ein Religionslehrer, und wenn er auch von der Vortrefflichkeit ſeiner Gottesverehrung noch ſo innig überzeugt wäre, Andere wegen ihrer religiöſen Meinungen und Gebräuche verketzern, haſſen und verfolgen, oder durch Liſt und unwürdige Ueberredungsſucht Proſelyten zu werben ſuchen! Es iſt ein Betrug, Thorheit und Unſinn, einen oder den andern Kultus für den alleinſeligmachenden zu erklären! Gott will das Glück aller ſeiner Menſchen; er will, daß

Keiner verloren werde, auch nicht Einer. Wenn also unser zeitliches und ewiges Heil von dem Glauben an gewisse Lehrsätze, oder von der Beobachtung gewisser kirchlicher Förmlichkeiten abhinge, so würde er, der Allgütige, der die Herzen der Menschen in seiner Gewalt hat, wie Wasserbäche, zuverlässig uns Alle in solche Verhältnisse gesetzt haben, daß wir keine andere, als die alleinseligmachende Art von Gottesverehrung hätten wählen können. Aber unser liebevoller, allmächtiger Vater ist ein Gott der Mannichfaltigkeit; er hört eben so freundlich auf das Gekrächz des jungen Raben, der ihn anruft, wie auf den Silbergesang der Nachtigall; er blickt mit demselben Wohlgefallen auf die, uns unansehnlich scheinende Feldblume herab, wie auf die vollblühende, duftende Rose. Wer hat denn irgend einem Menschen das Recht gegeben, den Andern wegen seiner religiösen Ansichten zu verdammen, und ihm lieblos den Aufenthalt auf der Welt zu verbittern und streitig zu machen, die Gott für uns Alle geschaffen hat? Was kann der endliche Staub von dem Unendlichen wissen, daß er sich hochmüthig prahlend für einen Gottesgelehrten ausgeben kann?

Ich habe mich oft in diesem Aufsatze des Ausdrucks Pfaffe bedient; allein ich bin weit entfernt, die Lehrer irgend eines Glaubensbekenntnisses als Pfaffen bezeichnen zu wollen. Pfaffe ist in meinen Augen ein jeder sogenannter Geistlicher, Religions- oder Volkslehrer, der die religiösen Gefühle und Ansichten anderer Menschen zur Erreichung selbstsüchtiger und eigennütz-

ziger Zwecke mißbraucht. Pfaffe iſt Jeder, der unter dem Deckmantel der Religion, das Volk zu verdummen und zu verfinſtern, die Vernunft durch blinden Glauben zu unterjochen und alles geiſtige Fortſchreiten der Menſchen zu hemmen ſucht. Aber der Volkslehrer oder ſogenannte Geiſtliche, der, ſo weit ſeine Kräfte und Kenntniſſe reichen, Religiöſität, Tugend und Aufklärung zu fördern ſtrebt, kann nicht Pfaffe genannt werden, ſelbſt dann nicht, wenn er aus einem unvermeidlichen Irrthum in der Wahl ſeiner Mittel fehlen ſollte!

Möchten doch alle ſchweizeriſche Pfarrer beider Glaubensbekenntniſſe den finſtern, feindſeligen Religionshaß verbannen, den ſo Viele unter ihnen bei ihren Gemeinden zu verewigen ſtreben, und der beſonders unter den gegenwärtigen, drohenden Verhältniſſen in politiſcher Beziehung für die ganze Eidgenoſſenſchaft von den verderblichſten Folgen ſeyn kann! Wie können die Schweizer voll Eintracht, voll wechſelſeitigen Vertrauens und mit glücklichem Erfolge gegen einen gemeinſchaftlichen Feind kämpfen, wenn ihre Herzen wegen dogmatiſcher Grillen und kirchlicher Förmlichkeiten auf das Aeußerſte wider einander erbittert ſind; wenn ein Eidgenoſſe den Andern als ein Kind des Teufels betrachtet, und den Feind, der ihm gegenüber ſteht, vielleicht mehr liebt, als den Landsmann und Mitbruder, der an ſeiner Seite ficht, bloß weil Jener ſein Glaubensgenoſſe, Dieſer aber, nach ſeiner Anſicht, ein Ungläubiger und Ketzer iſt? Nie war vielleicht die innigſte Eintracht und das feſteſte Zuſammenhalten den Schwei-

zern zur Behauptung ihrer Freiheit und Selbſtſtändigkeit dringender zu empfehlen, als gerade jetzt. Nicht Einheit der Regierungen, nicht ſtark verſchanzte Feſtungen, die von dem Feinde manchmal ſehr leicht gewonnen werden können, und nachher, wie vor ſechszehn Jahren, Hamburg und Magdeburg, ſchwer wieder zu erobern ſind, ſondern Eintracht iſt den Schweizern in dem gegenwärtigen Augenblicke zu wünſchen, und mögen alle ihre Pfarrer, reformirte und katholiſche, nach Möglichkeit hiezu mitwirken.

Nicht deiner Ahnen Stahl, nicht künſtliches Gewehr,
Die Eintracht ſchlug den Feind, die ihren Arm belebte!

X.

Die Schweizer und die Griechen.

Hoher Sinn für Freiheit und Menſchenrecht, und edelmüthige, hülfreiche Theilnahme an dem Schickſal Aller, die von tyranniſcher Willkühr bedrückt werden, ſind zwei ſo herrliche und ruhmwürdige Züge in dem Charakter der meiſten Schweizer, wie man ſie vielleicht in keinem andern Lande Europa's findet. Wenn man die verächtliche, ſelbſtſüchtige Geſinnung und Handlungsweiſe mancher ihrer Regierenden, die ihr eigenes Vaterland zu einem Werbeplatz unbeſchränkter deſpotiſcher Willkühr umſchaffen, mit Bitterkeit tadeln muß; wenn man von Zorn und Unwillen hingeriſſen wird über den

Leichtſinn vieler ſchweizeriſchen Jünglinge, die ſich für eine Summe, wofür man kaum ein Kalb oder ein ſchlechtes Rind kaufen kann, zum Schergen- und Bütteldienſt ausländiſcher Machthaber verhandeln; ſo wird man doch wieder durch jene, der großen Mehrzahl eigenthümlichen Charakterzüge ausgeſöhnt. Wo überdieß von dem ſittlichen Werth einer ganzen Nation die Rede iſt, da darf man nicht das Betragen weniger Tauſende, von denen vielleicht die Hälfte aus Unverſtand, aus Irrthum oder blinder Leidenſchaft fehlt, zum Maßſtabe nehmen.

Man hat die Schweizer oft als geizig verſchrien *). Dieſer Vorwurf iſt höchſt ungerecht. Man trifft zwar bei ihnen nicht jene Gaſtfreundſchaft, die man in Norddeutſchland, in Polen, in Rußland; in Schweden und zum Theil auch in Dänemark findet; allein man muß bedenken, daß dieſe nordiſche Gaſtfreundſchaft mehr eine Art von Luxus, als eine Tugend iſt. Mancher reiche Norddeutſche bewirthet Wochenlang eine beträchtliche Anzahl Fremder nebſt ihren Bedienten und Pferden, und fertigt dagegen den hülfsbedürftigen Armen mit einer ſo geringen Gabe ab, daß man kaum eine hung-

*) Dieß Urtheil trifft man in mehreren deutſchen und franzöſiſchen Reiſebeſchreibungen. Es iſt ſonderbar, wenn Schriftſteller, die ein Land, das mehr als zwei Millionen Einwohner hat, vielleicht in zwei Monaten durchreiſen, und bloß einige Gaſtwirthe, einige Gelehrte, Künſtler und Kaufleute kennen lernen, es wagen, über den Charakter der ganzen Nation ein Urtheil zu fällen. Dieß kann man nur dann, wenn man Jahre lang in einem Lande lebt, und nicht bloß die Handlungsweiſe einzelner Menſchen, ſondern der Mehrzahl beobachtet.

nige Maus dafür satt machen könnte. Im Ganzen genommen sind die Schweizer freilich sparsam; allein nur Wenige treiben ihre Hüslichkeit (Sparsamkeit) so weit, daß man ihnen deshalb den Vorwurf des Geizes machen könnte. Im Gegentheil zeigt schon die allgemeine Verachtung, die den Geizigen trifft, zur Genüge, daß diese Untugend in der Schweiz nicht zu Hause gehört.

Die Menge reichbegabter und zum Theil gut eingerichteter Anstalten, wodurch in den meisten Städten und selbst in vielen Dörfern für die Waisen, die Fremdlinge, die Armen und Gebrechlichen gesorgt ist, beurkundet den allgemeinen Wohlthätigkeitssinn der Schweizer auf das Deutlichste, und wirklich möchte es sehr gut seyn, wenn in dieser Hinsicht an manchen Orten etwas weniger geschähe, und dagegen etwas mehr auf Schulen und Unterrichtsanstalten verwandt würde, indem leider sehr viele Menschen im Vertrauen auf die Armenanstalten ihrer Gemeinden, die ihnen einen sichern Zufluchtsort verheißen, sich dem Müssiggange, den Ausschweifungen und einer gränzenlosen Sorglosigkeit wegen ihrer Zukunft überlassen. In einem Lande aber, wo durch gute Schulen für einen zweckmäßigen Unterricht und für sittliche Bildung hinreichend gesorgt ist, wird man nicht so vieler Armenanstalten bedürfen!

Besonders schön und edel zeigte sich der Freiheitssinn und die Menschenfreundlichkeit der Schweizer in ihrer allgemeinen, lebhaften und begeisterten Theilnahme an den Schicksalen der Griechen. Mit der größten Be-

gierde wurden nicht bloß alle Zeitungen geleſen, die über den Freiheitskampf dieſes heldenmüthigen Volkes Nachrichten ertheilten, ſondern Alle, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, ja ſelbſt die ärmſten Dienſtboten brachten, nach Verhältniß ihres Vermögens, ihre große oder kleine Gabe dar, um den Unglücklichen, denen ſie mit ihren Armen und Waffen nicht beiſtehen konnten, die Befreiung von dem fürchterlichen Sklavenjoch ihrer Bedrücker zu erleichtern. Alle, Junge und Alte, Hohe und Niedere nahmen mit einer Wärme und Innigkeit Antheil an den Griechen, als ob dieſe ihre nächſten Nachbaren und Blutsverwandten geweſen wären *). Viele Pfarrer beider Konfeſſionen, ſowohl in den Städten, als auf dem Lande, ermunterten nicht bloß ihre Gemeinden, dem hartbedrängten Volke durch Geldbeiträge zu helfen, ſondern ſie wagten ſogar auf ihren Kanzeln für ihre griechiſchen Mitchriſten zu beten, die, zur ewigen Schande der Menſchheit, von chriſtlichen Monarchen und Miniſtern für Empörer und

*) Ein alter Mann im Kanton Aargau beklagte ſich oft ſehr bitter gegen mich über das Unglück, daß er, wegen Mangel an ordentlichen Schulen, in ſeiner Jugend nicht leſen gelernt habe, und daher gezwungen ſey, ſich immer die griechiſchen Berichte in Zſchokke's Schweizerboten von ſeinem Sohn vorleſen zu laſſen, der nicht allemal Zeit hätte und auch kein geübter Leſer wäre. Dieſer Mann, der vorher ſich nie um politiſche Begebenheiten bekümmert hatte, hielt jetzt mehrere Zeitungen, von denen er ſich aber bloß den Schweizerboten vorleſen ließ, „denn die andern ſind lauter Lügenblätter," ſagte er, „es ſteht kein wahres Wort darin und kein Bröſele (kein Bischen) Ordentliches von den Griechen. Ich will ſie darum alle wieder abſchaffen."

Majeſtätsverbrecher erklärt und dem Schwerdt ihrer Henker Preis gegeben wurden!

„Wer in dieſem Augenblicke Throne umgeſtürzt, und Throne wanken ſieht, muß der nicht glauben, daß eine ſtrafende, göttliche Gerechtigkeit hier walte? Muß ſich uns nicht, ſelbſt wider unſern Willen, die Ueberzeugung aufdringen, daß das ſchuldloſe Blut vieler tauſend Griechen, welche man mit einem ernſten Wort, mit einem Federzuge hätte retten können, aber, kalt und gefühllos zuſchauend, hinmorden ließ, nicht vergebens zu Gott um Rache ſchrie!

Im Spätjahr 1821 bildete ſich in Bern die erſte Geſellſchaft zur Einſammlung von Geldbeiträgen für die Griechen; allein die elende, knechtiſche Regierung, die größtentheils aus unwürdigen, feigherzigen, am Zwingherrengunſt buhlenden und bettelnden Schmarotzern zuſammengeſetzt war, ſich mehr von Menſchenfurcht, als von Gottesfurcht leiten ließ, und ja den legitimen Diplomaten kein Aergerniß geben wollte, verbot jenem Verein, keine öffentlichen Aufforderungen zu Gunſten der Griechen zu erlaſſen. Man mußte ſich alſo darauf beſchränken, im Stillen Unterſtützungen für ſie anzunehmen; denn dies konnte die hochweiſe Regierung nicht verhindern, wenn ſie nicht dem gerechten Unwillen und der wohlverdienten allgemeinen Verachtung ſich gänzlich Preis geben wollte. Ja, ſie mußte ſogar dulden, daß der Griechenverein, da er in die Berner Zeitungen und öffentlichen Blätter keine Anfragen und Aufforderungen einrücken laſſen durfte, ſich

hiezu auswärtiger Blätter bediente, und daß in Biel, in Burgdorf, in Nidau, in Thun und mehreren andern Städten und Ortschaften des Berner Gebiets gleichfalls Griechenvereine errichtet wurden, die mit dem edelmüthigsten Enthusiasmus der unglücklichen, tapfern Nation Hülfe und Beistand zu schaffen suchten.

Keine Regierungen der Schweiz haben sich seit dem Jahre 1814 in Allem, was schlecht, unedel und nichtswürdig ist, auf eine unangenehmere Weise ausgezeichnet, als jene von Bern, von Luzern, von Freiburg und Solothurn. Dieß aristokratische Gesindel, das von den Teufeln der Herrschgier, der Selbstsucht, des Eigennutzes und des Ehrgeizes besessen, immer nach ausländischen Ordenszeichen, Adelsdiplomen, Pensionen, goldenen Schnupftabackdosen und Ringen, die mit kühmischen Edelsteinen besetzt waren, liebäugelte und auf alle Weise dahin strebte, das Reich der Finsterniß und der Knechtschaft über die ganze Schweiz, ja, über ganz Europa zu verbreiten, dieß Gesindel glaubte den ungerechtesten Forderungen fremder Gewalthaber niemals genugthun zu können! Immer wollte es noch mehr geben und leisten, als man wirklich begehrte. Nur wenig Männer gab es unter ihnen, die von ächtem Gefühl für Vaterland, Freiheit und Menschenrecht beseelt wurden; fast Alle waren feile Sklaven ausländischer Herrscher; unter Zwanzigen dachte kaum Einer, wie der freisinnige, edelmüthige und einsichtsvolle Oberst Dufour in Genf, der, als er (1827) im dortigen Staatsrath vergeblich mit den kräftigsten Gründen ge-

gen die Einführung des empörenden Preßgesetzes kämpfte, die merkwürdigen Worte sprach: „Ich meines Orts, habe einen solchen Abscheu vor dem Joch, von welchem Europa bedrohet wird, daß ich das Gesetz (nemlich das Preßgesetz) verwerfen würde, und wenn es auch hundert Mal besser wäre! Wenn Ihr wollt, daß man uns achten soll, so müssen wir Widerstand leisten, und zu zeigen wissen, daß wir Herren in unserm Hause sind. *)"

Hätten jene Regierungen nach diesem Grundsatze gehandelt, so würden nicht allein auswärtige Nationen, sondern selbst die willkührlichsten Monarchen sie mit Achtung betrachtet haben, statt daß jetzt die Mehrzahl ihrer Mitglieder mit Schande bedeckt, da steht, und von allen gesitteten Völkern als eine feige und feile Rotte von Menschen verhöhnt und verachtet wird, die ihr Vaterland und ihre Mitbürger, wie einst die Stammväter der Juden ihren Bruder, für eine Hand voll Goldes, ihre Freiheit für sklavische Knechtschaft und ihre Ehre für läppische Ehrenzeichen und ausländische Titel verschacherten. Und solche Menschen konnten sich prahlerisch Väter des Va-

*) Pour moi, j'ai une telle horreur du joug, qui menace l'Europe, que la loi, fut elle cent fois meilleure, je la repousserais encore. Si vous voulez qu'on nous respecte, il faut savoir resister et montrer qu'on est maitre chez soi.

terlandes und Väter „ihrer Unterthanen“ nennen und nennen lassen? Ja, wahrlich, Ihr seyd herrliche Väter, Ihr Großmächte und Kleinmächte, Ihr Staatsbürgermeister und Staatsschultheißen! Väter, wie Saturn, der seine eigenen Kinder fraß! —

In einem weit schöneren Lichte, als die enghergige Regierung des Vororts Bern, zeigte sich jene des Vororts Zürich, wo unter der Leitung des würdigen Chorherrn Bremi ein Griechenverein gebildet ward, an welchem die angesehensten und ausgezeichnetsten Männer, und selbst Regierungsbeamte, öffentlich Theil nahmen, und der in kaum drei Monaten eine Summe von sechszehntausend Gulden für die Griechen zusammen brachte, wozu sogar arme Wittwen und Waisen ihr Scherflein hergaben.

In Aarau, in Appenzell-Ausserrhoden, in Chur, in Basel, Sankt Gallen, Genf, Glarus, Lausanne, Schaffhausen, Solothurn, Winterthur, Zug und Zofingen, kurz, fast in allen Kantonen und bedeutenden Städten traten öffentliche zahlreiche Griechenvereine zusammen, die voll Begeisterung mit einem so ruhmwürdigen Eifer wirkten, wie sich fast in keinem andern Lande Europa's zeigte, und leider! — Dank sey es dem herrlichen monarchischen Prinzip, und den weisen Systemen der Stabilität und Legitimität — sich auch in keinem Lande zeigen durfte!

Zu Frauenfeld, im Kanton Thurgau, stellten sich die beiden Landammänner und der Dekan oder Vati-

ſtes der reformirten Geiſtlichkeit ſogar an die Spitze des Griechenvereins und forderten alle Pfarrer in ihrem Kanton auf, ihre Gemeinden zur Unterſtützung der Griechen zu ermuntern. In der That, eine herrliche, wohlverdiente Beſchämung für jene elenden Wichte in Bern, in deren Bruſt alles Gefühl für Freiheit und Menſchenrecht, für Ehre und Tugend erſtorben war!

In Appenzell-Außerrhoden wurden in einem Monat weit über ſiebentauſend Gulden zuſammen gebracht, wozu blos der Flecken Herisau allein 2195 Gulden beigetragen hatte. „Ihr ſeyd," ſagte der Vorſteher des Vereins, Pfarrer Frey zu Schönengrund, jetzt zu Trogen, in ſeinem öffentlichen Bericht, „Ihr ſeyd Eurer Freiheit noch würdig; denn auch Andern gönnt Ihr das theure Kleinod, und helft den Unterdrückten gern die Sklavenketten ſchütteln von ihren wunden Armen!"

Ja, wohl, ſind die Schweizer dieſes herrlichen Kleinods noch würdig; aber gewiß ſind auch manche andere Völker deſſen nicht werth, wenn ſie gleich verhältnißmäßig weit weniger zur Unterſtützung der Griechen gethan haben, als Jene! Konnten und durften ſie wohl? War nicht an vielen andern Orten die ſtille Thräne des Mitleids, der unbewachte Seufzer der Theilnahme, welcher den Lippen entfuhr, als Majeſtätsverbrechen verpönt? Gab es nicht viele Tauſende, die gerne alles dargebracht hätten, und gerne hingeeilt wären, um die Hungrigen zu ſpeiſen, die Durſtigen zu tränken, die Nackenden zu kleiden, die Kranken und

Gefangenen zu beſuchen? Gab es nicht viele Tauſende unter den andern Nationen, die mit Freuden Gut und Blut und Leben eingeſetzt hätten, um die Griechen aus den Klauen ihrer barbariſchen Mörder zu retten? Wurden ſie aber nicht von weit Mächtigern und Stärkern gewaltſam verhindert und zurückgehalten? An wem anders, als zu dieſen Letztern, ſoll der groſſe Weltenrichter, der König über die Könige, einſt ſprechen: „Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln. Ich habe euch noch nie erkannt; weichet von mir, ihr Uebelthäter! Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich nicht geſpeiſet. Ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich nicht getränkt. Ich bin ein Gaſt geweſen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen geweſen, und ihr habt mich nicht beſucht. Wahrlich, ich ſage euch, was ihr nicht gethan habt einem unter dieſen geringſten Griechen, das habt ihr mir auch nicht gethan!“

Uebrigens zeigte ſich auch keineswegs in der ganzen Schweiz eine ſo enthuſiaſtiſche Theilnahme. In dem äuſſerſt wohlhabenden, aufgeklärten und gewerbereichen Kanton Neuenburg bildeten ſich keine Griechenvereine, und keine Stimme ließ ſich zu Gunſten des für ſeine Freiheit und für die Rechte der Menſchheit kämpfenden Volks vernehmen. Indeſſen darf man dies vielleicht den Neuenburgern, die bei andern Gelegenheiten ſo oft gezeigt haben, daß es ihnen an Hoch-

herzigkeit und Edelmuth nicht fehlt, schwerlich verdenken. Ihr Kanton ist ein preußisches Fürstenthum, und sie hatten einen preußischen Statthalter und preußische Kammerherrn in ihrer Mitte! In den Kantonen Freiburg, Tessin und Wallis, wo aristokratische Zwingherren, verfinsterungssüchtige Pfaffen, Jesuiten und Mönche ihr scheußliches Wesen trieben, und durch Aberglauben, Dummheit und Armuth jeden höhern, geistigen Aufschwung des Volkes zu hemmen, jedes edlere Gefühl gewaltsam zu vernichten streben, da konnte von Unterstützung der Griechen zur Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit und Freiheit die Rede nicht seyn!

Die Zuger Zeitung warf sogar in vollem Ernst die wichtige Frage auf: ob es rechtgläubigen Katholiken erlaubt sey, die Griechen zu unterstützen? Ob diese Gaben nicht weit besser und zweckmäßiger verwandt seyn würden, wenn man sie den Kapuzinern und andern Mönchen und Nonnen, deren man ja alle Tage eine so große Menge um und bei sich hätte, zukommen ließe, als den schismatischen, ketzerischen Griechen, die von dem heiligen Bunde selbst für Empörer und Rebellen erklärt wären? Gottlob, waltete aber noch zu viel gesunder Menschenverstand in der Schweiz, als daß dergleichen unsinniges Pfaffengeschwätz, das eben so viel Dummheit als tückische Bosheit verrieth, einen merklichen Eindruck hätte machen können *).

*) Die Zuger Zeitung ist, wo ich nicht irre, eingegangen, und durch den hinkenden Waldstätter Boten ersetzt

Die unwürdige, zuvorkommende Nachgiebigkeit der aristokratischen Regierungen der Schweiz, besonders der Vororte Bern und Luzern gegen alle ausländische Machtgebote, hatte die Eidgenossenschaft bereits im Jahr 1823 dahin gebracht, daß gar kein Schatten von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit mehr vorhanden war. Die feigen, selbstsüchtigen, immer und ewig nach den Gunstbezeugungen fremder Herrscher oder nach den gnädigen Blicken ihrer Diplomaten gierenden Regierungen schienen gar nicht die obersten Behörden unabhänger Staaten, sondern bloß die subalternen Bureaur der, bei ihnen beglaubigten Gesandten zu seyn. Sie hatten einen förmlichen politischen Bankerott gemacht; sie hatten alle Achtung, alle Ehre, alles Ehrgefühl verloren; nur die kindische Sehnsucht nach äußern Ehrenzeichen war ihnen geblieben. Sie ließen sich mit bunten Bändern fesseln, um dafür ihrem Volke schwere, eiserne Ketten zu schmieden. Selbst unter Napoleons allgewaltiger Zwingherrschaft hatte die Schweiz sich in keinem so tiefen Stande von Erniedrigung befunden, als in den Jahren 1815 bis 1830. Die Eidgenossen waren nicht mehr Herren in ihrem Hause; jeder kleine deutsche Bundesfürst konnte ihre Tagesatzungen durch eine drohende Note in Angst

---

werden, der die faulen Eier, die ihm die Sankt Galler Henne zum Herzen Jesu in den Korb legt, und womit er so gerne rechtliche Menschen bewirft, nach Luzern, Sarnen, Stans, Altdorf, Schwyz, Einsiedlen und Engelberg zu Markte bringt.

und Schrecken ſetzen. Ein Glück war es, daß in dem Geiſte des Volkes noch jenes Bewußtſeyn der Kraft und jener Sinn für Freiheit und Menſchenrecht fortlebten, die in dem niederträchtigen, ſklaviſchen Gemüth vieler ſeiner Machthaber gänzlich erſtorben waren. Jede andere Nation wäre durch ein ſolches Betragen und Beiſpiel ſeiner Regierungen entmuthigt worden; aber nicht ſo die Schweizer! Sie kannten die Schlechtigkeit der Meiſten von denen, die am Ruder ſtanden, zu gut, als daß ſie durch die theils wirkliche, theils blos erheuchelte Feigherzigkeit und Aengſtlichkeit derſelben hätten geſchreckt werden ſollen; und auch hierin zeigten die Schweizer, daß ſie der Freiheit noch würdig waren.

Auf allerhöchſten ausländiſchen Befehl faßten im Jahr 1823 mehrere eidgenoſſiſche Regierungen nicht allein die ſtrengſten Beſchlüſſe gegen die Preßfreiheit, und gegen die Fremden, die wegen politiſcher Anſichten in ihrem Vaterlande verfolget worden, und deshalb in der freien Schweiz Schutz und Gaſtfreundſchaft geſucht hatten; ſondern hundert und zwei und ſechszig Griechen, die in dem freien Alpenlande einen augenblicklichen Zufluchtsort vor dem Henkerbeil ihrer Würger gefunden, wurden, gleichfalls auf den menſchenfreundlichen Befehl jener erhabenen Weltbeglücker, von den ſklaviſchen Regierungen der Schweiz aus den Gränzen derſelben verwieſen. Frankreich, Oeſterreich, Sardinien und ſelbſt die, wegen ihrer liberalen Geſinnungen von Manchen noch jetzt ſo hoch geprieſene Regierung

der Niederlande, verweigerten den Unglücklichen den Durchgang durch ihre Staaten, weil sie fürchteten, daß das heilige monarchische Prinzip und die hochlöblichen Systeme der Stabilität und Legitimität durch das griechische Feuer, zum größten Unglück der Menschheit, von dem Erdboden vertilgt werden möchten. Hätten manche elende schweizerischen Regierungen, besonders jene der Vororte Bern und Luzern, nicht bereits früher eine so feige, nichtswürdige Nachgiebigkeit, ein so verächtliches Zuvorkommen gegen fremde Anmaßungen gezeigt, so hätten sie jenes gebieterische Ansinnen sehr leicht zurückweisen können; allein sie hatten selbst Alles gethan, wodurch die despotische Arroganz des Auslandes auf den höchsten Gipfel gesteigert und jeder Schatten von Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Freiheit vernichtet werden mußte. So wie jene schlechten Regierungen ihr schönes Vaterland zu einem militärischen Werbeplatz fremder despotischer Willkühr herabgewürdigt hatten, so boten sie auch Alles auf, dasselbe in eine politische Allmende oder Gemeinweide für den schrankenlosen Monarchismus ausländischer Herrscher zu verwandeln. Das Ansinnen wegen der Griechen schien in der That blos die Absicht zu haben, die knechtische Bereitwilligkeit und Dienstbegierde der schweizerischen Gewalthaber auf die Probe zu stellen, um in einem etwa vorkommenden Fall zu wissen, wie weit man mit seinen Anmaßungen würde gehen können, denn wirklich konnten jene bedauernswürdigen Hellenen, die von den schweizerischen Verei-

nen unterhalten und verpflegt, und ſo erbarmungslos ihren blutdürſtigen Feinden in den Rachen gejagt wurden, keiner einzigen europäiſchen Monarchie im Mindeſten gefährlich werden. Endlich verſtattete Frankreich ihnen den Durchgang nach Marſeille, wo ſie ſich einſchiffen ſollten, um in ihr, mit den Leichen ihrer Brüder bedecktes Vaterland zurückzukehren, und ſich gleichfalls morden zu laſſen.

Was wird aber einſt der große Weltenrichter zu manchen Miniſtern und Geſandten ſprechen, wenn ſie ſagen: „Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen heilige Bündniſſe und mancherlei Verträge geſchloſſen? Haben wir nicht in deinem Namen den Schweizern für ewige Zeiten Neutralität, Selbſtſtändigkeit, Unverletzbarkeit ihres Gebiets, und damit zugleich die köſtliche Freiheit garantirt, in ihrem Lande, ohne fremde Einmiſchung, machen zu dürfen, was ſie wollen? Haben wir nicht in deinem Namen in Neapel, in Piemont, Spanien und Portugal den böſen Zeitgeiſt und den Teufel des Liberalismus und der Verfaſſungswuth ausgetrieben, und unbeſchränkte monarchiſche Willkühr, Pfafferei und Mönchsthum wieder hergeſtellt? Haben wir nicht in deinem Namen und um die göttlichen Syſteme der Legitimität und Stabilität, und das heilige Prinzip zu ſichern, den Griechen einen abſoluten König geben wollen?“ —

„Halt,“ wird er rufen, „den Griechen? Bin ich nicht in den Griechen ein Gaſt bei Euch geweſen, und ihr habt mich nicht beherberget? Bin ich

nicht in den Griechen auch ein Gaſt bei Andern geweſen, die mich freundlich und liebreich aufnahmen; ihr aber zwangt durch einige Dutzend elender Dummköpfe, Feiglinge und knechtiſcher Böſewichter meine Wirthe, mir den Aufenthalt in ihrem Hauſe zu verſagen, und ließt mich den bluttriefenden Klauen meiner tyranniſchen, rachgierigen Mörder überliefern? Ich habe euch noch nie erkannt! Weichet von mir!"

Ja, gewiß haben die Schweizer im Ganzen genommen durch ihr edles, hochſinniges Betragen gegen die Hellenen bewieſen, daß ſie ihrer Freiheit noch würdig ſind; allein zugleich haben auch viele ihrer Gewalthaber deutlich genug dargethan, daß ſie eben ſo unwürdig, als unfähig ſind, zu regieren, denn ſie zeigten ſich als feige, verächtliche, ehrloſe Knechte fremder Herrſcher, und als ſelbſtſüchtige, tyranniſche, ehr- und goldgierige Bedrücker ihrer Mitbürger, die ſie ſchändlicher Weiſe ſogar „ihre Unterthanen" nannten.

Der heldenmüthige, blutige Kampf der Hellenen gegen die Osmanen war eine heilige Flamme, an der ſich das erkaltende Gefühl für Freiheit und Menſchenrecht, welches die Vertheidiger und Apoſtel der despotiſchen Willkühr und des ſchrankenloſen Zwingherrnthums durch ihre erhabenen Legitimitäts- und Stabilitätsſyſteme, durch Jeſuitismus, Pfaffenthum, Cenſuren, geheime Polizeien und politiſche Unterſuchungsgerichte bei den Völkern erſticken wollten, auf's Neue erwärmte! Darum waren auch alle Türken- und Despotenfreunde ſo eifrig bemüht, die Griechen als

das verderblichſte und verworfenſte Volk zu verſchreien; als ein Volk, das aller menſchlichen Theilnahme durchaus unwerth ſey! Sie forderten von den Hellenen Tugenden, die unmöglich auf dem Boden der Knechtſchaft gedeihen konnten; ſie verdammten ſie wegen Fehler und Unſitten, welche die ganz natürliche Frucht, die unvermeidliche Folge der ſchrecklichſten, viele Jahrhunderte lang dauernden Tyrannei und Zwingherrſchaft waren; denn nicht erſt ſeit dem Umſturze des byzantiniſchen Kaiſerthums, ſondern ſchon mit der Unterjochung der Griechen durch Philipp von Macedonien begann der lange Zeitraum der ſittlichen und geiſtigen Verſchlimmerung der Griechen, welche durch die Verbreitung des Chriſtenthums noch mehr befördert, als gehemmt wurde, indem dies ſogenannte Chriſtenthum, weit entfernt von der urſprünglichen Reinheit der Lehre Jeſu, blos ein ſcheußliches Chaos von Bilderdienſt und Heiligenverehrung, von ſinnloſen, dogmatiſchen und neuplatoniſchen Spinnegeweben, von ſchwärmeriſchem Mönchsthum und Pfaffenherrſchaft war, und auf die Sittlichkeit noch ſchlimmer wirken mußte, als das Heidenthum ſelbſt.

Der herrliche, glorreiche Freiheitskampf der Griechen bot übrigens allen Freunden der Vernunft, der Tugend, der Freiheit, und der Rechte des Menſchen einen Vereinigungspunkt zur Beſprechung ihrer eigenen Angelegenheiten, zur Mittheilung und zum Austauſch ihrer eigenen, innerſten und geheimſten Empfindungen und Anſichten dar! Er war zugleich der Glücks- und

Unglücksſtern, der an dem düſtern Himmel der europäiſchen Politik ſtrahlte, und den bedrängten Völkern Freiheit und Heil, ihren Bedrückern aber Untergang und Unheil verkündete. Wahrlich, ſchon dieſes Jahr hat gezeigt, daß die Sterne nicht lügen!

Die ganze gebildete Menſchheit fühlt, wie viel ſie den Griechen der Vorwelt verdankt! Wie hätte ſie denn nicht mit Freuden einen geringen Theil ihrer großen, nie zu bezahlenden Schuld an die ſpäten Enkel der Hellenen abtragen ſollen? Wie hätte ſie kalt und theilnahmlos bleiben können, bei dem Jammer- und Angſtgeſchrei, und bei dem flehenden Hülferuf eines tapfern, heldenmüthigen Volks, das von den wildeſten Barbaren auf das Schrecklichſte gemißhandelt und gemordet ward? Nein, das können nur Kongreſſe gefühlloſer Erdengötter und Miniſter, aber keine Völker die Sinn für Menſchlichkeit, für Freiheit, für Tugend und Gerechtigkeit haben!

Und was bieten nun jene legitimen Diplomaten den Hellenen zum Erſatze dar für die Gräuel, die ſie von Türken und Egyptern haben erdulden müſſen? Was können die großen Weltbeglücker, die Erhalter der geſellſchaftlichen Ordnung in Europa den Hellenen jetzt zur Entſchädigung geben, für die unzähligen Schlachtopfer, mit deren Blut und Leichen ihr verheertes Vaterland bedeckt iſt, und die ſo leicht hätten gerettet werden können, wenn jene erbarmungsloſen Völkerbeglücker nur ein Wort zu ihrem Schutze hätten ſprechen wollen? Was wollen ſie ihnen zur Schadloshal-

tung geben? — Einen absoluten monarchischen König, aus einer legitimen Dynastie, der vielleicht nicht einmal fähig ist, als vernünftiger Privatmann sein eigenes Hauswesen zu leiten! O herrlich! Sie haben ja auch das Recht, einem Volke, das durch seine eigene Kraft, durch seinen eigenen Heldenmuth seine Freiheit errungen hat, Könige zu bestellen und Verfassungen zu geben! Sie sind Alles, die Völker sind nichts! Aber nein, Griechenland wird nicht aufs Neue unterdrückt werden! Es wird nicht bloß einen Despotismus mit einem andern vertauscht haben!

„Nein, wiederleben wird Hellas,
Herrlich erblühen, edel und frei!
Und der Lorbeerkranz, wird zieren aufs Neu'
Des Helden, des Weisen, des Sängers Haupt!
Denn nimmer verstummt die Sprache so schön,
Nie verwelkt das herrliche Land
Mit seinen Quellen, mit seinen blauen Gebürgen!
Nie erlöscht die Glut im verderbten Geschlecht,
Dem Europa's Geist seine Bildung verdankt.
Ich schau' es klar durch des Lebens Gewölk,
Meine liebende Seele wird freudig zu Gott!
Lebe wohl, mein herrlicher [illegible] *)

*) Todtenschläger.

XI.

Religionsſchwärmerei, Pfaffenthum, Jeſuitismus und Momiers in der Schweiz.

In keinem Lande trifft man Schnee und Blumen, den lachendſten Frühling und den rauheſten Winter ſo nahe und in ſo auffallendem Gegenſatz neben einander, als in der Schweiz! Und in keinem andern Lande ſtehen wohl ächte, reine Religioſität und der düſterſte Aberglaube, vernünftige Aufklärung und pfäffiſche Verfinſterungsſucht, hohe, veredelte Sittlichkeit und thieriſche Rohheit einander ſo nahe gegenüber, als hier, wo der Kontraſt der Extreme, ſowohl in der phyſiſchen als in der ſittlichen Welt, faſt durch gar keine Abſtufungen gemildert wird; denn mit einem Schritt tritt man oft von dem ſtarren, kalten Gletſcher in ein warmes blühendes Thal, und mit dem folgenden wieder auf ein weites, öded Eisgefilde. In einer Stadt begegnet man der vollendetſten Civiliſation, und einem ſchönen wohlgebildeten Menſchenſtamm; in der nächſten Gemeinde dem äußerſten Grade von Barbarei und menſchenartigen Geſchöpfen, die man nicht ohne Widerwillen und Mitleid betrachten kann.

So wunderbar dieſer Wechſel iſt, ſo groß iſt auch der Hang der Schweizer zum Wunderglauben und zur religiöſen Schwärmerei. Aufmerkſame

und einsichtsvolle schweizerische Aerzte und Geistliche behaupten sogar, daß ihre Religionsideen die gewöhnlichste Ursache des Wahnsinns und der Geisteszerrüttungen, nicht allein bei dem männlichen, sondern auch bei dem weiblichen Geschlechte beider Konfessionen sind, und daß dieß jetzt weit häufiger der Fall seyn soll, als in frühern Zeiten *). Wohl nicht mit Unrecht mißt man einem großen Theil der Schuld hiervon den Traktatenfabrikanten in Basel und Jung-Stillings Schriften bei, die nebst den Baseler Sammlungen und ähnlichen Erzeugnissen, fast in allen protestantischen Kantonen und unter allen Klassen zahlreiche Freunde und Leser finden.

Daß das Unkraut des Pfaffenthums bei diesem fast überall waltenden Hange zur Religionsschwärmerei, der in den katholischen Staaten noch weit sorgsamer und kräftiger genährt und gepflegt wird, als in den reformirten, in der Schweiz sehr üppig wuchern müsse, ist leicht begreiflich.

Die Schweiz, so weit sie katholisch ist, enthält bei einer Einwohnerzahl von höchstens 900,000 größtentheils armen Menschen, die sieben reichdotirten Bisthümer Freiburg, Genf und Lausanne, Chur und Sankt Gallen, Sitten und Basel, nebst vier Bischöfen, mit Ausnahme des Bischofs von Como, dessen Krummstabe

*) Diese Bemerkung ward sogar amtlich in einem Bericht ausgesprochen, den die Aerzte an dem sogenannten Inselspital in Bern der dortigen Regierung für das Jahr 1825 erstatteten.

der Kanton Teſſin untergeordnet iſt; 17 Kollegialkirchen mit Pröbſten, 59 Mönchsklöſter, unter denen ſich ſogar gefürſtete Abteien befinden; 61 Frauenklöſter und 7 Kapuzinerhoſpitien, und außerdem eine Menge von Einſiedeleien. Der geldarme Kanton Teſſin iſt an Klöſtern der reichſte; er beſitzt deren 19; Freiburg 13, St. Gallen 13, Luzern 10, Thurgau 10, Solothurn 10 und 2 regulirte Chorherrenſtifter, Aargau 8, Schwyz 5, u. ſ. w. Hierzu kommen noch mehrere Jeſuiten-Noviziate zu Freiburg, zu Luzern, zu Sitten und Brieg in Wallis und an andern Orten *). Die Anzahl der Mönche, Nonnen und Einſiedler ſoll ſich auf mehr als 2500 belaufen. Faſt keinem einzigen katholiſchen Orden fehlt es in der Schweiz an einem oder mehreren reichbegabten Klöſtern.

In dem Kanton Freiburg zählte man im Jahr 1827 bei einer Bevölkerung von 70,000 Katholiken, 683 Geiſtliche, nämlich 279 Weltgeiſtliche, 200 Mönche mit Einſchluß von 76 Jeſuiten und 204 Nonnen; dagegen beſaß der, zu dieſem Kanton gehörige reformirte Bezirk Murten auf 10,000 Einwohner nur fünf Pfarrer.

Wenn man die ungeheure Menge der Welt- und Ordensgeiſtlichen in den katholiſchen Theilen der Schweiz

*) Man vergleiche hiebei: Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, und Markus Lutz topographiſch-ſtatiſtiſches Wörterbuch der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft.

mit jener in andern papistischen Ländern vergleicht, so findet man, daß die katholischen Schweizer nach Maßgabe der Bevölkerung, in dieser Hinsicht keineswegs hinter ihren fanatischsten Glaubensgenossen in Spanien, in Portugal, in Neapel und Sardinien zurück geblieben sind. Ihre landesväterlichen Regierungen haben mit dem ruhmwürdigsten Eifer für alle möglichen Arten von Verfinsterungsanstalten des menschlichen Geistes gesorgt, und wer in manche katholische Gegenden der Schweiz kömmt; wer die Menge von Klöstern, Kirchen, Kapellen und Kruzifixen, und die vielen wohlgenährten und feisten Mönche und Pfaffen sieht, die wie Hiobs Teufel überall das Land durchziehen; wer den großen Schaaren fauler Pilger begegnet, die mit ihrem lauten, widerlichen Geplärr die Luft erfüllen, der muß in der That glauben, daß er sich schon in dem weltlichen Gebiet des Statthalters Christi und in der Nähe von Rom oder Loreto befindet.

Die Errichtung der neuen Bisthümer **Sankt Gallen** und **Basel**, hatte, wie ich schon früher bemerkte, keinen andern Zweck, als das Volk in Finsterniß zu erhalten, oder, wo es schon zu aufgeklärt war, aufs Neue zu verdummen, und in den Dom- und Chorherrenstellen fette Sinecuren zur Versorgung der Söhne und Neffen der regierenden Familien zu erlangen, die man doch nicht alle zu Landammännern, zu Staatsschultheißen und Staatsräthen, zu Präsidenten und dergleichen machen konnte. Das Volk selbst be-

durfte keiner neuen Bisthümer und wünschte sie nicht. Der Schweizer hat durchgehends, trotz seines Hanges zu religiöser Schwärmerei, die, mit Vernunft geleitet, eine der schönsten und herrlichsten Anlagen werden kann, einen sehr richtigen Verstand, und von allen Vernünftigern hörte man das Urtheil: wozu sollen die Bischöfe, Domkapitel und Domherren? Das Geld könnte man klüger und besser anwenden, wenn man gute Schulen für unsere Kinder stiftete! Mit den großen Einkünften, die von diesen faulen, geistlichen Müssiggern verschwelgt werden, könnte man vielen hundert dürftigen Familien helfen, die, während jene nichtswürdigen Betrüger, Gaukler und Müssiggänger in Ueppigkeit und Ueberfluß sich mästen, vor Kälte erstarren und vor Hunger umkommen müssen! Man glaubt freilich, daß wir es nicht wissen, allein wir wissen es sehr wohl, daß mehrere unserer Regierenden sich von den Bischöfen und Chorherren haben bestechen lassen, um die Errichtung des Bisthums bewirken zu helfen!" So sprachen alle Einsichtsvollern, Unterrichteten und Vernünftigern unter den Katholiken, und zwar nicht Leute, denen ihre Religion gleichgültig war, sondern gerade Solche, die äußerst religiös dachten und nichts inniger wünschten, als daß auch ihre Kinder zu religiösen und guten Menschen möchten gebildet werden.

Es war also den Katholiken in der Schweiz gar nicht sehr viel an der Wiederherstellung der Bisthümer

gelegen; obgleich der Herr Bisthumsverweser Joseph Anton Salzmann, zu Luzern, der nachher zum Bischofe des neu errichteten Bisthums Basel anerkannt ward, die Ankunft der päpstlichen Circumskriptionsbulle, am 15. Julius 1828 mit dem höchsten Jubel ankündete. „Wir," so hieß es, in seiner deshalb erlassenen Bekanntmachung, „wir verkünden Euch eine große Freude! Erfreuet Euch in dem Herrn! Noch einmal rufe ich Euch zu: erfreuet Euch! Eure Trauer nemlich hat sich in Freude umgewandelt. Hinweggenommen war seit mehreren Jahren der Leuchter *). Aufgehört hatter Ihr, einem Bisthume einverleibt zu seyn, und waret gleichsam irrende Schafe ohne bleibende Hirten. Der Herzensangst seufzend, riefet Ihr jeden Tag zu dem Herrn: Ach, welche Hirtenstimme wird uns morgen ertönen? Welcher Hirte wird morgen uns aus dem Schafstalle führen, vor uns hergehen und auf gesunde Weide uns leiten? Welcher Hirt für uns als seine eigene Heerde das Leben hingeben **)? Geplagt und zerstreuet waret Ihr! Der Herr aber erbarmte sich seines Volkes. Durch seine Vorsehung regiert der himmlische Vater Alles; und er ist mächtig in Allem zu helfen. Der eingeborne Sohn des lebendigen Vaters hat in Petrus und seinen Nachfolgern für einen sichtbaren Statthalter auf Erden gesorgt, für

*) Wohl zu merken: der Leuchter ohne Licht!

**) Kein Einziger!

ihn gebeten, damit ſein Glaube niemals abnehme und er ſeine Brüder im Glauben ſtärke; in ihm mitgetheilt ſeinen Geiſt, den Geiſt des Rathes, den Geiſt der Wiſſenſchaft; ihn zum Fels gemacht, worauf er ſeine Kirche bauen wolle; ihm übergeben die Schlüſſel des Himmels und ihm die Oberaufſicht über die Schafe, wie über die Lämmer (aber nicht über die Böcke!!!) über die Hirten, wie über ihre Gläubigen anvertraut. So gewiß dem zufolge der Leuchter von ihm, als nothwendigem Mittelpunkt der Einigkeit, niemals wird weggenommen werden, eben ſo gewiß wird der römiſche Stuhl, welcher der einzige unter allen apoſtoliſchen (Rachſt.) Stühlen bis zur gegenwärtigen Stunde aufrecht ſtehen geblieben, den Mächten der Hölle nie unterliegen, ſondern bis zur Vollendung der Zeiten ewig ſtehen bleiben. In dieſer durch Gottes weiſeſte Anordnung feſtgeſetzten Eigenſchaft eines Vaters der ganzen Chriſtenheit weidet auch Leo der Zwölfte die ganze Heerde Gottes, und ſeinem Auge entgehet kein einziger von allen biſchöflichen Sitzen!"

Wie göttlich! Wie rührend! Wie treffend! Wie werden ſich die Rüttimann, die Meyer von Schauenſee, die Peter Gluz-Ruchti und wie die finſtere Brut des ariſtokratiſchen Ungeziefers weiter heiße, über dieſes herrliche Evangelium gefreuet haben! Immer müſſen doch die Pfaffen das, ſchon ſo oft gedroſchene Gleichniß von dem Hirten und den Schafen wieder dreſchen; immer wollen ſie vernünftige, zu gei-

ſtiger und ſittlicher Veredlung beſtimmte Völker in dummes Schlachtvieh verwandeln; immer und ewig wäſſert ihnen der Mund nach der Wolle und nach dem fetten Lammsbraten und Schöpſenkeulen!

Im Kanton Aargau hätten übrigens bald „die Mächte der Hölle," die katholiſchen und proteſtantiſchen Widerſacher des Papſtthums, Fetzer, Weiſſenbach, Zſchokke und Andere ihnen einen häßlichen Strich durch die Rechnung gemacht, und gewiß iſt der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo die Menſchen aufhören werden, ſich von dem verfinſterungsſüchtigen Gezücht deſpotiſcher und pfäffiſcher Baſilisken und Vampyre ſchinden, ſcheren und ausſaugen zu laſſen! Möchtet, Ihr Schweizer, doch endlich einmal die Augen öffnen und einſehen, daß alle Freiheit nichts iſt, wenn der Geiſt von den Ketten des Aberglaubens und Pfaffentruges umfangen wird! Möchten Eure Regierungen ſtatt faule, ſchwelgeriſche Biſchöfe, Bonzen, Mönche und Nonnen zu mäſten, die Güter und Einkünfte der Bisthümer, Klöſter und Pfründen zur Errichtung guter, öffentlicher Lehr- und Erziehungsanſtalten, verwenden! Nicht durch prunkvollen Tempeldienſt, nicht durch pomphafte Feierlichkeiten kann der Verſtand erleuchtet und das Herz veredelt werden; ſie dienen nur dazu, die Phantaſie zu beſchäftigen, und die Aufmerkſamkeit von dem Weſentlichen der Gottesverehrung abzuleiten, welches in der Belehrung über unſere Pflichten und über unſere irdiſche und künftige

Beſtimmung, ſo wie in der Erhebung unſers Gemüths zu Gott beſteht. Sie ſind alſo mehr ſchädlich, als nützlich! Gerne geb' ich zu, daß eine würdevolle Feierlichkeit der öffentlichen Gottesverehrungen gleichfalls viel zur Erbauung beitragen könne; allein ſie muß einfach ſeyn; ſie muß nicht durch ihren Glanz blenden, nicht den Geiſt betäuben und zerſtreuen, und das Nachdenken ſtören, ſondern bloß an den Ernſt und die Erhabenheit des gemeinſchaftlichen Zweckes erinnern, zu welchem man ſich verſammelt hat. Tugendhafte und aufgeklärte Volkslehrer oder Pfarrer ſind durchaus unentbehrlich, wenn Religiöſität und Sittlichkeit, dieſe beiden Hauptſäulen der Ruhe, der Sicherheit und des Wohlſtandes der Staaten und ihrer Bewohner, nicht vernichtet werden ſollen. Deſto überflüſſiger ſind aber die reichbeſoldeten Biſchöfe, Prälaten und Domherren, die Mönche, Nonnen und alle geiſtliche Faulenzer und Faulenzerinnen, die mit Schwelgen, Beten und Nichtsthun den Himmel erwerben wollen. Welche Menge vortrefflicher und gemeinnütziger Anſtalten könnten mit den ungeheuern Einkünften dieſer unnützen Pfründner zum Beßten des Ganzen gegründet werden? Rechnet man die Einkünfte eines jeden, der 120 Mönchs- und Nonnenklöſter, unter denen manche, wie zum Beiſpiel Muri, Einſiedlen, Pfeffers und andere 30 bis 50,000 Gulden und darüber eintragen, nur im Durchſchnitt zu 10,000 Gulden jährlicher Einkünfte und die Erhaltungs- und Ausbeſſerungskoſten der ſämmtlichen ſchweizeriſchen Klöſterge-

bäude aufs Jahr auch nicht höher als zu 100,000 Gulden, so bringt dies allein ein Sümmchen von 1,300,000 Gulden.

Die sieben Bisthümer nebst ihren Domkapiteln und der Erhaltung ihrer Gebäude aufs Jahr zusammen *) ..... 400,000 Gulden.

Die 17 Probsteien mit ihrem übrigen Zubehör und ihren Kollegiat-Kirchen zusammen ..... 100,000 Gulden.

1,800,000 Gulden.

*) Die Einkünfte des Bischofs von Basel betragen jährlich 10.000 Schweizerfranken; die des Weihbischofs 2000 Schweizerfranken; Jeder der 21 Domherren hat gleichfalls 2000 Schweizerfranken, also zusammen 42.000, und der Domdecan bezieht noch eine Zulage von 800 Schweizerfranken. Der Probst des Domkapitels erhält die 5 bis 6000 Schweizerfranken betragenden Probsteieinkünfte des Kollegiatstifts Sanct Urs und Victor. Ausser diesen festen Besoldungen sind die, zum Bisthum Basel gehörigen Kantone verpflichtet, dem Bischofe, den Domherren und den übrigen zum Kapitel gehörigen Personen sehr bedeutende, standesmäßige Wohnungen zu verschaffen, hinreichende Grundstücke für die bischöflichen Tafelgüter, für die Domherrenpfründen und zur Dotation der Seminarien anzuweisen, und bis dies geschehen ist, den Betheiligten fixe Zinsrenten aus ihrem Staatsvermögen zu bezahlen. Alles dieses beträgt eben so viel, als die obenerwähnten feststehenden baaren Besoldungen, die sich zusammen auf 60.000 Schweizerfranken belaufen. Ich habe folglich die, mit den 7 schweizerischen Bisthümern verbundenen Kosten keineswegs zu hoch berechnet, da ich sie zusammen genommen nur zu 400.000 Gulden oder zu 600,000 Schweizerfranken anschlage.

Also beinahe zwei Millionen Gulden kostet nach diesem gewiß höchst niedrigen Anschlage, allein die jährliche Mastung und Stallung des faulen Ungeziefers, das bloß fressen, saufen, schlemmen und beten, aber nicht arbeiten mag! Wahrlich, Geld genug, um ein paar tausend gute Bürger- und Landschulen zu errichten und zu erhalten, die schon bestehenden öffentlichen Lehr- und Erziehungsanstalten bedeutend zu verbessern, und außerdem eine Menge armer und arbeitsamer Familien durch zinsenlose Geldanleihen oder auf andere Weise zu unterstützen.

Darum fort mit den Bischöfen, den Prälaten und dem unnützen Bonzen- und Mönchsgesindel! Fort mit der schändlichen, verfolgungs- und verfinsterungssüchtigen Brut, die sich in heiligem Müssiggang von dem Mark des Landes mästet, und der hülfebedürftigen Armuth die abgenagten Knochen und die Träber als ein Gott wohlgefälliges Opfer zuwirft! Fort mit den Klöstern, den scheußlichen Kloaken der gräulichsten Laster, Verbrechen und Sünden! Laßt sie, der Lehre des Heilandes gemäß, ihre, durch Trug und List, durch Aberglauben und geistlichen und weltlichen Despotismus zusammen geschundene Habe den Armen geben! Laßt sie sich Freunde machen mit dem ungerechten Mammon! Verwendet die Hälfte jener geistlichen Güter zu Errichtung guter Schulen und öffentlicher Erziehungsanstalten, und vertheilt die andere Hälfte unter fleißige, arbeitsame, aber nothleidende Familien, und freundlich segnend wird Gott dann von seinem schönen, blauen

Himmel auf Euch herabsehen, denn Ihr werdet Religiösität, Tugend und Sittlichkeit befördern, und viele tausend Arme in Glück und Wohlstand versetzen, denen jetzt nur die schreckliche Wahl zwischen dem Bettelstabe und dem Verbrechen bleibt! Gewiß werden auch Bischöfe, Aebte, Pröbste, Dom- und Chorherren, Mönche, Jesuiten und wie dies saubere Gezücht weiter heißt, mit Freuden ihre schönen Pfründen zu so edlen Zwecken hergeben; denn sagt nicht der Herr Bischof Joseph Anton Salzmann in jener Bekanntmachung selbst, daß die guten Hirten gerne ihr Leben für ihre Schafe opfern? Warum sollten sie denn nicht noch tausend Mal lieber zu Eurem Besten auf ihre Pfründen und ihre Einkünfte verzichten, die ihnen unstreitig weit weniger werth sind, als das Leben? Man muß sie nur beim Worte halten! Welche Beruhigung auch, welche Freude, welches Entzücken müßte es den frommen Hirtenseelen gewähren, wenn sie plötzlich viele tausend unglückliche Familien durch jene verächtlichen, irdischen Güter in frohe, glückliche Menschen umgewandelt sähen? Wenn sie sähen, wie die Armen, die sonst nichts zu ihrer Nahrung hatten, als schlechtes, trockenes Brod und schönes klares Wasser, jetzt einmal durch den köstlichen Wein erfreuet würden, der ohne jemals getrunken und benutzt zu werden, in den Kellern der Prälaten und der Klöster liegt, und umsonst verduftet? Darum, Hochwürdigste und Hochwürdige, öffnet Eure Herzen, Eure Kisten, Eure Küchen und Keller! Gebet den Armen zurück, was Ihr

und Eure Vorfahren ihnen und ihren von Euch verdummten Voreltern abgeheuchelt und abgelogen, geraubt und gestohlen habt! Männer, wie Ihr, die so reich an himmlischen Gütern sind, bedürfen der irdischen nicht weiter! Männer, wie Ihr, die sich immer mit dem Heilande vergleichen, müssen auch suchen, ihm in allen Stücken ähnlich zu werden und er hatte ja nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Wozu bedürfet denn Ihr prachtvolle Paläste, Bischofesitze und Klöster? Ihm müsset Ihr nachahmen, und darum so arm werden, wie er war, dann werdet Ihr auch einst leuchten, wie der Sterne Glanz, immer und ewiglich! Wie er sein Leben zum Besten der Menschheit dahin gab, so müßt auch Ihr Eure Pfründen und Einkünfte zum Besten Eurer Mitbürger opfern, dann wird man Euch, zwar nicht als Heilige, aber doch als ehrliche Männer preisen, statt daß euch jetzt die Geschichte als heuchlerische, unnütze und betrügerische Schurken der Verachtung der Nachwelt bezeichnet!

Aber, spricht man, es wäre doch grausam, die armen Mönche aus ihren Zellen zu jagen, eben so grausam, als wenn man die Bienen aus den ihrigen jägt, und ihnen ihren Honig und ihr Wachs wegnimmt! Nein, sage ich, das Verfahren gegen die Bienen ist weit empörender, weit grausamer, als das gegen die Bewohner der Klöster, die man säkularisirt! Die Bienen haben ihren Honig und ihr Wachs durch Mühe und Arbeit, und auf ehrliche Weise, ohne irgend Jemand zu schaden, erworben; aber die Mönche

und Nonnen haben Alles, was man in ihren Klöstern und Zellen findet, durch List und Ränke, durch Heuchelei, Bettelei, Müssiggang und Heiligthuerei zusammen gestohlen und gelogen; sie sind wahre Raubbienen, und man thut ganz recht, wenn man ihnen den Honig und das Wachs wieder wegnimmt, das sie seit Jahrhunderten den fleißigen Arbeitsbienen, die in der Welt leben, und es sich sehr sauer werden lassen müssen, geraubt haben. Auch braucht man sie deßhalb nicht verhungern zu lassen; denn dieß wäre grausam. Alle Junge und Gesunde, die arbeiten und ihren Unterhalt sich selbst erwerben könnten, müßten arbeiten, und wenn sie es nicht verständen, so müßte man sie es lehren. Es giebt in der That kein so kräftiges Mittel gegen die Fleischeslust und gegen die Anfechtungen des Satans, als nützliche Thätigkeit, sie möge in körperlicher oder in geistiger Arbeit bestehen. Sie ist der sicherste Schild gegen die Pfeile des Bösen, der immer umhergehet, wie ein brüllender Löwe; sie ist tausendmal sicherer, als alles Bekreuzen, als alle Paternoster und Ave Maria. Und wenn man sich am Abend mit dem Bewußtseyn niederlegen kann, daß man am Tage etwas Gutes und Nützliches vollbracht hat, dann schläft man so ruhig, so sanft und so fest, daß man durch keinen sündlichen Traum, durch kein Schreckbild der Hölle im Schlummer gestört wird.

Ferner müßte man, sowohl weiblichen, als männlichen Klostergeistlichen ihr Vermögen, das sie durch

ihren, oft erzwungenen, Eintritt in's Kloſter verloren, von ihren Verwandten, die ſich damit bereichert haben, mit allen Zinſen und Nutzungen, welche ſie davon hätten ziehen können, auszahlen laſſen; denn dies iſt nicht mehr, als billig.

Die Sorge für die Wenigen, die nicht im Stande wären, ſich durch Arbeit ihren Unterhalt zu ſchaffen, und auch kein Vermögen hätten, um ſich ſelbſt zu ernähren, müßte natürlich der Staat übernehmen; denn hiezu iſt er um ſo mehr verpflichtet, da er die verderblichen Anſtalten nicht allein duldete, ſondern auch in Schutz nahm und gut hieß, wodurch jene Unglücklichen außer Stand geſetzt wurden, nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu werden.

Sowohl Mönche, als Nonnen, müßten durch den Staat auf das Feierlichſte von dem ſchändlichen, aller Vernunft und allen Rechten des Menſchen Hohn ſprechenden Gelübde der Keuſchheit entbunden werden, und, wenn ſie wollten, heirathen dürfen. Dieß iſt bei den Nonnen um ſo nöthiger, da, wie Sankt Paulus ſagt, die Weiber nur ſelig werden ſollen durch Kindergebähren, und ein jeder Chriſt, ſey er Mann oder Weib, ſeine Seligkeit ſchaffen muß mit Furcht und Zittern.

Bei Aufhebung der Klöſter kann durchaus von keiner Verletzung des Eigenthums die Rede ſeyn. Mönche und Nonnen ſind nicht Eigenthümer, ſondern bloße Genießbräuchler der Klöſter; denn ſie können, vermöge ihres Gelübdes der Armuth, kein

Eigenthum haben, und überhaupt iſt der Eintritt in ein Kloſter keine Thatſache, wodurch ein Eigenthumsrecht oder auch nur ein lebenslängliches Beſitzrecht begründet werden könnte. Setzt alſo der Staat die Kloſtergeiſtlichen in ein ſolches Verhältniß, daß ſie, bei gehöriger Anwendung ihrer eigenen Kräfte, hinlänglich gegen Mangel gedeckt ſind, ſo thut er Alles, was ſie verlangen dürfen, und ſie können dann ſich nicht über Härte oder Ungerechtigkeit beſchweren. Der Staat kann und darf aber keine Einrichtungen dulden, die für die Sittlichkeit und den Wohlſtand ſeiner Angehörigen verderblich und nachtheilig ſind, und wie ſehr dies, hinſichtlich der Klöſter, der Fall iſt, das kann Niemanden unbekannt ſeyn, der jemals in einem Lande war, wo es Klöſter giebt *).

Zur Vertheidigung derſelben hat man oft die Behauptung aufgeſtellt, daß wir ihnen den größten Theil unſerer gegenwärtigen Geſittung und geiſtigen Ausbildung verdankten, daß ſie die treuen Bewahrer und Ueberlieferer aller der klaſſiſchen Werke der Griechen und Römer geweſen, und daß ſie ſchon aus dieſem Grunde ein Recht auf Achtung, auf Unverletzbarkeit und Fortdauer haben. Das wären freilich herrliche Verdienſte um die Menſchheit, aber bei weitem wären ſie nicht groß und glänzend genug, um Anſtalten fortbeſtehen zu laſſen, welche alle höhere Vervollkommnung,

*) Man ſehe hierüber die „Briefe über das Mönchswesen“ (von la Roche und Risbeck), und das bekannte Werk „die Mönchserei“ von Weber. Stuttgart, 1819.

alle wahrhaft veredelnde Aufklärung durch die finſterſte Nacht des ſchrecklichſten Aberglaubens zu hemmen ſuchen. Jene wiſſenſchaftlichen Schätze wurden gar nicht von den Mönchen in der Abſicht in Verwahrung genommen, um ſie der Nachwelt zu überliefern. Die dummen Kloſterbewohner wußten gar den hohen Werth dieſer unſterblichen Werke nicht zu würdigen. Sie ſuchten ſich blos und oft auf die ſchändlichſte Weiſe den Beſitz derſelben zu verſchaffen, um ſich durch Abſchriften und Vorzeigen an Neugierige zu bereichern. Mit der größten Sorgfalt bewahrten ſie viel Schlechtes auf, und ließen das Vortreffliche untergehen. Hätten ſie nicht manche Werke mit ſo ſelbſtſüchtiger, eigennütziger Geheimnißthuerei der Benutzung anderer Menſchen entzogen; hätten ſie nicht aus Dummheit und Religionsſchwärmerei gar Vieles muthwillig vernichtet und verderben laſſen, ſo hätte die Menſchheit vielleicht um mehrere Jahrhunderte weiter vorgerückt ſeyn können. Wir ſind ihnen alſo keine Dankbarkeit ſchuldig. Mit welchem Rechte könnten überdies auch wohl die Mönche der gegenwärtigen Zeit für angebliche Verdienſte belohnt ſeyn wollen, welche die Mönche längſt entflohener Jahrhunderte ſich ſollen erworben haben? Sie ſind ja weder durch Erbſchaft, noch auf andere Weiſe in die Rechte der letztern eingetreten. Daß ſie in denſelben Gebäuden wohnen, worin jene vor Jahrhunderten gelebt haben, giebt ihnen keinen Anſpruch auf Belohnung für die Verdienſte ihrer Vorgänger!

Noch weniger als die Klöſter gehören die Wallfahrtsorte zu den Zierden der Schweiz, und beſonders iſt das berüchtigte Maria Einſiedlen ein wahrer Schandfleck unſers Jahrhunderts, ein Brandmark des ſchweizeriſchen Pfaffenthums und der Regierung, die in ihrem Kanton dies empörende, ſittenverderbende Unweſen duldet. Hier war es, wo der edle Ulrich Zwingli, der berühmte, hochherzige Reformator der Schweizer ſchon vor länger als dreihundert Jahren (1517) kühn und laut ſeine Stimme gegen das Abſcheuliche der Ablaßkrämerei und gegen das Wallfahrten erhob; allein ſie verhallte, von Pfaffen und Mönchen überſchrieen, und fand erſt in andern Kantonen ihr Echo. Mehrere Tauſende ſchwerbeladener Sünder, nicht allein aus den ſchweizeriſchen Kantonen, ſondern auch aus Frankreich und Deutſchland, wallfahrten jährlich mit ihren langen Pilgerſtäben und mit lautem, ſinnloſem Geplärr nach Maria Einſiedlen, um dort Vergebung und Ablaß für ihre begangenen und künftigen Miſſethaten zu holen. Sollte nicht jede Regierung, welcher die Erhaltung der Sittlichkeit ihrer Angehörigen wahrhaft am Herzen liegt, ernſtlich bemühet ſeyn, dieſen ſo verderblichen Wallfahrten nach Möglichkeit zu wehren? Aber nein, man iſt ſehr zufrieden, man freut ſich darüber, wenn das Volk recht abergläubiſch und dumm iſt, denn je dummer die Schafe ſind, deſto leichter laſſen ſie ſich ſcheeren. Das iſt die große Staatsmaxime aller deſpotiſchen und ariſtokratiſchen Obern, ſie mö-

gen seyn, wo sie wollen. Sie ordnen strenge Büchercensoren an, die angeblich darüber wachen sollen, daß keine Zeile gedruckt werde, die „den guten Sitten" schaden könnte; aber mit dem größten Wohlgefallen sehen und rühmen sie es, wenn ihre Untergebenen Saatzeit und Erndte versäumen, und schaarenweise nach Maria Einsiedlen pilgern, um sich die Erlaubniß zu Raub, Mord, Diebstahl, Unzucht, Meineid und andern Verbrechen zu erkaufen, die sie in ihrem Vaterlande begehen wollen. Was kümmern sich die meisten Herrscher um das Glück und die Sittlichkeit ihrer Völker? Sie würden die Tugend von der Erde verbannen, und das Laster zum Gesetz machen, wenn sie hiedurch auf ewig ihre despotischen Throne befestigen könnten. Andere schweizerische und nichtschweizerische Regierungen, die von edleren Ansichten ausgehen, und wirklich das Glück, die Sittlichkeit und die Aufklärung ihrer Untergebenen zu fördern streben, kennen entweder das Sittenverderbliche jener Wallfahrten nicht gehörig, oder sie halten es für widerrechtlich, ihren Staatsbürgern in Hinsicht religiöser Ueberzeugungen und Handlungen etwas vorschreiben zu wollen. So vernünftig dieser Grundsatz auch ist, so findet er doch hier keine Anwendung; Handlungen, welche für die Moralität und die öffentliche Sicherheit so gefährliche und nachtheilige Folgen haben, muß keine Regierung dulden, und daher wäre es höchst wünschenswerth, wenn alle benachbarten Staaten ihren Angehörigen das Wall-

fahrten auf das Strengſte verböten, und auch alle Wallfahrtsorte in ihren eigenen Ländern aufhöben.

Jeder vernünftige und rechtliche Mann, ſey er Katholik oder Proteſtant, muß von dem äußerſten Unwillen über dieſe ſchrecklichen Entſittlichungsanſtalten ergriffen werden. Zu Einſiedlen findet man alles, was nöthig iſt, um den menſchlichen Geiſt in die Feſſeln des ſchändlichſten Aberglaubens einzuſchmieden. Hier haben die Mönche einen ordentlichen Fabrikort und Handelsplatz für alle die frommen Galanteriewaaren, womit ſie die verdummte Menge der Pilger um ihr Geld und um den letzten Funken von Vernunft, von geſundem Menſchenverſtand und von Sittlichkeit betrügen! Hier kann man Ablaſſe und Sündenvergebungen auf zehn, auf zwanzig Jahre, ja auf Zeitlebens, einkaufen. Hier giebt es zu den billigſten Preiſen große und kleine Kruzifixe, hölzerne, goldene und ſilberne Götzen, bunte Heiligen- und Märtyrerbilder, Knochen, Haare und Blutstropfen von Apoſteln und Heiligen, Amulete, fromme Legenden, Gebete und Teufelsgeſchichten, denn auch eine Buchhandlung und Buchdruckerei hat man in Einſiedlen, um den Saamen der Finſterniß und des Böſen ſo weit als möglich zu verbreiten! O, Chriſtenthum, Chriſtenthum, wie viele Segnungen haſt Du uns gebracht! Wie Mancher verübt in dem heilloſen Wahn, mit leichter Mühe und wenigem Gelde zu Maria Einſiedlen oder bei der Himmelskönigin Maria zum Schnee auf dem Rigi, oder an irgend einem

andern ſchweizeriſchen Wallfahrtsorte Vergebung ſeiner Sünden zu erlangen, Bosheiten jeglicher Art, und kehrt von dort mit dem feſten Vorſatze zurück, noch mehrere und größere Miſſethaten zu vollbringen! Wahrlich, eine göttliche Religion und herrliche Pfaffen, die auf ſolche Weiſe die ſcheußlichſten Verbrechen und Laſter befördern! Gewiß war unter den vierhundert und fünfzig Prieſtern des Baal, die der amteifrige Prophet Elias ſchlachtete, si fabula vera, kein Einziger ſo ſchlecht, als dieſe ſchweizeriſchen Bonzen und Derwiſche, und vielleicht war ſelbſt ihre Religion noch etwas beſſer, als die der letztern.

Aber, ſpricht man, die Pilger bringen uns viel Geld ins Land, und die Bewohner mancher Ortſchaften, wie zum Beiſpiel zu Einſiedlen, müßten Hungers ſterben, wenn die Wallfahrten aufhörten! Gut, dann laßt ſie doch ſterben! Menſchen, die ſich nur durch Entſittlichung Anderer ernähren können, verdienen nicht, länger zu leben! Wären manche ſchweizeriſche Regierungen nicht ſo erbärmlich und ſchlecht; ſorgte man, ſtatt ein Heer fauler und ſchwelgeriſcher Bonzen und Mönche zu mäſten, für Errichtung guter Gewerbſchulen und anderer Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten, ſo würde man bald ehrenvollere und einträglichere Nahrungszweige finden. Die kunſtfleißigen Bewohner von Locle und la Chaux de Fond im Kanton Neuenburg leben gleichfalls in rauhen unfruchtbaren Bergthälern und gehören dennoch zu den wohlhabendſten und glücklichſten Einwohner der Schweiz; aber Faul-

heit und Aberglauben ſind immer von Armuth und Laſter begleitet *)!

Unter der großen Menge des geiſtlichen Ungeziefers, von welcher die armen Eidgenoſſen geplagt werden, ſind unſtreitig die Jeſuiten das ſchlimmſte; ſie ſind eben ſo gefährlich für die Sicherheit und Unabhängigkeit der Staaten, als für die Freiheit, die Religiöſität und Sittlichkeit ihrer Bewohner. Der höchſte Zweck des Jeſuitismus iſt Ausbreitung und Befeſtigung der Herrſchaft ſeines Ordens und der päbſtlichen Gewalt. Durch das trügeriſche Helldunkel, womit er ſich umgiebt, weiß er überall Kluge und Dumme zu berücken; gleich einem Chamäleon wechſelt er immer ſeine Farben, wie ein neuer Proteus verändert er plötzlich und unerwartet ſeine Geſtalten, und täuſcht auf dieſe Weiſe Alle, die mit ihm in Berührung kommen. Kein feſter Grundſatz beſtimmt ſeine Handlungen; immer wird

*) Die Herren Pfarrer im Kanton Neuenburg zeichneten ſich ehemals durch ihren Glaubenseifer eben ſo ruhmwürdig aus, wie noch jetzt die meiſten Herren im Kanton Appenzell-Außerrhoden. Nach ihrer Verfaſſung hatten ſie das Recht, einen Kollegen, der Irrlehren vortrug, abzuſetzen, und da der Pfarrer Petitpierre zu la Chaux de Fond beſchuldigt ward, die Ewigkeit der Höllenſtrafen geleugnet zu haben, ſo entſetzten ſie denſelben ſeines Amtes. Die Gemeinde verwandte ſich zwar zu Gunſten ihres aufgeklärten Pfarrers bei Friedrich dem Zweiten; allein die Ehrengeiſtlichkeit berief ſich auf die Verfaſſung oder die ſogenannten articles généraux, laut welcher die Ewigkeit der Höllenſtrafen ein Glaubensartikel ſeyn ſollte, und der König antwortete der Gemeinde: „Da die Neuenburger zufolge ihrer Verfaſſung ewig verdammt ſind, ſo kann ich ihnen nicht helfen.“

er von dem augenblicklichen Intereſſe ſeines Ordens geleitet. Was er heute, da es demſelben nützlich ſeyn kann, als die unerläßlichſte Pflicht jedes Chriſten gebietet, das verdammt er morgen als die ſchrecklichſte Todſünde, blos weil es dem Hierarchismus nachtheilig ſeyn würde. Während er in Frankreich, in Italien, in Spanien und Portugal mit lauten Bannflüchen die Freiheit der Rede und der Preſſe verwünſchte, geſellte er ſich in den Niederlanden zu den dortigen Liberalen, und nahm unbeſchränkte Preß- und Redefreiheit als das unveräuſterlichſte und unantaſtbarſte Recht der Völker in Schutz. In dem einen Lande predigt er unbedingten Gehorſam gegen den Willen der Herrſcher, während er in dem andern die Völker von ihren Eiden, von ihrer Treue und von allen ihren Verpflichtungen gegen ihre Regenten freiſpricht. Hier erklärt er die Perſonen der Könige für heilig und unverletzbar, und dort zuckt er meuchelmörderiſch ſelbſt den Dolch gegen ſie, oder reicht ihnen im Nachtmahl des Herrn die vergiftete Hoſtie.

Kaum hatten die Ariſtokraten in Solothurn, in Luzern und Freiburg ſich wieder der Regierung bemächtigt, als ſie eilten, die Jünger des heiligen Ignatius in ihre Kantone zu berufen; denn, wer konnte ihnen wohl zur Verdummung des Volkes und zur Befeſtigung der, auf's Neue errungenen, Gewalt nützlicher ſeyn, als gerade die Jeſuiten, denen man weislich die Aufſicht und Leitung aller Schul- und Lehranſtalten übertragen wollte? Zwar widerſetzte ſich in Solothurn die Mehrheit des groſſen Raths der Wiederherſtellung der

ehrwürdigen Väter, allein die Mitglieder der Regierung oder des kleinen Raths wußten dennoch ihren Zweck, wenigstens zum Theil, zu erreichen. Ja, es gelang ihnen sogar, in mehreren Gemeinden dieses Kantons Jesuitenmissionen zu errichten, wozu die aristokratische Regierung mit Freuden die Hand bot. Wahrlich, man wird mit Schmerz und Unwillen erfüllt, wenn man jenen schönen, kräftigen, biedern Menschenstamm dem nichtswürdigen Gezücht selbstsüchtiger, herrschgieriger Aristokraten, Pfaffen und Jesuiten dahin gegeben sieht! Schwerlich giebt es irgendwo scheinheiligere und heuchlerische Bonzen, als in Solothurn. In allen Gassen und an allen Ecken derselben sieht man sie, wie ächte Pharisäer, mit ihrem Brevier in der Hand und mit hochmüthiger, scheinheiliger Miene lesen und beten, ohne sich durch irgend etwas stören zu lassen. Ueberall behaupten sie den breiten Stein auf der Straße, und weichen so wenig den Fuhrwerken und den Reitern, als den Fußgängern aus.

In den Kantonen Luzern, Freiburg, Wallis und Tessin ist das Schul- und Unterrichtswesen fast ganz den Jesuiten hingegeben; und unter den Mitgliedern der meisten, sowohl reformirter als katholischer Kantone haben Lovola's pfiffige Schüler sehr einflußreiche und eifrige Freunde und Anhänger. Die Erziehung der Jugend, der wichtigste Gegenstand für die Aufmerksamkeit und die Sorgfalt jedes wohleingerichteten Staats, ist also einer Rotte von Menschen anvertrauet, deren einzigstes Bestreben auf nichts weiter gerichtet ist, als

durch Verbreitung des finſterſten Aberglaubens, durch Ertödtung jedes edlern Gefühls, durch gewaltſame Hemmung des freien, geiſtigen Verkehrs, und durch allgemeine Einführung geiſtlicher und weltlicher Zwingherrſchaft ihrem Orden Reichthümer, Glanz und Anſehen zu verſchaffen. Was iſt nun unter ſolchen Umſtänden zu erwarten? Werden nicht die Jeſuiten allen Sinn für Freiheit und Vaterland, für Religiöſität und Sittlichkeit bei ihren Zöglingen zu erſticken ſuchen? Werden ſie ihnen nicht die, mit Blumen umwundenen Ketten der Knechtſchaft ſo reizend ſchildern, daß ſie es ſogar für eine Ehre halten, dieſelben zu tragen?

Was ſoll man für die Jugendbildung von dem Einfluſſe eines Ordens erwarten, der, wie die Jeſuiten zu Luzern, öffentlich lehrt, daß durch prieſterlichen Ablaß auch die Strafen der ſchwerſten Sünden vor Gott getilgt werden? Muß nicht dieſer verderbliche gottesläſterliche Grundſatz allen Verbrechen und Laſtern Thüren und Thore öffnen? Muß nicht die Behauptung, daß ein frommer Zweck auch die abſcheulichſten Mittel heilige, für die Sicherheit des Staats und ſeiner einzelnen Mitglieder die gefährlichſten Folgen haben? Ganz in dieſem verfinſternden, alle Sittlichkeit vernichtenden Geiſte des Jeſuitismus, erließ auch der ſchon früher erwähnte Herr Fürſtbiſchof von Chur und Sankt Gallen unterm 16. November 1824 einen Hirtenbrief an die Pfarrer ſeines Sprengels, worin es hieß: „Die beiden allerwichtigſten Pflichten ſind die Verrichtung des heiligen Meßopfers und das Leſen des Breviers.

Denn durch dieſe geben die Menſchen Gott, was ſie ihm ſchuldig ſind, und verdienen ſich dadurch wiederum von ihm, was ihre Bedürfniſſe heiſchen. Die im Brevier enthaltenen Gebete ſind auch gar viel verdienſtlicher und kräftiger, als andere, und darum kann kein Indult vom Leſen des Breviers, welches Einer oder der Andere beſitzen mag, weiter als gültig erachtet werden, es ſey dann vom Biſchofe kanoniſch erfunden oder beſtätigt worden "

Als Jeſus von den Schriftgelehrten gefragt ward: welches das vornehmſte Gebot ſey, antwortete er: Du ſollſt Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth; und das andere iſt dem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, als dich ſelbſt; denn wer ſeinen Nächſten nicht liebet, den er ſieht, wie will der Gott lieben, den er nicht ſieht? Unſer Erlöſer ſagte alſo nicht das Mindeſte weder vom Brevier leſen, noch von der Verrichtung des heiligen Meßopfers, welches Seiner hochfürſtlichen Gnaden für die allerwichtigſten Pflichten des Menſchen halten, und wenn man das ganze alte und neue Teſtament von Anfang bis zu Ende auch noch ſo aufmerkſam durchlieſt, ſo wird man keine Sylbe vom Meßopfer und vom Brevier darin finden *).

*) Ich muß hier noch einer Thatſache erwähnen, die den Charakter des Herrn Fürſtbiſchofs von Chur und Sankt Gallen, und überhaupt den Geiſt des katholiſchen Pfaffenthums in der Schweiz ſehr genau bezeichnet, und wahrſcheinlich den meiſten meiner deutſchen Leſer nicht bekannt geworden iſt.

Die Jünger Loyola's, welche Jesus, wenn er noch unter uns lebte und wandelte, schwerlich zu seinen Gesellschaftern wählen würde, suchen, wie ihre Noviziate, Seminarien und Schulanstalten beweisen, den

---

Zu Oberegg im katholischen Freistaat Appenzell-Innerrhoden, lebte ein Mann, Namens Sandereager, der allgemein wegen seiner rechtlichen Handlungsweise geschätzt und geachtet ward, und auch im Aeussern die Förmlichkeiten des katholischen Kultus beobachtete. Weil er aber kränklich war, so hatte er mehrere Male an Freitagen Fleisch oder Fleischsuppe gegessen, und dies war dem bischöflichen Vikar oder Kommissar in Appenzell, Herrn Weishaupt, einem sehr rührigen und eifrigen Streiter für den römisch-katholisch-apostolischen Glauben hinterbracht, und Herr Weishaupt versäumte nicht, Seiner hochfürstlichen und bischöflichen Gnaden von Chur und Sankt Gallen sogleich von dem abscheulichen Gräuel ausführlichen Bericht zu erstatten. Der arme Sonderegger ward hierauf, nach kurzen Verhandlungen, von der Gemeinschaft der christkatholischen Gläubigen ausgeschlossen, und lebte von der Zeit an sehr zurück gezogen und einsam für sich. Zu Anfange des Jahres 1829 starb Sonderegger, und obgleich er auf seinem Krankenbette den Herrn Pfarrer um seinen Zuspruch und geistlichen Trost ersuchen ließ, so hatte doch der würdige Herr ihm nicht allein dies abgeschlagen, sondern er verweigerte auch in Gemäßheit der von seinen Obern empfangenen Vorschriften, nach Sonderegger's Tode, dessen Leiche eine Ruhestätte auf dem Kirchhofe und ein, nach katholischem Ritus eingerichtetes ehrliches Begräbniß. Jetzt wandten sich die Hinterbliebenen an die benachbarte reformirte Gemeinde Trogen, welche zum Freistaat Appenzell-Ausserrhoden gehört. Der dortige ehemalige Pfarrer Frey und die ihm gleichdenkenden Ortsbeamten erklärten sich gleich zur Aufnahme der Leiche auf ihren Kirchhof bereit; aber es mußte, wenn ich mich sehr irre, die Regierung von Ausserrhoden um ihre Zustimmung ersucht werden. Unterdessen hatten sich jedoch die Herren in Innerrhoden eines Bessern bedacht, und entschlossen sich, den Leich-

menſchlichen Geiſt ſchon früh an die ſklaviſchſte Knechtſchaft und Unterwürfigkeit zu gewöhnen. Kein Schatten von Widerſpruch, kein freimüthiges Urtheil, kein lauter Ausbruch der Freude, kein heiterer Scherz wird geduldet, ſondern mit unerbittlicher Strenge beſtraft. Unmöglich kann man in ſolchen Schulen offene, redliche und republikaniſche Bürger für Freiſtaaten bilden. Wie ſoll auch der Jeſuit, welcher der ganzen Menſchheit abgeſtorben iſt, und nur für die Ausbreitung und Befeſtigung unbeſchränkter, hierarchiſcher Willkühr lebt und athmet, wie ſoll er, deſſen höchſtes Ziel die ſchändlichſte Unterjochung des menſchlichen Geiſtes iſt, wohl ſeine Zöglinge mit Enthuſiasmus für Freiheit und Vaterland und mit glühendem Haß gegen Knechtſchaft und Zwingherrnthum beſeelen? Wie ſoll er Andern Gefühle einhauchen, von denen er ſelbſt gar keine Ahnung hat? Wie der Eunuch von ehelicher Liebe und Zärtlichkeit, ſo kann der Jeſuit auch von Sinn für Tugend, für Freiheit und Vaterland reden.

Alſo fort mit dieſer mordſüchtigen, boshaften, heimtückiſchen Brut! Fort mit dieſen Giftmiſchern, die mit ihrer moraliſchen und phyſiſchen Aqua Toffana alles Gute und Edle vernichten, was ihrem Dunſt-

---

* nam ihres exkommunicirten Glaubensgenoſſen auf ihrem eigenen Kirchhofe zu begraben! Gränzt nicht dies Benehmen jenes elenden Pfaffengeſindels wirklich an die barbariſche Rohheit des Zeitalters Gregors des Siebenten? Sollte man wohl glauben, daß Pfaffen in einem ſogenannten Freiſtaat und in unſern Tagen ſich erfrechen dürften, ungeſtraft ſo ſchändlichen Unfug zu treiben?

kreiſe nahet! Sie ſind die tödlichſte Peſt für Aufklärung, für Freiheit und Völkerglück! Von Allem, was ſie lernen und kennen, tritt nichts veredelnd ins Leben! Da betrachte man nur die großen gelehrten Werke eines Kircher, eines Schott und anderer Loyoliten, die mit Leib und Seele ihrem Orden ergeben waren! Es iſt ein Wuſt von kalter, todter, pedantiſcher Gelehrſamkeit, vor dem Jeder zurück ſchaudert, wie vor einem koſtbaren Gewande, das ein frecher Böſewicht einer im Grabe ruhenden Leiche geraubt hat. Die Jeſuiten unſerer Tage ſind noch daſſelbe, was ſie zu Pombals und Choiſeul's Zeiten waren; der Geiſt iſt geblieben, nur die Körper haben ſich geändert.

Darum haben auch die Franzoſen ſehr wohl gethan, daß ſie den Jeſuitismus verbannten! Wären jene ſchweizeriſchen Regierungen nicht ſo nichtswürdig, ſo verworfen, ſo ſchlecht geweſen; hätten ſie nicht offenbar bloß die Abſicht gehabt, ihren Mitbürgern das ſchmählichſte Joch der Knechtſchaft aufzubürden, und für ſich und die Früchte ihrer Lenden kleine Fürſtenthrone zu errichten, ſo würden ſie nimmermehr den Jeſuiten den Eintritt in ihr Land verſtattet, und noch weniger ihnen die Aufſicht und oberſte Leitung des Schul- und Erziehungsweſens übertragen haben. Muß man nicht von einem religiöſen oder richtiger, von einem höchſt irreligiöſen Orden, der in einer, ſich ihm ganz hingebenden weltlichen Zwingherrngewalt das ſicherſte Mittel ſieht, alle ſeine ſelbſtſüchtigen und hierarchiſchen Entwürfe zu verwirklichen, mit Gewißheit

erwarten, daß er alle Kräfte aufbieten werde, jener weltlichen despotischen Macht; deren er sich als Werkzeug bedienen will, Alles zu unterwerfen? Und sind nicht allein aus diesem Grunde die Jesuiten für einen Verein republikanischer Staaten, die sehr mächtige, unbeschränkt monarchische Nachbaren haben, welche ihren absoluten Monarchismus auf dem ganzen Erdenrund verbreiten wollen, die allergefährlichsten Einwohner? Müssen nicht schon deshalb jene Republiken in der steten Furcht und Besorgniß schweben, sich bei der ersten, beßten Gelegenheit von dem giftigen Wurm des Jesuitismus, den sie mit so großer Sorgfalt in ihrem Innern hegen, pflegen und nähren, an den auswärtigen Monarchismus verrathen und verkauft zu sehen, welcher ihm noch weit bessere Nahrung darbietet, als sie ihm gewähren können.

Der starke Hang der Schweizer zu religiöser Schwärmerei und Ueberspannung macht es ihren Regierungen und auch Andern sehr leicht, sie durch frömmelnde Gaukelwerke zu täuschen und zu blenden, denn leider, geht es oft den Völkern nichts besser, als den Fürsten, die zwar an der Geschichte eine vortreffliche Lehrmeisterin, aber für ihre heilsamsten Lehren wenig Empfänglichkeit und ein äußerst schwaches Gedächtniß haben.

Zwei Schurken, Bremond und Gacher, angebliche portugiesische Kommissarien in der Schweiz, überredeten zwei bis dreitausend arglose und leichtgläubige Menschen in dem Kanton Freiburg (wo Bre-

mond und Gacher wohnten), ferner in den Kantonen Bern, Luzern, Solothurn, Aargau, Waadt und Wallis nach Brasilien auszuwandern, und dort eine Kolonie zu gründen, wozu sie ihnen große Geldunterstützungen von Seiten der brasilischen Regierung zusicherten. Auf mancherlei Weise schwatzten die beiden schändlichen Buben den armen Leuten noch bedeutende Summen ab, unter dem betrügerischen Vorwande, für ihre Ueberfahrt und ihre Beköstigung während der Reise, so wie für ihr künftiges Glück jenseits des Ozeans zu sorgen. Allein auf dem Meer wurden die Unglücklichen dem schrecklichsten Elende Preis gegeben, Hunderte starben vor Hunger, und den noch am Leben bleibenden ward nichts von allen den Herrlichkeiten, welche Bremond und Gacher ihnen verheißen hatten, gehalten. Um das Unglück der bejammernswerthen Betrogenen einigermaßen zu lindern, veranstalteten zwar ihre, in England und in Rio Janeiro wohnenden Landsleute Subskriptionen, welches auch in der Schweiz selbst geschah; aber leider, war diese Hülfe theils nicht zureichend, und langte auch theils zu spät an, um den Unglücklichen, die fast Alle vor Elend und Mangel umkamen, nützlich zu werden.

Im Schweizerboten und in andern schweizerischen Zeitungen wurden nun freilich Bremond's und Gacher's schändliche Betrügereien enthüllt und aufgedeckt, und selbst bei der Tagesatzung ward Klage gegen die beiden Böswichter erhoben; allein dies war leider zu spät, die Todten konnten nicht aus ihren Gräbern er-

weckt werden, und einer ihrer Mörder, Gacher, hatte sich bereits mit seiner Beute nach Brasilien geflüchtet. Der schlaue Bremond aber wußte sich, von der Freiburger Regierung und den Jesuiten auf das Kräftigste unterstützt, heraus zu lügen, und behauptete sogar, den Ansiedlern bedeutende Summen vorgestreckt zu haben; die er, wenn sie ihm zurück gezahlt würden, einer Stiftung zu Ehren der heiligen Jungfrau bestimmte. Um die Ausführung dieses frommen Gelübdes auf keine Weise zu verzögern, zahlte der gottselige Mann abschläglich 5120 Schweizerfranken zum Ankaufe von Grundstücken voraus, für deren Ertrag erstens jährlich hundert und achtundzwanzig Messen gelesen werden sollten, und zwar wöchentlich zwei Messen, um den Segen Gottes für die erhabenen und legitimen Dynastien Bourbon und Braganza zu erflehen, und für das Gedeihen der, von den betrogenen Schweizern gegründeten Kolonie Neu-Freiburg, so wie für die ewige Seligkeit der vor Hunger und Elend umgekommenen Auswanderer zu beten; zweitens monatlich zwei Messen, zum Gedächtnisse des Todes Ludwigs des Sechzehnten und des Herzogs von Berry, um Gott zu bitten, Frankreich von den Liberalen, den Konstitutionellen, den Bonapartisten, den Republikanern und allen Feinden der Legitimität und des unbeschränkten Zwingherrnthums zu befreien, und den durchlauchtigsten Thronerben, Heinrich Diendonne, Herzog von Bordeaux, und dessen künftige Nachkommenschaft mit Heil und Segen zu krönen. Zu diesem

Zweck verſprach Herr Bremond eine eigene Kapelle zu bauen, bei welcher ein reichbeſoldeter Kapellan angeſtellt werden ſollte. Der hochwürdigſte Herr Biſchof von Freiburg und Lauſanne ſollte über die Kapelle das Patronatrecht ausüben, und die ganze Stiftung ward der Obhut und dem Schutz der hochweiſen und frommen Regierung der Stadt und Republik Freiburg übergeben.

Herrn Bremond's Gebete haben aber keine Erhörung gefunden, und ſeine Meſſen für das Heil der Bourbon's und Braganza's ſind eben ſo ungeſegnet geblieben, wie ſeine braſiliſche Schweizerkolonie! Uebrigens konnte nur in der Schweiz ein ſo ſchändlicher Betrüger ſich auf eine ſo heilloſe und empörende Weiſe von der wohlverdienten Strafe loskaufen, denn es gehört zu der hochgeprieſenen, ſchweizeriſchen Freiheit, rechtliche Menſchen um nichts zu ſtrafen, und Verbrechen und Laſter ungeſtraft zu laſſen.

Daß Frau von Krüdener mit ihren Schwärmereien bei den argloſen, treuherzigen Schweizern, die einen ſo ſtarken Hang zu allem Wunderbaren, Abentheuerlichen und Unbegreiflichen haben, und beſonders unter den niedrigern, weniger gebildeten Klaſſen derſelben, ſo viele Verehrer fand, war ſehr natürlich! Hatte ſie doch, zum Unglück der ganzen Menſchheit, mit ihren phantaſtiſchen Grillen ſelbſt mächtige Erdengötter bethört. Denn daß ſie es war, die zuerſt dem Kaiſer Alexander die Ideen eines heiligen Bundes und eines ewigen Friedens angab, iſt durch zu viel Thatſachen

erwieſen, als daß es geleugnet werden könnte. Was war aber jener ewige Friede, den die Stifter des heiligen Bundes mit ſo ſchmeichleriſchen und ſalbungsvollem Worten verhießen, anders als ein heimlicher, ewiger Krieg der Gewaltigen gegen die Rechte der Völker und der Menſchheit? Viele Argloſe und Leichtgläubige hielten die heilige Bundesurkunde für die Taube mit dem Oelblatt, die nach der blutigen Sündfluth des Krieges und eines despotiſchen Drucks den Frieden zwiſchen Fürſten und Völkern bringen würde; und dies ſollte ſie vielleicht nach dem Willen der Stifter auch ſeyn! Allein herrſchgierige, ehrgeizige Miniſter und Diplomaten verwandelten ſie in eine gräßliche Nachteule, in einen ſchaudererregenden Sturmvogel, der von den eiſigen Ufern der Newa bis zu den Geſtaden des Ebro und Tajo und bis zu den Säulen des Herkules über Europa dahinzog, und mit gräßlichem, widerlichem Geſchrei, nichts als Angſt und Schrecken, als Blut und Thränen, als Fluch und Knechtſchaft und Elend verbreitete. Man wollte alle Erinnerungen an die großen Ereigniſſe, wodurch die Throne Europa's theils umgeſtürzt, theils bis in ihre Grundfeſten erſchüttert waren, aus dem Gedächtniß der Nationen vertilgen; man wollte jeden Gedanken an Freiheit aus den Köpfen verbannen, und jeden Schatten von Menſchen- und Völkerrecht auf der Erde ausrotten. Pfaffen, Jeſuiten und Mönche ſollten, wie einſt Gott die Welt aus Nichts erſchuf, gleichfalls aus Nichts ein ganz neues Ideenreich ſchaffen, und durch Cenſuren

und geheime Polizeien, durch Henkerbeil und Kerker, durch Bajonette und Kanonen glaubte man, alle Grundſätze, die der unbeſchränkten Willkühr zuwider ſind, vom Erdboden verdrängen zu können. Man wollte die Kette der Zeit dort wieder anknüpfen, wo die Revolution ſie vor länger als dreißig Jahren zerſprengt hatte. Alles was in dieſem wichtigen Zeitraum geſchehen war, ſollte als nicht geſchehen und als ein leerer Traum betrachtet werden. Dies war und iſt noch jetzt die wahnſinnige Tollheit aller Verfechter des ſchrankenloſen Zwingherrnthums, des Ariſtokratismus und des Pfaffenweſens! Dies war und iſt das Unglück der Völker und aller Regierenden, die ſich durch eitle Herrſchgier blenden und täuſchen laſſen! Es war und iſt die, nicht zu verſtopfende Quelle einer allgemeinen Umwälzung derjenigen monarchiſchen und republikaniſchen Staaten Europa's, die ſich nicht durch freiſinnige, der Zeit und den Bedürfniſſen der Menſchheit völlig angemeſſene Verfaſſungen hinlänglich geſichert haben.

Man ſprach unaufhörlich von einem Zuſtande geſellſchaftlicher Ordnung und Ruhe, den man in ganz Europa herſtellen wollte, und in der That bewirkte man auch einen ſolchen Zuſtand, der aber jeden Menſchen mit Grauſen und Entſetzen erfüllte, denn an manchen Orten herrſchte die nämliche geſellſchaftliche Ordnung und Ruhe, die man in einem Zuchthauſe findet, wo der boshafte, lauernde Kerkermeiſter immer mit ſeiner Knute in Bereitſchaft ſteht, um jedes Wort, und jedes Murren mit der unbarmherzigſten Strenge

zu bestrafen. Man glaubte, daß die Völker zufrieden und ruhig wären, wenn Angst und Verzweiflung ihnen die Zunge gelähmt hatten, und kein lauter Seufzer sich mehr hören ließ. Allein man irrte. Diese Stille konnte nicht ewig dauern; die Völker mußten und müssen sich von ihrem Schrecken erholen. Jetzt da sie sehen, daß man ihnen den schönen Traum von Freiheit, womit man sie so lange täuschte, entrissen hat, jetzt fühlen sie eine Leere, eine Beängstigung, wie der Liebende, der seine Einziggeliebte verlor. Alles, was sie dulden und leiden müssen, erinnert sie an das, ihnen geraubte Gut; Alles was sie sehen und hören, erregt ihren Kummer, ihren Schmerz; das Beispiel anderer Völker giebt auch ihnen den Muth, ihre Fesseln zu sprengen; sie werden das harte, bluttriefende Joch abschütteln und mit den zerbrochenen eisernen Ketten ihre hartherzigen Bedrücker vernichten!

Wollen die Großen der Erde wirklich eine gute gesellschaftliche Ruhe und Ordnung einführen, so müssen sie mit der Verbesserung der Diät nicht bei den Völkern, sondern bei sich selbst anfangen. Die meisten Uebel fast eines jeden Staatskörpers stammen nicht aus dem Magen, nicht aus dem Armen, den Beinen und Händen, sondern von dem Haupte her. Wenn der Mund mehr verschlingt, als der Magen verarbeiten kann; wenn das Haupt mehr zu eitlem Flitterstaat bedarf, als alle Glieder mit der größten Anstrengung erwerben können, und als überhaupt der ganze Körper zu tragen vermag; dann kann der letztere sich unmög-

lich vergnügt und wohl befinden. Es iſt in der That zu bedauern, daß manche Regierende, die in ihren Aufrufen an ihre Völker und Kriegsheere ſo laut und heftig auf Napoleons Willkühr und Herrſchſucht ſchmälten, ſich durch ſein Schickſal nicht warnen laſſen; daß ſie bloß die Stimmen ihrer Miniſter, ihrer Höflinge, ihrer Mätreſſen, ihrer Beichtväter und Hofjuden, aber nie die Stimmen ihrer Völker hören wollen! Hätte Napoleon nicht die Freiheit der Rede und der Preſſe ſo deſpotiſch unterdrückt, hätte er ſeinen Völkern erlaubt, öffentlich und ohne Scheu die Wahrheit zu ſagen und ihre Wünſche zu äußern, dann hätte er ihre Bedürfniſſe kennen gelernt, und würde, wenn er der öffentlichen Meinung die Achtung bewieſen hätte, die jeder Gewalthaber, der nicht Tyrann ſeyn will, ihr ſchuldig iſt, gewiß nicht nach Elba, oder gar nach Sankt Helena gekommen ſeyn. Nicht der weiſen Politik ihrer hochgeprieſenen Staatsmänner und Miniſter, wodurch ganz Europa in eine fortlaufende Kette der verderblichſten Kriege verwickelt und größtentheils der ſchmachvollſten Knechtſchaft dahin gegeben war; nicht ihren eigenen erhabenen und glänzenden Eigenſchaften verdankten es die europäiſchen Gewalthaber, daß der große Gefangene auf Sankt Helena, vor deſſen Leiche ſogar ſeine Feinde und ehemaligen Sklaven noch zitterten, wie Elpenland, nicht alle Throne unſers Welttheils zertrümmerte. Der allgewaltige Wille der Nationen war es, was endlich ſeiner ſchrankenloſen Herrſchgier und ſeinem Deſpotismus ein Ziel ſetzte, und eben

dieſer Wille kann, wie die Ereigniſſe unſerer Tage zeigen, einem legitimen Karl ſo gut, wie einem illegitimen Napoleon gebieten: bis hieher ſollſt du kommen, und nicht weiter! Jetzt fort mit dir!

Der Wille der Völker iſt die einzige Quelle der Gewalt ihrer Könige; es giebt keine andere! Und darum handeln unſere jetzigen Monarchen auch ſehr weiſe, ſich die Liebe und Achtung der Nationen zu erwerben, denn dies ſind die ſicherſten Stützen der Thronen, ſicherer als alle Cenſuren, Bücher- und Zeitungsverbote, Inquiſitionen, geheime Polizeien, Ordonnanzen, Kongreß- und Bundestagsbeſchlüſſe, ja ſelbſt als Kanonen, Bayonette und Schwerdter! Freilich kann man durch letztere die Völker auf einige Zeit in Schrecken und Betäubung verſetzen; allein die tägliche Erfahrung beweiſt, daß ein ſolcher Zuſtand keineswegs natürlich und dauernd iſt, ſondern leicht vorübergeht, und daß dann die lange und gewaltſam zurückgehaltene Flamme, die man erſtickt zu haben wähnte, deſto furchtbarer und verheerender ausbricht. Die Ereigniſſe unſerer Tage zeigen gleichfalls, daß Völker, bei denen kein Brennſtoff, oder doch kein ſehr ſtarker Grad zur Unzufriedenheit vorhanden iſt, und die durch keine gewaltſamen Mittel in Furcht gehalten werden, ſelbſt dann ſtill und ruhig bleiben, wenn gleich in den benachbarten Ländern überall die Fahne des Aufruhrs weht. Dies wird auf das Deutlichſte durch das Betragen der Einwohner Baierns, Badens und Würtembergs beſtätigt;

dem einige Studentenauflaufe und einige Fenſterſcheiben, die in München eingeworfen wurden, ſo wie ein paar Auftritte im Badenſchen, die gar nicht gegen die Regierung ſelbſt und gegen den Landesherrn, ſondern bloß gegen einige ſubalterne Beamten, gerichtet waren, können nicht als rebelliſche Stimmung der Völker betrachtet werden, und gar nicht einmal zur Sprache kommen. Obgleich die genannten drei Länder an große und bedeutende Staaten gränzen, wo ſich faſt Alles im Aufſtande gegen die Regierungen befand, ſo blieben ſie dennoch ganz ruhig. Was bewirkte dieſe Ruhe? Nicht die Furcht vor den Kriegsheeren, welche zwar beträchtlich genug, aber immer zu ſchwach waren, es mit ſo zahlreichen, muthvollen und in den Waffen geübten Völkern aufnehmen zu können, und überdieß wenig Neigung gezeigt haben möchten, auf ihre Väter, Brüder, Verwandte und Freunde zu ſchießen: nicht jene Furcht war es, was die Ruhe und Ordnung in Würtemberg, in Baden und Baiern aufrecht erhielt, ſondern die Achtung und Liebe der Völker für ihre Regierenden, die Zufriedenheit mit ihren Verfaſſungen, ſo wie das feſte Vertrauen, daß, wenn hie und da, auch Manches anders und beſſer ſeyn könnte, dies gewiß nach und nach gehoben und gebeſſert werden wird, und zuverläſſig ſchon beſeitiget wäre, wenn es in der Macht der Regierungen geſtanden hätte. Achtung, Liebe und Vertrauen der Völker zu ihren Regenten ſind alſo die ſicherſten und breiteſten Grundlagen der Throne.

Nicht Roſſe, nicht Reiſige
Schirmen die ſteile Höh',
Wo Fürſten ſteh'n;
Liebe der Völker kann's,
Liebe des freien Mann's!

Unzufriedene gibt es überall: es hat deren gewiß im goldenen Zeitalter gegeben, welches die Dichter mit ſo ſchönen und glänzenden Farben uns ſchildern, und es wird daran auch zuverläſſig nicht in dem glücklichen tauſendjährigen Reiche fehlen, von dem unſere Chiliaſten und Apokalyptiker träumen, wofern es nemlich jemals erſcheinen ſollte. Die Regierenden ſind Menſchen wie wir Alle; wie ſollten ſie denn durchaus vollkommen und über alle Mängel erhaben ſeyn, und keine Fehler und Irrthümer begehen können? Darum müſſen ſie aber auch, wenn ſie weiſe und klug und nicht thöricht ſeyn wollen, ihre Irrthümer und Fehler ſich zeigen und ſagen laſſen, und ſie zu verbeſſern und in Zukunft ſich vor ähnlichen zu hüten ſuchen. Sie müſſen den Völkern nicht den Mund zuknebeln, nicht ſie zwingen wollen, Jubelgeſänge und Lob-, Freuden- und Danklieder anzuſtimmen, wenn ſie mit glühenden Zangen zerriſſen, und mit Skorpionen gegeißelt werden!

Die Fürſten ſollen übrigens nicht allein Regierende, ſie ſollen auch Repräſentanten der Würde ihrer Völker ſeyn. Daher werden ihnen große Civilliſten bewilligt, wozu ſelbſt die arme Wittwe ihr Scherflein hergeben und deßhalb mit ihren weinenden Kindern oft Hunger leiden muß, weil die Regenten und ihre Familien, ſowohl durch angemeſſenen Aufwand und Glanz, wie

durch ihr ſittliches Betragen, den Völkern bei andern Nationen die gebührende Achtung verſchaffen müſſen. Sie ſollen aber die großen Einkünfte, welche Bürger und Bauern mit ſo ſchwerer Mühe für ſie erwerben, nicht auf eine, ſie und ihr Volk entehrende, Weiſe an herrſchgierige Buhldirnen verſchwenden, die jenen Bauern und Bürgern noch ſogar drohen, ſie durch ihr Militär niederſchießen zu laſſen; denn wenn Fürſten dies thun, ſo zeigen ſie ſich durch ihr Betragen des Throns im höchſten Grade unwerth, und es iſt dann nicht zu verwundern, wenn vielleicht gerade in dem Augenblicke, wo ſie ihrem Volke die, demſelben längſt ſchuldige, zeitgemäße Verfaſſung zugeſtanden haben, ſich Auftritte ereignen, wie ſie vor ein paar Wochen in einer bedeutenden Reſidenz ſtatt fanden.

Die geweſene Buhlerin und nachmalige Betſchweſter von Krüdener, welche zuerſt die Ideen von einem heiligen Bunde und einem, durch denſelben zu bewirkenden, ewigen Frieden ausgeheckt hatte, war nahe daran, durch ihre verrückten Schwärmereien in der Schweiz ſehr ernſthafte, kirchliche Unruhen zu erregen, und ihrem Prophetenamte, ſo wie ihrem ewigen Frieden und ihrem heiligen Bunde, wenn nicht durch einen Bürgerkrieg, doch durch ein feierliches Auto da Fe die Weihe zu geben. Von der Frau von Krüdener und ihren Apoſteln Empeytaz, dem engliſchen Methodiſten Drummond, dem vormaligen braunſchweigiſchen Poſtſekretär Kellner und dem ba-

ſel'ſchen Exprofeſſor la Chenal*) aufgewiegelt, erhob nemlich eine Rotte fanatiſcher Narren in Genf, unter Anführung eines dortigen Advokaten oder Trblers, Namens Grenus, ſcherzweiſe auch Grenouille (Froſch) genannt, im Jahre 1817 wider die genferiſchen Geiſtlichen die ſchwere Anklage, daß ſie die Dreieinigkeit, die beiden Naturen in Chriſtus, das Daſeyn des Teufels und andere kirchliche Lehrſätze leugneten, die ſämmtlich zu dem dogmatiſchen Schiboleth aller rechtgläubigen Schweizer beider Konfeſſionen gehören. Frau von Krüdener ſparte gar nichts, das Feuer zu den künftigen Scheiterhaufen auf das Kräftigſte anzublaſen, und durch ihre Jünger anblaſen zu laſſen. Sie ſtellte beſonders die, für manche frommen Seelen ſo bezaubernde, Anſicht auf, daß die drei erhabenen Stifter des heiligen Bundes die leibhaften Repräſentanten der heiligen Dreieinigkeit auf Erden wären; daß Seine Majeſtät der Kaiſer von Oeſterreich Gott den Vater, Seine Majeſtät der König von Preußen Gott den Sohn, und Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland Gott den heiligen Geiſt auf der Welt vorſtellen, und durch ihre glänzenden Eigenſchaften verherrlichen ſollten, und ſie rieth ihren Anhängern

*) Dieſer la Chenal war vorher Profeſſor der Vernunftlehre und der Metaphyſik in Baſel; weil aber durch Frau von Krüdener's Predigten die Gnade bei ihm zum Durchbruche kam, ſo legte er ſein Amt nieder, um ſich ganz der Ausbreitung des Krüdener'ſchen Evangeliums zu widmen, welches bekanntlich mit Vernunft und Vernunftlehre nichts zu ſchaffen hatte.

und Verbündeten, nöthigen Falls ſich durch ihre Vermittelung an dies heiligſte und allerdurchlauchtigſte Kleeblatt zu wenden, um durch die vereinigten Kräfte deſſelben die drei Perſonen, die zwei Naturen und die legitime Dynaſtie des Fürſten der Hölle auf gleiche Weiſe reſtauriren zu laſſen, wie dieß hinſichtlich der Bourbons geſchehen war. Es wäre in der That ſpaßhaft geweſen, wenn ſich ein Monarchen- und Fürſtenkongreß verſammelt hätte, um ſich über dogmatiſche Grillen zu berathen, und den Völkern in Glaubensſachen Geſetze und Normen vorzuſchreiben! Ein ſolcher Kongreß hätte allen übrigen die Krone aufgeſetzt; indeſſen konnte im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr geſchehen, was im fünfzehnten, ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert ſehr gewöhnlich war. Genf's ehrwürdige und aufgeklärte Paſtöre zitterten jedoch voll Angſt und Beſorgniß wegen der Dinge, die da kommen ſollten; denn ſie fürchteten im Ernſt, daß an ihnen noch gerächt werden möchte, was der Feuereifer ihres Vorgängers Calvin vor beinahe dreihundert Jahren an dem unglücklichen Michael Servet verſchuldet hatte. Das ihnen drohende Gewitter gieng aber glücklich, ohne einen einzigen Scheiterhaufen in Brand zu ſetzen, vorüber, und Frau von Krüdener verließ die Schweiz, wo ſie einen ſo fruchtbaren Boden für ihre frömmelnden, ſcheinheiligen Narrheiten gefunden und ſo viel Unkraut ausgeſäet hatte, das jetzt an manchen Orten von katholiſchen und proteſtan-

tiſchen Jeſuiten genährt, und mit erquickendem Weihwaſſer begoſſen, ſich immer weiter verbreitet.

Die Momiers ſind ohne Zweifel Erzeugniſſe des geheimen und vertrauten Umganges der Frau von Krüdener mit den frommen Vätern von Loyola's Orden; denn obgleich ſie bei ihrem Aufenthalte in der Schweiz ſchon zu betagt war, um noch Leibesfrüchte zu tragen, ſo war ſie doch keineswegs zu alt, um geiſtliche Kinder zu haben, und auf dieſe Weiſe ward ſie Mutter der Momiers, wie Sankt Paulus ſich Vater des Timotheus nannte, nemlich durch den Glauben.

Daß man übrigens in einigen Kantonen der Schweiz den Momiers, wenn man ſie auch nicht als eine beſondere Kirchengeſellſchaft anerkennen will, doch gleiche Rechte mit den übrigen Staatsbürgern zugeſteht, iſt ſehr vernünftig und recht, denn es giebt bekanntlich kein Mittel, einer Religionsſekte mehrere Anhänger zu verſchaffen, und ſie zugleich in ſittlicher Rückſicht mehr zu verderben, als wenn man ſie mit Härte und Unduldſamkeit behandelt. Selbſt das Wort Duldung ſollte man nicht einmal gebrauchen; es empört die Vernunft und jedes menſchliche Gefühl. Mit welchem Recht kann ein Sterblicher dem Andern verbieten, Gott nach ſeiner eigenen freien Ueberzeugung zu verehren und anzubeten? Aus welchem Grunde kann er es ſich als ein Verdienſt anrechnen, wenn er ſeinen Mitbrüdern, die Gott gleichfalls ins Daſeyn rief, erlaubt, auf der Welt leben und Gott nach ihrer Weiſe

für ihr Daſeyn danken zu dürfen? Es giebt wahrlich nichts Abſcheulicheres, nichts was dem geſunden Menſchenverſtande in ſtärkerem Grade Hohn ſprechen könnte, als die Idee, einer herrſchenden Religion oder Kirche. Wie kann ſich ein einzelner Menſch, ein Kaiſer oder König, oder eine Anzahl von Staatsbürgern das Recht anmaßen, den Uebrigen vorzuſchreiben, was ſie von Gott glauben, und mit welchen Förmlichkeiten und Grimaſſen ſie ihn anbeten und verehren ſollen? Was geht es meine Mitbürger an, ob ich ein Jude oder ein Heide, ein Chriſt oder ein Türke, ein Supranaturaliſt oder ein Rationaliſt bin; ob ich meinen Gott Jehovah, Brama, Allah, Tien, oder wie ich ihn nenne; ob ich ihn für einen einigen oder für einen dreieinigen Gott halte; wenn ich nur als Bürger und als Menſch meine Pflichten erfülle, und Niemanden in ſeinen Rechten kränke.

Daher iſt es auch eine unwürdige, höchſt ſtrafbare Verletzung fremder Rechte, wenn ein Jeſuit, ein Momier, oder das Mitglied irgend einer andern Religionsſekte ſich auf liſtige und betrügliche Weiſe einer ihm fremden Glaubensparthei als Religions- oder Schullehrer aufdringt, um entweder bloß ſelbſtſüchtige, eigennützige Zwecke zu erreichen, oder auch für ſeine Parthei Proſelyten zu werben.

Die Momiers werden in der Schweiz häufig dieſer Handlungsweiſe beſchuldigt, und man führt manche Thatſachen an, die ſehr ſtark für die Behauptung ſpre-

chen, daß ſie, wenn auch nicht dem Fleiſche doch dem Geiſte nach, von den Jeſuiten herſtammen.

Unter andern bewarb ſich ein Momier, Namens Scheler, ein geborner Sachſen-Gothaer oder Koburger, der im Jahr 1821 zu Ebnat im Kanton Sankt Gallen Pfarrer war, um die, damals erledigte deutſche Pfarre zu Lauſanne, wo es bekanntlich eben ſo viele Momiers giebt, wie böſe Geiſter in den Säuen der Gadarener. Unſer Momier fand natürlich eine Menge von Fürſprechern unter ſeinen Glaubensgenoſſen, und ward mit dem ſchon früher erwähnten Pfarrer Walſer von Grub zu Lauſanne präſentirt. Obgleich Walſer, nach dem Urtheile der Kenner, eine weit beſſere Rede gehalten hatte, als der Momier, und dieſen auch durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, durch Geiſt, Betragen und äußere Erſcheinung unendlich weit übertraf, ſo ward dennoch der Momier zum Pfarrer gewählt. Walſer hatte nemlich nicht viel mehr als das nöthige Reiſegeld mitgenommen; ſein ſchlauerer Mitbewerber hingegen, der aus der Bibel wußte, daß das Geld ſogar die Herzen der Könige rührt, hatte ſich mit einem großen, wohlgeſpickten Beutel voll Brabanter Thaler verſehen, und die Stimmen der ärmern und geldgierigern Gemeindeglieder theils ſelbſt gekauft, theils durch ſeine Glaubensgenoſſen, nemlich durch die Lauſanner Momiers, kaufen laſſen. Da man dieſe Schacherei nichts weniger, als geheimnißvoll betrieben hatte und da ſogar viele der theuer erkauften Schafe ſelbſt erzählten,

wie viele Brabanter Thaler ſie für ihre Stimmen empfangen hatten, ſo ward der Vorfall faſt in der ganzen franzöſiſchen und deutſchen Schweiz ſehr laut beſprochen, und ein Sankt Galler Advokat oder Tröler, der von dem grundgelehrten und hochweiſen Herrn Juſtiz- und Polizeipräſidenten R—i zum Prieſter der Themis berufen war, und vermuthlich den Unterſchied zwiſchen Simonie und Quanie ſehr gut praktiſch, aber nicht theoretiſch kannte, behauptete mit der größten Beſtimmtheit: der Momier Siegmund Scheler könne durchaus nicht Pfarrer bleiben, er habe öffentlich Quanie getrieben, und ſey deshalb von den Lauſannern zum Pfarrer gewählt; Quanie ſey aber ein weit ärgeres Crinum Falſum, als ein bloß einfaches Falſamolium.

Ich meines Orts bin bereits ſeit ſiebenzehn Jahren nicht mehr praktiſcher Juriſt und überlaſſe es daher meinen Leſern zu entſcheiden: ob der Herr Tröler in Sankt Gallen recht geurtheilt habe oder nicht?

XIII.

Die Titelſucht der Schweizer.

Man hat den Deutſchen oft ihre Titelſucht zum Vorwurfe gemacht, und zur Zeit des heiligen römiſchen Reichs gewiß nicht mit Unrecht. Da traf man in

manchem kleinen, damals ſouveränen, jetzt mediatiſirten Staat, der in Friedenszeiten kaum eine Armee von fünfzig Mann und einem Trommelſchläger auf den Beinen hatte, und nie mit mehr als einem Kontingent von drei und einem halben Mann an einem Reichskriege Theil zu nehmen brauchte, Generalfeldmarſchälle, Generale der Infanterie und der Kavallerie, Generallieutenants, Generalmajors, Oberſten, Kriegsräthe und Kriegsſekretäre, die ſämmtlich noch weit friedfertiger waren, als der Friedensfürſt Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia; ferner Geheimeräthe, denen man nie ein Geheimniß anvertraut hatte, Legationsräthe, die in ihrem ganzen Leben nicht über die Gränzen ihres Geburtsorts gekommen waren; Hofräthe und Landräthe, die weder dem Hofe, noch dem Lande zu rathen und zu helfen wußten, Oberamtmänner und Amtmänner, die nie ein Amt bekleidet hatten, und zu bekleiden im Stande waren, denn Jeder wollte einen Karakter (das heißt einen Titel) haben, weil kein Mann ohne Karakter (daß heißt ohne Titel) geachtet ward.

Manche Regierungen die den Verkauf von Amtstiteln als eine wichtige Finanzquelle betrachteten, ſuchten die Neigung zum Erwerbe derſelben dadurch zu ſteigern, daß ſie den höher betitelten Staatsbürgern Vorzüge vor den Nichtbetitelten zugeſtanden, zum Beiſpiel privilegirten Gerichtsſtand, Fähigkeit bei Hofe zu erſcheinen, und an der fürſtlichen Tafel zu ſpeiſen und ähnliche Nichtswürdigkeiten und Poſſen mehr;

daher bildeten die betitelten Staatsbürger eine Art von perſönlichem Adel, welche die Mitte zwiſchen dem Erbadel und dem Bürgerſtande hielt.

Manche kleine deutſche Fürſten verfuhren bei der Ertheilung ihrer ämter- und in jeder Hinſicht gehaltloſen Titel ſehr pfiffig und ſchlau! Hatte ſich Jemand um ſie oder die Ihrigen ein Verdienſt erworben, ſo gaben ſie ihm einen Ehrentitel, wofür er pflichtſchuldigſt die Gebühren bezahlen mußte, und damit war er für ſeine Mühe, ſeine Koſten und ſeine Geldvorſchüſſe, die er in Betreff des geleiſteten Dienſtes hatte verwenden müſſen, ein für alle Mal abgefunden. Nun mußte er noch, was für manchen Vermögensloſen, der eine zahlreiche Familie hatte, ſehr ſchlimm war, einen ſeinem Range und ſeinem Titel gemäßen Aufwand machen, und für den letztern jährlich oder halbjährlich zu der Landeskontribution beträchtlich beiſteuern. So war denn der arme Betitelte für die Dienſte, die er ſeinem Regenten und ſeinem Vaterlande geleiſtet hatte, doppelt und dreifach geprellt, und hätte gewiß recht gerne auf alle Belohnung derſelben verzichtet!

Die große Anzahl der ämterloſen Titulados in Deutſchland kann alſo nicht durchgehends als Beweis einer eitlen Titelſucht der Deutſchen betrachtet werden, mit deſto größerm Rechte aber darf man den Schweizern dieſe Schwachheit zum Vorwurfe machen.

In manchen einzelnen Kantonen der Schweiz, die kaum fünfzig bis ſechszigtauſend Einwohner zählen, findet man ſo viele Oberſten, Oberſtlieutenants und

Hauptmänner, daß zur Noth die ganze deutsche Bundesarmee, wenn sie auf dem Kriegsfuße stände, damit versorgt werden könnte, und überhaupt scheinen die Schweizer große Liebhaber militärischer Titel zu seyn, welches für ihren kriegerischen Sinn hinlänglich zeugt. Bei den Deutschen ist dies nicht der Fall, denn viele Offiziere ausser Diensten hören sich lieber schlechtweg bei ihrem Namen, als bei ihrem Titel nennen, wahrscheinlich weil die Erinnerung an die unnütze Menschenschlächterei von 1813 bis 1815, an welcher sie haben Theil nehmen müssen, ihnen keine angenehme Gefühle gewährt, indem Manches nach dem großen Kampf für Freiheit und Vaterland noch weit schlimmer und drückender geworden ist, als es unter dem tyrannischen Scepter Napoleons war.

Als ich im Kanton Aargau lebte, ging ich einmal von Basel nach Aarau, und erkundigte mich, weil ich einen nähern Weg als die Landstraße einschlagen wollte, in einem Wirthshause nach dem Fußwege über die sogenannte Schafmatt.

Warten Sie noch ein Viertelstündchen, flüsterte mir die Wirthin zu, der Herr Präsident geht gleichfalls über die Schafmatt; Sie können mit Dem gehen, dann werden Sie gewiß nicht verirren.

Ich blickte alle Gäste in der Stube der Reihe nach an, um den Herrn Präsidenten auszuforschen, und mir die Ehre zu erbitten, ihn begleiten zu dürfen; allein Keiner hatte in seinem Aeussern irgend etwas Präsidentenmäßiges.

Nun hat der Herr Präſident ſeinen Schoppen ausgetrunken, ſprach die Wirthin, wenn es Ihnen beliebt; er wird Ihnen den Weg ſchon zeigen, daß ſie nicht irren können.

Herr Präſident, fuhr ſie zu einem alten, ſehr ſchlecht gekleideten Mann fort, wollt Ihr ſo gütig ſeyn, die Stiefel meines Sohnes mitzunehmen und zu verſohlen? Aber nehmt ja gute Sohlen, ich zahle gerne einige Kreuzer mehr!

Sie reichte dem barfüßigen Präſidenten ein paar zerriſſene Stiefel hin, und mit ſichtbarer Freude ſteckte er ſie in ſeinen Queerſack, wobei er verſprach, ſie in den erſten Tagen wieder zu bringen, oder durch ſein Wieb, nämlich durch die Frau Präſidentin, zu ſchicken.

Ohne viele Komplimente zu machen, die in der Schweiz überhaupt nicht ſehr gebräuchlich ſind, begab ich mich mit meinem unbeſtiefelten und unbeſchuheten Präſidenten auf den Weg.

Haltet ſprach er, als wir zum Dorfe hinaus waren, die Stiefel kommen mir eben (gerade) recht; ſoll ich ſie tragen, kann ich ſie auch anziehen; es läuft ſich dann beſſer!

Hiemit zog er die Stiefel an, wir gingen weiter, und kamen endlich in ein Dorf, wo der Herr Präſident gleichfalls Geſchäfte hatte. Auf ſeine Einladung und auf die Verſicherung, daß man im dortigen Wirthshauſe vortrefflichen Markgräfler Wein fände, und daß wir auch den Herrn Oberſten und den Herrn Haupt-

mann, deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, antreffen würden, kehrte ich mit ihm ein. Der Herr Oberst schien ein ziemlich unterrichteter und gebildeter Mann: er war in französischen Diensten gewesen, wo er, da er nicht aus patrizischem Saamen entsprossen war, es nur bis zum Feldwebel gebracht hatte, und erst später bei der schweizerischen Miliz bis zum Obersten gestiegen war. Der Herr Hauptmann war zugleich Schneider in einem benachbarten Dorf und hielt, wie mein Präsident mir sagte, fünf oder gar sechs Gesellen und zwei Lehrjungen.

Sehr einträchtig saßen wir vier, mit bedeckten Häuptern, um den Tisch herum, sprachen von England und von Müllhausen, von Lyon und vom Schwabenland, als plötzlich ein paar schwarze Herren hereintraten. Der Präsident, der Oberst, der Hauptmann flogen von ihren Sitzen, und ihre Hüte und Kappen von ihren Köpfen, als ob ein Sturmwind sie herunter gerissen hätte.

Es ist der Herr (nemlich der Herr Pfarrer) und der Herr Vikari von N. N. flüsterte mein Präsident mir zu, um mich vielleicht zu mahnen, gleichfalls aufzustehen, und meinen Hut abzuziehen, wozu ich aber keine Neigung hatte.

Bei dieser Gelegenheit fiel mir zuerst die Ehrerbietung der Schweizer gegen ihre Geistlichen auf. Wenn sie wirklich das Ergebniß eines religiösen Gefühls ist, so kann man sie keineswegs tadeln, nur sollten die Herren Schwarzröcke dann die Ehrenbezeugungen

nicht mit ſo vornehmer Miene aufnehmen, ſondern hübſch demüthig ſeyn, wie ihr Herr und Meiſter auch war. Wenn in Deutſchland gleich noch ſo viele Präſidenten, Oberſten und Hauptmänner irgendwo verſammelt wären, ſo würde ſchwerlich ein Einziger bei dem Eintritte von ein paar Pfarrern, die ſich weder durch ihr Betragen, noch durch Kenntniſſe und Bildung vortheilhaft auszeichneten, ſo haſtig von ſeinem Stuhle aufſliegen, wie es bei dieſen Baſeler und Solothurner Honoratioren der Fall war. Doch jedes Land hat ſeine Sitte.

In Deutſchland fühlt ſich der Edelmann beleidigt, wenn man ihn Junker nennt, weil man mit dieſem Worte einen verächtlichen Begriff verbindet, und es blos als ein Titelchen gebraucht, das man den kleinen adlichen Jungen an den Kopf wirft, die ſo eben ihre erſten Höschen bekommen haben. An einigen Orten der Schweiz hingegen, beſonders in Sankt Gallen, nennt man noch jeden Patrizier, mit dem man ſpricht, in der Anrede Junker, und wenn er auch nur Perückenmacher ſeyn ſollte. Da heißt es „Hochgeehrter Junker X oder Y, wollen Sie mir wohl die Haare verſchneiden?“ oder „Hochgeachteter Junker Landammann, wollen Sie die Gewogenheit oder die Gnade haben, mir zu einem Aemtchen behülflich zu ſeyn?“ Hat man aber mit einem, von auswärtigen Despoten reichbeſoldeten, ſtets geldhungerigen und geldbedürftigen jeſuitiſchen Präſidenten und Spion zu ſchaffen, der weder Schuhmacher, noch Schneider bezahlen kann, dann muß man die Hand immer in

der Tasche oder voll Gold und Silber haben, um dem hochgeachteten und sehr verächtlichen Herrn aus der Noth zu helfen; denn dies ist an einem Orte, wie Sankt Gallen, wo Alles merkantilisch betrieben wird, wo Alles für Geld zu haben ist, und wo man Nichts, selbst Recht und Gerechtigkeit nicht ohne schweres Geld erlangen kann, sehr natürlich.

Die Schweizer werden übrigens durch ihre, oft hochklingenden Titel keineswegs gehindert, jede Art von Gewerben zu betreiben, die man bei uns in Deutschland und in andern Ländern mit dem Range, den der Titel giebt, unvereinbarlich findet. Der Präsident flickt Schuhe, der Hauptmann hält fünf bis sechs Gesellen und zwei Lehrburschen, und macht Röcke und Hosen, der Oberst verfertigt und schleift Messer und Scheeren, der Junker barbirt, zieht Zähne aus, und läßt zur Ader, und daher darf man den guten Schweizern diese kleine Schwachheit, wofern sie nur nicht zu aristokratischem Unfuge verleitet, immerhin verzeihen.

XIV.

Schluß.

Durch die großen Ereignisse des Jahres 1830 seyd Ihr, Schweizer, auf's Neue an den Scheideweg

zwiſchen Heil und Unheil geführt. Nichts hindert Euch von Außen und in Eurem Innern auch nichts, das Beſſere zu wählen. Dieſes iſt aber einzig und allein durch die gänzliche Vertilgung jedes Schattens von Ariſtokratismus und durch die Rückkehr zu den, in der Vermittelungsurkunde ausgeſprochenen Grundſätzen erreichbar, daß keine Vorrechte der Geburt, der Familien und der Ortſchaften ſtatt finden, und daß jeder Schweizer die Freiheit haben ſoll, im Gebiet der Eidgenoſſenſchaft ſich niederzulaſſen, und ſein Gewerbe zu treiben, wo er will.

Es iſt empörend, wenn eine Anzahl von Familien ſich ausſchließlich das Recht anmaßt, der Mehrheit ihrer Mitbürger Geſetze vorſchreiben zu wollen. Es iſt empörend, wenn einzelne Familien oder Volksklaſſen ſich den Genuß aller Vortheile zueignen, welche die Staatsgeſellſchaft gewährt, und ihren Mitbürgern dagegen alle Laſten und Beſchwerden zur Erhaltung derſelben aufbürden. Jetzt aber, Ihr Schweizer, iſt es Zeit, Euch ſelbſt Verfaſſungen zu geben, die Euren Bedürfniſſen beſſer entſprechen, als jene, die Euch von auswärtigen Machthabern oder von inländiſchen Anmaßern aufgedrungen werden. Laßt Euch nicht wieder von Fremden gebieten, die weder wiſſen, noch zu wiſſen im Stande ſind, was Euch Noth thut! Der Wiener Kongreß war ſehr klug und geſchickt in der Vertheilung von Ländern und Seelen, nur Schade, daß er die Völker als lebloſe Waare, oder als Viehheerden betrachtete, die man, ohne auf ihre Wünſche

und ihre Bedürfnisse im Mindesten zu achten, veräußern und verschachern kann, wie, und an wen man will. Die Konzilien der Pfaffen und die Kongresse der Fürsten und ihrer Minister haben wenig Gutes in der Welt gestiftet. Blut und Thränen, Elend und Jammer waren fast immer die herrlichen Früchte der schönen Saat, die sie ausstreueten, und die Niederlande und Polen liefern auf's Neue die unwidersprechlichsten Belege zu dieser Behauptung!

Darum laßt Euch nicht wieder von ausländischen Herrschern bei der Anordnung Eures Hauswesens etwas einreden; so wenig ihr befugt seyd, Anderu zu gebieten, welche Verfassungen sie sich geben, welche Einrichtungen sie in ihrer Staatswirthschaft treffen sollen; eben so wenig haben Jene das Recht, dies bei Euch zu thun.

Gänzliche Verbannung alles aristokratischen und jesuitischen Unwesens, unbeschränkte Freiheit der Rede und der Presse, Oeffentlichkeit der Gerichtspflege, vollkommene Gleichstellung der Anhänger aller Religionspartheien in Hinsicht ihrer Rechte, möglichste Gleichförmigkeit der Verfassungen in den verschiedenen Kantonen, Abschaffung des Kriegsdienstes im Auslande, Aufhebung der Klöster, Prälaturen und geistlichen Stiftungen, Verbesserung der Schul- und Erziehungsanstalten, das sind einige der wichtigsten Gegenstände, die Jeder, der Euer Bestes wünscht, Euch Schweizern empfehlen muß.

Ich habe zwar manche trübe, aber auch manche ſehr heitere Stunde in der Schweiz verlebt. Ich habe einige ſchlechte, aber weit mehr gute, edle und vortreffliche Menſchen unter allen Volksklaſſen dort kennen gelernt, und unter ihnen herzlichere und treuere Freunde gefunden, als unter meinen eigenen Landsleuten und Verwandten. Wie ſollte ich denn nicht den innigſten Antheil an dem Glück eines Volkes nehmen, das in ſo hohem Grade Liebe, die Achtung und das Wohlwollen jedes Rechtlichen verdient?

Weit entfernt, aus Rachgier oder aus andern ſelbſtſüchtigen Abſichten, die Gährung, welche in der Schweiz herrſcht, vermehren zu wollen, hab' ich mich über manche Perſonen und Einrichtungen, und ſelbſt über mehrere Regierungen mit großer Bitterkeit ausgeſprochen; allein ich bin überzeugt, daß kein unbefangener Schweizer, der die Verhältniſſe ſeines Vaterlandes, und den ſittlichen Werth oder Unwerth jener Perſonen kennt und zu würdigen weiß, meinen Tadel unbillig finden wird.

Nicht aus perſönlichem Haß und Groll, ſondern aus voller Ueberzeugung, daß anders weder Glück, noch Wohlſtand, weder Freiheit, noch Selbſtſtändigkeit für die Schweizer zu erlangen iſt, rufe ich ihnen zu: „Vernichtet jeden Schatten des Ariſtokratismus ſowohl des Vermögens, als der Geburt! Fort mit den patriziſchen Regierungen, die ihr Vaterland als eine fette Pfründe, für ſich und ihre Kinder, ihre Mitbürger aber als ihr Laſtvieh betrachten! Reißt ihnen die Pe-

rücken herunter, allein laßt ihnen die Köpfe ſitzen, denn dieſe ſind ihr unantaſtbares Eigenthum mit allen ariſtokratiſchen und dogmatiſchen, oligarchiſchen und monarchiſchen Grillen und Raupenneſtern, die in den hohlen Schädeln ſtecken. Fort mit jedem Unterſchiede zwiſchen regierungsfähigen und nicht regierungsfähigen Geſchlechtern; zwiſchen Landleuten und Stadtbürgern! Muß der Landbürger nicht dieſelben und oft noch weit größere Laſten tragen, als der Stadtbürger? Muß er nicht im Kriege eben ſo gut ſein Blut und Leben wagen, um die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu ſchirmen, wie der Stadtbürger oder der Patrizier? Warum ſollte er denn nicht mit dieſen gleiche Rechte haben? Warum ſollte er von den Patriziern und Stadtbewohnern verachtet und zurückgeſetzt werden? Iſt es recht und billig, die zahlreichſte Klaſſe von Staatsbürgern, von der man den pünktlichſten Gehorſam gegen die Geſetze verlangt, ganz von der Geſetzgebung auszuſchließen, und ihr Geſetze zu geben, die oft mit ihrem Intereſſe im größten Widerſpruche ſtehen?

Wir leben in einer großen, ereignißſchwangern Zeit! Die Völker werden ſich freilich nicht mehr durch die Donnerſtimme des nordiſchen Selbſtherrſchers in Schrecken ſetzen laſſen, denn die Tage ſind vorübergegangen, wo die Nationen vor dem koſackiſchen Knutenſyſtem zitterten; allein dennoch wird die unumſchränkte Willkühr in ihrer letzten Todesangſt alle Kräfte aufbieten, um die Menſchheit in jenen Zuſtand des Stumpfſinns

und der Rohheit zurück zu ſchleudern, wo tyranniſche Zwingherren vor Jahrhunderten mit ihr ein ſo unbarmherziges Spiel treiben konnten, wie grauſame Kinder mit dem armen Vogel, den ſie aus bloßem Muthwillen rupfen, martern und zu Tode ängſtigen. Wir haben es wohl nicht zu fürchten, daß der aſiatiſchnordiſche Despotismus mit ſeinen verheerenden Fluthen die Länder der Civiliſation überſchwemmen wird, denn hierdurch würde er ſich ſelbſt in den Abgrund des Verderbens ſtürzen; allein dennoch hat jedes Volk Urſache zu wachen und Eintracht und Einigkeit in ſeinem Innern zu fördern und zu befeſtigen, damit es, wenn eine Stunde der Verſuchung kommen ſollte, dem Feinde widerſtehen kann.

Freiheit der Rede und der Preſſe iſt der ſicherſte Schild aller menſchlichen und bürgerlichen Rechte. Der einflußreiche, mächtige und ſcheinheilige Böſewicht wird in einem Staat, wo Preßfreiheit herrſcht, manches Verbrechen nicht zu begehen wagen, weil er fürchten muß, öffentlich entlarvt, und der allgemeinen Verachtung Preis gegeben zu werden. Auch iſt die Freiheit der Preſſe das beſte Mittel, die Regierung mit den Fehlern und Mißgriffen in der Verwaltung, ſo wie mit der Stimmung und den Bedürfniſſen der Völker bekannt zu machen. Wo es keine unbeſchränkte Rede- und Preßfreiheit giebt, da iſt alle übrige Freiheit nur eitler Schein. Darum, Ihr Schweizer, laßt Euch nicht länger dies heilige Kleinod vorenthalten; laßt Euch nicht von ſelbſtſüchtigen Leitern durch das

elende Gaukelwerk täuschen, das sie Euch unter der Benennung von Preßfreiheit aufdringen wollen, und durch beengende, scharfe Preßgesetze so sehr umzäunen und verklauseln, daß es noch schlimmer ist, als die strengste Censur. Unter dem listigen Vorwande, durch ein Preßgesetz den Mißbrauch der Presse zu verhüten, nehmen sie mit einer Hand, was sie mit der andern zu geben scheinen; denn wie leicht kann ein schlauer Richter oder Rechtsverdreher, der Verbrechen in den Ausdrücken und dem Inhalte einer Schrift auswittern will, die wahrsten Thatsachen und die richtigsten Urtheile zu strafwürdigen Vergehen umprägen?

Die Schweizer thun sehr recht, daß sie mit Gewalt nehmen, was ihre Regierungen ihnen schuldig sind, und dennoch ihnen mit Güte nicht geben wollen. Doch wäre zu wünschen, daß kein Bruderblut bei ihnen vergossen würde! Auch die kostbarsten Güter, die man mit dem Blute der Mitbürger erkauft, werden gar häufig zu theuer bezahlt, und tragen oft Jahrhunderte lang die bösen Früchte des Partheihasses, des Grolls und der unversöhnlichsten Zwietracht! Wer sollte übrigens nicht gerne bekennen, daß der Geist, von dem die Schweizer im Ganzen genommen beseelt werden, sie der hochherzigen Ahnherren würdig macht, die für Freiheit und für Völker- und Menschenrecht in glorreichen Kämpfen zu einer Zeit ihr kostbares Blut verströmten, als ganz Europa in den sklavischsten Ketten und Banden lag, und die Wörter: Rechte der Menschen und der Völker noch niemals ausgesprochen

wären! Wie ſollten ſich die Schweizer alſo von ihren eigenen Mitbürgern durch Liſt und Gewalt die Freiheit und die Rechte entreiſſen laſſen, für die ihre Vorfahren eben ſo heldenmüthig geſtritten haben, wie die Ahnherren ihrer Widerſacher? Wäre es nicht ſogar ein Verrath gegen ihre Nachkommen, wenn ſie ferner ein Joch tragen und auf die letztern vererben würden, welches inländiſche Anmaßer von fremden Herrſchern begünſtigt ihnen aufgebürdet haben? Der Ausſpruch der Vermittelungsurkunde: „in der Schweiz giebt es keine Unterthanen, keine Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familien und Perſonen," war durchaus keine neue Anordnung, ſondern die nämliche Maxime, welche der Urverfaſſung zum Grunde lag. Daß in der Folge Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familien und Perſonen geltend gemacht wurden, war die Frucht der unwürdigſten Anmaßungen, und was von Anfang an ungerecht iſt, das kann auch im Verlaufe der Zeit nie Recht werden. Herrſchgier und Eigennutz der Regierungen waren gleichfalls Schuld daran, daß die Eidgenoſſen die Bewohner der, von ihnen eroberten oder auf andere Weiſe erworbenen Landſchaften, wie Thurgau, Rheinthal, Livinerthal, Aargau, Waadt u. ſ. w. nicht als gleichberechtigte Mitbürger anerkannten, ſondern zu Unterthanen machten.

Da alſo jener Grundſatz, wornach keine Vorrechte irgend einer Art ſtatt finden ſollen, ſchon ſo alt iſt, wie die Eidgenoſſenſchaft ſelbſt, ſo können auch die Bürger, welche auf Abſchaffung der angemaßten Vor-

rechte dringen, keineswegeſ mit der entehrenden Benennung Rebellen bezeichnet werden, wie dies jetzt häufig in öffentlichen Blättern geſchieht. Lebte der Kongreßluſtige Kaiſer Alexander noch, und hätten die Polen dann nicht einen ſo wichtigen Strich durch die Rechnung gemacht, ſo würde wahrſcheinlich wegen der Schweizer ein Kongreß gehalten werden, um bei ihnen die geſellſchaftliche Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen und ihnen einen König aus einer legitimen Dynaſtie zu beſtellen.

Die Verfechter der ultramonarchiſchen Willkühr, die Ariſtokraten und Pfaffen ſollten ſich doch der Anklagen und der Läſterungen gegen den Zeitgeiſt enthalten! Es iſt gewiß ein ſehr heiliger Geiſt, der die Menſchheit antreibt, das eherne Joch der Knechtſchaft von dem wunden Nacken zu ſchütteln, um mit ſchnellern Schritten dem Ziel ihrer Veredlung entgegen zu gehen, und er wird zuverläßig keine Läſterung ungeſtraft laſſen, deren man ſich gegen ihn ſchuldig macht!

Man kann freilich die Wahrheit Jahrhunderte lang mit dem ſchwarzen blutigen Schleier des Aberglaubens und des Sklaventhums bedecken; man kann jede Stimme, die ihr huldigt, durch das Geheul verfinſternder Bonzen und durch die wilden Flüche und Drohungen knechtiſcher Schergen übertäuben; man kann manche kühne Hand, welche jene Decke hinweg ziehen will, durch Ketten, durch Inquiſitionen, durch lauernde Spione, durch Bajonette und Schwerdter zurückhalten

und Ahnen; aber dennoch leuchtet einmal der ſchöne, purpurliſche Morgen der Aufklärung, vor deſſen ſiegenden Strahlen die ſchrecklichen Nachtgeſpenſter entweichen müſſen. Dann wird der ſchwarze blutige Schleier zerriſſen; die Throne und Tempel der unbeſchränkten Willkühr und des Pfaffenthums ſtürzen nieder, und die frevelnden Menſchendränger werden von den Trümmern zerſchmettert.